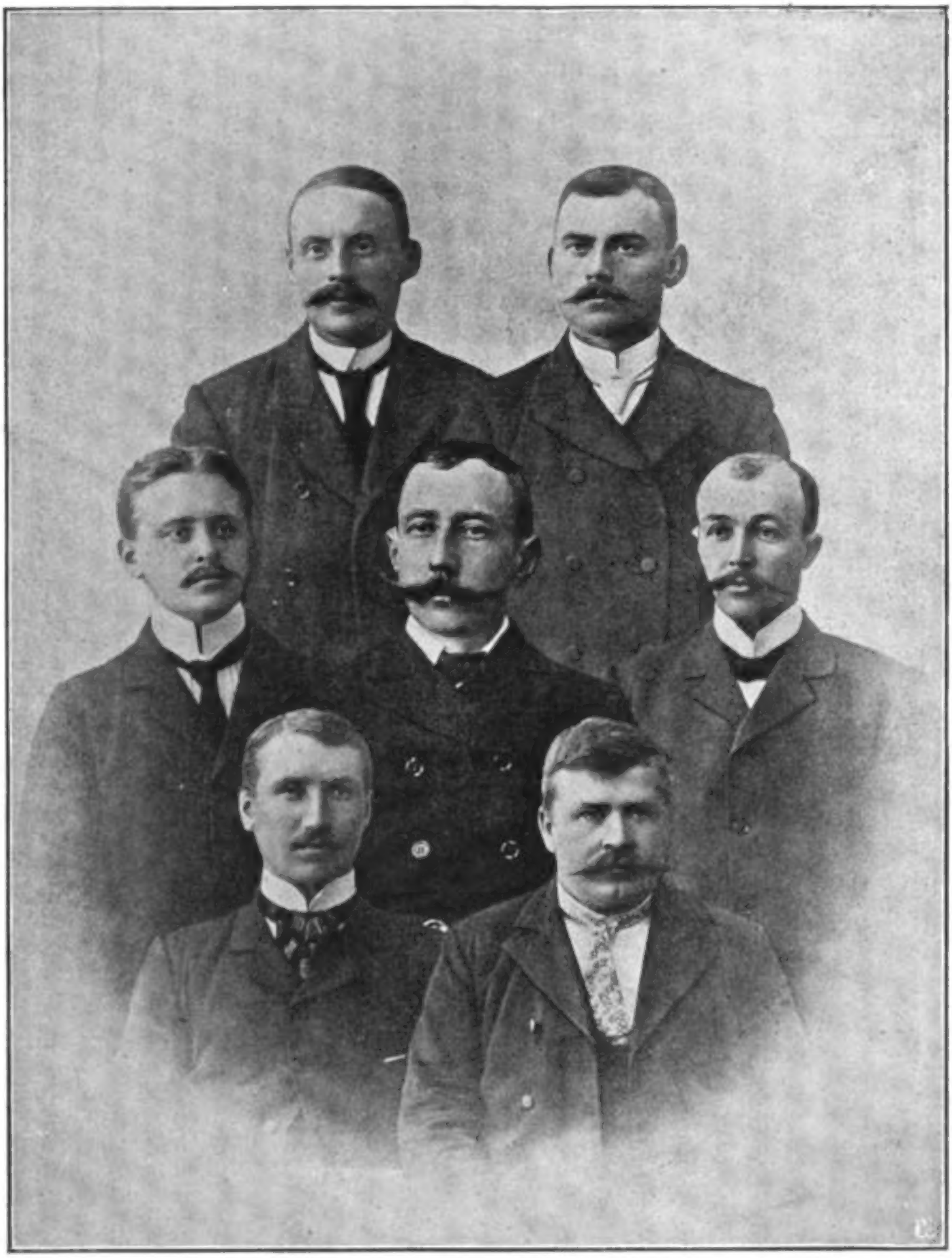


Die Nordwest-Passage

Roald Amundsen, Hansen, Godfred

Die Nordwest-Passage



Die Teilnehmer an der Expedition

Anton Lund Helmer Hansen

Godfred Hansen Roald Amundsen Peder Ristvedt

Gustav Juel Wiik Adolf Henrik Lindström

Roald Amundsen

Die Nordwest-Passage

Meine Polarfahrt auf der Gjöa
1903 bis 1907

Nebst einem Anhang von Premierleutnant
Godfred Hansen

Mit 140 Bildern und 3 Karten

Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen
von
Pauline Klaiber

Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München 1908

Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Dem

Minister Dr. Fridtjof Nansen

in tiefster Dankbarkeit

von

Roald Amundsen

Der kleinen tapfern Schar, die mich auf der Nordwest-Passage begleitet und zur glücklichen Vollendung des Unternehmens das Leben eingesetzt hat, sende ich meinen warmen, innigen Dank.

Wieder und wieder kehren meine Gedanken liebevoll zurück zu dem einsamen Grabe, das da draußen über der unendlichen Eiswüste aufragt, und ich gedenke dankbar dessen, der auf der Walstatt gefallen ist.

Roald Amundsen

Für die wertvolle Hilfe, die mir in Beziehung auf die schwierigen magnetischen Fragen zuteil geworden ist, spreche ich dem Herrn Meteorologen Axel Steen, Seiner Exzellenz Professor Dr. G. v. Neumayer, Herrn Professor Adolf Schmidt und Herrn Professor Johannes Edler meinen besten Dank aus.

Die verwickelte und umfangreiche Rechnungsführung sowie die bedeutende Korrespondenz sind die ganze Zeit über ohne jegliche Vergütung von Advokat Alex. Nansen geführt worden, wofür ich ihm den herzlichsten Dank schulde.

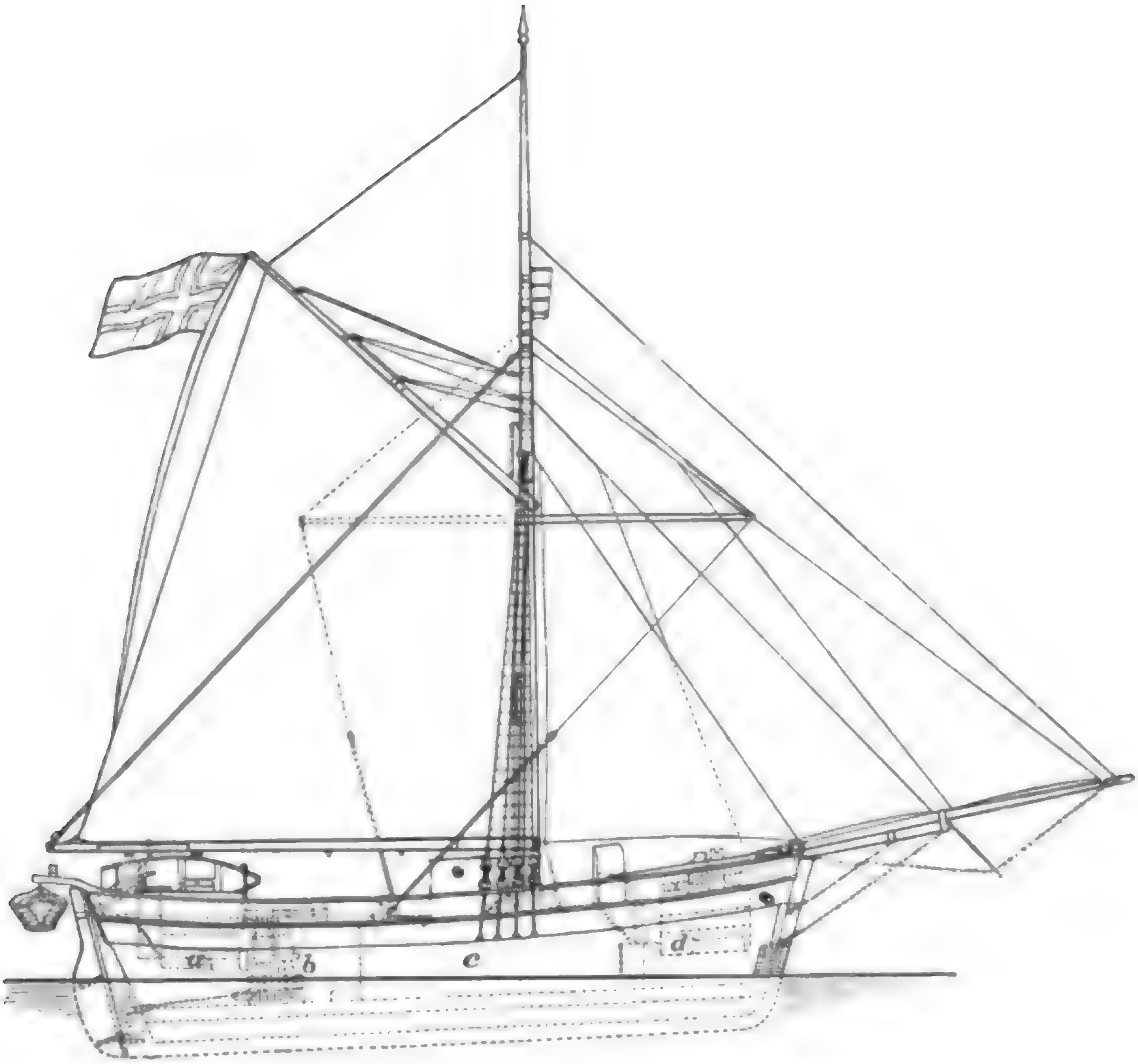
Und schließlich noch meinen wärmsten Dank dem Komitee, das auf die Initiative von Konsul Axel Heiberg und unter der Leitung von Advokat Alex. Nansen die notwendigen Mittel zur Deckung der Schulden der Expedition aufgebracht hat.

Ich fühle mich auch verpflichtet, mitzuteilen, daß der Schriftsteller Bernt Lie mein Manuskript durchgesehen hat.

Roald Amundsen

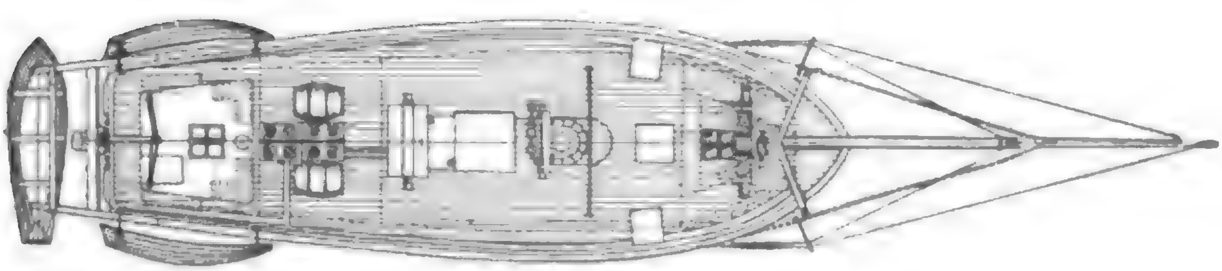
Inhalt

Verzeichnis der Bilder



a. Hinterkajüte c. Laderaum d. Vorderkajüte
b. Motorraum

Querschnitt der Gjöa – 47 R.-Tons



Deck der Gjöa

Einleitung

Von jener Zeit an, wo die alten Phönizier beim Morgengrauen unserer Kultur sich an den Küsten des Mittelmeers entlang gleichsam vorwärts tasteten, bis auf den heutigen Tag sind wißbegierige Männer über unbekannte Meere und durch dunkle Wälder immer weiter vorgedrungen. Bisweilen langsam und mit einem hundertjährigen Stillstand dazwischen, bisweilen aber mit Riesenschritten, wie damals, wo die Entdeckung Amerikas und die großen Weltumschiffungen die Erdkugel selbst aus dem Nebel des Unbekannten und des Vorurteils befreiten.

Sicherlich sind viele Entdeckungsreisende nur von der Sehnsucht nach den Reichtümern getrieben worden, die sie in unbekannten Ländern und Meeren zu finden hofften, ja man kann von den meisten Endeckungsreisen behaupten, daß sie ohne die Grundlage von materiellen Zielen und Erwartungen gar nicht zustande gekommen wären.

Über allen den Forschungen aber, die ihren Weg nach dem ewigen Eise unter den Polen nahmen, ruht von jeher nicht allein der ihnen eigene hohe, reine Glanz von weißen Schneefeldern und wunderbaren Himmelerscheinungen, sondern auch ein Glanz von wahrem, ungetrübtem Idealismus. Wenn man die ausschließlichen Fischfangexpeditionen (denen übrigens die Polarforschung zu großem Danke verpflichtet ist) ausschließt, darf man wohl ruhig annehmen, daß selbst der überspannteste Phantast den Weg nach dem Polareis niemals in der Hoffnung eingeschlagen hat, dort goldene Berge zu finden.

Im Dienste der Wissenschaft sind sie ausgeführt worden, die unzähligen und unablässigen Sturmläufe gegen den schlimmsten „Böig"[1]), der dem menschlichen Forschungsdrang jedesmal den Weg versperrt hat: das tausend- und abertausendjährige Eis, jene breite und feste Mauer um die Geheimnisse des Nordpols.

Aber trotz aller tragischen Geschicke, die so viele entmutigt und unverrichteter Sache umkehren ließen, sind die Angriffe immer und immer wieder aufgenommen worden und werden bis auf den heutigen Tag erneut. Und diese unermüdliche Ausdauer hat, wenn sie den Böig auch nicht überwinden konnte, ihn doch gezwungen, einen Spalt zu öffnen, durch den man tief in seine Geneimnisse hineinsehen konnte.

Eine gewaltige Spalte wurde in die Eismauer geschlagen, als Nordenskjöld die Nordostpassage ausführte und damit das Festland Asiens dem Griff des Böig entriß. Schon ein Menschenalter früher hatten John Franklin und die Franklinexpeditionen die Gewißheit mit heimgebracht, daß sich dem ganzen Lande der nordamerikanischen Küste entlang ein Streifen offnen Meeres befinde; und gar mannigfaltig sind die andern Breschen, die mutige und geniale Polarforscher geschlagen haben in ihrem Bemühen, die Welt aus dem geheimnisvollen Dunkel über dem Norden zu befreien; große Opfer sind auch dafür gebracht worden, und ganz besonders für die Nordwestpassage.

Wohl keine Tragödie des Polareises hat die Menschen so tief ergriffen wie die von John Franklin und seinen Leuten. Keine hat sie so erschüttert, aber auch keine zu einer so erbitterten Wiederaufnahme des Kampfes angespornt.

Man wußte: es gab einen Seeweg nördlich um Amerika; aber man wußte nicht, ob Schiffe hindurchkommen könnten, und noch niemand war je von Osten nach Westen hindurchgefahren. Diese ungelöste Frage ließ die Sache nicht zur Ruhe kommen, hauptsächlich aber einen nicht: den

[1]) Ein gespenstisches Ungeheuer des Nordens, das sich dem Wanderer als ein unsichtbares, kaltes, schleimiges Etwas um die Füße legt.

Mann, dessen Seele seit seinen Kindertagen von dem großen Drama der Franklinexpedition erfüllt gewesen war.

Gerade wie einst die „Vega" die ganze Passage nach Osten gemacht hat, so genügte auch die Kunde von jenem Streifen offenen Meers gegen Westen allein nicht: sie mußte vorher in ihrer ganzen Länge von einem und demselben Schiffskiel durchzogen werden. Und die kleine „Gjöa" war das Schiff, dem dieses Los zuteil wurde.

Das hätte die Gjöa sich nicht träumen lassen, als sie auf der Rosendal-Werft zu Hardanger als Heringjacht gebaut wurde. Obgleich dort in den Fjorden so mancherlei geträumt wird!

Und auch er hätte es sich nicht träumen lassen, der künftige Schiffsführer, als die Berichte über John Franklin zum erstenmal seine acht- bis neunjährige Phantasie gefangen nahmen. Obgleich eine Knabenphantasie gar mancherlei träumt!

Der dreißigste Mai 1889 wurde wahrlich ein Merktag in der Phantasie von vielen norwegischen Jungen! Jedenfalls wurde er in der meinigen ein Merktag! Es war der Tag, wo Fridtjof Nansen von seiner Gröndlandreise zurückkehrte. An jenem sonnenhellen Tage kam der junge norwegische Skiläufer den Fjord von Christiania heraufgezogen, die hohe, schlanke Gestalt umflossen von dem Glanze der Bewunderung aller Welt über die Tat, die er ausgeführt hatte – die tollkühne, die unmögliche Tat! Der Mai feierte sein schönstes Lenzfest im Fjord, die Stadt feierte mit, das Volk feierte mit .... Ich selbst ging an jenem Tag mit klopfendem Herzen zwischen Flaggen und Hurrarufen dahin. Alle meine jahrelangen Knabenträume waren zu stürmischem Leben erwacht. Und zum erstenmal ging es wie ein klares bebendes Flüstern durch meine tiefsten Gedanken: „Wenn du die Nordwestpassage zustande bringen würdest!"

Dann kam das Jahr 1893. Und Nansen zog aufs neue hinaus.

Und mir war, als m ü ß t e ich mit!

Aber ich war zu jung. Meine Mutter bat mich, daheim und bei meinen Studien zu bleiben. Und so blieb ich.

1*

Dann starb meine Mutter. Eine Zeitlang kämpfte meine Liebe zu ihr einen schweren Kampf, ob ich ihrem Wunsche treu bleiben solle. Aber dann konnte ich nicht anders. Nichts konnte meinen Drang, dem Ziel meiner alten und einzigen Sehnsucht nachzujagen, unterdrücken; ich warf mein Studium über Bord und beschloß, die notwendigen langen vorbereitenden Studien in Angriff zu nehmen, die für den Polarforscher durchaus unerläßlich sind.

Im Jahre 1894 fuhr ich mit der alten „Magdalene" als Leichtmatrose von Tönsberg aus auf den Seehundsfang im Eismeer. Dies war meine erste Begegnung mit dem Eise — und sie gefiel mir! Die Zeit verging, und meine Ausbildung machte Fortschritte. In den Jahren 1897 bis 1899 fuhr ich als Steuermann mit der belgischen antarktischen Expedition — unter Adrien de Gerlachs Leitung — nach den südlichen Eisregionen. Und während dieser Zeit reifte mein Plan: Ich wollte den Traum meiner Kindheit von der Nordwestpassage mit dem wissenschaftlich an und für sich viel wichtigeren Ziel verbinden, die gegenwärtige Lage des magnetischen Nordpols festzustellen.

Sogleich nach meiner Rückkehr vertraute ich meinen Plan meinem Freunde Axel S. Steen an, dem zweiten Direktor am meteorologischen Institut. Ich wußte ja selbst nicht, ob die Ziele, die ich mir gesteckt hatte, von genügender Bedeutung seien. Aber er überzeugte mich rasch, daß dies der Fall war; und mit einem Empfehlungsbrief von Steen reiste ich nach Hamburg, um meinen Plan dort der größten zeitgenössischen Autorität in bezug auf Erdmagnetismus vorzulegen, nämlich dem Geheimrat Professor Dr. G. von Neumayer, damals Direktor der deutschen Seewarte. Während ich diesem liebenswürdigen alten Herrn meinen großen Plan entwickelte, nahm sein Interesse beständig zu, und am Ende strahlte er geradezu vor Entzücken. Unter seiner persönlichen Leitung erhielt ich dann auch eine Zeitlang Unterricht an der deutschen Seewarte.

Und dann kam endlich der große Tag, wo der Plan Fridtjof Nansen vorgelegt werden sollte.

Ich glaube, Mark Twain ist es, der einmal von einem

Menschen erzählt, der so winzig war, daß er zweimal durch eine Tür gehen mußte, bis man ihn sehen konnte. Aber die Unbedeutenheit jenes Menschen ist gleich Null im Vergleich mit meines Nichts durchbohrendem Gefühle, das mich an jenem Morgen beherrschte, wo ich in Nansens Villa Lysacker stand und an die Tür seines Arbeitszimmers klopfte.

„Herein!“ rief eine Stimme von innen. Und dann stand ich von Angesicht zu Angesicht dem Manne gegenüber, der seit einer Reihe von Jahren als etwas — Übermenschliches, hätte ich beinahe gesagt — vor mir gestanden hatte, dem Manne, der Taten vollbracht hatte, die jede Fiber in mir erzittern ließen.

Von diesem Augenblick an war die Gjöaexpedition für mich etwas Wirkliches geworden. — Nansen hatte meinen Plänen seinen Beifall gespendet.

Aber damit war ja noch nicht alles getan. Zu einer Polarexpedition gehört in erster Linie — Geld. Und Geld hatte ich leider nicht viel. Was ich besaß und zu eigen hatte, genügte gerade für ein Schiff und die wissenschaftlichen Instrumente. Und so blieb mir nichts andres übrig, als mich auf die Wanderschaft zu begeben und zu allen denen zu gehen, die sich möglicherweise für das Unternehmen interessieren könnten. Das war ein Spießrutenlauf, den ich nicht noch einmal machen möchte!

Ich habe viele lichte und gute Erinnerungen an jene Zeit — an Männer, die mich aufmunterten und mich nach Kräften unterstützten. Aber ich habe auch andre Erinnerungen — an Leute, die sich für beträchtlich klüger hielten als ihre Mitmenschen und das Recht zu haben meinten, alles zu tadeln und zu bekritteln, was andre unternahmen oder unternehmen wollten. . . . Aber weg mit den alten düstern Erinnerungen, wir wollen bei den lichten verweilen! Professor Nansen war auch auf diesem Gebiet ebenso unermüdlich wie auf allen andern. Desgleichen haben mir meine drei Brüder manches liebe Mal bei der schweren Arbeit geholfen.

Die wissenschaftlichen Instrumente waren das erste, was ich mir anschaffte. Dann kam das Schiff an die Reihe.

Meine Wahl fiel auf eine in Tromsö beheimatete Jacht „Gjöa". Sie ist im Jahre 1872, wie schon oben bemerkt, auf der Rosendal-Werft zu Hardanger gebaut worden. Der Besitzer war der Schiffer Asbjörn Sexe von Haugesund. Viele Jahre lang war das Schiff zum Heringsfang der Küste entlang verwendet und dann in den achtziger Jahren an den Kapitän H. C. Johannesen in Tromsö verkauft worden; nun fuhr es seit einer Reihe von Jahren im Eismeer. Auf diesen Fahrten war es nicht geschont worden und hatte einmal ums andre Gelegenheit gehabt, sich als eine ungewöhnlich gut gebaute Jacht auszuweisen.

Als ich im Jahre 1901 die „Gjöa" gekauft hatte, ließ ich sie für eine Sommerfahrt ins Eismeer ausrüsten, um eine Probe mit ihr zu machen und sie behandeln zu lernen. Ich war nie vorher an Bord einer Jacht gewesen und stand der Behandlung eines solchen kleinen Schiffes vollständig fremd gegenüber.

Die Fahrt fiel zu meiner größten Zufriedenheit aus, die „Gjöa" erwies sich allen Lagen vollkommen gewachsen und hielt sich ausgezeichnet. Trotzdem mußten natürlich noch eine Menge Verbesserungen angebracht werden, ehe sie ihre bevorstehende große Reise antreten konnte. Auf der Tromsöer Schiffswerft wurden die meisten von diesen Arbeiten ausgeführt, und ich schulde der Werft meine größte Anerkennung für die außerordentliche Gewissenhaftigkeit, mit der alles getan worden ist.

Im Mai 1902 hißte die Gjöa ihre Flagge und sagte ihrem langjährigen Heimatort Tromsö Lebewohl. In Trontheim nahm ich Aufenthalt, um in der dortigen mechanischen Werkstatt von Isidor Nielsen alle notwendigen Schmiedearbeiten an Bord machen zu lassen. Die Petroleumbehälter wurden nach der Form der Jacht gebaut. Unser kleiner Motor, in allen Teilen leicht zu handhaben und praktisch -- 13 P. S. nach dem Typ „Dan" — wurde durch eine Transmission mit allem, was getrieben werden konnte, in Verbindung gesetzt. Er wurde unser aller Liebling an Bord. Wenn er nicht lief, war es gerade, als sei uns ein guter Freund abhanden gekommen. Ich kann ruhig sagen, daß wir unsere

glückliche Fahrt durch die Nordwestpassage zum großen Teil unserer ausgezeichneten kleinen Maschine zu verdanken haben.

Im Frühling 1903 legte die Gjöa an der Framnäs-Brücke in Christiania an, um die ganze Ausstattung und Verproviantierung einzunehmen. Die großen, gleichmäßig gebauten Proviantkisten wurden wie Bauklötze in ihre Schachtel gepackt. So fein wurde alles gemacht, daß wir an Bord der kleinen Gjöa Lebensmittel und sonstige Ausrüstung für fünf Jahre unterbringen konnten.

Bei der so überaus wichtigen Arbeit der Verproviantierung stand mir Herr Professor Sophus Torup mit seiner unschätzbaren Hilfe zur Seite. Alle unsere Konserven, die im Oktober 1902 fertig waren, wurden von ihm geprüft und untersucht. Unser ganzer Pemmikan, sowohl für die Menschen als auch für die Hunde, wurde von Sergeant Peder Ristvedt unter Professor Torups Oberaufsicht hergestellt, desgleichen auch das Fischmehl.

Im Mai 1903 lag dann die Gjöa zur Abfahrt bereit vor Anker, und alle Teilnehmer an der Expedition waren versammelt.

Diese Teilnehmer waren:

1. Premierleutnant Godfred Hansen, geboren zu Kopenhagen 1876. Er war der erste Offizier der Expedition. Während seiner Dienstzeit in der dänischen Marine hatte er mehrere Fahrten nach Island und den Färöer gemacht, und er interessierte sich lebhaft für die Polarforschung. Er war Navigationsoffizier, Astronom, Geolog und Photograph.
2. Anton Lund, erster Steuermann, geboren zu Tromsö 1864. Er war schon viele Jahre als Schiffsführer und Harpunierer im Eismeer gefahren.
3. Peder Ristvedt, geboren zu Sandsvär 1873, hatte als Assistent schon an der Probefahrt der Gjöa im Jahre 1901 teilgenommen; er war unser Meteorologe und erster Maschinist.
4. Helmer Hansen, zweiter Steuermann an Bord,

geboren in Vesteraalen im Jahre 1870, war schon viele Jahre lang im Eismeer gefahren.

5. Gustav Juel Wiik, geboren zu Horten 1878. Er hatte seine Ausbildung an dem magnetischen Observatorium in Potsdam erhalten und war mein Gehilfe bei den magnetischen Beobachtungen; er war der zweite Maschinist.

6. Adolf Henrik Lindström, geboren zu Hammerfest 1865, der Koch der Expedition. Er hatte als Koch an der zweiten Forschungsreise der „Fram" teilgenommen.

Eine Zeitlang hatten wir noch Geldsorgen. Erst im Juni war alles geordnet. Jetzt konnten wir an Bord unserer kleinen Jacht gehen und die Fahrt mit der Gjöa beginnen, um, den Spuren unserer Vorgänger folgend, unsere Aufgabe im Dienst der menschlichen Wissenschaft zu beginnen.

Erstes Kapitel

Dem Eismeer entgegen

Der einzige, der bei unserer Abreise Zeichen von Rührung kund gab, war der Himmel, aber der tat es auch mit allem Nachdruck. Als wir in der Nacht vom sechzehnten auf den siebzehnten Juni den Anker lichteten, regnete es in Strömen. Sonst war die Nacht still und dunkel, und nur unsere Nächsten waren auf das Schiff gekommen, um uns Lebewohl zu sagen.

Aber trotz Regen und Dunkelheit und trotz des letzten Abschieds war die Stimmung auf der Gjöa heiter und froh. Die Interimszeit der letzten Wochen, ohne eigentliche Arbeit, hatte uns alle ermüdet. Für meine persönlichen Gefühle kann ich keinen Ausdruck finden, und möchte es auch nicht. Die Anstrengungen der letzten Zeit, um alles vollends in Ordnung zu bringen, die Unruhe, daß wir immer und immer noch nicht abfahren konnten, und meine verzweifelten Anstrengungen, die fehlenden Gelder zusammenzubringen — dies alles hatte mich stark mitgenommen und mir Leib und Seele angegriffen.

Aber nun war es überstanden, und niemand könnte die unsägliche Erleichterung beschreiben, die uns überkam, als die Jacht vom Ufer wegglitt.

Außer den sieben Teilnehmern an der Expedition waren nur noch meine drei Brüder an Bord, die uns zum Christiania-Fjord hinaus das Geleite gaben. Es war still und ruhig auf der Gjöa, die ganze Navigation wurde vorläufig von einem

Schleppdampfer besorgt, den wir vor dem Bug hatten. Die Wache war dem Steuermann überlassen, sowie unsern sechs Hunden. Diese Hunde hatten schon bei der zweiten Expedition der „Fram", die sie mit nach Hause gebracht hatte, gute Dienste geleistet. Arme Tiere! Es wäre besser gewesen, man hätte sie in Eis und Schnee zurückgelassen, anstatt sie dahin zu schleppen, wo sie sich, besonders in diesem Frühling, der so ungewöhnlich warm war, sehr übel befanden. Da standen sie nebeneinander angebunden und sahen in dem Regen jammerwürdig aus — denn Regen ist das Schlimmste, was man einem Polarhund bieten kann. Schon auf der Herreise hatten sie eine Seefahrt in Regen- und Nebelwetter durchmachen müssen, und jetzt war ihnen auf der Rückkehr eine zweite beschieden. Aber nun ging es ja auch wieder dahin — wo die armen Schelme daheim waren!

Um sechs Uhr morgens erreichten wir den Hafen von Horten, wo wir zweihundert Kilogramm Schießbaumwolle einnahmen. Sprengstoff kann bei einer Polarexpedition von großem Nutzen sein, und ich würde es als einen entschiedenen Fehler betrachten, wollte man ohne solchen ausziehen, selbst wenn es geschieht — wie das bei uns der Fall war —, daß man keine Verwendung dafür bekommt.

Um elf Uhr vormittags waren wir bei Färder. Das Wetter hatte sich gebessert und der Regen aufgehört. Als wir eben die Bugsiertrosse losmachen wollten, riß diese von selbst ab und ersparte uns dadurch die Arbeit. Mit vollen Segeln fuhr die Gjöa nun bei dem Wind südwärts und senkte ihre Flagge zu einem letzten Gruß an die Lieben daheim. Lange verfolgten wir das Bugsierboot mit dem Fernrohr, lange schwangen wir unsere Mützen und beantworteten die erst mit dem Boot in weiter Ferne verschwindenden Grüße.

Nun waren wir also allein, und jetzt begann die Expedition im Ernst.

Schwerbeladen, wie die Gjöa war, ging es nicht sehr schnell vorwärts. Da alles zum voraus seeklar gemacht worden war, konnten wir sogleich unseren festen Dienst

antreten. Die Wache wurde bestimmt, und die Freiwache zog sich zurück. Wie herrlich war es! Kein Umtrieb, keine widerwärtigen Gläubiger, keine langweiligen Menschen mit schlechten Prophezeiungen, oder zum mindesten mit spöttischen Gesichtern .... Nur wir sieben vergnügten, zufriedenen Menschen, die da waren, wo sie sein wollten, und nun in froher Hoffnung und festem Glauben der Zukunft entgegensteuerten. Der Welt, die so lange düster und traurig vor mir gelegen hatte, sah ich jetzt wieder mit Mut und Lust entgegen.

Der Leuchtturm von Lister war das letzte, was wir vom Festland sahen. In der Nordsee jagten ein paar Windstöße daher, die für die nicht Seefesten unter uns weniger behaglich waren. Die Hunde waren jetzt losgebunden und liefen frei umher. An den Tagen, wo die See hoch geht und die Gjöa schlingert – denn das kommt vor – laufen sie von einem zum andern und studieren unsre Mienen. Die ihnen zugemessene tägliche Kost – ein getrockneter Fisch und ein Liter Wasser – befriedigt ihren Appetit durchaus nicht, und sie versuchen es daher auf alle mögliche Weise, sich eine Extramahlzeit zu ergattern. Alle miteinander sind alte Bekannte, und sie kommen ziemlich gut miteinander aus, wenigstens was den männlichen Bestand anbetrifft. Bei den beiden Damen – Kari und Silla – hält dies schwerer. Kari ist die ältere von den beiden, und sie verlangt unbedingten Gehorsam, worein sich Silla, die ja auch schon eine erwachsene Dame ist, sehr schwer findet. Die beiden liegen sich daher gar nicht selten in den Haaren. Ola, der als Oberhaupt anerkannt wird, sucht diese Art Kämpfe so viel wie möglich zu verhindern. Es ist ein unbezahlbarer Anblick, wenn der alte Ola – klug, wie ich nur wenige Hunde gesehen habe – mit diesen zwei Hündinnen, einer auf jeder Seite, umherspringt und einen Kampf zwischen ihnen zu verhindern sucht.

Das tägliche Leben geht bald seinen gewiesenen Weg, und jeder von den Teilnehmern macht den Eindruck, als passe er gerade für den ihm zuerteilten Posten ausgezeichnet. Wir haben eine kleine Republik auf der Gjöa

eingerichtet. Es gibt da keine strengen Gesetze, denn ich weiß selbst, wie unangenehm einen eine solche strenge Disziplin anmutet, in dem Augenblick, wo man sich auf offener See befindet. Man kann sehr gut seine Arbeit leisten, auch wenn die Rute der Disziplin nicht immer drohend geschwungen ist.

Meinen eigenen Erfahrungen gemäß hatte ich beschlossen, soweit wie möglich an Bord Freiheit walten zu lassen, – jeder sollte das Gefühl bekommen, daß er in seinem eignen Bereich unabhängig sei. Dadurch entsteht — bei vernünftigen Leuten — von selbst eine freiwillige Disziplin, die einen viel größeren Wert hat als die erzwungne. Dabei bekommt jeder einzelne das Bewußtsein, ein Mensch zu sein, mit dem man als mit einem denkenden Wesen rechnet, und nicht nur wie mit einer Maschine, die aufgezogen wird. Die Arbeitslust wird vervielfacht, und damit die Arbeit selbst. Ich möchte das auf der Gjöa angewendete System jedermann empfehlen.

Meine Gefährten schienen dieses Vorgehen auch sehr zu schätzen, und die Überfahrt auf der Gjöa glich viel eher einer Ferienreise von Kameraden, als der Einleitung zu einem ernsten, jahrelangen Kampf.

Am fünfundzwanzigsten Juni fuhren wir zwischen Fair Isle und den Orkney-Inseln hinaus in den Atlantischen Ozean.

Und nun hätten sie uns sehen sollen – die vielen, die uns hier schon den Untergang prophezeit hatten! Mit vollen Segeln und einer frischen Brise aus Südost ging es mit Windeseile westwärts. Sie tanzte auf den Wogenkämmen – die Gjöa –, sie wetteiferte an Schnelle mit den Möwen!

Übrigens zeigte sich merkwürdig wenig Leben in unserm Fahrwasser. Wir sahen weder Vogel noch Fisch, von Schiffen überhaupt nicht zu reden. Seitdem wir bei Lister gepeilt hatten, war nur einmal ein Vollschiff in der Ferne aufgetaucht.

Der Motor war uns mehreremal sehr nützlich. Ich hatte bestimmt, daß er in Gang gesetzt werden solle, sobald der

Wind so abflaute, daß wir weniger als zwei Knoten in der Stunde zurücklegten.

Übrigens mußten wir sehr auf einen sparsamen Verbrauch des Petroleums bedacht sein, da wir ja nicht wissen konnten, wie lange die Reise dauern würde.

Es war jetzt alles in Ordnung gekommen und ging seinen ruhigen Gang. Der ganze Tag war in vier sechsstündige Wachen eingeteilt, immer drei Mann auf jeder Wache. Der Dienst war unter allen gleichmäßig verteilt. Wenn der Motor im Gang war, blieben die Maschinisten meistens im Maschinenraum. Doch waren sie jederzeit bereit, uns Deckleuten, wenn es not tat, hilfreiche Hand zu leisten. Den alten Streit zwischen Deck- und Maschinenleuten gab es auf der Gjöa nicht. Wir arbeiteten alle für ein gemeinsames Ziel und nahmen willig und gerne an allem teil. Gewöhnlich waren zwei Mann auf Deck, und wir teilten uns gleichmäßig in die Führung des Steuers.

Ende Juli stellte sich unter den Hunden eine Krankheit ein. Augenscheinlich wurde ihr Verstand zuerst angegriffen; sie wanderten teilnahmlos auf dem Verdeck umher und sahen und hörten nicht. Das Futter schmeckte ihnen nicht, oder sie fraßen auch gar nichts. Nachdem dies ein paar Tage gedauert hatte, wurden sie im Hinterteil gelähmt und konnten sich nur noch mit großer Mühe weiterschleppen. Schließlich stellten sich Krämpfe ein, und dann erlösten wir sie vollends mit einer Kugel. Auf diese Weise verloren wir zwei prächtige Tiere – Kari und Josef – übrigens zur großen Freude von Silla, die nun die einzige Henne im Korbe war.

Unsre Fahrt wurde die ganze Zeit so viel wie möglich nach dem Großkreis geführt. Das Wetter war bisher günstig und unsre Fahrt tadellos gewesen. Am fünften Juli hatten wir einen kleinen Sturm aus Südsüdost. Wir hatten gereffte Segel und durchschnitten das Wasser mit einer Geschwindigkeit von zehn Meilen. Der große Luvbaum war gut abgefiert und Stopper aufgesetzt. Es regnete sacht, als ich mich am Abend in meine Koje legte. Nachts um ein Uhr sprang der Wind nach Osten um, dadurch stürzte

das Großsegel herab. Der Baumstopper zerbrach, und der Luvbaum flog mit furchtbarer Kraft daher. Dies hätte ernsthafte Folgen haben können, aber in dem Augenblick, wo der Stopper brach, zerbrach bei allem Unglück zum guten Glück auch der Karveelnagel, wodurch der Piekfall festgemacht wurde, und zwar mit dem Erfolg, daß der Piek sich von selbst bog und den Stoß dämpfte, der uns sonst unsern Baum hätte kosten können. Dies war ein verhältnismäßig billiges Lehrgeld. Von da an waren wir bei Nacht vorsichtiger.

Unsre vier überlebenden Hunde begannen sich indes sichtbarlich zu langweilen. Im Anfang konnten sie Wind und Wetter studieren und damit die Zeit totschlagen; aber jetzt wirkten die meteorologischen Zerstreuungen nicht mehr zerstreuend, und deshalb suchten ihre Gedanken sich ein neues Feld. Müßiggang ist aller Laster Anfang, sagt das Sprichwort, und dieser Ausspruch paßt ebensogut für Tiere wie für Menschen. „Lurven" und „Bismarck", die bis dahin „Ola" ganz ergeben und untertänig gewesen waren, fingen jetzt an, sich zu widersetzen und den Gehorsam zu verweigern. Das heißt, Lurven — der in Wirklichkeit von Geburt an böse war — stachelte Bismarck auf. Dieser war ein großer prächtiger Hund von ungefähr zwei Jahren mit dem herrlichsten Kauwerkzeug, das man je gesehen hat. An Olas Zähnen hatte das Alter seine Spuren hinterlassen, sie waren ziemlich schlecht. Als früherer Anführer umgab ihn allerdings eine gewisse Würde, und die andern bedachten sich zweimal, ehe sie ihn angriffen. Lurven indes spielte seine Rolle ausgezeichnet. In sausendem Galopp fuhr er in gerader Richtung auf Ola los. Bismarck, der glaubte, es handle sich um einen Sturmlauf, schloß sich seinem Kameraden sogleich an, um ihm beizustehen. Ganz dicht vor Ola angekommen, hält Lurven plötzlich inne, worauf Bismarck, der nicht auf diese List vorbereitet ist, in des Feindes Rachen läuft. Er bekam dann auch regelmäßig ordentlich Schläge von dem erfahreneren Ola.

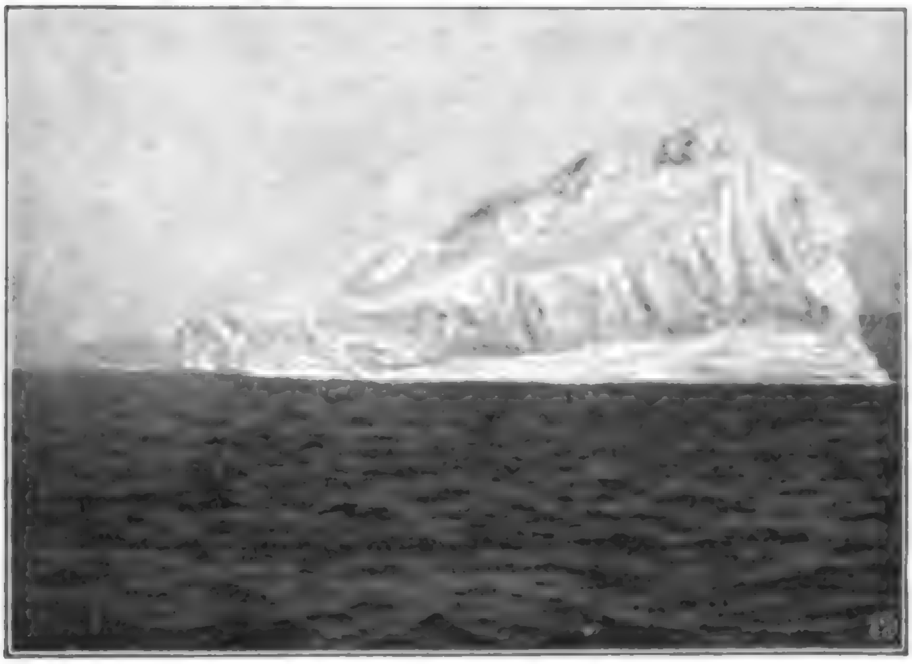
Lurven war der boshafteste von allen Hunden, die mir je begegnet sind. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er mit

seinem etwas schiefen Kopf und den kleinen schielenden Augen, den Schwanz nach der einen Seite hinausgestreckt über das Deck hinjagt, als sei er auf einen neuen Streich aus. Er wurde wegen seiner schlechten Streiche sehr oft von uns durchgewalkt und verlegte seine Taten deshalb gern auf eine Zeit, wo er weniger unter Aufsicht war. Wenn wir zum Beispiel an den Segeln beschäftigt waren, konnten wir eines Kampfes sicher gewärtig sein. In der Dunkelheit und Stille der Nacht, wenn Lurven die beiden aufeinandergehetzt hatte, benutzte er oft die Gelegenheit, Ola in den Rücken zu fallen, und dann konnte der Alte nicht allein fertig werden. Armer Ola! Bei diesen nächtigen Kämpfen wurde er oft böse zugerichtet. Silla sprang bei solchen Gelegenheiten rings um die Kämpfenden herum; sie verführte allein einen Spektakel, der den der beiden andern ganz übertäubte, und biß diese auch von Zeit zu Zeit in die Beine.

Es regnete unentwegt weiter, und wir sammelten das Regenwasser in alle unsre Gefäße, als Waschwasser für uns und als Trinkwasser für die Hunde. Aber für gewöhnlich wuschen wir uns mit Seewasser und konnten es da nicht so genau mit der absoluten Reinlichkeit nehmen.

Von jetzt an hielten wir scharfen Ausguck nach Eis, und am neunten Juli entdeckten wir zwei schmale Streifen, die in der See auf und ab wogten; da wußten wir, daß wir nun bald die Hauptmasse des Eises erwarten konnten. Und ganz richtig, nicht lange nachher hatten wir das Packeis mächtig und fest vor uns! In dessen Gefolge kam der Nebel, der treue Begleiter des Eises, der uns während eines großen Teils unsrer Reise in den arktischen Gewässern Gesellschaft leistete.

Am elften Juli um halb drei Uhr nachmittags bekamen wir Land in Sicht, etwas westlich vom Kap Farewell. Die hohe zerrissene Felsenküste war ein prächtiger Anblick. Es sah aus, als reiche das Eis bis dicht an das Land heran. Dem Rate der schottischen Walfischfänger Milne und Adams gemäß hielt ich mich weit von der Küste entfernt, um nicht in das Eis hineinzugeraten. Am dreizehnten begegneten



Eisberg in der Baffinbucht

wir den ersten Eisbergen, zwei einsamen Majestäten. Die unter uns, welche noch keine solchen Kolosse gesehen hatten, waren natürlich sehr erregt, und die Fernrohre wurden fleißig benützt.

Beim Anblick des Eises begann sich in den meisten von uns das Jägerblut zu regen. Durch die Ferngläser wurde nach möglicher Beute gespäht, und allerlei Bärenjagdgeschichten waren sehr häufig der Gegenstand der Unterhaltung . . . Selbstverständlich stand Freund Petz in aller Erwartung obenan, aber nichtsdestoweniger hätte man auch eine „Klappmütze" — die großen prachtvollen Seehunde, die man an den grönländischen Küsten im Eise antrifft — freundlich empfangen. Zwei unserer gewaltigsten Nimrode ließen sogar etwas von der Möglichkeit, einen Walfisch zu morden, verlauten.

Am fünfzehnten Juli endlich konnten die Herren Jäger ihr Mütchen kühlen. Wir fuhren an diesem Tag eine kleine Strecke zwischen das Eis hinein und schossen vier große Klappmützen. Das frische Fleisch mundete uns allen herrlich! Und Lindströms Beredsamkeit floß über von Roulade, Sülze und Würsten, daß allen Bewohnern der Gjöa das Wasser im Munde zusammenlief. Er erzählte von seinen kulinarischen Taten als Küchenchef auf der „Fram". Leider

bewegten sich seine Reden nur in der Vergangenheit, während wir auf seine Taten in der Gegenwart warteten und hofften. Vorläufig freilich vergebens! Nun — Ehre sei dem Gjöakoch! Er hat uns trotzdem manches gute Beefsteak vorgesetzt!

Doch nicht allein den Menschen mundet das frische Fleisch gar köstlich, die Hunde liefern alle erdenklichen Beweise, daß auch sie keine Kostverächter sind. Sie fressen sich toll und voll, ihre Leiber stehen hervor wie ausgestopfte Ballons, und namentlich Lurven zeichnet sich dabei aus. Er zeigt sich jetzt als ein besonderes Ferkel, und sein ganzer Körper ist mit Fett und Blut eingeschmiert. Das auf der Wache hart arbeitende Reinigungsamt ist nach solchen Festmahlzeiten vollauf beschäftigt. Jeder Seemann kennt diese Seite der Sache, dass man Hunde an Bord hat. Man denke sich dann vier auf einmal, die aller Stubendressur bar sind!

Am nächsten Tage waren wir wieder im Eis drin und schossen noch sieben Seehunde.

Während dieser Zeit der Seehundjagd sind die Harpunen und Messer in voller Tätigkeit. Unser erfinderischer Maschinist ist indes so schlau gewesen, an der mit der Transmission in Verbindung stehenden Lotmaschine einen Schleifstein anzubringen, der nun das Schleifen ganz allein besorgt.

Lindström findet, Seehundleber sei der delikateste Leckerbissen, den es gebe, und er bewirtet uns früh und spät damit. Sie schmeckt übrigens auch gar nicht schlecht. Als wir uns der „Kleinen Hellefiskbank" näherten, setzte der Maschinist, der ein ebenso eifriger Fischer wie Jäger ist, seine Fischgeräte instand und richtete sich droben im Heckboot ein, von wo aus er das Fischen im großen Stil betrieb. Er war selbst sehr hoffnungsvoll und wurde darin von dem Koch unterstützt, während wir andern uns etwas skeptisch verhielten. Groß war daher sein Triumph, als er eines Morgens wirklich eine kleine Heilbutte fing, die uns übrigens herrlich schmeckte.

Am zwanzigsten Juli bekamen wir den „Sukkertoppen" (Zuckerhut) in Sicht. Übrigens behält die Küste ihren

Charakter mit hohen zerrissenen Gipfeln bei. Sonst war es hier lebendiger — mit ganzen Schwärmen von Walfischen dicht vor uns. Das Wetter war in der Nähe des Landes auch besser als weiter draußen; bei einer leichten Brise aus Süden blieb es hell und klar. Die Temperatur des Wassers stieg bis zu vier Grad Celsius. Eis sahen wir merkwürdigerweise gar keines, obgleich man hätte denken sollen, der beständige Nordwind, den wir die ganze Zeit her entgegen gehabt hatten, hätte eine Menge Eis südwärts getrieben. Es war vielleicht gar kein Eis mehr da —?

Jetzt machten wir zum erstenmal die Entdeckung, daß wir uns nicht mehr auf den Kompaß verlassen konnten.



Das Lüften der verschimmelten Brote

Dies ist überhaupt an der Westküste von Grönland eine recht wohlbekannte Erscheinung. Noch weiter draußen im Meer ist er dagegen ganz zuverlässig. Die Ursache davon sind wahrscheinlich die stark eisenhaltigen Gebirge.

Der vierundzwanzigste Juli war ein wundervoller Tag, ganz still und leuchtend hell. Es war seit unsrer Abreise der erste wirkliche Sommertag. Wir benutzten diese Gelegenheit, um — alles Brot, das wir in neubackenem Zustand von Hause mitgenommen und drunten im Schiffsraum ausgebreitet hatten, an die Luft zu bringen. Ein großer Teil davon war verdorben, aber wir schnitten das Verschimmelte weg und lüfteten das andre, so oft es angezeigt schien.

„Segel voraus!" ertönte es plötzlich. Und da wird es lebendig an Bord! Alle Ferngläser — und wir haben viele auf der Gjöa — werden herausgeholt.

„Ein Vollschiff!“ heißt es.

„O nein, wir begnügen uns mit einem Schuner!“ denke ich.

„Ich sehe ganz deutlich, daß es eine Brigg ist!“

„Wahrscheinlich ist es eines der königlich dänischen Grönlandhandelsschiffe, das auf dem Heimweg ist!“

„Da ist noch eins!“ rief einer von uns, mit dem Fernrohr vor dem Auge.

Na, es begann ja ordentlich bevölkert zu werden hier draußen in der Eiswüste! Wir wandern auf Deck hin und her und plaudern seelenvergnügt darüber, welch eine Überraschung wir für die Entgegenkommenden sein würden. Ich kann auch nicht leugnen, daß wir das Deck ein klein wenig festlich herrichteten ... Es könnte ja Besuch kommen!

Dann wird ein Fernrohr auf endgültig bestimmte Weise zusammengeklappt, und dazu erhebt sich ein schallendes Gelächter.

„Nanu —?“

„Meine Herren,“ sagt Leutnant Hansen, „es sind Eisberge.“

Empörter Widerspruch unsrerseits; man späht aus und disputiert, und indessen nähern wir uns dem streitigen Gegenstand immer mehr. Die Aufregung verschwindet, das Vollschiff wird aufgegeben, die Brigg desgleichen. Der Schuner hat noch einen Anhänger, bis wir so weit herangekommen sind, daß wir vor uns eine große Ansammlung von Eisklippen haben, die auf dem Grund von der „Großen Hellefiskbank“ zu stehen scheinen.

Etwas später am Vormittag bekamen wir die Insel Disco in Sicht, hoch und oben abgedacht und aus weiter Ferne leicht erkennbar. Aber es ist ein weiter Weg bis zu ihr hin. Um acht Uhr abends waren wir noch dreißig Seemeilen entfernt, und erst um halb elf Uhr am nächsten Vormittag erreichten wir das Land. Eine Reihe feststehender Eisklippen sah aus, als wollte sie die Einfahrt zu dem dahinterliegenden Godhavn absperren. Aber bald kam der Kolonievorstand Nielsen mit einem Boot zu uns heraus, uns willkommen zu heißen und hereinzulotsen.

2*

Schwere Windstöße fuhren uns entgegen, und wir mußten hineinkreuzen, da der Motor uns nicht allein weiterbrachte. Nachts um ein Uhr warfen wir den Anker aus.

Godhavn liegt auf einer kleinen, niedrigen Insel, die von der Insel Disco durch einen ganz schmalen Sund getrennt ist. Die Ortschaft zählte im Jahre 1903 hundertundacht Seelen, und sie ist der Wohnsitz des grönländischen Inspektors. Sie liegt außerordentlich schön da mit dem



Godhavn mit der Insel Disco im Hintergrund

mächtigen hohen Disco im Norden, und im Süden und Westen das Meer, das von Zeit zu Zeit mit gewaltigen Eisbergen angefüllt ist.

Wir machten sofort Besuch bei den Spitzen des Ortes, dem Inspektor und dem Kolonievorstand. Schon im vergangnen Jahre hatte ich mit Herrn Inspektor Daugaard-Jensen in Briefwechsel gestanden, und er hatte versprochen, mir zehn Schlittenhunde mit allem Zubehör zu verschaffen. Er empfing uns mit großer Liebenswürdigkeit und konnte uns mitteilen, daß alles wohlbehalten angekommen sei – Schlitten, Kajaks, Ski, zwanzig Faß Petroleum und so weiter. Der

königlich dänische Grönlandhandel war so entgegenkommend gewesen, diese ganze Ausstattung auf einem seiner Schiffe hierher zu befördern. Ich schulde Herrn Direktor Rydberg und dem Herrn Bureauvorsteher Krenchel warmen Dank für die ausgezeichnete Behandlung, die der Gjöaexpedition von seiten des Grönlandhandels zuteil wurde.

Kolonievorstand Nielsen war in jeder Beziehung unermüdlich dienstfertig. Wir Expeditionsleute teilten uns sogleich in zwei Parteien, von denen die eine die notwendigen Beobachtungen vornehmen sollte, während die andre alle Arbeit an Bord besorgte. Leutnant Hansen stand den astronomischen, Wiik den magnetischen Beobachtungen vor. Lund und Hansen sollten alles an Bord befördern und außerdem das Schiff zur Fortsetzung der Reise klar machen. Ristvedt eilte hin und her und hatte alle Hände voll zu tun. Bald mußte er dem Astronomen, bald dem Magnetiker den Chronometer ablesen, bald war er im Schiffsraum und untersuchte die Wasserbehälter, bald bei den Maschinen und zapfte Petroleum ab.

Es war eine arbeitreiche Zeit! Aber wie auch alles vorwärts ging! Alle schienen von demselben Drang beseelt zu sein, die Arbeit gut auszuführen, damit wir sobald wie möglich klar wären und dann keine Zeit oder Gelegenheit zur Weiterfahrt versäumen müßten.

Lindström verstand die ganze Maschinerie zu schmieren, und zwar auf seine Weise. Er war überall unterwegs, kaufte und handelte mit den Eskimos, bald um einen gesalzenen, bald um einen frischen Lachs, bald um einen Eidervogel, bald um eine Lumme. Und in dieser Zeit war demgemäß der Speisezettel sehr abwechslungsreich.

Lindströms Münze dafür waren Bäcker Hansens schimmlige Honigkuchen aus Christiania. Und wenn sie auch nicht klingend, ja nicht einmal ganz gut waren — so waren sie doch sowohl rund als auch gangbar.

Wenn ein Eskimo zum Handeln auf dem Schiff erschien, wurde Lindström auf Deck geholt. Die Verhandlungen wurden in der Eskimosprache und auf gut Nordländisch-norwegisch geführt. Die Entgegnungen fielen von beiden

Seiten umständlich aus, von seiten der Eskimos aber fast immer demütiger und ängstlicher, angesichts des väterlich herablassenden, nichts auf der Welt vermissenden oder sich wünschenden Lindström.

Wir, die wissen, daß unser lieber Koch keine Ahnung von einem einzigen Wort der Eskimosprache hat, versammeln uns



Eskimoschönheiten von Godhavn

um das Paar und können uns kaum das Lachen verbeißen Wenn dann die Verhandlungen eine Weile gedauert haben, macht Lindström das Zeichen plötzlich aufdämmernden Verstehens und verschwindet im Schiffsraum. Selbstbewußt und vergnügt kehrt er zurück — unter jedem Arm einen schimmligen Honigkuchen. Der Eskimo betrachtet ihn mit den Zeichen lebhaftesten Erstaunens. Für seinen Lachs hat er nämlich Tabak verlangt. Aber bei dem Versuch, Lind-

ström seinen Irrtum begreiflich zu machen, stößt er auf eine freigebige, herablassende, schulterklopfende Unempfänglichkeit. Lindström nimmt den Lachs, der Mann bekommt die Kuchen — und die Sache ist erledigt. Das Nachspiel ist aber vielleicht doch noch das Netteste vom Ganzen, nämlich Lindström erzählen zu hören, daß er selbstverständlich jedes Wort des Eskimos verstanden habe; „aber als dieser drei Kuchen verlangte, da habe ich getan, als ob ich ihn nicht verstände, und ihm nur zwei gegeben." Ich hatte einen lästerlichen Verdacht, daß der Eskimo mehr als einmal mit seinen Kuchen zu den Seinigen zurückkehrte und — unzweifelhaft mit größerem Recht — vor diesen behauptete, daß er „getan habe, als habe er nicht verstanden!"

Der Aufenthalt auf Godhavn war von Anfang bis zu Ende äußerst angenehm. Die Hauptplage dort waren die Mücken, die uns in dem Grade bei der Arbeit quälten, daß wir uns oft mitten drin in die Kajüte flüchten mußten, nur um etwas Ruhe vor ihnen zu bekommen. Da hinunter verirrten sich die Plagegeister nur selten.

Am einunddreißigsten Juli waren wir fertig. Die verschiednen Beobachtungen waren aufgenommen, und die ganze Ausstattung war an Bord gebracht. Da wir uns so wie so schon verspätet hatten, mußten wir uns jetzt beeilen. So verabschiedeten wir uns denn von den liebenswürdigen Menschen in Godhavn und lichteten den Anker. Der Inspektor, der Kolonievorstand und der Assistent begleiteten uns zum Sund hinaus. Die öffentlichen Gebäude hatten beflaggt, und die Batterie auf dem Hügel schickte uns einen Salutschuß nach. In den Scheren verabschiedeten wir uns endgültig von unsern Freunden, winkten der gastfreien dänischen Flagge noch einmal zu — und dann waren wir uns wieder selbst überlassen. Gleich vor dem Sund draußen trafen wir unsern alten Bekannten, den Nordwestwind, und mußten sogleich kreuzenderweise weiterfahren.

Das Parry-Riff war auf unsrer Karte unrichtig angegeben, und wir wären beinahe darauf losgefahren. Glücklicherweise sahen wir aber das Aufschlagen der Wogen und konnten noch bei Zeiten wenden. Dieses Riff ist ganz

niedrig und gleicht zum Verwechseln dem Rücken eines Walfischs.

Während des Aufenthalts in Godhavn hatte ich jedem von den Teilnehmern an der Expedition von unsern dicken wollenen Unterkleidern, Islandjacken und Nansenkleidern ausgeteilt; wir waren also wohl vorbereitet auf das Eis. Die meisten von uns hatten sich überdies auch Anzüge aus Seehundfellen eingetauscht.

Am sechsten August waren wir dwars vor Upernivik, in zwölf Seemeilen Entfernung. Hier hatten sich Hunderte von Eisbergen gesammelt, die größer und gewaltiger aussahen, als die wir südlich davon getroffen hatten. Treibeis sahen wir noch keines, und wir begannen schon, zu hoffen, wir könnten am Ende ungehindert in die Melvillebucht hineingelangen.

Am nächsten Tage fuhren wir an Itivdliharsuk vorüber auf 73° 30′ nördl. Breite – dem nördlichsten von zivilisierten Menschen bewohnten Orte. Am achten August waren wir bei der Insel Holms und sollten da die Fahrt über die Melvillebucht antreten. Dies ist die gefürchtetste Strecke in diesem Teil des Arktischen Ozeans. Gar viele Schiffe haben hier ihre letzte Reise gemacht. Doch sind diese Verhältnisse meistens nur früher im Jahre so besonders gefährlich. Im Juni und Juli, wenn das Eis aufgeht und die Walfischfänger nordwärts ziehen – es handelt sich ja darum, der erste auf dem Platze zu sein – müssen sie oft schwere Kämpfe mit dem Eise bestehen. Der äußere Teil des Eises in der Bucht geht zuerst auf, der innere Teil bleibt ganz liegen, und dieses Eis führt den Namen Land- oder Festeis. Dem Rande dieses Eises entlang suchen die Walfischfänger vorwärts zu kommen, und die Vernünftigen unter ihnen lassen es auch nicht los, bis sie auf der Nordseite der Bucht im offnen Wasser angelangt sind. Am Rande des Festeises bilden sich häufig natürliche Docks, wo hinein sich die Schiffe, wenn das Treibeis daherkommt, flüchten und retten können. Wenn kein natürliches Dock da ist, haben die meisten Walfischfänger Mannschaft genug, sich in verhältnismäßig kurzer Zeit selbst ins Eis hineinzuarbeiten. Die Schottländer sind es, die diese Gewässer beherrschen, und die

schottischen Walfischfänger haben sich — darüber kann kein Zweifel bestehen — unter den gefährlichen und schwierigen Verhältnissen zu den tüchtigsten Eismeerfahrern unsrer Zeit ausgebildet.

Bei der Insel Holms richteten wir den Kurs auf Kap York. Die Verhältnisse sahen sehr günstig aus. Kein Festeis war zu erblicken, und soweit das Auge reichte, war die Melvillebucht von Eisbergen und Blockeis, das heißt, Stüken von Eisbergen angefüllt.

Um drei Uhr nachmittags passierten wir den bekannten Wegweiser „des Teufels Daumen", einen Felsengipfel, der einem alten knochigen, aufgehobnen Daumen so treffend ähnlich sieht, daß wir bei seinem Anblick alle in helles Lachen ausbrachen.

Jetzt hißten wir alle Segel und ließen den Motor mit voller Kraft arbeiten. Es galt, so schnell wie möglich über die Bucht hinüberzukommen; da durfte nichts gespart werden. Aber leider sollte unser direkter Kurs auf Kap York nicht von langer Dauer sein. Schon am nächsten Morgen wurden wir vom festen Packeis aufgehalten.

Im Lauf der Nacht hatte sich einen Viertelzoll dickes Neueis gebildet — und wir mußten nun, wie so viele andre vor uns -- in den sauern Apfel beißen und südwärts fahren. Vorher fuhren wir aber doch zuerst eine Strecke zwischen das Eis hinein, um es ein wenig näher zu betrachten. Glatte Flächen und scharfe Kanten deuteten darauf hin, daß es erst kürzlich aufgebrochnes Landeis war; wir hatten uns also wahrscheinlich zu nahe an Land gehalten. Jetzt fuhren wir südwärts daran vorbei. Vor uns gegen Südwesten ragte eine Eiszunge ins Meer herein. Die Luft darüber war dunkel und deutete auf offenes Wasser. Indessen legte sich hinter dieser Zunge jenseits einer großen, mit Schlackeis gefüllten Bucht eine zweite solche Eiszunge vor. Wir versuchten in diese Bucht einzudringen, aber bald verdichtete sich das Eis und zwang uns zur Umkehr. Weiter draußen war das Eis bedeutend schwerer, und es sah aus, als befänden wir uns gerade auf der Grenze zwischen dem neuaufgebrochnen Landeis und dem Treibeis. Ich entschloß mich daher, hier

fortgesetzt hin- und herzufahren, hier, wo sich jetzt wahrscheinlich jede Veränderung im Eis gleich zeigen würde.

Und ganz richtig! Um Mitternacht wurde das Eis weicher, und wir konnten ohne besondre Mühe hindurchfahren. Zugleich setzte ein dichter, undurchdringlicher Nebel ein. Wer den Eisnebel des Polarmeers nicht gesehen hat, weiß nicht, was Nebel ist. Selbst der Londoner Nebel ist nichts dagegen. Wir konnten nicht so weit wie die Länge des Schiffes sehen. Aber wir richteten uns in unserm Kurs nach dem Kompaß, und das Eis machte uns höflich Platz. So gelangten wir durch den feuchten Brei hindurch; aber wenn mich jemand über die Eisverhältnisse dieses Teiles der Melvillebucht befragen wollte, dann könnte ich ihm keinerlei Auskunft darüber geben. Die Einförmigkeit wurde ab und zu durch einen Seehund unterbrochen, der sofort sein Leben lassen mußte. Wir schwelgten in frischem Seehundfleisch. Die ganze Zeit her hatten wir noch keinen Vogel gesehen, aber gerade jetzt kamen große Scharen von Krabbentauchern daher — zu Tausenden flogen sie an uns vorüber. Einen großen Vorteil hat man im Treibeis, nämlich Überfluß an Wasser. Beinahe auf jeder Scholle sind Tümpel voll des herrlichsten Trinkwassers, ja wir erlaubten uns sogar den Luxus, uns in Süßwasser zu waschen und zu baden.

Am dreizehnten August morgens halb drei Uhr stand ich schaudernd und frierend am Steuer — nachdem ich um zwei Uhr abgelöst hatte. Als Polarfahrer sollte ich das vielleicht nicht gestehen, aber ich fror nun eben doch. Meine beiden Wachkameraden gingen auf dem Deck umher und versuchten sich warm zu halten, so gut es ging. Der Nebel senkte sich herab und machte alles, womit er in Berührung kam, tropfnaß. Im ganzen war es zu so früher Morgenstunde ein recht miserables Dasein. Die abgelöste Wache saß jetzt drunten bei einem dampfend heißen Kaffee — den sie nach einer sechsstündigen Anstrengung wohl verdient hatte.

Plötzlich drang ein Lichtschein durch den Nebel. Und wie mit einem Zauberschlage öffnete sich vor mir eine weite Aussicht in strahlende Tageshelle hinein; gerade vor

uns — und anscheinend ganz nahe — lag die wild zerrissene Landschaft von Kap York, die bei ihrem plötzlichen Auftauchen wie ein verlockendes Märchenland erschien.

Wir schrieen alle laut auf vor Entzücken und Verwunderung. Die Freiwache ließ ihren Kaffee stehen, und bald standen wir alle miteinander in stiller, hingerissener Beschauung da. Der Morgen war so glänzend, so übernatürlich klar, daß wir meinten, wir müßten Kap York in ein paar Stunden erreichen können. Und es war doch vierzig Seemeilen entfernt. Im Osten lag das ganze Innere der Melvillebucht vor uns. Ganz drinnen in der Tiefe konnten wir einzelne hohe Felsengipfel sehen. Eine undurchdringliche Eismasse füllte die Bucht, mächtige Eisgebirge ragten da und dort aus der Masse heraus.

Als wir uns endlich umwendeten, lag der Nebel, aus dem wir plötzlich entschlüpft waren, dicht wie eine Mauer hinter uns.

Das war eines der Wunder, die man nur im Reiche des Eises erlebt; sie bleiben einem unvergeßlich und üben einen solchen Zauber, daß man sich danach sehnt und sich dahin zurückwünscht — trotz aller Entbehrungen und aller Mühe.

Die Eisverhältnisse unsrer Kursrichtung sahen vielversprechend aus. Allerdings lag noch etwas Eis luvwärts, aber wir achteten weiter nicht darauf. An demselben Tage, gerade um Mittag, schloß sich das Eis zusammen, so daß nur eine ganz kleine Rinne gegen Norden blieb. Wir waren da noch fünfundzwanzig Seemeilen vom Kap York entfernt. Doch das Eis vor uns wurde wieder weicher — wie wenn sich der Weg vor uns ebnete —, und um fünf Uhr nachmittags erreichten wir die feste Eiskante von Kap York. Wir fuhren diese eine Strecke entlang mit Kurs auf Kap Dudley Digges. Da der Nebel sich nun wieder einstellte, legten wir am Eis an, um zu warten, bis er sich lichte. Zwei von unsern Jägern benützten die Gelegenheit; sie nahmen ein Boot und machten Jagd auf Krabbentaucher. Nach ein paar Stunden kehrten sie mit so viel Vögeln zurück, daß es für eine Mahlzeit reichte. Sie schmeckten wie

die delikatesten Krammetsvögel — und es ist merkwürdig, wie eßlüstern man auf so einer Eismeerfahrt wird!

Beim Quartierwechsel am nächsten Morgen klärte sich das Wetter auf. Die nächsten Umgebungen waren dicht mit Eis bepackt. Dagegen erstreckte sich eine Seemeile südwärts eine große, breite Wake, und so ungern ich zurückfuhr, fand ich das hier doch am rätlichsten. Nach vieler Mühe gelangten wir in die Wake. Diese öffnete sich nach Westen weiter und weiter: es war nicht daran zu zweifeln, daß sie in offnes Wasser hinausführte. Um halb vier Uhr waren wir dann auch in eisfreiem Meer.

Die Melvillebucht war besiegt. Wir hatten allen Grund, vergnügt zu sein. Diese Meeresstrecke hatte immer als der schwierigste Teil der ganzen Nordwestpassage vor mir gestanden — das heißt, mit so einem kleinen Schiff wie dem unsern. Und jetzt waren wir ohne Mißgeschick hindurchgekommen.

Am fünfzehnten August nachmittags vier Uhr erreichten wir Dalrymple Rock, wo die Kapitäne der schottischen Walfischfänger, die Herren Milne und Adams, ein bedeutendes Depot für uns errichtet hatten. Dalrymple Rock ist nach den Beschreibungen leicht zu erkennen; er steigt in Kegelform jäh aus dem Meere auf. Wenn man wie wir von der Ostseite von Wolstenholm kommt, erblickt man zuerst eine andere im Norden vorgelagerte Insel. Dies ist die Eidervogelinsel. Auf dieser Insel und auf Dalrymple Rock sammeln die Eskimos jedes Jahr eine Menge Eier.

„Zwei Kajaks voraus!“ brüllte plötzlich der Mann im Mastkorb.

In einem Nu waren alle Mann auf Deck. Ich ließ die Maschinen halten, und die Kajaks wurden an Bord genommen. Wir waren sehr begierig, diese nordgrönländischen Eskimos, von denen man sich wunderliche Dinge erzählt, kennen zu lernen. Es waren recht gut aussehende Männer. Ihre Kleidung erschien uns freilich im Anfang etwas auffallend; einen ungeheuren Jubel erregte es besonders, als einer von ihnen sich bückte, um ein Messer aufzuheben, das ihm entfallen war, und dabei einen großen Teil seiner Sitzgelegen-

heit entblößte. Eine feine Art, sich zu verbeugen! Sie waren überaus lebhaft, schrieen durcheinander, fochten und gestikulierten mit den Armen. Sie hatten uns offenbar etwas ganz Besondres zu berichten. Aber wir verstanden ja natürlich



Die dänische literarische Grönlandexpedition

keinen Deut davon. Da verzog endlich der eine plötzlich seinen Mund zu einem breiten Grinsen und sagte:

„Mylius!“

Und damit ging uns ein Licht auf. Nun errieten wir, was er meinte. Die sogenannte dänische literarische Grönlandexpedition unter Mylius Erichsen mußte in der Nähe sein. Nach dem, was wir über sie wußten, hatten wir sie unter den Eskimos bei Kap York vermutet.

Kaum war der Name ausgesprochen, da ertönte hinter einem hohen Eiskoloß hervor lautes Schießen und Knallen wie bei einer wirklichen Schlacht, und von dort her kamen blitzschnell sechs Kajaks gefahren. Einer war mit einer kleinen norwegischen Flagge geschmückt, und ein andrer mit einer dänischen. Das war in Wahrheit eine frohe Überraschung!

Bald hatten wir den Führer der Expedition, Herrn Mylius Erichsen, und einen der Teilnehmer, Herrn Knut Rasmussen, sowie vier Eskimos an Bord. Sie wurden aufs freundlichste begrüßt und ausgefragt. Fragen und Antworten klangen in froher Verwirrung durcheinander, und es dauerte eine gute Weile, bis wir uns beiderseitig so weit beruhigten, daß wir einander ordentlich Rede stehen konnten. Unsre größte Sorge galt dem Depot, und zu unsrer ungeheuren Erleichterung erfuhren wir, daß es in schönster Ordnung sei.

Abends um sieben Uhr erreichten wir Dalrymple Rock. Es ist kein Hafen auf der kleinen Insel; wir lagen also ohne jeglichen Schutz da. Ich fuhr indes sogleich mit Lund ans Land, um das Depot in Augenschein zu nehmen und zu entscheiden, wie die Überführung an Bord bewerkstelligt werden sollte. Herr Mylius Erichsen übergab mir einen Brief von den Herren Milne und Adams, worin sie uns alles Glück auf die Reise wünschten. Ich kann diesen beiden Herren nicht genug danken für die Bereitwilligkeit, mit der sie die langweilige Arbeit auf sich genommen hatten, und für die Sorgfalt, womit alles ausgeführt worden war.

Das Depot lag zwischen großen Steinen auf einer Halde und war von allen Seiten mit Stacheldraht umgeben. Am Fuße des Hügels erstreckte sich eine alte Eisrampe ins Meer hinaus, die einen ausgezeichneten natürlichen Kai bildete. Wir beschlossen daher, unsern Ausladebaum als Kranen auf dem Kai aufzurichten und mit Hilfe von diesem die Kisten, nachdem wir sie auf Schlitten dorthin gefahren hätten, direkt ins Boot hineinzubefördern. Um keinen zu weiten Boottransport zu haben, brachte ich die Gjöa so nahe wie möglich ans Land und verankerte sie da. Ich gebe zu, daß dies an einer offnen Küste unvorsichtig war, aber für uns war es sehr wichtig, bald fertig zu werden,

um weiterreisen zu können. Wir schickten also einen Prahm an Land, um den dritten Teilnehmer der Expedition, Graf Moltke, der krank war, zu holen.

Ein eiliges Abendessen war bald eingenommen, und um zehn Uhr machten wir uns an die Arbeit. Leutnant Hansen blieb an Bord, um da die Aufsicht zu führen. Ich selbst übernahm unter dem liebenswürdigen Beistand unsrer dänischen Gäste und einiger Eskimos die Arbeit am Land. Hansen sollte die Kisten herbeischaffen und Lund sie an Bord heben. Das ganze Depot – hundertfünf Kisten – mußte als Decklast verstaut werden. Währenddessen wurde von Ristvedt und Wiik der Motor gereinigt und geputzt.

Morgens um zwei Uhr gönnten wir uns Rast bei einer Tasse Kaffee, die wir wohl verdient hatten. Die Kisten wogen durchschnittlich ihre hundertdreißig Kilogramm und waren also kein Kinderspielzeug. Um halb drei Uhr gesellte sich zu meiner großen Freude Graf Moltke zu uns. Nach dem Kaffee begannen wir mit neuem Eifer. Ich wurde nun von vier Eskimos unterstützt. Es ist so viel darüber geschrieben worden, daß die Eskimos faul und unwillig und überhaupt im Besitz aller schlechten Eigenschaften der Welt seien; aber all dieses paßte jedenfalls auf meine vier Gehilfen nicht. Sie handhabten unsre Kisten, von denen viele ein Gewicht bis zu zweihundert Kilogramm hatten, mit einer Leichtigkeit und Gewandtheit, die ihresgleichen suchten. Und anstatt Flüchen und Verwünschungen, die bei den „zivilisierten“ Arbeitern die stehende Begleitung in solchen Fällen ist, begleiteten diese Naturkinder ihre Mühe mit Gesang und allgemeiner Munterkeit.

Morgens um acht Uhr waren die letzten Kisten, sowie sechs Fässer Petroleum nach dem Kai geschafft worden, und ich berechnete, daß wir um neun Uhr ganz fertig sein könnten. Aber ach, es ging anders, als nach meiner klugen Berechnung! Plötzlich erhob sich ein Seewind, der uns zwang, über Hals und Kopf an Bord zu gehen. Der Anker wurde gelichtet und die Vorsegel wurde gehißt — zu dem Aufziehen des großen Segels war keine Zeit. Die Regenbö jagte scharf daher, aber der Wind sprang glücklicherweise

so um, daß er unsre Segelfetzen füllte. Nun ging es rasch vorwärts, und es war die höchste Zeit, denn wir konnten den Abstand vom Lande nach Zoll messen. Wir fuhren um die Insel herum und ankerten in Lee auf der andern Seite. Aber jetzt hatten wir noch die anstrengende Arbeit vor uns, die noch auf dem Kai stehenden elf Kisten und sechs



Nordgrönländische Eskimos

Petroleumfässer auf die entgegengesetzte Seite der Insel zu verbringen. Ich fürchtete mich davor, den Eskimos mit diesem Ansinnen zu kommen; aber sie lachten und scherzten nur und griffen mit frischen Kräften zu. Fertig wurden wir aber doch nicht vor sieben Uhr abends.

Bei unsrer Ankunft an der Insel hatten wir die Hunde losgelassen, damit sie uns bei der Arbeit nicht im Wege wären. Sie benützten ihre Zeit sehr gut. Die alten Hunde

von der „Fram“ und die neuen von Godhavn bekamen Gelegenheit, in einer regelrechten Schlägerei alles, was sie von Streitigkeiten bis dato an Bord aufgespeichert hatten, auszufechten. Viele von den Hunden trugen böse Merkmale der Schlacht an ihrem Leibe, als sie jetzt wieder an Bord gebracht wurden. Einer von unsern neuen Hunden war um keinen Preis herbeizulocken, und wir mußten ihn dahinten lassen. Die Eskimos werden ihn später, als er hungrig war, schon eingefangen haben. Mylius Erichsen schenkte mir vier prächtige Hunde, zwei ausgewachsene und zwei erst zwei Monate alte. Diese beiden Hündchen wuchsen zu außerordentlich tüchtigen Hunden heran. Wir nannten sie „Mylius“ und „Gjöa“, und der letztere wurde später unbestritten unser bester Hund.

Um elf Uhr abends erreichten wir die Insel Saunder, wo die literarische Expedition ihren Aufenthaltsort hatte. Und so hart es für uns war, uns nach so kurzem Beisammensein schon wieder zu trennen, so mußten wir ihnen doch hier Lebewohl sagen.

Wir waren nun schwer beladen. Unsere Petroleumbehälter hielten beim Abgang von Dalrymple 19 291 Liter. Das Deck lag auf der Wasserlinie, und die Kisten reichten beinahe bis unter den Großbaum. Oben auf den Kisten liefen die Hunde umher und lauerten aufeinander. Es kostete uns große Mühe, die beiden feindlichen Parteien auseinanderzuhalten.

Am siebzehnten August, um halb drei Uhr morgens, setzten wir unsre Reise fort. Es war ein herrlicher Morgen. Ein Gletscher um den andern dehnte sich im Norden in glänzender Breite aus, bis das Land bei Kap Parry abschloß. Beim Anblick eines Gletschers, den unser kühner Landsmann Eivind Astrup erstiegen hatte, um mit Peary zusammen seine Wanderung über das Inlandeis zu beginnen, wurde es mir sehr schwer, Augen und Gedanken davon abzuwenden. Aber ich mußte mich losreißen und meine Aufmerksamkeit auf meine eignen Angelegenheiten richten. Vor uns erstreckte sich eine Mauer von schweren, neugebildeten Eisbergen, die wir uns mit Macht vom Leibe halten mußten.

Grönland wurde jetzt kleiner und kleiner, und wir hielten guten Kurs auf Kap Horsburg, den nördlichen Eingang zum Lancastersund. Im Laufe des Tages passierten wir die Carreyinseln in einer Entfernung von fünfzehn Seemeilen. Glücklicherweise blieb das Wetter still und klar. Wie die Gjöa jetzt belastet war, wäre sie nicht geeignet gewesen, einen Sturm auszuhalten. Es kostete uns ungeheure Mühe, um das Kap Horsburg herumzukommen. Der Wind war ganz abgeflaut; eine hohe Dünung aus Süden die mit der Strömung aus dem Sund heraus zusammentraf, wühlte höchst unheimliche Wogen auf, und die Gjöa war mit ihrem Motor kein Schnelläufer.

Am zwanzigsten August morgens um halb fünf Uhr waren wir endlich um die Landzunge herum und in dem Lancastersund. Da ich mich entschlossen hatte, nach der Insel Beechey zu fahren, um dort eine Reihe magnetischer Beobachtungen vorzunehmen, hielten wir auf das nördliche Ufer zu. Mit Ausnahme von wenigen Eisbergen und ganz wenig Schlackeis, das sich vom Land herstreckte, war das Fahrwasser so gut wie eisfrei. Der Nebel begleitete uns ganz bis Kap Warrender. Hier hob er sich, und in dem schönen sichtigen Wetter konnten wir das Land betrachten. Dieses ist sehr verschieden von Grönlands wildem, zerrissenem Gebirgscharakter. Am vorherrschendsten ist die Plateauformation, aber sie wird oft plötzlich von Kuppeln unterbrochen; es ist unfruchtbar hier, aber doch nicht ganz ohne Reiz. Das sichtige Wetter hielt sich nicht lange. Schon am folgenden Morgen waren wir mitten im Nebel. Der Kompaß war jetzt etwas unzuverlässig; dies in Verbindung mit dem Nebel muß uns zur Entschuldigung dienen, wenn wir hier irre fuhren. Und wir fuhren wirklich ein paarmal irre. Aber ich tröstete mich damit, daß es denen, die nach uns kommen, wohl ebenso gehen wird.

Nach ziemlich starkem Kreuzen erreichten wir am zweiundzwanzigsten August abends um neun Uhr die Insel Beechey und gingen an der Erebus-Bay vor Anker — —
— — — — — — — — — — — — —

Der Anker war gefallen, und das Schiff hatte beigedreht.

Die meisten von uns waren zur Ruhe gegangen, um sich einer ununterbrochnen Nachtruhe zu erfreuen.

Es war gegen zehn Uhr, und die Dämmerung brach herein.

Ich hatte mich auf eine Kiste gesetzt und schaute mit dem tiefen, feierlichen Gefühl, auf geheiligtem Boden zu sein, nach dem Lande hinüber! Dies war John Franklins letzter sicherer Winterhafen gewesen.

Meine Gedanken glitten rückwärts — in längst vergangne Zeiten.

Ich sehe sie vor mir, die stattlich ausgerüstete Franklin-Flotte, wie sie in den Hafen hereinfuhr und – die Anker auswarf.

„Erebus" und „Terror" sind noch in ihrem vollen Glanz! Die englischen Farben flattern auf ihren Mastspitzen, und die beiden schönen englischen Schiffe sind voller Leben – Offiziere in glänzenden Uniformen, Bootsleute mit ihren Pfeifen, blaugekleidete Matrosen! Zwei stolze Repräsentanten für die erste seefahrende Nation hier oben in der unbekannten Eiswüste. — — —

Vom Führerschiff wird ein Boot klar gemacht. Sir John will an Land gesetzt werden. Die Blaujacken legen sich gut in die Riemen, sie sind stolz, ihren Führer im Boot zu haben. Aus seinem klugen, charaktervollen Gesicht leuchtet Güte; er hat für alle ein freundliches Wort, deshalb lieben ihn die Matrosen. Deshalb haben sie auch unbegrenztes Vertrauen zu dem alten erfahrnen Führer durch die Polargegenden. Jetzt lauschen sie gespannt auf jedes Wort, das zwischen ihm und den beiden Offizieren, in deren Mitte Franklin sitzt, gewechselt wird. Die Unterhaltung dreht sich um die ungünstigen Eisverhältnisse und um die Möglichkeit einer Überwinterung bei Beechey. Es fällt Sir John schwer, sich mit einem solchen Gedanken vertraut zu machen. Aber aus alter Erfahrung weiß er, daß man in diesen Regionen oft gezwungen ist, gerade das zu tun, was man am wenigsten möchte. — — —

Es war diesen kühnen Leuten allerdings gelungen, etliches Neuland zu erforschen, aber nur, um alle ihre

Hoffnungen auf die Vollbringung der Nordwestpassage von undurchdringlichen Eismassen vernichtet zu sehen.

Der Winter 1845—46 wurde hier an dieser Stelle zugebracht.

Die dunklen Umrisse einiger Grabkreuze drinnen im Land, die ich von hier aus unterscheiden kann, legen Zeugnis davon ab.

Das Gespenst des Skorbuts zeigte sich hier zum erstenmal und forderte, wenn auch nicht viele, so doch einige Opfer an Menschenleben.

Als das Eis im Jahre 1846 aufbricht, werden „Erebus“ und „Terror“ wieder frei. Noch einmal ertönt der frohe Gesang der Matrosen, und die Schiffe fahren zwischen Kap Riley und Beechey hindurch. Noch einmal weht Englands stolze Flagge. Das ist der Abschiedgruß der Franklin-Expedition. Von da glitt sie hinein in das Dunkel — in den Tod . . .

Der tüchtigste Forscher Dr. Sir John Rae war der erste, der Nachricht darüber brachte, in welcher Gegend die Franklin-Expedition verunglückte. Aber die Ehre des ersten sichern Berichts über das Schicksal der ganzen Expedition gehört dem Admiral Sir Leopold Mc. Clintock.

Gar viele Reisebeschreibungen enthalten die Geschichte dieser Tragödie, deshalb will ich sie nicht wiederholen. Franklin und alle seine Leute setzten ihr Leben ein im Kampfe um die Nordwestpassage. Wir wollen ihnen ein Denkmal setzen, das dauernder ist als irgend ein Bautastein: Die Anerkennung, daß sie die ersten Entdecker der Nordwestpassage waren.

* * *

Der 23. August brachte schon in der Frühe Nebel. Wiik und ich gingen sogleich an die magnetischen Beobachtungen, die diesmal von allen mit großer Spannung und höchstem Interesse verfolgt wurden. Hing doch unser Weg nach dem magnetischen Pol von dem Ausfall dieser Beobachtungen ab. Ich kann nicht leugnen, viele hatten ihre Hoffnung darauf gesetzt, daß die Kompaßnadel nach

Westen zeige — nach den Bisamochsen auf der Insel Melville und nach Prinz Patrik-Land. Die Deklinationsnadel wurde losgelassen, und wir folgten ihren Bewegungen mit atemloser Spannung. Die Nadel schwankte lange hin und her und blieb dann in südwestlicher Richtung stehen. Obgleich auch ich zeitweise mit angenehmen Gefühlen an die Jagdgefilde im Nordwesten gedacht hatte, fühlte ich mich jetzt, wo die Entscheidung gefallen war, sehr befriedigt, denn mein ursprünglicher Plan konnte weiter verfolgt werden. Auch meine Kameraden waren von demselben Gefühl beseelt. Von Anfang an waren wir alle darin einig gewesen, daß der beste Weg für die Nordwestpassage gerade der sein müsse, wohin die Magnetnadel jetzt deutete.

Wiik war ein zuverlässiger Arbeiter, wir hätten keinen gewissenhafteren und sorgfältigeren Gehilfen bekommen können.

Leutnant Hansen bekam keine Gelegenheit zum Gebrauch seiner astronomischen Instrumente. Die Sonne wollte sich nicht zeigen, und wir mußten uns mit der Messung einzelner bekannter Punkte begnügen. Glücklicherweise hatte Kommandeur Pullen im Jahre 1854 eine Spezialkarte von der Insel Beechey aufgenommen, und diese war



Die Ruinen des Franklindepots auf der Insel Beechey

uns nun von großem Nutzen. Der Leutnant fand übrigens Veranlassung, die Beschaffenheit des Bodens zu untersuchen, und er nahm eine große Menge Versteinerungen mit. Northumberland House ist der Name eines Hauses, das auf der Insel Beechey im Herbst 1852 von Pullen gebaut wurde. Es sollte für das Geschwader von Sir Edward Belcher, der auf die Suche nach Franklin ausgezogen war, Proviant und Ausstattungsgegenstände enthalten. Bei der Heimreise dieses Geschwaders wurde das Haus nebst Inhalt als ein Depot für Franklin zurückgelassen, falls dieser an der Insel vorbeikäme. Drei Boote von verschiedner Konstruktion wurden auch zurückgelassen. Auf seiner Untersuchungsexpedition mit dem „Fox" besuchte Sir Leopold Mc. Clintock diesen Ort im Jahre 1858. Damals schon hatte das Depot Schaden gelitten. Und als Sir Allan Young 1878 mit der „Pandora" dahin kam, war es von Bären, die eingebrochen waren, so gut wie zerstört. Kein Wunder also, daß wir im Jahre 1903 das Ganze vollständig vernichtet fanden. Die letzten Reste von Kohlen nahmen wir mit. Desgleichen einen kleinen Vorrat Sohlenleder, das uns sehr willkommen war. Obgleich so viele Jahre lang Wetter und Wind ausgesetzt, war das Leder noch ganz gut, ja es wurde sogar unserm neuen Vorrat von „prima amerikanischem Sohlenleder" vorgezogen.

Aber das Schicksal dieses Depots erscheint mir als eine Warnung für die Polarfahrer, die ihre Hoffnung auf fünfzigjährige Depots setzen.

Die im Auftrag von Lady Franklin zum Andenken an ihren Mann und seine Gefährten und seine Leute von Mc. Clintock errichtete Marmorplatte war in Ordnung. Sie lag noch da, wo sie im Jahre 1858 hingelegt worden war, am Fuß der Belchersäule, die zur Erinnerung an die Verunglückten der Belcher-Expedition errichtet wurde. An dieser Säule ist auch eine kleine Erinnerungstafel an den in der Gegend ertrunknen französischen Leutnant Béllot eingelassen. Dies alles fanden wir im besten Zustande, desgleichen die Gräber selbst; einen einzigen umgestürzten Grabstein richteten wir wieder auf . . .



Das Denkmal für Franklin, Béllot und Belcher auf der Insel Beechey

Die Traurigkeit und Schwere des Todes ruht über der Insel Beechey; es ist kein Leben, keine Vegetation da, kaum Wasser ist zu finden. Als zwei von unsern Leuten nach vieler Mühe endlich Wasser zum Füllen unsrer Behälter entdeckt hatten und es in einem unsrer Segeltuchboote nach dem Schiffe schleppten, bekam das Boot ein Loch, und das Wasser lief aus.

Ein Spaziergang auf den Gipfel der Insel gewährte uns einen ziemlich guten Überblick, der freilich ohne den anhaltenden Nebel noch besser gewesen wäre. Einige Meilen weit konnten wir aber doch da und dort hinausspähen. Das Meer war auf allen Seiten eisfrei, nirgends war auch nur eine einzige Scholle zu sehen.

Aber was ist das? Plötzlich ist der Eingang zu der Erebusbucht mit einer schweren weißen Masse angefüllt. Es sieht am ehesten wie plötzlich aufgetauchtes zusammenhängendes Neueis, „Pfannkucheneis", aus. Unsre Fernrohre bestätigen das Phänomen — es ist Bewegung in der Masse ...

Und dann ertönt in des Wallfischfängers erfreulicher Sprache die Kunde, es sei ein gewaltiger Schwarm Weißwale, der sich da nähere.

Am vierundzwanzigsten August gegen Mittag waren wir mit unsern magnetischen Beobachtungen fertig. Wir hatten unser Zelt am Ufer eines ausgetrockneten Flußbetts aufgeschlagen. Die Stelle ist durch eingerammte Faßdauben und große Steine bezeichnet, so daß es einem etwaigen künftigen Observator wahrscheinlich nicht schwer sein wird, den Ort wiederzufinden.

Noch einmal versammelten wir uns alle miteinander bei dem alten Franklindepot und untersuchten genau, ob sich nicht vielleicht noch etwas fände, was uns von Nutzen sein könnte. Einige hatten ihr Herz an einen alten Handkarren gehängt und verwendeten sich eifrig für dessen Mitnahme. Auf die Frage, ob sie ihn zu sich in ihre Koje nehmen wollten, ließen sie von ihrem Begehren ab. Sie sahen ein, daß wir keinen Platz dafür hatten. Aber der Schmied hatte einen Fund gemacht, über den er in höchstes Entzücken ausbrach – einen uralten Amboß. Ihn von dessen Mitnahme abzubringen, wäre nicht rätlich gewesen. Die Expedition wäre einfach zugrunde gegangen, wenn wir den Amboß nicht mitgenommen hätten! – Er wurde nie benutzt!

Den Bericht über unsre bisherigen Erlebnisse steckten wir in eine Blechhülse und hängten sie an den am meisten in die Augen fallenden Platz — über die Béllotplatte an der Belchersäule. Dann ruderten wir an Bord hinüber – alle sehr befriedigt von dem Aufenthalt auf Beechey und nur von dem Wunsch beseelt, weiterzukommen.

Zweites Kapitel

In jungfräulichem Fahrwasser

Mit der Abfahrt von Beechey fing ein neuer Abschnitt unsrer Reise an. Wir wußten nun, welchen Weg wir machen mußten; das Los war geworfen, wir hatten nichts weiter zu tun, als uns zu beeilen und uns einen Weg zu bahnen. Auch insofern erhielt die Fahrt jetzt einen neuen Charakter, als wir bis jetzt sichres und bekanntes Fahrwasser durchschifft hatten, wo vor uns schon viele andre gewesen waren. Da, wohin wir jetzt steuerten, waren vor uns nur wenige Schiffe gefahren, und weiterhin hofften wir dahin zu gelangen, wohin noch niemals ein Kiel gedrungen war.

Wir waren voll der besten Hoffnung. Ja, ich kann beinahe sagen: wir fühlten die Gewißheit, noch einmal so weit zu dringen, als wir jetzt schon so glücklich gelangt waren. Die Eisverhältnisse waren uns außergewöhnlich günstig gewesen. Mit Leichtigkeit, und so gut wie ohne jedes Hindernis, waren wir in einer Gegend vorwärtsgekommen, wo unsre Vorgänger die schwersten Kämpfe mit Sturm und Eis hatten bestehen müssen. Soweit wir urteilen konnten, mußte das Jahr 1903 ein außergewöhnlich günstiges Eisjahr gewesen sein.

Am vierundzwanzigsten August nachmittags ein Uhr fuhren wir von der Insel Beechey ab und hielten den Kurs auf die Insel Limestone, am Eingang in den Peelsund. Der Kompaß — ein transportabler von E. S. Richie, Boston —

bewährte sich vorzüglich. Wegen der Nähe des Pols fingen seine Bewegungen an, etwas langsam zu werden. Daß er trotzdem vollständig brauchbar blieb, beweist unsre Weiterfahrt. Wir wurden nämlich, sobald wir in die Barrowstraße kamen, vom Nebel überfallen, der schwer und dicht blieb bis zum sechsundzwanzigsten, wo er sich lichtete, so daß wir das Land um den Peelsund her erkennen konnten.

Mit Ausnahme von einigen ganz schmalen Streifen ausgewaschnen Eises – alten Sundeises – hatten wir kein Eis angetroffen. Von starkem Polareis war überhaupt nichts zu sehen. Zwischen Kap Sherard auf dem Prinz of Wales Land und Kap Court auf North Somerset trafen wir die erste große Eisansammlung. Da uns die Sonne gerade ins Gesicht schien, hielten wir sie in ihrer glatten, vollkommnen Stille für eine kompakte Masse, die sich von Land zu Land erstrecke. Und nun war mir ganz klar, daß wir den Punkt erreicht hatten, wo unsre Vorgänger zum Umkehren gezwungen worden waren, das heißt die ganze, ungeteilte Eiskante.

Glücklicherweise stellte sich dies als ein Irrtum heraus – ein Irrtum, dessen wir uns unter ähnlichen Umständen noch mehrmals schuldig machten. Wenn die Sonne auf eine spiegelglatte Meeresfläche mit Eisstücken darin scheint, so sehen diese aus, als ob sie ineinander übergingen, und erscheinen wie eine zusammenhängende Eismasse. Dazu tragen auch die Luftspiegelungen bei, die im Eismeer beständig vorkommen, und die eine kleine Eisscholle so vergrößern und erheben, daß sie wie ein ganzes Eisfeld aussieht. Besonders in ziemlich kurzer Fernrohrdistanz kann man sich einer gewaltigen Packung gegenüber wähnen; aber im Eismeer gilt es noch mehr als anderswo, daß der Schein trügt, und man muß warten, bis man die Dinge „anfassen“ kann, ehe man irgendwie sicher sein darf.

Als wir näher kamen, war das offne Wasser von den Eisschollen zu unterscheiden. Die beiden Nordländer, Lund und Hansen, waren die ersten, die den Irrtum erkannten. Neben ihrer langen Erfahrung in Eismeerfahrten hatten sie auch eine größere Übung in der Benützung des Fernrohrs vor

uns voraus — das ist nämlich auch eine Kunst, die geübt sein will. Die „Eismasse" entpuppte sich als eine Menge alten, zerstückelten Fjordeises, das zugleich ganz weich war. Zwischen dem Eis und dem Lande waren auf beiden Seiten große und ganz klare Rinnen, so daß wir leicht und ohne jedes Hindernis hindurchschlüpfen konnten. Eine Riesenrobbe, die sich auf dem Eise sonnte, mußte dies mit dem Leben büßen.

Diese ganze Eisansammlung war nicht besonders breit. Nach kurzer Zeit befanden wir uns wieder in ganz eisfreiem Wasser, und so waren wir diesmal mit dem Schrecken davongekommen.

Um neun Uhr abends befanden wir uns der Insel Prescotte in der Franklinstraße gegenüber. Diese Insel wurde ein Markstein auf unsrer Fahrt. Die Kompaßnadel, die in ihrer Einstellungskraft allmählich gleichmäßig abgenommen hatte, verweigerte hier vollständig den Dienst. Nun waren wir also darauf angewiesen, wie unsre Vorfahren, die Vikinger, nur nach den Gestirnen zu steuern. Diese Art der Schiffahrt ist schon in gewöhnlichem Fahrwasser von zweifelhafter Sicherheit. Aber viel schlimmer noch ist sie hier, wo der Himmel zwei Dritteile der Zeit mit einer undurchdringlichen Nebeldecke verhängt ist. Dennoch hatten wir wenigstens das Glück, bei klarem Wetter abzufahren.

An den Vorgebirgen hatten sich einige Schollen angesammelt, sonst war das Wasser überall eisfrei.

Für unsre neue Navigationsmethode war uns der folgende Tag eine gute Schule; wir hatten nämlich den ganzen Tag über abwechselnd Nebel und klares Wetter.

Nachmittags ging ich auf Deck auf und ab und genoß den Sonnenschein, so oft er durchbrach. Meiner Kameraden wegen stellte ich mich so ruhig wie sonst, aber in Wirklichkeit war mein Inneres in starkem Aufruhr. Wir näherten uns nämlich jetzt mit raschen Schritten der Inselgruppe De la Roquette — ja, sie war bereits in Sicht. Bis hierher war im Jahre 1875 Sir Allan Young mit der „Pandora"

gedrungen. Aber hier war er auf eine undurchdringliche Eisschranke getroffen.

Würde es uns und der Gjöa ebenso gehen?

Da wurde ich — wie ich so hin und her ging — auf so etwas wie eine ungleiche Bewegung auf merksam, und ich stutzte. Ringsumher lag das Meer glatt und ruhig, und ich wies die Sache von mir, ärgerlich über mich selbst und meine Nervosität. Ich setze meinen Marsch fort . . . und da war es wieder! Ein Gefühl, als ob sich mein Fuß rascher aufsetze, als er der Berechnung nach sollte. Ich beugte mich über die Reling und starrte auf die Wasserfläche hinunter; aber diese lag glatt und ruhig da wie zuvor. Ich spazierte weiter, hatte aber noch nicht viele Schritte gemacht, als sich das Gefühl von neuem einstellte, und diesmal so deutlich, daß kein Irrtum mehr möglich war: die Jacht hatte wirklich eine kleine ungleichmäßige Bewegung!

Für keine noch so große Summe hätte ich diese kleine Bewegung verkauft. Das war Dünung unter der Jacht, Dünung, – Botschaft vom offnen Meer! Gegen Süden mußte das Fahrwasser offen sein, die undurchdringliche Eismauer war nicht vorhanden!

Und ich betrachtete mir die Jacht, Klein-Gjöa, vom Spiegel bis zum Bug, vom Deck bis zur Spitze des Mastes und lächelte: Wird die Gjöa uns alle und die Flagge unsres Vaterlandes am Ende doch trotz aller höhnischen Prophezeiungen siegreich durch ein Fahrwasser führen, das längst aufgegeben war!

Bald machte sich die Dünung sehr bemerklich, und wir alle ohne Ausnahme waren in der strahlendsten Laune!

Als ich am nächsten Morgen um halb zwei Uhr erwachte — daß ich an jenem Abend hatte in die Koje gehen und dazu noch schlafen können wie ein Ratz, setzt mich jetzt noch in Erstaunen — ging die See so hohl, daß ich mich setzen mußte, um die Kleider anziehen zu können. Dünungen habe ich nie geliebt; sie haben etwas sehr Ungemütliches an sich, mit Erinnerungen an Übelkeit und Kopfweh aus meiner ersten Seemannszeit her. Aber diese

Dünung — nun — sie war mir nicht nur ein Genuß, sie war ein allesbeherrschender Jubel!

Als ich auf Deck kam, war es ziemlich dämmerig. Aber dwars, nicht sehr weit entfernt, konnten wir die Umrisse von den Inseln De la Roquette unterscheiden. Und nun hatten wir den kritischen Punkt erreicht: Die Gjöa setzte ihren Steven in jungfräuliches Wasser.

Erst jetzt meinten wir, unsre Aufgabe wirklich in Angriff genommen zu haben.

Der nächste zweifelhafte Punkt war die Béllotstraße, in der Mc. Clintock zwei Jahre lang gelegen und auf das Weiterkommen gewartet hatte. Aber die ziemlich hohe Dünung zeugte von meilenweit offner See, und da die Béllotstraße nicht weit weg war, hegten wir keine großen Befürchtungen. Um acht Uhr morgens passierten wir die Straße. Das einzige, was wir trafen, war ein ganz schmaler Streifen von zerbröckeltem Landeis. Über der Straße selbst lag eine dichte Nebelmasse. Jenseits war das Meer klar Wie zu erwarten gewesen war, folgte auf die Dünung eine südliche Brise, und wir kämpften uns ziemlich langsam vorwärts. Nachmittags halb sechs Uhr stießen wir vor Kap Maguire auf einen etwas breiteren Streifen weichen Eises. Jenseits davon sahen wir offnes Wasser. Gerade als wir auf das Eis losgehen wollten, überfiel uns der Nebel wie eine schwarze Wand und hüllte alles in graues Dunkel. Ich entschloß mich, längs der Kante zurückzufahren und zu warten, bis der Nebel sich hebe. Die Nächte waren allmählich dunkel geworden, und da wir keinen Kompaß gebrauchen konnten, hätten wir in sehr bedenkliche Fährlichkeiten geraten können. Wir fuhren also rückwärts. In der Dunkelheit bekamen wir aber von dem Eis einen schweren Stoß nach dem andern und verbrachten im ganzen genommen eine unbehagliche Nacht. Dies war das erste Treibeis, das wir hier in diesen Straßen trafen. Wahrscheinlich war es aus dem Mc. Clintockkanal hereingekommen.

Mit Tagesgrauen — um vier Uhr morgens — bekam der Nebel einen kleinen Riß. Doch nur für einen Augenblick. Aber der genügte uns, um das Aussehen und die Be-

schaffenheit des Eises zu studieren, und mit dem leichten Winde, der uns die Richtung angab, ging es aus voller Kraft des Motors lustig vorwärts.

So fuhren wir weiter bis zwei Uhr nachmittags. Da legte sich der Nebel, und im strahlendsten Sonnenschein sahen wir die Tasmania-Inseln vor uns. Dank dem leichten Winde, der die ganze Zeit über treulich angehalten hatte, waren wir sehr gut auf unsre Rechnung gekommen. In Nebel und Windstille geht es viel schlechter, und da geschieht es auch, daß ein ganz verkehrter Kurs eingeschlagen wird. Die Sonne ist ja ein vorzüglicher Kompaß, aber sie war sehr selten zu sehen.

Bis jetzt hatte das Land, an dem wir entlang fuhren, einen milden und freundlichen Eindruck gemacht und fruchtbaren Pflanzenwuchs gezeigt. Die Tasmania-Inseln dagegen waren rauh und kahl.

Mit der Brise achterlich vor dwars — einmal hatten wir nun doch auch günstigen Wind —, mit allen Segeln und voller Kraft des Motors gings mit größter Geschwindigkeit der James Roß-Straße zu. Westwärts lag dichtes Eis; aber südwärts, längs des Landes, sah alles gut aus.

Ich zitiere hier die zwei folgenden Tage wörtlich aus meinem Tagebuch:

Sonntag, 30. August. Die letzte Nacht waren wir bei Nebel und Dunkelheit in etwas falscher Richtung abgetrieben und in großes, dichtes Treibeis hineingeraten. Nachdem der Tag angebrochen war, brauchten wir noch zwei Stunden, bis wir aus dem Eise heraus und in offnes Wasser gelangt waren. Das Landwasser ist hier an der Küste von Boothia besonders scharf abgegrenzt. Wahrscheinlich hält Ebbe und Flut das Küstenwasser frei von Eis. Wir sind den ganzen Tag am Land entlang gefahren und hätten nach dem Besteck des Steuermanns um die Mittagzeit bei Kap Adelaide – dem magnetischen Nordpol von James Roß – sein müssen. Unsichtiges Wetter hat uns jedoch verhindert, das Land zu sehen. Unsre einzige Richtschnur, der Wind, hält uns ein Mal ums andre zum Narren, weil er sehr veränderlich ist. In der letzten Zeit hatten wir indes nördliche Brise

und dadurch eine gute Fahrt. Das Barometer ist heute stark gefallen. Es regnet und kühlt sich ab, und jetzt, um neun Uhr abends, ist es schon stockdunkel. Da ist das Seefahren keine leichte Sache, aber es geht schon. Wir liegen unter Land und backen während der Nacht. Bei den Tasmania-Inseln verändert das Land seinen Charakter vollständig, von hohem Granit geht es ganz in niedrigen Kalkstein über.

21. August. Gestern abend fiel der Barometer plötzlich außerordentlich stark. Der Wind, der von der Nordseite her am Land entlang strich, wurde schnell frischer, und zugleich fing es zu regnen an. Gegen Mitternacht mußten wir die Segel einziehen, weil der Wind stärker wurde. Das Meer erhob sich schnell, und so eigentümlich es sich anhört: ein paar von den Teilnehmern der Expedition wurden gerade vor dem magnetischen Pol seekrank. Morgens um drei Uhr konnten wir wieder mit voller Kraft weiterfahren. Der Wind war da etwas abgeflaut, aber es lag noch ein ziemlich dichter Nebel. Wir hielten bei dem Winde in der Richtung, wo wir Land vermuteten. Um halb vier Uhr hellte es sich einen Augenblick auf, und wir sahen da eine kleine Insel in Lee nicht weit von uns entfernt. Eisberge und hohes Staueis zeigten sich bald, und dieses lag gerade gegen das Meer zu. Dies war vermutlich die nördlichste der Beaufort-Inseln. Wir fuhren bei dem Wind, und zwar, wie wir annahmen, südwärts. Wie es sich später herausstellte, war der Wind nach Osten umgesprungen, und dies hatte eine starke Drift nach Westen bewirkt. Der Nebel zerriß zu wiederholten Malen, aber wir sahen nichts von einem Land. Um acht Uhr vormittags ging ich schlafen. Wir fuhren da noch immer südwärts bei dem Wind und hatten die Absicht, die Insel Matty zu erreichen.

Um elf Uhr wurde ich durch einen furchtbaren Stoß geweckt, und schon im nächsten Augenblick war ich auf Deck. Eine kleine Strecke vor einer ganz niedrigen Insel, die sich bei späterer Beobachtung als die südlichste der Beaufort-Inseln auswies, saßen wir fest. Die Gjöa wurde mittschiffs von einem Felsenriff festgehalten. Wir setzten alle Segel auf und den Motor in volle Kraft. Gleichzeitig

taten wir auch die Bugsierleine hinaus. Nach einer Weile glitt die Jacht allein mit Hilfe der Segel und des Motors weiter, ehe wir noch angefangen hatten, die Bugsierleine einzuziehen. Es zeigte sich nun, daß wir in eine sehr weit herausragende Untiefe geraten waren. Das Schiff stieß noch ab und zu sehr stark auf, und einige Splitter von dem Afterkiel schwammen umher. Die Pumpen wurden gepeilt, aber alles war in Ordnung. Nachdem wir losgekommen waren, fuhren wir bei dem Wind ostwärts – der Wind hatte sich mit sichtigem Wetter nach Süden gedreht – auf Boothia zu.

Um vier Uhr nachmittags erreichten wir etwas, was wir für eine Insel hielten. Auf der Karte war hier auch wirklich eine ganz kleine Insel angegeben, aber was wir vor uns hatten, war, soweit wir sehen konnten, eine sehr flache Insel von großer Ausdehnung. Die Karte war jedoch unrichtig, und dieses lange, von Norden nach Süden laufende Land war überhaupt keine Insel, sondern ein Teil des Festlandes. Ich nehme an, daß James Roß, als er dieses Land als eine kleine Insel aufzeichnete, dies in einer Zeit tat, wo alles mit Schnee bedeckt war, mit Ausnahme einer kleinen Hügelkette, die sich auf dem nördlichen Teil dieses hervorspringenden Tieflands erhebt. Wir fanden auch, daß dieses Land mit seiner südlichen Spitze nach Westen abbiegt und sich da fast mit einer der flachen Inseln der Beaufortgruppe vereinigt. Wir liegen nun bei sechs Faden Tiefe für die Nacht vor Anker. Die Nächte sind jetzt so dunkel, daß man nichts mehr sehen kann. Wenn man dann außerdem noch die Richtung nicht kennt, macht man sehr leicht grobe Fehler. Wenn wir morgen früh die Anker lichten, werden wir die andre Landzunge näher betrachten . . .

Hier schließen meine Aufzeichnungen von diesem Tag. Die meisten werden sich aus diesen kurzen Berichten darüber klar geworden sein, daß die Navigation in den Gewässern des magnetischen Nordpols keineswegs von ungeteilt angenehmer Natur ist.

Ich war am Abend eben dabei, die Begebenheiten des Tages in meinem Tagebuch zu verzeichnen, als ich einen



Brand

Schrei hörte – einen entsetzlichen Schrei, der mir durch Mark und Bein ging. Etwas Absonderliches mußte geschehen sein. In einem Nu waren alle Mann auf Deck. In der rabenschwarzen Nacht – die glücklicherweise ganz windstill war – schlug eine mächtige Lohe mit dickem, erstickendem Rauch durch die Maschinenluke heraus. Im Maschinenraum brannte es, mitten zwischen Petroleumbehältern, die zehntausend Liter Petroleum enthielten! Wir alle wußten, was geschehen mußte, wenn sich die Behälter erhitzten; dann flog die Gjöa mit allem, was darin war, wie eine Bombe in die Luft. Wir liefen alle umher wie die Rasenden. Ein Mann sprang zu Wiik in den Maschinenraum hinunter, den dieser seit dem Beginn des Brandes nicht verlassen hatte, um ihm zu helfen. Zuerst wurden unsre beiden immer bereit stehenden Löschapparate angewendet. Und dann schöpften wir Wasser; wir schöpften ums Leben, und in unglaublich kurzer Zeit waren wir Herr über das Feuer. Ein Haufen Putzgarn, der auf den Petroleumbehältern gelegen hatte und mit Petroleum durchtränkt war, hatte Feuer gefangen und sogleich lichterloh gebrannt.

Am nächsten Morgen wurde beim Putzen der Maschine festgestellt, daß nicht ein Zufall, sondern vielmehr eine pünktliche Pflichterfüllung uns alle von dem unerbittlichen Untergang gerettet hatte. Kurz vor dem Brande war Ristvedt bei mir gewesen und hatte gemeldet, daß einer der vollen Petroleumtanker im Schiffsraum lecke. Ich befahl ihm, das Petroleum aus diesem Tank augenblicklich abzulassen und in einen der leeren zu füllen. Dieser Befehl wurde pünktlich ausgeführt. Nun zeigte es sich beim Aufräumen, daß der Doppelhahn an dem Tank, der eben geleert worden war, in der Hitze des Kampfes heute nacht mitten durchgebrochen war. Wenn der Befehl nicht so pünktlich ausgeführt worden wäre, dann wären fünfhundert Liter Petroleum in den brennenden Maschinenraum geflossen. Die Folgen davon brauche ich nicht auszumalen. Aber ich stelle den Mann, der diese unbedingte Pünktlichkeit bewiesen hat, als ein leuchtendes Beispiel auf.

Um vier Uhr am nächsten Morgen setzten wir unsre

Fahrt am Lande hin in südlicher Richtung fort. Lange, niedrige Inseln mit weit hereinreichenden Untiefen schienen sich an diesem ganzen Teil der Küste hinzuziehen. Das Wetter war unsichtig und der Wind eine steife Brise von hinten her, weshalb das Vorwärtskommen sehr unsicher war. Da das Barometer fiel und der Wind zunahm, beschloß ich, in Lee von einer der obengenannten Inseln zu gehen, da vor Anker zu liegen und helles Wetter abzuwarten. Diese Inseln zeigten sich aber so von Untiefen umgeben, daß wir kaum darauf rechnen konnten, durch sie hindurchzukommen, ohne aufzulaufen. Ich beschloß daher, lieber nach der Seite von Matty hinüberzufahren und da nach einem Hafen zu suchen. Ein rasender Wind jagte jetzt daher. Die Lotmessungen zeigten, nachdem wir den Kurs vom Lande abgekehrt hatten, allmählich größere Tiefe. Aber mehr als zehn Faden Tiefe fanden wir nicht, denn bei der Insel Matty zeigten sich wieder Untiefen. An diesen seichten Stellen war das Wasser erregt und schwierig. Um elf Uhr vormittags gingen wir bei fünf Faden Tiefe unter einer niedrigen Insel vor Anker, wahrscheinlich einer der Beverly-Inseln nördlich von Matty. Der Wind nahm beständig zu und brachte jetzt dichtes Schlackerwetter. Ja, das war in der Tat eine festliche Fahrt!

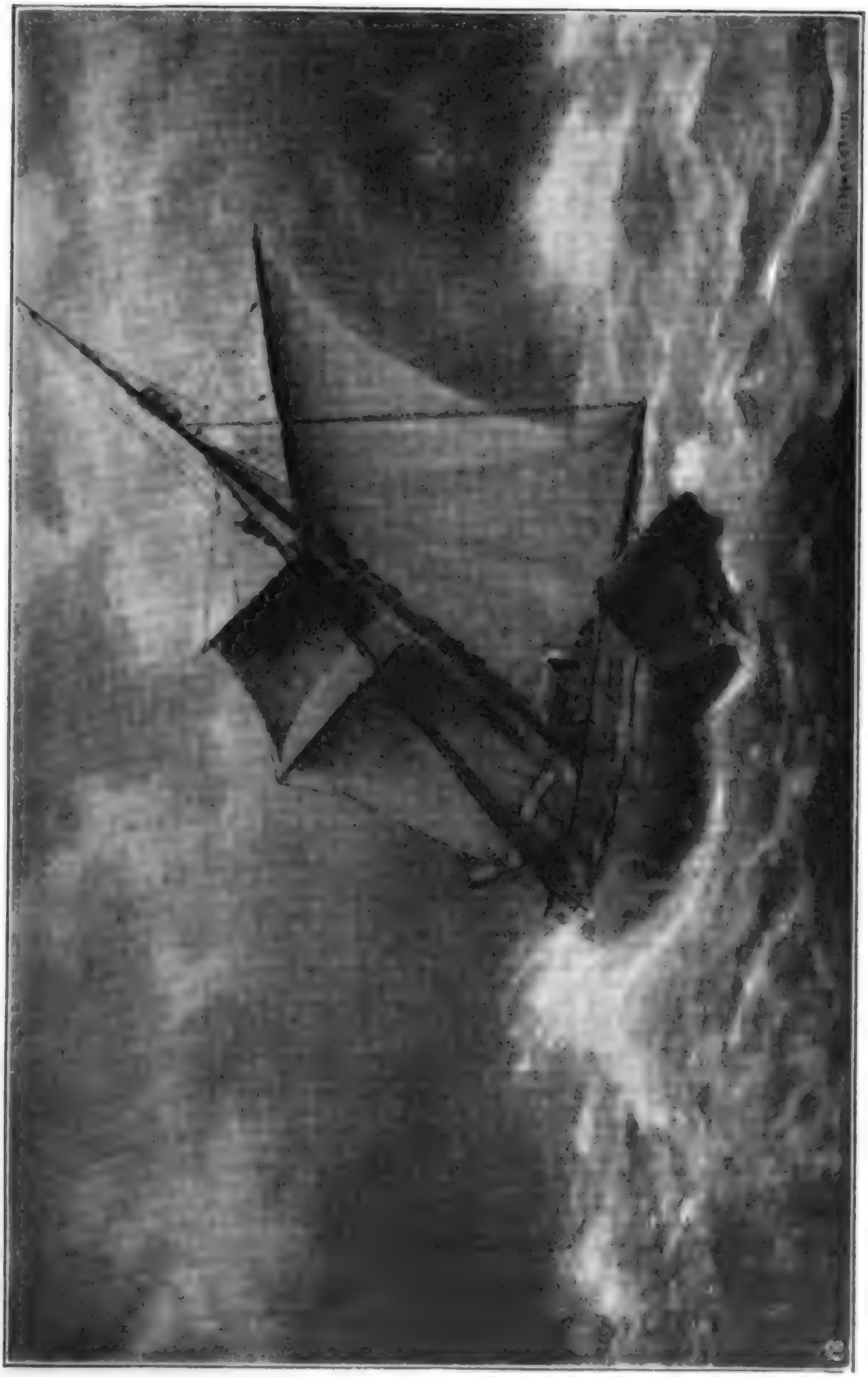
Während der Nacht flaute der Wind ab, und um vier Uhr morgens konnten wir den Anker wieder lichten und weiterfahren. Das Wetter war einigermaßen sichtig, und der Wind, der nach Westen umgeschlagen hatte, war gerade von der richtigen Stärke für uns. An mir war jetzt eben die Reihe des Steuerns, und ich nahm meinen Platz auf dem Hüttendeck ein, um von da eine möglichst gute Aussicht zu haben. Lund und Ristvedt waren mit dem Aufziehen des Großsegels beschäftigt. In Lee lag eine niedrige Insel mit einer ziemlich langen, sich nach Osten erstreckenden Untiefe. Von unserm Ankerplatz aus hatten wir diese Untiefe sehen können, und ich wußte deshalb genau, wie ich halten mußte, um daran vorbeizukommen. Deshalb war ich auch äußerst unangenehm überrascht, als wir trotzdem aufliefen, — da ich doch gut vorbeigehalten hatte. Wir glitten zwar gleich wieder ab, und ich hielt stark Steuer-

4*

bord, um aus der Untiefe herauszukommen. Ich glaubte ja, wir seien trotz meiner Berechnung in die von der Insel hereinragende Untiefe geraten. Das war jedoch ein Irrtum; der Grund, auf den wir aufgestoßen waren, lag südlicher und westlicher. Und kurz nachher liefen wir wieder auf. Wir kamen zwar los, stießen jedoch abermals auf – und nun saßen wir fest.

Der Motor wurde natürlich gestoppt, ebenso die Arbeit des Segelsetzens eingestellt. Ich kletterte sofort in den Mastkorb hinauf. Das Wetter war klar und sichtig. Der Grund, auf dem wir aufgelaufen waren, war ein großes Riff unter Wasser mit Verzweigungen nach allen Richtungen. Es erstreckte sich, soweit ich sehen konnte, westwärts nach Boothia. Was wir gerade in Lee hatten, war wahrscheinlich die Insel Matty.

Es war morgens sechs Uhr, als wir aufliefen. Wir machten gleich ein Boot klar, um zu loten und zu untersuchen, in welcher Richtung wir am besten einen Versuch machen könnten, loszukommen. Der kürzeste Weg schien achteraus zu sein, aber da der Grund der beiden Untiefen, auf denen wir schon aufgestoßen waren, im Wasser höher lag, als das Riff, auf dem wir fest saßen, war unsre Aussicht, achteraus darüber wegzukommen, sehr gering. Wir mußten also die Versuche voraus gegen Süden machen. Die Lotungen ergaben keine große Hoffnung. Das Riff zog sich in dieser Richtung hin und hatte an der seichtesten Stelle nicht mehr als einen Faden Wasser. Auf dem kürzesten Weg voraus betrug die Entfernung über das Riff mehr als zweihundert Meter. Mit einigen wenigen Tonnen Ballast hatte die Gjöa einen Tiefgang von sechs Fuß. Beladen, wie sie jetzt war, lag sie zehn Fuß zwei Zoll tief. Die Aussicht, über das Riff hinüberzukommen, war also nicht glänzend. Aber wir hatten keine Wahl. Wir mußten versuchen, die Jacht so viel wie möglich zu erleichtern. Zuerst schafften wir fünfundzwanzig unsrer schwersten Kisten über Bord. Sie enthielten Hundepemmikan, und jede wog hundertneunzig Kilogramm. Alle übrigen Kisten der Decklast wurden auf die eine Seite geschafft, um das Schiff so weit wie möglich auf die Seite zu legen.



Die Gjöa auf Grund

Um acht Uhr morgens verlief das Wasser in nördlicher Richtung und fiel um einen Fuß. Wir waren also bei der Flut aufgelaufen. Nun bereiteten wir alles für die nächste Flut vor. Der Wurfanker wurde hinausgeworfen und auch sonst wurden alle Kunstgriffe angewendet, die Jacht auf die Seite zu legen. Es war schönes, stilles Wetter mit hellem Sonnenschein, mit andern Worten, gerade ein Tag, um in diesem Fahrwasser ein tüchtiges Stück vorwärts zu kommen. Und da lagen wir nun und kamen nicht vom Fleck! Wir faßten uns aber in Geduld, warteten und setzten unsre Hoffnung auf die Flut. Unser Observator benützte die günstige Gelegenheit, eine Bestimmung des Orts aufzunehmen. Wir waren in der Nähe einer kleinen Insel auf der Nordseite der Insel Matty.

Abends um sieben Uhr hatten wir die Flut. Aber trotz aller unsrer Vorbereitungen, trotz aller unsrer Anstrengungen brachten wir die Jacht keinen Zoll vorwärts. Als gegen acht Uhr die Dunkelheit anbrach, mußten wir die Arbeit für diesen Tag aufgeben.

Als ich frühmorgens um zwei Uhr auf Deck kam, blies es frisch aus Norden. Um drei Uhr fing die Jacht an, sich zu bewegen, und zwar wie in Krämpfen. Ich ließ daher alle Mann wecken, damit sie bei jeder Gelegenheit, die sich bieten würde, sogleich bereit wären. Der Nordwind verwandelte sich in einen Sturm mit Regen. Wir zogen und zogen die Bugsierleine, aber alles war umsonst. Das Schiff stieß heftig. Wie immer in zweifelhaften Lagen beriet ich mich mit meinen Kameraden, und wir beschlossen nun, das letzte Mittel anzuwenden – nämlich die Jacht wegzusegeln. Der Schaum spritzte hoch über Bord, und der Sturm jagte laut heulend mit mächtigen Stößen daher; aber wir kämpften und arbeiteten tapfer, und es gelang uns auch die Segel zu setzen. Und jetzt begann eine Fahrt, die keiner von uns je vergessen wird, und sollte er so alt werden wie Methusalem!

Die heftige Segelpressung und die hohen scharfen Wellen hoben im Verein die Jacht auf – und jagten sie nach vorn wieder zwischen die Klippen, so daß wir vollständig darauf gefaßt waren, die Schiffsplanken im nächsten

Augenblick auf dem Wasser herumschwimmen zu sehen. Der Afterkiel zersplitterte und tauchte auf. Wir konnten nicht viel weiter tun, als den Lauf der Ereignisse beobachten und den Ausgang ruhig abwarten.

Daß ich ganz ruhig gewesen wäre, als ich da oben in der Takelung stand und dem Tanz von einem Stein zum andern zuschaute, könnte ich allerdings nicht behaupten. Ich machte mir die bittersten Vorwürfe. Hätte ich in den Mastkorb eine Wache gesetzt gehabt, so wäre das nie passiert. Die Wache hätte nämlich das Riff von weitem gesehen und gewarnt. Sollte nun diese meine Unvorsichtigkeit unser ganzes Unternehmen zum Scheitern bringen? Was so ausgezeichnet begonnen worden war, – wir, die wir so weit gekommen waren, wie vor uns noch niemand – sollten wir, die so glücklich über die Strecken der Passage hinübergekommen waren, die von allen für die schwierigsten gehalten wurden, – sollten wir nun gezwungen sein, anzuhalten und mit Schande bedeckt umkehren? Umkehren – ja! Das konnte noch die Frage sein. Wenn die Gjöa zerschmettert wurde – was dann?

Ich mußte mich mit aller Kraft festhalten, um nicht, so oft die Jacht aufgehoben und wieder auf die Steine niedergeworfen wurde, weit ins Wasser hinausgeschleudert zu werden . . . Wenn die Jacht zertrümmert würde! Die Aussichten dazu waren die allergrößten. Das Wasser um das Schiff wurde immer seichter; an dessen Rand konnte ich sehen, wie die Wogen sich brachen. Und gerade dorthin schien uns aller Wahrscheinlichkeit nach der rasende Nordwind zu treiben. Die Segel standen straff wie Trommelfelle, die Takelung ächzte, und ich fürchtete jeden Augenblick, sie über Bord gehen zu sehen. Wir näherten uns immer noch dem seichtesten Teil des Riffs, und wilder und immer wilder spritzte der Schaum über die Jacht herein.

Jetzt betrachtete ich es fast als unmöglich, daß das Fahrzeug über den Rand des Riffes hinüberkommen würde, ohne entzwei zu gehen – das Riff lag beinahe offen da. Noch wäre es Zeit, ein Boot auszusetzen und es mit dem Notwendigsten zu beladen!

Ich befand mich in der entsetzlichen Lage, eine Entscheidung treffen zu müssen. Auf mir lag die ganze Verantwortung — der Augenblick kam heran, wo ich meine Wahl treffen mußte: entweder die Gjöa mit den Booten verlassen und sie zerschmettern lassen — oder das Äußerste versuchen und vielleicht mit Mann und Maus untergehen! Ich ließ mich an einer Pardune hinuntergleiten, um so rasch wie möglich auf Deck zu gelangen.

„Wir müssen die Boote klarmachen und sie mit Proviant, Gewehren und Munition beladen."

Da fragte Lund, ob wir nicht einen letzten Versuch machen und den Rest der Decklast auswerfen sollten.

Dies war ja mein eigner stiller, brennender Wunsch gewesen, den ich aber wegen den andern nicht auszusprechen gewagt hatte. Jetzt stimmten alle wie einer mit Lund überein, und hei! flog die Decklast hinaus. Wir taten uns zu zwei und zwei zusammen, und da flogen zweihundert Kilogramm schwere Kisten über die Reling wie Heusäcke. Dann war es getan, und ich kletterte wieder in die Takelage hinauf. Wir waren jetzt nicht mehr als eine Schiffslänge von der seichtesten Stelle entfernt. Schaum und Wasser fegten über die Jacht hin, der Mast zitterte — die Gjöa bereitete sich zu einem letzten, entscheidenden Sprung vor. Dann wurde sie aufgehoben — hoch hinauf — und plötzlich mit Gewalt auf die nackten Steine geschleudert — Stoß auf Stoß, heftiger als je . . . In meiner Not schickte ich — ich gestehe es ehrlich — ein heißes Gebet zu dem allmächtigen Gott empor, — noch ein Stoß, ein heftigerer als alle andern — noch einer — und wir glitten weiter!

Ich sprang in den Mastkorb. Es war keine Sekunde zu verlieren — es galt, einen Weg zu finden, aus all den Untiefen heraus, die dicht um uns herumlagen. Leutnant Hansen stand ruhig und sicher am Steuer, ein prächtiger Mensch! Jetzt rief er: „Am Steuer ist etwas nicht in Ordnung! Es gehorcht nicht."

Sollte nun schließlich das das Ende vom Liede sein — daß wir leewärts dort auf die Insel trieben —?

Da flog die Jacht wieder über ein Felsenriff weg, und dann ertönte der frohe Ruf:

„Das Steuer ist wieder all right!"

Das Wunderbare war geschehen: Der vorhergehende Stoß hatte das Ruder ausgehoben, so daß es mit den Zapfen auf dem Beschlag ruhte. Aber der letzte Puff — brachte es wieder in seine richtige Lage.

Selten wurden auf der Gjöa jubelnde Begeisterungsausbrüche laut; wir waren alle von Natur ziemlich ruhige, stille Leute. Aber diesmal konnten wir den Jubel nicht zurückhalten — und er brach los — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Nun folgte eine höchst unangenehme Navigation. Die Untiefen lagen dicht beieinander, und das Schiff ließ sich nicht so leicht manövrieren wie sonst. Wir waren bis auf die Haut naß, und die Zähne klapperten uns vor Kälte. Das Lot wurde in Tätigkeit gesetzt, und von diesem Augenblick an legte die Gjöa weiter nicht eine Seemeile von der Nordwest-Passage zurück, ohne daß ein Mann im Mastkorb und einer am Lot gestanden hätte. Wir hatten jetzt unsre Erfahrungen gemacht und wollten nicht noch mehr Lehrgeld bezahlen.

Mit Segel und Motor hielten wir Kurs auf Boothia Felix hinüber, wo wir bald tieferes Fahrwasser bekamen. Um zwölf Uhr mittags gingen wir unter Kap Christian Frederik bei fünf Faden Wasser vor Anker. Es wehte eine Brise aus Nordost. Beide Anker wurden zugleich hinuntergelassen, der eine mit dreißig, der andere mit fünfundvierzig Faden Kettenlänge. Nach dem Aufstoßen auf dem Grund waren an der Gjöa allerlei Reparaturen nötig, und überdies waren wir nach der Arbeit und der schweren Spannung alle ziemlich mitgenommen.

Am Nachmittag ruderten einige von uns an Land, um dieses näher in Augenschein zu nehmen, sowie um unsern Bericht in einer „Warte" niederzulegen. Ich hatte mit Nansen abgemacht, wie diese „Warten" gebaut werden sollten, nämlich immer zwei nebeneinander auf der äußersten Landspitze. Der Bericht wurde in der größeren niedergelegt, und eine

kleinere wurde vier Meter davon rechtweisend und nach Norden errichtet. Sollte uns später eine Expedition nachgeschickt werden müssen, dann würde man unsre Warten schon aus weiter Ferne erkennen können.

Unser Geologe machte seine Beobachtungen und sammelte eine Anzahl Versteinerungen. Die Jäger unternahmen einen Ausflug ins Land hinein und sahen mehrere Renntiere. Ich selbst schlenderte umher und grub in alten Zeltringen, die von Eskimozelten übrig geblieben waren, und von denen sich eine Menge vorfanden. Als es dunkel wurde, ruderten wir wieder nach der Gjöa zurück. Es wehte nur noch ein schwacher Wind vom Lande her. Wie immer, wenn wir vor Anker gingen, wurde ein Mann als Wache befohlen, wir andern legten uns schlafen.

Um elf Uhr kam der Wachthabende und meldete mir, daß jetzt eine steife Brise aus Süden wehe. Als ich auf Deck kam, war es recht häßlich draußen, pechschwarz und ein wütender Seewind. Da blieb uns keine Wahl; hinauszukommen war unmöglich bei all den Untiefen dieses Fahrwassers. Wir verseilten also die Ketten und hofften das beste. Alle Mann wurden geweckt, und wie die Lage war, bereiteten wir alles auf eine Strandung vor. Wir meinten jeden Augenblick, die Ankerketten müßten bei den wilden, hohen Wogen und dem heftigen Druck des Sturmes zerreißen. Das Schiff stand über festem Felsengrund, aber glücklicherweise hatte sich der eine Anker in einer Vertiefung oder um einen Stein festgehakt. DiePrahme und die Segeltuchboote wurden mit Proviant und anderm Notwendigem beladen; jedem von uns war seine Rolle zugeteilt, wir waren also klar, wenn die Ketten zerrissen. Die Maschine ging mit voller Kraft vorwärts, um den Druck auf die Anker abzuschwächen . . . . . Glücklicherweise hielten die Ketten. Aber fünf volle Tage lagen wir in derselben Angst auf demselben Platz, während der Wind nach allen Himmelsrichtungen umsprang.

Erst am achten morgens um vier Uhr konnten wir weiterfahren. Es blies frisch aus Nordwesten.

Hier wie überall in diesen Straßen war es unmöglich, sich nach den Karten auszukennen, die in einer Jahreszeit

aufgenommen worden sind, wo der Schnee alles zudeckt und darum den Reisenden täuscht. Bei den Dunda-Inseln verloren wir bei der dicken Schneeluft das niedrige Land aus Sicht; wir mußten uns nämlich weiter draußen halten, weil wir plötzlich mit dem Lot keine Tiefe von zehn Faden mehr fanden. Wahrscheinlich erstreckte sich da ein Felsenriff von den Dunda-Inseln her. Bei Kap Christian Frederik geht der Meeresgrund von Felsen in Lehm über, und die Farbe des Meeres wird dadurch hellgrün, wodurch die Untiefen schwerer zu unterscheiden sind.

Um drei Uhr nachmittags bekamen wir voraus Land in Sicht, und ich beschloß, darauf zuzuhalten, um dort einen Hafen für die Nacht zu suchen. Es war ein sehr niedriges Land, das sich mit hervorspringenden Landzungen nach Süden erstreckt. Die Landzunge, auf die wir den Kurs richteten, hielten wir für De la Guiche Point auf dem nordamerikanischen Festland. Da wir aber schon in weiter Entfernung von der Küste seichten, nur noch bis zu vier Faden tiefen Grund fanden und in einem sichtigen Augenblick auch auf der andern Seite Land gewahrten, wendeten wir und fuhren quer über die Straße, dort einen Hafen zu suchen. Dies war ein hohes Land, das, nach unsrer Kenntnis Mount Matheson auf King William-Land sein mußte. Es war indessen halb sechs Uhr abends geworden, wir hatten also wenig Aussicht, bei Tageslicht noch hinzugelangen. Das Land, das wir verließen, endigte gegen Südwesten in einer niedrigen Landzunge gerade da, wo die Karte Kap Colville anzeigte. Aber dann hätten wir auch die Insel Stanley sehen müssen, die die östliche Küste der Raestraße bildet. Und diese war nicht zu erblicken.

Um sechs Uhr kamen wir in die Nähe von drei ganz niedrigen Scheren. Die Strömung ging mit großer Geschwindigkeit südwärts und drohte uns auf die Felsen zu schleudern. Aber da der Wind stärker wurde, kamen wir glücklich darum herum. Die Dunkelheit brach herein, ehe wir das hohe Land wieder in Sicht bekamen, und wir mußten mit kleinen Segeln beidrehen. Der Motor wurde in Gang

gehalten, damit wir von der Strömung nicht zu weit abgetrieben würden. Die ganze Nacht hindurch wurde gelotet.

Nach unsern Angaben hätten wir uns im Laufe der Nacht auf diese Weise bis unter King William-Land hinarbeiten müssen. Unsre Überraschung war daher auch groß, als wir uns beim ersten Tagesgrauen unter dem flachen Land befanden, das wir am Tag zuvor für Guiche Point gehalten hatten! Die Strömung hatte sowohl von Motor als Segel die Luv abgestochen und uns gerade in entgegengesetzter Richtung weitergeführt. Wir richteten nun aufs neue den Kurs auf das hohe Land, und nachdem wir eine Stunde gefahren waren, sahen wir es wieder. Da wir zugleich auch die drei kleinen Scheren wieder erblickten, war die Situation klar. Das hohe Land mußte Mount Matheson sein und die Scheren die Insel Stanley. Wir waren mit andern Worten mitten in der Raestraße.

Zu unsrer angenehmen Überraschung gab das Lot keinen Grund an, und als wir uns allmählich King William-Land näherten, wurde das Wetter schöner, mit einer frischen Brise aus Norden und auch vollständig klar. Von Mount Matheson erstreckte sich in südlicher Richtung als Abschluß von King William-Land ein langes, niedriges Land. Wir tauften diesen Landvorsprung Point Luigi d'Abbruzzi, zur Erinnerung an den Herzog der Abbruzzen. Eine Menge kleiner, etwas vom Land entfernter Inseln war nicht auf der Karte angegeben, und wir gaben ihnen den Namen Eivind Astrups-Inseln. Diese Inseln und die Luigi d'Abbruzzi-Spitze bilden eine gute und sichre Einfahrt in die Simpsonstraße. Von der Spitze bis zu der Halbinsel Neumayer erstreckt sich eine sehr breite Bucht — die Schwatkabucht — mit etwa zehn Seemeilen Tiefe. Aus dieser heraus blies ein frischer Nordwind. Da wir dwars von der Betzold-Spitze waren, entschloß ich mich, die Pettersen-Bucht aufzusuchen und da für die Nacht zu ankern. Dies erwies sich als ein sehr guter Wurf. Unter Land war da ganz ruhiges Wasser, und obgleich wir in die Bucht hineinkreuzen mußten, ging es doch recht schnell. Von Deck aus war außer der großen breiten Bucht nichts Besondres zu sehen.

Aber Hansen, der die Wache im Mastkorb hatte, sah mehr als wir, und plötzlich ertönte es von da oben her:

„Ich sehe den schönsten kleinen Hafen, den es überhaupt geben kann!"

Ich kletterte zu ihm hinauf, — und, ganz richtig; klein und vor allen Winden geschützt, wie ein Paradies für uns mutige Seefahrer, lag der Hafen da, der später den Namen Gjöahavn erhielt.

Wir warfen bei vier Faden Tiefe den Anker aus. Der Nordwind fegte mit starken Stößen aus der schmalen Einfahrt heraus, und wir wagten uns nicht näher heran, ehe wir gelotet und auch sonst das Land ein wenig in Augenschein genommen hätten.

Westwärts lag die Simpsonstraße vollständig eisfrei. Die Nordwestpassage war also offen für uns. Aber da wir uns in allererster Linie zum Ziel gesetzt hatten, über den magnetischen Nordpol Bescheid zu erhalten, — ließen wir die Passage als die weniger wichtige Sache dahingestellt.

Gleich als ich den Gjöahavn sah, beschloß ich, ihn als Winterquartier zu wählen. Die Herbststürme hatten jetzt im Ernst eingesetzt, und das Fahrwasser war, wie ich wußte, westwärts sehr seicht. Ehe ich mich aber endgültig in den Hafen hineinwagte, wollte ich ihn mit einem Boot befahren. Nach unsern Beobachtungen auf der Insel Beechey lag der magnetische Pol noch annähernd auf seinem alten Platz, und da nun der Gjöahavn etwa neunzig Seemeilen von dieser Stelle entfernt liegt, so sollte er nach Aussage unsrer Männer der Wissenschaft für eine feste Station besonders günstig liegen. Wenn wir daher unsre Observatorien bauen und alles zur Überwinterung fertigstellen wollten, mußten wir uns beeilen. Wir hatten außerdem in den letzten Wochen schwer gearbeitet und eine Zeit der Ruhe äußerst nötig. Ich für meine Person wenigstens, das gestehe ich offen, mußte mich einmal „verschnaufen". Und warum noch länger westwärts nach einem Hafen suchen, den es vielleicht gar nicht gab? Hätten wir die Vollendung der Nordwestpassage als Hauptziel gehabt, dann hätte die Sache anders

gelegen, und nichts hätte mich vom Weiterfahren zurückgehalten.

Um sechs Uhr abends fuhr ich mit Lund und Leutnant Hansen in den Hafen hinein. Die Einfahrt war nicht sehr breit; an der schmalsten Stelle hätten kaum zwei Schiffe aneinander vorbeikommen können. Aber die Lotungen zeigten eine befriedigende Tiefe, durchschnittlich sechs Faden Wasser. Der Hafen selbst war in jeder Beziehung ein erwünschter Platz. Die enge Einfahrt würde große Eisberge am Hereindringen verhindern, und das Becken innen war so klein, daß uns kein Wind, von welcher Seite er auch kommen sollte, etwas anhaben könnte. Die Gegend um den Hafen her war ein mit Moos bewachsenes, ganz niedriges, sandiges Land, das bis zu einer Höhe von fünfzig Metern sanft anstieg. Süßwasser fand sich in einigen kleinen Bächen; falls diese vertrockneten – und das drohten sie eben jetzt zu tun – war gerade vor uns oben auf dem Hügelkamm ein ziemlich großer Teich mit Trinkwasser. Eine Anzahl Warten und Zeltringe zeigten, daß Eskimos hier gewesen waren. Aber das konnte ja schon lange her sein. Frische Renntierspuren gaben Hoffnung auf Jagdbeute; nirgends war eine Spur von Schnee zu sehen, und große Moosstrecken waren ganz verbrannt, der vergangne Sommer mußte also sehr heiß gewesen sein. Für die Errichtung einer magnetischen Station schien das Land wie geschaffen zu sein. Nach keiner Seite hin waren Felsen, die mit ihrem Eisengehalt hätten störend auf die Beobachtungen einwirken können. Selbstverständlich konnte der Sand eisenhaltig sein — aber die Wahrscheinlichkeit dafür war sehr gering.

Unsre Untersuchungen fielen also zugunsten dieses Ortes aus, und die Nachricht erregte große Freude an Bord.

Am nächsten Tag gingen Lund und Hansen und Ristvedt an Land, um die Jagdverhältnisse zu prüfen. Am Nachmittag kehrten sie mit Beute beladen zurück, mit zwei Renntierkälbern und einer Renntierkuh. Sie hatten ein großes Rudel Renntiere und eine Menge Vögel gesehen. Als sie auch noch sagten, sie hätten große Scharen Gänse gesehen,



Die Gjöa vor Anker im Gjöahavn, Sommer 1904

da lief uns allen das Wasser im Munde zusammen. Außerdem hatten sie das Terrain für Renntiere sehr günstig gefunden, flach, mit Moos bewachsen, überall Flüsse und Teiche.

Am Sonntag, den siebenundzwanzigsten September, flaute endlich abends um sieben Uhr der Nordwind so weit ab, daß wir mit Hilfe des Motors hineinfahren konnten. Um halb acht Uhr ankerte die Gjöa im Gjöahavn. So weit waren wir nun. Ein gut Stück Arbeit war getan, und wir hatten allen Grund, vergnügt zu sein.

* * *

Ehe ich in meiner Erzählung weiter gehe, halte ich es für zweckdienlich, hier so kurz wie möglich den Erdmagnetismus und den Gebrauch unsrer magnetischen Instrumente zu erklären.

Die magnetische Kraft der Erde tritt in Beziehung auf Richtung und Stärke an jedem Punkt der Erdoberfläche verschieden auf, aber auch an ein und derselben Stelle ist sie nicht immer gleich. Sie ist regelmäßigen täglichen und jährlichen Veränderungen unterworfen, wie auch oft plötzlich mehr oder weniger heftige Störungen eintreten. Endlich zeigen sich auch von Jahr zu Jahr kleine Verschiebungen, die sich in langen Reihen von Jahren in derselben Weise fortsetzen.

Dies alles hat man durch Beobachtungen herausgefunden, die im Laufe der Zeit ringsum auf der Erde, teils auf Reisen, teils auf festen Stationen vorgenommen wurden. Ein genaueres Studium des damals vorliegenden Beobachtungsmaterials veranlaßte den großen deutschen Mathematiker und Physiker Gauß, in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Theorie aufzustellen für den Zusammenhang und das verschiedenartige Auftreten der erdmagnetischen Erscheinungen zu einem bestimmten Zeitpunkt nach geographischer Breite und Länge. Dadurch war es möglich geworden, drei verschiedne Karten zu konstruieren, von denen zwei die Richtung der Kraft zeigen, die dritte deren Stärke. Wenn man zwei Karten für die Richtung braucht, so kommt das daher, daß die Richtung sowohl im Verhältnis zu der geographischen

Der Gjöahafen

mit seiner nächsten Umgebung



Nord-Südlinie des Ortes als auch im Verhältnis zu der Horizontalebene des Ortes angegeben werden muß.

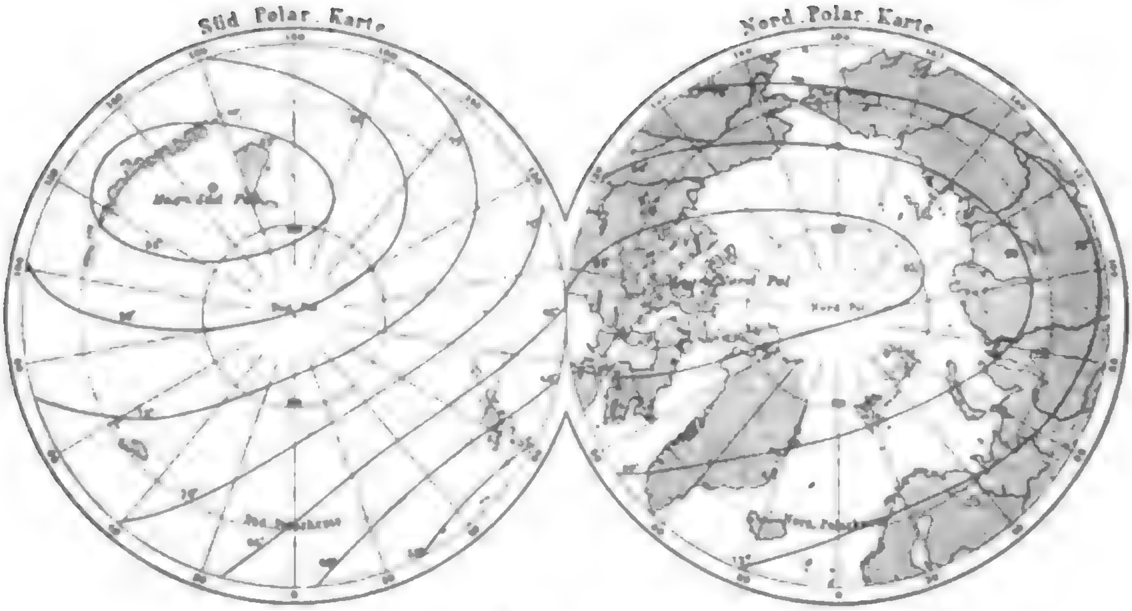
Die Richtung der erdmagnetischen Kraft im Verhältnis zur Nord-Südlinie kann man mit Hilfe einer Kompaßnadel beobachten, deren Nordende bekanntermaßen gewöhnlich etwas ostwärts oder westwärts vom wirklichen Norden deutet. Diese Angabe heißt Mißweisung oder Deklination. Auf der beigefügten Karte 1 sind Linien gezogen, die die Richtung der Kompaßnadel an jeglichem Punkt der



Karte 1. Magnetische Meridiane 1885.

Erdoberfläche zeigen. Diese Linien, die magnetische Meridiane genannt werden, laufen, wie man sehen wird, in zwei Punkten zusammen, dem magnetischen Nordpol an der Küste des nordamerikanischen Eismeers und dem magnetischen Südpol auf dem arktischen Festland; jede von diesen Linien bedeutet, wie man verstehen wird, den Weg, den man verfolgen müßte, wenn man sich genau in der von der Kompaßnadel angegebenen Richtung von Nord nach Süd beständig vorwärts bewegen wollte. Im ersten Fall würde man schließlich an dem magnetischen Nordpol anlangen, im andern Falle bei dem magnetischen Südpol.

Die Karte 2 (Seite 66) gibt uns einen Begriff von der Richtung der erdmagnetischen Kraft im Verhältnis zur Horizon-



Karte 2. Magnetische Inklinationslinien 1885

talebene. Bringt man eine Magnetnadel so an, daß sie sich um eine horizontale Achse, durch deren Schwerpunkt hindurch genau wie ein Schleifstein drehen kann, dann wird die Nadel, wenn deren Drehungsebene mit der Richtung, die die Kompaßnadel angibt, zusammenfällt, ganz von selbst eine schräge Stellung einnehmen. Einen solchen Apparat wird ein Inklinatorium, und der Winkel, den die Inklinationsnadel mit der Horizontalebene bildet, wird die magnetische Inklination des Ortes genannt. Hier in unsern Gegenden deutet das Nordende der Nadel abwärts gegen die Erde, in Australien dagegen deutet das Südende nach unten. An dem magnetischen Nordpol stellt sich die Inklinationsnadel senkrecht, mit dem Nordende abwärts, an dem magnetischen Südpol dagegen senkrecht mit dem Südende nach unten. Die Inklination ist also an beiden Orten neunzig Grad und nimmt ab, je nachdem man sich davon entfernt. Auf einer Reihe Punkte innerhalb der tropischen Zone ist die Inklination Null, das heißt, die Inklinationsnadel stellt sich da genau horizontal; die Linie, die man sich durch alle diese Punkte hindurchgezogen denken kann, nennt man den magnetischen Äquator. Er liegt teils nördlich, teils südlich von dem geographischen Äquator der Erde.

Die magnetische Kraft wirkt, wie man verstehen wird, mit ihrer ganzen Stärke in der Richtung, die die Inklinations-

nadel angibt, und es könnte da die Frage auftauchen, wie groß diese Stärke an den verschiednen Orten sei. Um darüber ins reine zu kommen, denken wir uns die Kraft in zwei Teile aufgelöst, von denen der eine horizontal, der andere vertikal wirkt. Der horizontale Teil der Kraft bewirkt offenbar, daß die Kompaßnadel eine bestimmte Stellung einnimmt, und wenn wir diesen Teil der Kraft – die Horizontalintensität, wie sie genannt wird – kennen und gleichzeitig auch die Inklination, dann ist es leicht, durch ein einfaches Rechenexempel die gesamte Stärke – die Totalintensität – zu finden. Zur Bestimmung der Horizontalintensität wendet man zwei Methoden an, entweder jede für sich allein, oder – der Kontrolle wegen – noch besser beide gleichzeitig. Die eine Methode besteht darin, daß man neben eine Kompaßnadel in bestimmtem Abstand einen Magnetstab bringt, und beobachtet, wie viele Grad die Nadel von ihrer ursprünglichen Stellung abweicht. Je schwächer die Horizontalintensität ist, desto größer wird natürlich die Abweichung der Nadel, und wenn die Stärke des angewandten Magnets bekannt ist, kann man mit Hilfe des Ausschlagwinkels und des Abstandes die Horizontalintensität berechnen.

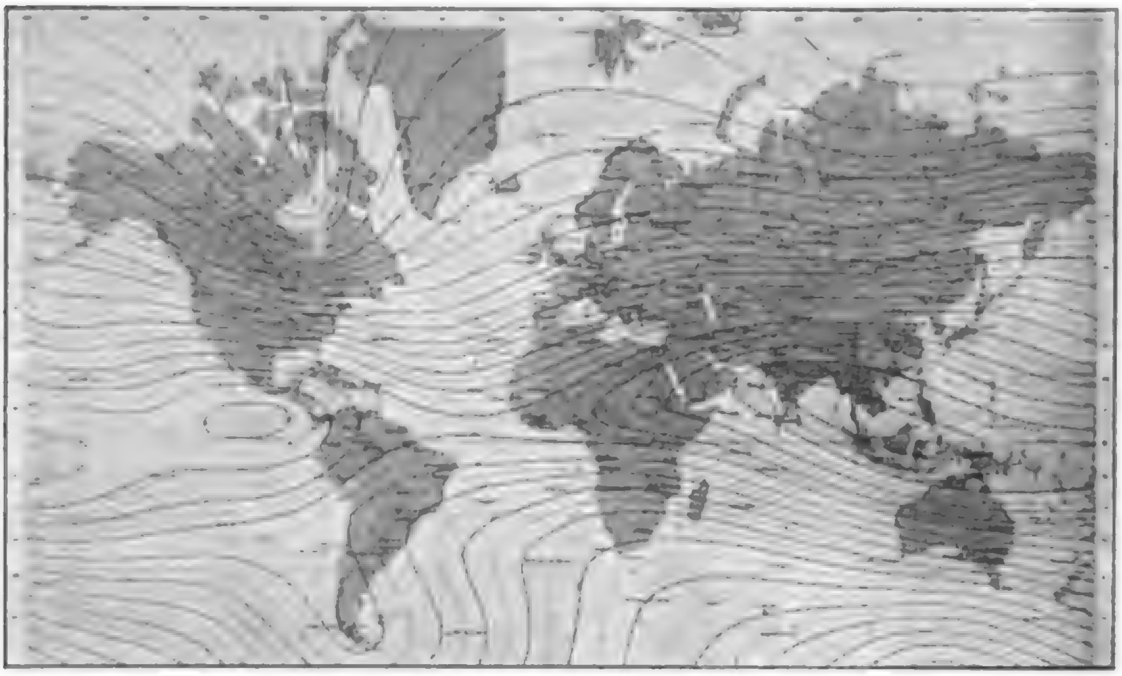
Die andre Methode beobachtet die Schwingungszeit eines an einem Quarzfaden so aufgehängten Magnetstabes, daß er sich in horizontaler Ebene drehen kann. Wenn der Magnet ruhig hängt, stellt er sich unter den Einfluß der Horizontalintensität in der Richtung der Kompaßnadel. Bringt man ihn aber durch einen kleinen Stoß aus der Gleichgewichtslage, dann wird er hin und her schwingen, und je stärker die Horizontalintensität ist, desto schneller wird er wieder in Ruhe kommen, oder mit andern Worten, desto kürzer ist die Zeit jeder einzelnen Schwingung. Wenn die Stärke des schwingenden Magnets bekannt ist, und man beobachtet, wie viele Sekunden er zu einer Schwingung braucht, dann kann man die Horizontalintensität berechnen.

Die Karte 3 (Seite 68) gibt uns eine Vorstellung von dem Wert der Horizontalintensität auf den verschiednen Seiten der Erde, in sogenannten elektrischen Einheiten ausgedrückt.

5*

Jede einzelne dieser Linien geht durch alle die Orte, wo die Horizontalintensität dieselbe ist. Wie man bemerken wird, nimmt die Horizontalintensität gegen die magnetischen Pole hin ab. Dies ist auch die natürliche Folge, da ja der Erdmagnetismus hier, wo die Inklination neunzig Grad ist, mit seiner ganzen Stärke senkrecht abwärts wirkt und deshalb keine Wirkung in horizontaler Richtung ausüben kann.

So verschieden die hier vorgezeigten magnetischen Karten auch sind, sie stimmen doch darin überein, daß der magnetische Nordpol und Südpol Merkpunkte auf der



Karte 3. Verbindungslinien der Orte mit gleicher Horizontalintensität 1885

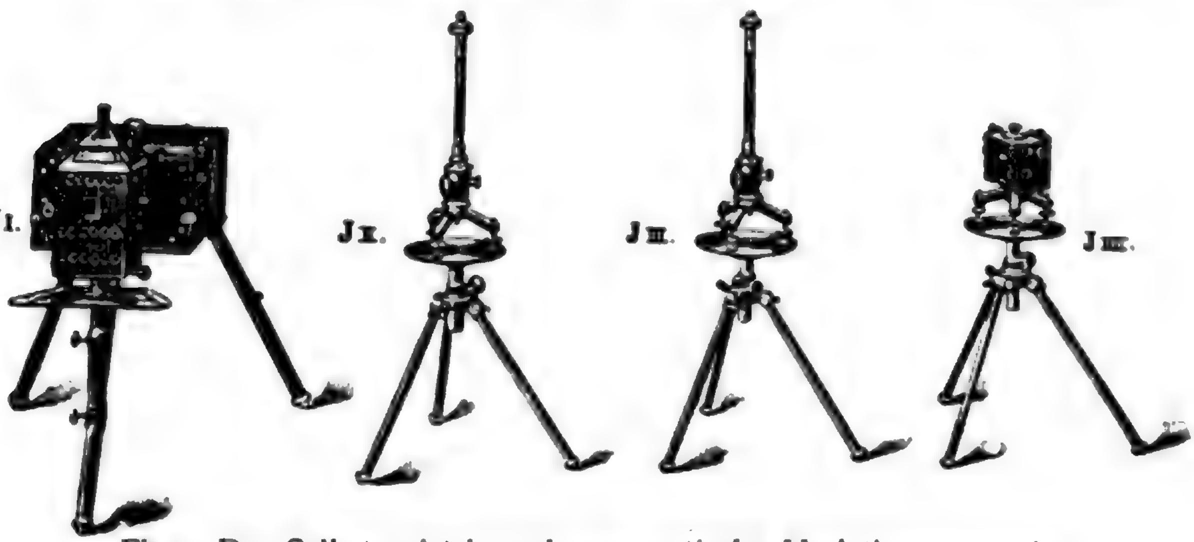
Erdoberfläche sind, und es ist einleuchtend, daß magnetische Untersuchungen gerade an diesen Punkten, oder in deren unmittelbarer Nähe, von dem größten Interesse für die Wissenschaft des Erdmagnetismus sein müssen. Die Gaußische Theorie löst bei weitem nicht alle die Rätsel, die die Erscheinungen des Erdmagnetismus aufgeben, aber man sucht sie beständig zu vervollkommnen durch die Zusammenstellung so zuverlässiger und umfassender Beobachtungen, wie sie nur immer zu erlangen sind.

Die Ergebnisse der Gjöaexpedition waren als ein Beitrag dazu gedacht.

Aber die Schwierigkeiten waren nicht klein. Schon der

eine Umstand, daß die Horizontalintensität, wie wir gehört haben, in der Nähe des Nordpols verschwindend klein wird, verlangt außergewöhnliche Verhaltungsmaßregeln, um sowohl die Horizontalintensität selbst als auch die Mißweisung bestimmen zu können.

Die instrumentale Ausstattung der Gjöaexpedition war auch dafür bemessen worden. Die Magnete, vierzehn an der Zahl, die zu der Berechnung der Horizontalintensität benützt werden sollten, wurden vor der Abreise mit großer Sorgfalt in Berlin ausgewählt. Die Inklination sollte mit Hilfe von drei Inklinatorien von verschiedener Konstruktion

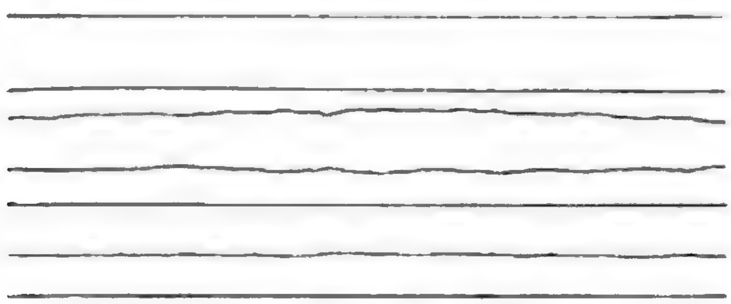


Figur D. Selbstregistrierende magnetische Variationsapparate

bestimmt werden, und zur Feststellung der Deklination hatten wir zwei verschiedne Instrumente.

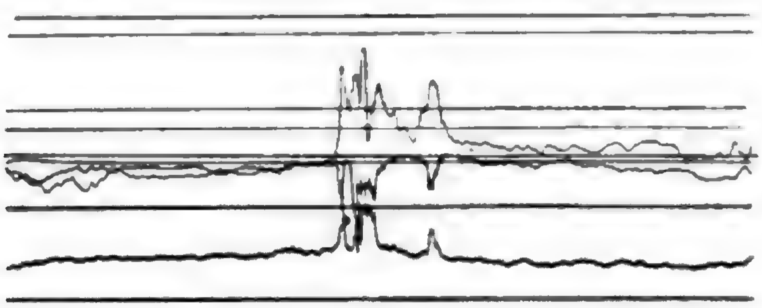
Dazu kam noch ein Satz selbstregistrierender Variationsapparate (Figur D), das heißt drei in einem dunkeln Raum fest aufgestellte Instrumente, jedes eine kleine Magnetnadel enthaltend, von denen zwei an einem feinen Faden aufgehängt waren, die dritte aber auf einem feinen Lager spielte, in der Weise, daß die eine Nadel bei ihren Bewegungen den allergeringsten Veränderungen der Deklination (J II), die zweite denen der Horizontalintensität (J III) und die dritte denen der Inklination folgte. Jede Nadel war mit einem Spiegel versehen, der von einer elektrischen Lampe Licht auf eine mit photographischem Papier bekleidete Trommel warf (J I), die sich mit Hilfe eines Uhrwerks im Verlauf von vierundzwanzig Stunden einmal im Kreise drehte.

Dies war so eingerichtet, daß das reflektierte Licht von jeder der drei Nadeln die Trommel in verschiedner Höhe traf und da einen kleinen dunklen Fleck hervorbrachte; aber da die Trommel mit dem Papier sich im Kreise herumdrehte, setzte sie jeden Fleck beständig fort und bildete dadurch eine zusammenhängende dunkle Linie. Es waren also auf dem Papier, wenn es nach vierundzwanzig Stunden herausgenommen wurde, außer den drei geraden horizontalen Orientierungslinien noch drei mehr oder weniger unregelmäßige Linien, eine über der andern, entstanden.



Figur E

Figur E und F geben Proben von den drei magnetischen Variationskurven, Figur E von einem Tag (vierundzwanzig Stunden) bei ruhigen magnetischen Verhältnissen, Figur F von einem Tag mit magnetischen Störungen.



Figur F

Nach dem, was wir früher gehört haben, wird man leicht verstehen, daß man nicht den Pol selbst als feste Beobachtungsstation hätte wählen können, wenn wir auch zum voraus dessen genaue Lage gekannt hätten und hätten voraussetzen können, daß er sich unerschütterlich auf ein und demselben Flecke erhalten würde. Auf den Rat von Professor Adolf Schmidt beschloß ich deshalb, die Basis-Station, wo unsre

Variationsinstrumente aufgestellt werden sollten, ungefähr so weit vom Pol entfernt zu errichten, daß die Inklination etwa neunundachtzig Grad aufwies.

Am Tag nach unsrer Ankunft ging ich mit meinem Inklinator ans Land, um die magnetischen Verhältnisse dort selbst zu untersuchen. Eine Reihe von Beobachtungen ergaben eine Inklination von neunundachtzig Grad fünfzehn Minuten — oder etwa neunzig Seemeilen Entfernung vom Pol selbst. Besser konnte es nicht stimmen, näher konnte man nicht hingelangen.

Am Montag, den vierzehnten September, morgens um fünf Uhr fuhren wir mit unserm Schiff ganz dicht bis ans Ufer hin und legten da wie an einem Kai an. Und nun konnten wir unsre Arbeit für die nahende Überwinterung in Angriff nehmen. Zuerst kam die Reihe an alle Hunde, die per Prahm ans Land geschafft wurden. In einem geschützten kleinen Hohlweg rammten wir Holzpfähle in den Sand, spannten Seile dazwischen und banden die Hunde an die Seile an. Die Hunde waren natürlich schwer beleidigt über diese Art Verbannung, aber für uns war es eine Erleichterung, sie auf dem Schiffe los zu sein, wo sie nur im Weg waren und immer zu Widerwärtigkeiten Veranlassung gaben.

Danach richteten wir zur Hilfe bei der Löscharbeit eine Luftbahn ein. Ich hatte beschlossen, allen Proviant ans Ufer zu verbringen, um möglichst viel Platz an Bord zu gewinnen; Lindström sollte auch Raum für alle seine Küchengeräte bekommen.

Die Luftbahn bestand aus einer Stahltrosse, die von der Mitte des Mastbaumes nach der alten Strandlinie, etwa zwanzig Meter über der jetzigen, gespannt wurde, wo wir einen bequemen Lagerplatz für die Kisten gefunden hatten. Am Land war die Trosse an dem Wurfanker festgemacht, den wir wohl einen Meter tief in den Sand eingegraben und dann noch fest in den Ufergrund hineingetrieben hatten.

Auf dem Strang wanderte ein Block hin und her, mit einem Einholer am Land und einem an Bord. Mit Hilfe einer Talje wurden die Kisten aus dem Schiffsraum heraus-



Die Gjöa wird vermittels der Luftbahn gelöscht.

gehoben und in den Block gehängt, dann losgelassen, und dann spazierten sie anmutig an Land. Ristvedt und ich nahmen die Kisten am Land in Empfang, die übrigen arbeiteten alle an Bord. Wir legten die Kisten auf eine Holzunterlage. Sobald wir eine Kiste am Land hatten, schlugen wir den Holzdeckel davon ab, drehten die Kiste um, hoben die äußere Holzkiste ab, und nun stand die innere Blechkiste frei da. Beim Aufstellen der Kisten wurde ein genaues Verzeichnis nach Nummer und Inhalt aufgenommen, so daß man jederzeit leicht finden konnte, was man haben wollte. Die leeren Holzverkleidungen wurden sorgfältig gesammelt und aufgeschichtet; sie sollten später als Baumaterial verwendet werden.

Wir arbeiteten von fünf Uhr morgens bis abends um sechs Uhr. Der Achtstundentag war also nicht bei uns eingeführt — aber der kam noch! Einzelne Vorboten des Winters — Schnee und Regen — bekamen wir schon zu fühlen, doch hofften wir, er werde sich noch eine Weile entfernt halten und uns Zeit lassen, fertig zu werden.

Am siebzehnten gegen Abend war die Löscharbeit beendet. Wir bauten ein Haus aus Segeltuch über die Kisten, und das Ganze nahm sich ausgezeichnet aus. Da diese Proviantniederlage auf einer Vertiefung lag, konnte möglicherweise Feuchtigkeit hineindringen, obgleich der Boden aus Sand bestand und das Wasser also wahrscheinlich durchsickern würde. Der Sicherheit wegen zogen wir aber doch noch einen tiefen Graben rings um das ganze Haus herum. Nach dem Proviant kam die Reihe an den Sprengstoff, der weit hinein ins Land gebracht und mit einem kleinen Zelt überbaut wurde. Später wurden auch unsre Kleider und alle andern Sachen, die keine Feuchtigkeit vertragen konnten, in das Provianthaus überführt; dieses hatte sich nämlich als der trockenste Punkt von allem, was wir hatten, erwiesen.

Dann begann die Einrichtung an Bord. Zuerst wurde drunten im Schiffsraum Ordnung geschafft. Dann kam die Küche an die Reihe, die mittschiffs lag; sie wurde auseinandergeschraubt und im Schiffsraum wieder aufgestellt. Hier unten führte dann Lindström das Kommando, und er stand seiner Küche vom September 1903 bis zum Juni 1905 vor. Bei dieser Arbeit mußten alle mithelfen.

Um dann vor Eintritt des Winters noch so viel wie möglich auszurichten, teilten wir uns in zwei Parteien. Vor allem handelte es sich darum, unsre Observatorien zu bauen und frisches Fleisch für den Winter herbeizuschaffen. Renntiere hatten sich bis jetzt nur sehr spärlich in unsrer Nähe sehen lassen. Lund und Hansen wurden deshalb mit einem Boot nach der kleinen Insel Eta geschickt, die mitten in der Simpsonstraße liegt, und wo, wie ich aus Berichten wußte, die Renntiere im Herbst in großen Scharen hinziehen. Am einundzwanzigsten September zogen sie, mit Proviant auf vierzehn Tage versehen, beim ersten Morgengrauen von dannen.

Indessen machten wir andern uns an das Bauen.

Wiik hatte mittlerweile den magnetischen Meridian — die mißweisende Nord-Südlinie — festgestellt, in deren Richtung das magnetische Variationshaus mit den selbstregistrierenden Instrumenten errichtet werden sollte. Die



Der Bau des Registrierhauses. Gjöahavn 1903

äußeren Proviantkisten, die als Baumaterial dienen sollten, wurden genau durchgesehen und darauf untersucht, ob keine eisernen Nägel darin saßen. Die Kisten waren alle nach einem und demselben Maße gemacht und mit kupfernen Nägeln zusammengeschlagen, die keinen Einfluß auf die magnetischen Beobachtungen ausüben konnten.

Zum Bauplatz hatten wir den der Simpsonstraße zugewendeten Hügelkamm ausersehen. Als Grundlage, auf der die Instrumente aufgestellt weiden sollten, bauten wir ein Fundament aus Steinen und zementierten es zusammen. Dann bauten wir das Haus. Eine Kiste um die andre wurde aufgestellt und mit Sand gefüllt. Dazu waren vierzig Kisten nötig. Innen und außen wurde das Haus mit Teerpappe überzogen und zum Schluß das Ganze mit Sand beschwert. Rings um das ganze Gebäude zogen wir einen tiefen Graben, der das Wasser ableiten sollte. Diese Arbeit fiel Leutnant Hansen und mir zu — und wir werden noch lange daran denken! Mehr als einmal richteten wir unsern

gebeugten, dieser Arbeit ungewohnten Rücken auf und wünschten die ganze Grabarbeit zum Kuckuck!

Aber es ging doch, und am sechsundzwanzigsten September stand das Observatorium fertig da.

An demselben Tage kehrten Lund und Hansen gegen Abend von ihrem Jagdausflug zurück. Sie hatten Glück



Beim Bau des magnetischen Variationshauses. Gjöahavn 1903

gehabt, das Boot war mit zwanzig erlegten Renntieren beladen. Schon ungefähr zwölf Seemeilen vom Hafen entfernt hatten sie einen Platz gefunden, wo sich große Renntierrudel aufhielten. Die Renntiere seien übrigens sehr scheu und man könne ihnen nur sehr schwer nahekommen, berichteten die Jäger. Sie hatten sich daher ein Zelt errichtet und waren mehrere Tage lang der Jagd obgelegen. Diese Stelle war in der Nähe von Booth Point, der uns später, als wir mit den Eskimos zusammentrafen, die da ihr Lager hatten,

ein wohlbekannter Platz wurde. Die Eskimos erzählten uns später, sie hätten unsre Jäger gesehen, sich aber der Gewehre wegen nicht in die Nähe gewagt.

Hansen und Lund konnten uns mitteilen, daß das Land, das wir im Süden von unsrer Station sahen, nicht, wie wir geglaubt hatten, Ogle Point, sondern eine Insel sei. Sie waren so weit nach Südwesten gewesen, daß sie die Insel von allen Seiten frei von Wasser gesehen hatten. Ich war sehr erstaunt, daß hier eine Insel sein sollte, die von Mc. Clintock, als dieser hier war, nicht verzeichnet worden sein sollte. Aber die Aussage unsrer Jäger bewahrheitete sich, und Mc. Clintock ist eben wahrscheinlich im Nebel an der Insel vorübergefahren.

Am neunundzwanzigsten September begannen wir den Bau des Hauses, in dem Ristvedt und Wiik wohnen sollten. Dazu waren ungefähr sechzig Kisten erforderlich. Das Haus bekam seinen Platz auf demselben Hügelkamm wie das Observatorium; fünfundsiebzig Meter weiter entfernt und mit einer dominierenden Aussicht nach allen Seiten hin.

Auch an Bord wurden die verschiedensten Dinge vorgenommen, Doppelfenster eingesetzt, die Petroleumöfen aufgestellt und die Ventilation reguliert. In der Kajüte machte man sichs bequem, und nach vollendetem Tagewerk war es ein unbeschreiblicher Hochgenuß, in warme, guterhellte Räume gehen zu können und etwas Ordentliches zu essen zu bekommen. An diesen Abenden streckten wir uns auch nach der Mühe des Tages mit ganz besonderm Wohlbehagen aus. Wir mußten uns sagen, daß wir nach allen Richtungen ganz ungewöhnlich vom Glück begünstigt gewesen waren – auch in Beziehung auf die Lebensmittel, da die zwanzig Renntiere wohl zerlegt und aufgehängt waren. Es war jetzt schon kalt genug, daß das Fleisch nicht verderben konnte.

Am neunundzwanzigsten wurde zum Schluß die ganze Jacht mit Segeltuch überzogen; dann waren wir vollkommen fertig an Bord und konnten wohl vorbereitet dem Winter entgegensehen.

Drittes Kapitel

Der erste Winter

Am ersten Oktober sah alles winterlich aus. Das von dem Nordostwind gegen die Jacht gepeitschte Seewasser gefror augenblicklich zu Eis und bekleidete die Gjöa mit einem dichten Panzer. Das Schneegestöber wirbelte uns in die Augen und verband sich im Wasser zu einer Art Brei, womit der halbe Hafen bedeckt war. Dies war der Anfang der Eisbildung. Sobald jetzt der Wind abflaute, bekamen wir tragfähiges Eis.

In der Nacht war indes die Gjöa von dem Sturm ganz ans Ufer getrieben worden, unsre Anker hatten keinen genügend festen Halt gehabt. An und für sich schadete dies weder uns noch der Jacht. Wenn aber das Eis im Ernst fest wurde, konnte die Gjöa wegen der Springflut nicht auf dem von der Ebbe bloßgelegten Strand liegen bleiben; sobald sich daher am nächsten Tage der Wind legte, zogen wir die Gjöa hinaus und verankerten sie zum Winteraufenthalt fünfzig Meter vom Land entfernt. Weiter von dem lieben Proviantzelt entfernt wollten wir nicht gerne sein.

Am dritten Oktober hatten wir eine gangbare Eisdecke zum Land, jedenfalls für Leute, die nicht allzu schwerfälligen Ganges waren. Als an diesem Tage nach dem Frühstück jeder an seine Arbeit gehen wollte, hielten wir alle unwillkürlich jäh an. Auf dem Hügelkamm über dem Hafen tauchte eine Renntierherde von ungefähr fünfzig Stück auf. Im

Gänsemarsch kamen die Tiere daher; leicht und elegant, mit einem großen Renntierbock an der Spitze. Ein ganz ungewöhnlich prächtiger Bock war es, mit einem mächtigen Geweih und langer, weißer Halsmähne. Unverkennbar übte er uneingeschränkte Oberherrschaft aus und war hier auf bekanntem Boden, denn er schlug den nächsten Weg nach dem Meere ein. Es war klar, die Tiere wollten das Eis prüfen, ob die Decke stark genug sei, sie über den Sund nach dem Festlande zu tragen. Sie hatten jetzt ihren alljährlichen Sommeraufenthalt auf King Williams-Land abgeschlossen, wo sie einige Monate in Frieden und Ruhe zu verbringen pflegen. Die endlosen Moore mit ihren tausend Seen mögen ja auch ein wahres Paradies für Renntiere sein. Und eine weitere Annehmlichkeit für die Tiere auf den Inseln ist, daß ihnen ihr Todfeind, der Wolf, im Frühjahr nicht vom Festland aus nachfolgt. Wenn das Renntier es nicht vorzieht, auch im Winter in diesen friedlichen Gegenden zu verbleiben, so schreckt es wohl nur das rauhe Klima mit den vielen schweren Stürmen davon ab.

Der Wind kam vom Lande her, deshalb witterten die Tiere uns nicht. In aller Ruhe und Behaglichkeit konnten wir beobachten, wie sie über den Hügelkamm hinüberzogen und auf der andern Seite verschwanden. Aber dann war die Zeit für die Jäger gekommen. Alles wurde auf die Seite geworfen – und hügelaufwärts ging es! Ich selbst bin kein eigentlicher Jäger, und ich könnte mir nicht denken, daß ich zum bloßen Vergnügen jemals irgend ein Tier niederknallen würde. Deshalb überließ ich diese Jagdausflüge meinen Kameraden, die alle leidenschaftliche Jäger waren, und übernahm den andern, allerdings weniger angenehmen, aber doch notwendigen Teil der Arbeit – die Jagdbeute hereinzufahren. Leutnant Hansen, der auch ein geborner Jäger ist, brachte ein großes Opfer, als er sich der Transportabteilung anschloß. Da das Fahren mit Hunden uns beiden ganz unbekannt war, wurden uns diese Fleischtransporte im Anfang recht beschwerlich.

Die Jagd in jenen Gegenden ist zwar interessant, aber keineswegs leicht. Das Renntier ist außerordentlich scheu

und die endlosen Strecken bieten dem Jäger keinerlei Hinterhalt. Wie eine Schlange auf dem Bauch muß er sich zu dem Wild hinschleichen und sich sehr davor hüten, vor den Wind zu kommen. Erhalten die Tiere nur die allergeringste Witterung von dem Jäger, dann entfliehen sie mit Windeseile aus dessen Gesichtskreis. Solange die Renntiere weiden, geht es noch an; sind sie aber satt, und legen sie sich nieder, ehe man in Schußweite herangekommen ist, dann muß man sich selbst hübsch niederlegen und sich in Geduld fassen, bis sie wieder aufstehen und ihre Mahlzeit fortsetzen, was oft stundenlang dauert. Die Eskimos sind uns Weißen in dieser Geduldprobe weit überlegen. Für sie spielt die Zeit keine Rolle, ihnen gilt die Beute alles, und sie jagen ein einzelnes Renntier oft unermüdlich vom Morgen bis zum Abend.

Das Terrain um den Gjöahafen ist das zerklüftetste auf ganz King Williams-Land, was übrigens nicht viel heißen will. Die Jagd rings um den Hafen her war deshalb die beliebteste von allen. Und der Zufall wollte es, daß wir in diesem Herbst so viele Renntiere ganz in unsre nächste Nähe bekamen, als wir überhaupt bewältigen konnten. Eine Herde um die andre, oft Herden von mehreren hundert Stück, zogen an uns vorüber und nahmen den Weg nach dem Meere. Meiner Ansicht nach hatte dies seinen Grund darin, daß das Eis in diesem Jahre anders zufror als sonst. Als die Renntiere bei ihrer gewohnten Übergangsstelle an dem schmalsten Punkt der Simpsonstraße bei der Insel Eta angelangt waren, hatten sie offnes Wasser gefunden; sie nahmen daher ihren Weg der Küste entlang, um sich anderswo einen Übergang zu suchen.

Um elf Uhr vormittags kehrten drei der Jäger zurück; sie hatten einen Bock, zwei Renntierkühe und zwei Kälber erlegt. Der vierte Jäger traf etwas später ein. Er hatte eine große Herde verfolgt und war ganz dicht bis an sie hingelangt, aber sein Gewehr hatte versagt, gerade als er schießen wollte. Solche unangenehmen Zwischenfälle gab es ja nicht so sehr selten — aber das Allerunangenehmste dabei war doch das augenscheinliche Mißtrauen, womit

die Erzählung dann gewöhnlich von den Kameraden angehört wurde.

Der Maschinist ist ohne Frage unser eifrigster Jäger, und er benutzt jede Gelegenheit, seiner Lust zu frönen. Er war indes mit der fixen Idee behaftet, um Glück auf der Jagd zu haben, müsse man durchaus einen grauen Filzhut auf dem Kopf tragen. Da er nun alle die seinigen bei der Herfahrt verloren hatte, begann er seine Jagdausflüge damit, einen von unsern Hüten zu erjagen. Und er hatte riesiges Glück, denn am nächsten Tage trat der Herr Jäger in einem besonders eleganten, funkelnagelneuen grauen Filzhut auf. Daß dieser Hut mir gehörte, schien ihm nicht im geringsten unangenehm zu sein. Und ich muß gestehen, mit seinem jetzt eintretenden Jagdglück war er wirklich der rechte Mann für meinen Hut. Noch an demselben Tag schoß er fünf Schneehühner, die ersten der Saison.

Von da an verging ein Tag wie der andre mit Arbeit und Jagd, Jagd und Arbeit. Einen Jagdrekord, der sich erhielt und während unsres ganzen Aufenthalts nicht geschlagen wurde, erreichte am achten Oktober Helmer Hansen. Nach ganz kurzer Zeit kehrte er nämlich an diesem Tag von der Jagd zurück, und da hatte er dreizehn Renntiere erlegt — in der Tat eine recht schöne Zahl für einen einzelnen Mann.

Dies war indes zu viel für meine kleine Transportkompanie. Da mußte Extrahilfe aufgeboten werden, und alle Mann mußten sich einspannen. Als wir eben zum Abgang bereit waren, tauchte eine Renntierkuh mit zwei Kälbchen auf und marschierte ganz ruhig auf unser Schiff zu. Sobald sie bis in Schußweite herangekommen waren, wurden sie mit einem heftigen Feuer empfangen, und alle drei büßten mit ihrem Leben für ihre „sancta simplicitas“.

Es lag jetzt eine tüchtige Schneedecke; wir hatten eine gute Schlittenbahn, und so konnte die Jagdbeute rasch und verhältnismäßig bequem geborgen werden.

Da das Land hier einförmig und ohne wesentliche Erhebungen ist, kann es einem manchmal schwer fallen, die Richtung einzuhalten. So waren wir neulich abends in zwei

Parteien draußen gewesen, um Fleisch einzufahren – der Leutnant und ich, Ristvedt und Wiik. Es war schon ganz dunkel, als Leutnant Hansen und ich wieder an Bord zurückkehrten. Aber die andern waren noch nicht eingetroffen; sie kamen erst ein paar Stunden später — und da waren sie schon gut auf dem Weg gewesen, die Nordwestpassage per Schlitten und auf eigne Faust zu machen, denn in der Dunkelheit waren sie, ohne es zu merken, an dem Hafen vorübergegangen und dann in westlicher Richtung weitergezogen. Als sie schließlich gewahrten, daß sie sich verirrt hatten, ließen sie die Schlitten zurück und gingen den Strand entlang heimwärts.

Unsre „Krag Jörgensen-Karabiner" waren wirklich ausgezeichnete Waffen. Aber Bleigeschosse sind nicht geeignet, sondern nur solche mit Stahlmänteln. Es macht gar nichts, wenn ein Renntier auch mehrere Kugeln im Leibe hat, es läuft darum ebensogut davon. Bei Schneegestöber war die Jagd oft am allergünstigsten. Wahrscheinlich hinderte der Nebel die Tiere am Sehen, und unter solchen Umständen kann man nicht selten ganz dicht zu den Tieren hinkommen. Es ist erstaunlich, wie mager diese Tiere sind! Zwei Böcke abgerechnet, die ein wenig Fett angesetzt hatten, waren alle Renntiere über die Maßen mager gewesen. Vielleicht lag dies an dem sehr heißen Sommer mit seiner stechenden Sonne, die das Moos verbrannt hatte. Ich weiß nicht – aber ich glaube, daß die Magerkeit am ehesten dem Mangel an Futter zugeschrieben werden muß. Im darauffolgenden Herbst – nach einem nassen und kalten Sommer — waren die Tiere so fett wie gemästete Schweine.

Der Koch, der freiwillig übernommen hatte, das zoologische Material für die Universität zu sammeln, konnte schon mehrere recht hübsche Nummern aufweisen. Ristvedt und Wiik zum Beispiel hatten seine Sammlung jeder mit dem Fell eines prächtigen Renntierbocks bereichert. Die Universität hatte nämlich den ganz besondern Wunsch nach Fellen von Renntierböcken kundgetan, und man wird sich die Freude des Vorstands wohl denken können, als unsre Nordländer

mit gewohnter Tüchtigkeit die Felle abgezogen und sie zum vorläufigen Trocknen aufgehängt hatten.

Nun bekamen auch die Hunde, die bis jetzt unter freiem Himmel hatten kampieren müssen, ihr Hundehaus. Es wurde in einen gewaltigen Schneehaufen hineingearbeitet. Einer von unsern Prahmen wurde als Dach darübergelegt, und da stand die feinste Hundehütte, die man sich nur denken konnte. Das ganze Gebäude wurde nun mit Schneewasser übergossen, und es bildete dadurch ein festes Ganzes. Das Haus ist in zwei Teile geteilt. In dem einen wohnt das alte „Framgespann“, in dem andern das „Godhavngespann“.

Eine andre, höchst wichtige Sache wurde gleichzeitig ins Werk gesetzt. In das Eis an der Steuerbordseite ward ein Loch gehauen und ein Schneehaus darüber gebaut. Das Loch wurde den ganzen Winter hindurch offen gehalten, damit man im Falle eines Brandes Wasser zur Hand hätte. Diese Einrichtung erhielt den Namen „Brandstation“, und Lund wurde zu deren Chef ernannt. Aber Brandchef am Gjöahafen zu sein, war keine sehr beneidenswerte Stellung. Jeden Morgen mußte er hinaus und für die Öffnung des Loches sorgen. Wenn das Eis eine Dicke von beinahe vier Metern erreicht hat, wie in unserm ersten Winter, ist dies keine leichte Aufgabe.



Das Observatorium für die absoluten magnetischen Beobachtungen 1904—1905

Der Neuschnee war jetzt so fest zusammengebacken, daß er ein ausgezeichnetes Baumaterial bildete. Ich machte mich deshalb mit Lund und Hansen an die Errichtung eines Gebäudes, in dem wir im Laufe des Winters die absoluten magnetischen Beobachtungen aufnehmen könnten. Dazu wurde eine vom Variationshaus fünfundsiebzig Meter entfernte Stelle gewählt, und es wurde in der Richtung des magnetischen Meridians gebaut. Das Baumaterial holten wir aus einem naheliegenden Hohlweg, wo der Schnee in großen Mengen hart zusammengebacken war. Das Haus sollte acht Meter lang, zwei Meter breit, und einen Meter achtzig hoch werden. Die Blöcke wurden mit der Säge aus dem Schnee herausgesägt.

Von der Festigkeit des Schnees kann man sich wohl eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß diese Blöcke durchschnittlich hundert Kilogramm wogen. Als wir die letzte Reihe oben darauflegten, brauchten wir drei Männer, sie an ihren Platz hinaufzuheben. Zum Dach wurde dünner durchsichtiger Stoff zusammengenäht und oben darübergezogen. Auf diese Weise bekamen wir ein ausgezeichnetes Haus für die absoluten magnetischen Beobachtungen.

Da die Kälte jetzt einsetzte und immer fühlbarer wurde, mußten wir auch an unsre persönliche Winterausstattung denken. Durch unsre glücklichen Renntierjagden hatten wir eine ganze Menge prächtiger Felle gewonnen. Wie man diese gerben und zu Unterkleidern verarbeiten könnte, darüber zerbrachen der Leutnant und ich uns beständig den Kopf. Überkleider aus Renntierfellen hatten wir von Hause mitgebracht, darüber brauchten wir uns also keine Sorgen zu machen, aber wenn wir weiche, feine Unterkleider hätten bekommen können, so wäre das herrlich gewesen. Wir wählten nun alle die Häute der jungen Kälber aus, schleppten sie in die Kajüte herunter und begannen mit unsrer Arbeit. Keiner von uns hatte eine Ahnung, wie wir die Sache angreifen müßten. Wir wußten ja wohl, daß man sie ausbreiten müsse, um sie zu trocknen; ob dies aber bei schwachem oder bei starkem Feuer geschehen sollte, davon hatten wir keine blasse Idee. Der Leutnant schielte zu mir herüber,

6*

und ich — ja, ich schielte zu ihm hinüber. Indes kamen wir doch zu dem Schluß, das beste wäre wohl, die Häute unter der Decke auszuspannen. So viele Häute, als nur immer Platz hatten, wurden ausgespannt, und bald hatte die Kajüte das Aussehen eines gemischten Metzger- und Gerbergeschäfts. Jeden Tag befühlten wir die Häute, und als wir sie für genügend trocken hielten, nahmen wir sie herunter und begannen die Vorarbeiten. Welche Mühe wir uns gaben! Wir wollten beide das beste Resultat erzielen, das in unsrer Macht stand. Wie weit wir es hätten bringen



Die Villa „Magnet" im Sommergewand. Daneben sieht man das „meteorologische Bauer"

können, ist nicht zu sagen. — In Ermanglung von etwas anderm, glaube ich doch, daß wir schließlich Material zu Unterkleidern zustande gebracht hätten, selbst wenn es nicht von erster Sorte gewesen wäre. Aber wenn die Not am größten, und so weiter; die Hilfe kam, ehe wir es ahnten.

Am siebzehnten Oktober hatten Ristvedt und Wiik ihr Haus vollendet. Es wurde sogleich getauft und erhielt den Namen „Magnet". Es zeichnete sich nicht so sehr durch sein Aussehen, als durch seine Lage aus, denn es stand oben auf dem Gipfel eines etwa dreißig Meter hohen Hügels und hatte eine großartige Aussicht über die ganze Simpsonstraße. Nun konnte nichts geschehen, was nicht zu allererst von dem

„Magnet" aus entdeckt worden wäre. Falls Besuche zu uns kommen sollten, mußten sie fast immer zuerst da vorüberkommen. Sollte ein Bär sich auf das Eis des Sundes heraus verirren, würde er von da aus sogleich wahrgenommen werden. Kurz gesagt, die Bewohner des Magnets beherrschten das Land.

Das Haus war gerade wie das vorige aus Kisten gebaut, die mit Sand gefüllt waren. Ein Schloß war es allerdings nicht, aber darüber waren wir doch alle einig, daß die beiden dort bedeutend besser wohnten als wir andern hier an Bord. Das Haus hatte nur ein Zimmer — Schlaf- und Arbeitszimmer zugleich. In der einen Ecke stand ein großes, breites, aus Kistenbrettern gezimmertes Bett. Die beiden Bewohner hatten herausgefunden, daß ein Bett weniger Raum einnehme als zwei, und zugleich fanden sie auch, daß sich zwei in einem Bett besser warm halten könnten als einer allein, und darin mußte man ihnen wohl recht geben. Wenn man alles in Betracht zog, war das Ganze aufs zweckmäßigste eingerichtet. Gleich neben dem Bett stand ein Tisch mit einer Bank auf jeder Seite. Die andere Hälfte des Zimmers war so verteilt, daß Ristvedt seine Arbeitsbank auf der einen Seite und Wiik seinen Tisch zur Feststellung der magnetischen Kurven auf der andern hatte. Der Boden war mit Brettern aus Kistenholz und Renntierfellen belegt. Das Haus hatte auch zwei Fenster, eines auf das Meer, eines auf die Gjöa hinaus. Sobald Veranlassung dazu da wäre, sollten diese mit Erde und Sand zugeworfen werden.

Soviel ich weiß, wurden hier zum erstenmal in den Polargegenden Kisten als Baumaterial verwendet. Wenn man etwas hat, womit man sie füllen kann, dann möchte ich sie als jedem andern Material überlegen bezeichnen; hat man aber keinen Sand, dann stellt sich die Sache freilich anders dar. Wiik und Ristvedt wohnten ungefähr zwei Jahre lang im Magnet, und sie hätten kaum mit uns an Bord der Gjöa tauschen wollen. Leutnant Hansen und ich wohnten in der Kajüte miteinander, aber es war sehr feucht bei uns, und wir mußten den ganzen Winter hindurch jeden

Abend große Eisstücke aus unsern Kojen herausschlagen. Vorne wohnten Lund, Hansen, Lindström, und feucht war es da wohl auch, aber doch nicht so sehr wie in der Achterkajüte. Im ersten Winter hatten wir das ganze Fahrzeug mit Schnee zugeworfen, und da sank die Temperatur in der Vorderkajüte nicht unter den Gefrierpunkt, aber in der Achterkajüte hatten wir beständig unter Null Grad. Im zweiten Winter machte ich — da die Ansichten geteilt waren — den Versuch, das Schiff offen liegen zu lassen,



„Uranienborg," das astronomische Observatorium, zur Sommerzeit

anstatt es mit Schnee zuzudecken. Obgleich nun dieser Winter viel milder war als der vorige, fiel die Temperatur in der Vorderkajüte bei Nacht doch bald unter Null. Als ich hierauf das Fahrzeug zudecken ließ, trat nach kurzer Zeit das alte Verhältnis wieder ein.

Uranienborg — das astronomische Observatorium — war das letzte Bauwerk in der Reihe. Eines Vormittags versammelten wir uns alle, um dem Astronomen beim Bau eines für seinen Zweck passenden Gebäudes zu helfen. Er zog den Rundbogenstil vor, und wir bauten guten Muts eine Eskimohütte. Das Bauwerk wurde nicht besonders

prachtvoll, aber es wuchs doch heran. Als Sockel für das Instrument wurde eine leere Tonne benutzt.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Als wir an einem Morgen auf dem Hügel standen, um unser Frühstück bei einem fröhlichen Gespräch zu verdauen, und dabei, wie gewöhnlich, auch ein wenig nach Renntieren ausspähten, deutete einer von uns nach Norden und sagte:

„Da haben wir sie wahrhaftig wieder!"

Und sogleich wurden die Jagdvorbereitungen getroffen. Aber Hansen blieb ruhig neben mir stehen und schien seine ungewöhnlich scharfen Augen noch besonders anzustrengen.

„Na, Hansen – haben Sie keine Lust, heute auf die Renntierjagd zu gehen?"

„O doch," sagte er langsam; „aber nicht auf die Renntiere dort drüben, denn die gehen auf zwei Beinen".

Auf diese verblüffende Aussage hin lief ich nach meinem Fernglas und richtete es auf die vermeintliche Renntierherde. Und wirklich, dort drüben standen fünf Menschen!

Eskimos!

Nun hatten wir ja schon immer des langen und breiten über die Eskimos gesprochen, es aber aus allerlei Gründen für höchst unwahrscheinlich gehalten, daß wir mit ihnen zu-



Der Ogluli-Eskimo Ivajarra

sammentreffen würden. Wir hatten Ende Oktober und glaubten daher, die Eskimos wären für dieses Jahr ausgestorben — deshalb waren sie uns ganz aus dem Gedächtnis gekommen.

Und da hatten wir sie nun!

Alles, was wir über diese arktischen Barbaren wußten, drang jetzt in Eile auf uns ein. Mit den nordamerikanischen war durchaus nicht immer zu spaßen, das wußten wir aus den alten Reisebeschreibungen dieser Gegenden. Von Roos und Klutschak hatten wir gelernt, das Eskimowort „Teima“ sei der beste Gruß, womit man ihnen entgegentreten könnte. Es bedeute ungefähr ein recht herzliches: „Guten Tag“! Und wir hatten uns das Wort Teima in den allerverschiedensten Aussprachen eingeprägt.

Indessen fiel es uns gar nicht ein, die Dummheit zu begehen, unser Vertrauen auf dieses eine ärmliche Wort zu setzen. Das einzig Richtige war, die Ankommenden von vornherein als Feinde zu betrachten. Und so wurde der Kriegsplan entworfen. Ich sollte mit zwei Mann den Feinden entgegengehen, und Hansen und Lund meldeten sich sogleich als Freiwillige. Die Karabiner wurden genau untersucht und die Magazine bis zum letzten Platz gefüllt. Auf dem Eise vor dem Schiff hielt ich Truppenschau, und selbst der kritischste Feldherr hätte mit der Haltung und dem Aussehen dieser Mannschaft zufrieden sein müssen. Ich selbst sah so kriegerisch drein wie nur möglich, richtete mich hoch auf, machte eine regelrechte ganze Schwenkung und kommandierte: „Vorwärts — Marsch!“

Meine Braven dicht hinter mir, schritt ich voraus und warf dabei einen Seitenblick aufs Verdeck, wo der Leutnant und der Koch nebeneinander standen. Es kam mir vor, als ob die beobachtenden Blicke, mit denen sie unsre kleine Schar betrachteten, keine hervorragende Bewunderung ausdrückten — nicht einmal einen richtigen Ernst!

„Nun gut,“ dachte ich, „lustig sein ist leicht, wenn man an Bord so gut geborgen ist, während wir ins Ungewisse hinein, ja vielleicht hier auf dem offnen Feld dem Tod entgegen gehen.“

Die Eskimos waren ungefähr noch fünfhundert Meter von uns entfernt und bewegten sich hügelabwärts auf unser Schiff zu. Ich marschierte ihnen, so martialisch wie ich konnte, entgegen, und hinter mir hörte ich die taktfesten Schritte meiner Leute. In einer Entfernung von ungefähr zwanzig Metern machten die Eskimos Halt. Verschiedene strategische Möglichkeiten kreuzten sich in meinem Kopf – Offensive, Defensive und so weiter; aber schließlich fand ich es doch am sichersten, Halt! zu kommandieren. Meine Leute nahmen sich prächtig aus, in strammer Haltung, die Füße in einem Winkel von fünfundvierzig Grad, im Gesicht den Ausdruck von Mut und von Vertrauen in ihren Führer. Hierauf studierte ich die Gegenpartei. Die Feinde schienen sehr erregt zu sein, sie deuteten, lachten und gestikulierten, ohne ausgeprägt kriegerisches Gebaren. Aber plötzlich stellten sie sich in Schützenlinie und rückten vor.

„Nun wohl!" dachte ich, „besser in Ehren sterben, als sich durch feige Flucht retten." Und „Vorwärts marsch!" kommandierte ich.

Wir rückten vor, ganz darauf vorbereitet, den Feind im nächsten Augenblick den Bogen spannen und auf uns zielen zu sehen. Aber nein – er hat unverkennbar etwas andres im Sinn. – Eine Kriegslist?

Plötzlich tauchte in meinem von der Spannung des erwarteten Kampfes erregten Gehirn das Wort „Teima" auf. Und „Teima!" brülle ich dem Feind aus Leibeskräften entgegen.

Die Eskimos halten jäh an. Aber jetzt ist unsre Erregung zu groß — jetzt muß eine Entscheidung fallen –, und wir eilen kampfbereit vorwärts. Da tönt der Ruf an mein Ohr:

„Manik-tu-mi! Manik-tu-mi!"

Und das klingt so bekannt von Mac Clintock her – es ist der allerhöchste Freundschaftsgruß dieser Eskimos. In einem Nu werfen wir die Gewehre weg und eilen unsern Freunden entgegen:

„Manik-tu-mi! Manik-tu-mi!"

Wir schreien alle durcheinander, umarmen uns, klopfen

uns auf die Schultern, und ich weiß nicht, auf welcher Seite die Freude am größten ist.

Unsre Freunde überraschten mich im höchsten Grade durch ihr Aussehen. Vor ganz kurzem hatten wir die häßlichen plattnasigen Eskimos der grönländischen Nordwestküste verlassen, und hier trafen wir auf einen Volksschlag, von dem einzelne Männer geradezu schön genannt werden konnten. Zwei von ihnen glichen Indianern und waren gerade wie aus einem Cooperschen Roman herausgeschnitten. Hochgewachsen und kräftig waren sie auch. In brüderlicher Vereinigung gingen wir zum Schiff hinunter. Klik-klik! hörte ich des Leutnants Photographenapparat — klik-klik! wieder und wieder. Neben ihm stand Lindström mit seinem breitesten Grinsen. Und ich kann nicht behaupten, daß ich ein richtig erhabnes Feldherrngefühl gehabt hätte.

Unsre Gäste nahmen die Einladung, mit an Bord zu kommen, hocherfreut an. Auf dem Verdeck lagen wohl hundert erlegte Renntiere aufgestapelt — und die Eskimos machten große Augen über diesen Fleischvorrat, sagten aber nichts. Lange standen wir beisammen und plauderten, lachten und scherzten mit ihnen. Dann flüsterte mir Lindström zu, ob wir ihnen nicht mit etwas aufwarten sollten. „Gewiß,“ erwiderte ich und bat ihn, Kaffee zu kochen und etwas Hartbrot zu holen. Wir nahmen unsre Gäste in den Schiffsraum hinunter — in der Kajüte hätte ich sie nur ungern niedersitzen lassen, denn ich fürchtete, sie könnten nicht — allein sein; die nordgrönländischen Eskimos wenigstens sind wegen ihrer Läuse berüchtigt!

Kaffee und Brot wurde aufgetragen, aber dies schien ihnen nicht besonders zu munden. Sie machten durch Zeichen verständlich, daß sie gern etwas zum Trinken hätten, und als wir ihnen Wasser gaben, begannen ihre Gesichter zu strahlen. Jeder von ihnen trank zwei Liter Wasser. Aber wenn sie Eiswasser dem Kaffee vorzogen, dann waren sie vielleicht auch —

„Ach Lindström, gib doch die alte Renntierkeule her, die dort drüben liegt!“

Ja, ich hatte recht: das war etwas andres als Hartbrot! Nun bekamen wir auch zu sehen, daß sie nicht ganz unbewaffnet waren — wie es den Anschein gehabt hatte. Aus ihren Stiefelschäften heraus zogen sie große, lange Messer, und nach unglaublich kurzer Zeit hatten sie das Fleisch von drei Keulen so rein abgekratzt und aufgegessen, daß nur noch die nackten Knochen übrig blieben.



Festmahlzeit bei den Netschjelli-Eskimos

Wiik und Ristvedt waren bei der Ankunft der Eskimos nicht dabeigewesen, und da sie auch jetzt nicht erschienen, mußten sie keine Ahnung von dem Ereignis haben. Als die Eskimos endlich mit ihrer Mahlzeit fertig waren, machte ich ihnen ein Zeichen, mir zu folgen, und ging ihnen voran nach der Villa Magnet. Nirgends war jemand zu erblicken; ich klopfte an die Tür und ging hinein. Ristvedt und Wiik saßen tief über ihre Bücher gebeugt da. Die Eskimos hielten sich still hinter mir.

„Es ist doch sehr merkwürdig,“ begann ich, „daß wir in diesen fernen Gegenden Gäste bekommen haben, nicht wahr? Und überdies Bekannte! Erlaubt mir, daß ich vorstelle!“

Beide Herren fuhren zusammen, richteten sich kerzengerade in die Höhe, machten einen tiefen Bückling, — und nun traten die Eskimos vor. Es erhob sich ein allgemeines großes Gelächter, in das auch die Eskimos mit Gebrüll einstimmten.

Im Anfang fanden wir es gar nicht leicht, uns mit unsern Gästen zu verständigen. Aber nachdem wir ihnen



Das Innere der Villa „Magnet"

unsern Wunsch, von ihnen zu lernen, wie man die gebräuchlichsten Dinge in ihrer Sprache nenne, begreiflich gemacht hatten, ging es rasch vorwärts. Ein richtige Ballkonversation mit Damen hätten wir freilich nicht zu führen vermögen, aber wir eigneten uns einen Wortvorrat an, mit dem wir uns in allen Lagen durchhelfen konnten, und einen Ball veranstalteten wir ja nicht.

Die Eskimos blieben über Nacht bei uns, und am nächsten Morgen zogen sie wieder heimwärts. Da hatten wir ihnen schon begreiflich machen können, daß wir gegerbte Felle von ihnen zu kaufen wünschten. Als sie sahen, was

der Leutnant und ich in Bezug auf die Bearbeitung der Häute getan hatten, machten sie sich unverhohlen darüber lustig, und wir entnahmen daraus, daß wir das Gerben lieber andern überlassen sollten. Zwei Tage später erschienen die Eskimos wirklich wieder und brachten einige schöne Renntierfelle. Mit geriebnem Handelsgeist brachten sie uns indes nur Felle von großen Böcken, für die sie selbst nicht viel Verwendung hatten. Wir aber bezahlten sie mit derselben Münze und gaben ihnen für das Stück eine – sage und schreibe: eine – Nähnadel. Ich entschloß mich nun, sie nach ihrer Behausung zu begleiten, um zu sehen, wo und wie sie wohnten; sie hatten uns zu verstehen gegeben, sie brauchten auf dem Heimweg nicht zu übernachten; da konnte es also nicht so besonders weit sein.

Am nächsten Vormittag um halb zwölf brachen wir auf. Ich hatte einen Schlitten bei mir, auf dem mein Schlafsack, etwas Speise und allerlei Gegenstände verpackt waren, die, wie ich wußte, von den Eskimos sehr geschätzt werden. Mit der mir angebornen Überlegenheit des zivilisierten Europäers spannte ich meine Gäste in die Zügel. Ich selbst lief auf Ski, und nun ging es in vollem Galopp westwärts. Die Eskimos hatten nichts, weder Ski, noch kanadische Schneeschuhe, noch sonst etwas dergleichen; der hart zusammengeballte Schnee trug sie sehr gut. Und ich hatte vollauf zu tun, auf meinen Ski Schritt mit ihnen zu halten.

Wir hatten schon den neunten Oktober, und es wurde sehr bald Nacht. Ich hielt es deshalb für notwendig, zur Eile zu treiben. Damals wußte ich noch nicht, wie gleichgültig es einem Eskimo ist, wann er sich unterwegs befindet, ob bei Tag oder bei Nacht, bei hellem Wetter oder im dichtesten Nebel, in Sturm oder Stille, oder bei einem Schneegestöber, wo man seine eigne Nase nicht zu sehen vermag. Ich erfuhr das erst später bei näherer Bekanntschaft mit ihnen. Um halb vier Uhr bedeuteten sie mir, daß wir uns jetzt ihrem Lager näherten. Und von dem Gipfel eines Hügelkammes aus sah ich in einem geschützten, behaglichen Hohlweg einige Lichterchen schimmern. Es war jetzt schon

fast ganz dunkel. Die Eskimos stießen laute Freudenrufe aus und gebärdeten sich über die Maßen vergnügt bei diesem Anblick. Die kleinen Lichter dort unten waren auch wirklich verlockend und einladend und erweckten Gedanken an Wärme und Wohlbehagen, an Speise und Trank — an alles, was einem Wanderer in einer kalten, rauhen Winternacht erfreulich vorkommen kann.

Als wir bis auf Hörweite herangekommen waren, stießen meine Begleiter laute Schreie aus, von denen ich das eine Wort Kabluna, das heißt, der weiße Mann, verstehen konnte. Und die Bewohner des Lagers wimmelten heraus. Ein merkwürdiger Auftritt war es, den ich mir jetzt in der Erinnerung zurückrufe, und den ich nie vergessen werde. Draußen in dem öden Schneeland wurde ich von einer Schar wilder Menschen umringt, die wie toll durcheinander schrieen, mir ins Gesicht guckten, mich an den Kleidern zupften, mich streichelten und befühlten. Der durch die Eisfenster aus den Hütten herausdringende Lichtschein bekam von dem schwindenden Tag im Westen eine schwach dunkelgrüne Färbung.

Doch poetische Betrachtungen mögen ganz gut sein, nur nicht bei zwanzig Grad Kälte und bei leerem Magen. Ich sehnte mich nach einem warmen Haus und — nach etwas zum Essen; ich ging daher mit Attira, der mir am besten gefiel, in seine Hütte. Er und seine Familie wohnten hier mit Tamoktuktu und dessen Familie zusammen. Es war eine große Hütte, die ihre acht Bewohner gut faßte. Kurz nach unsrer Ankunft versammelten sich die männlichen Mitglieder der Kolonie zu einer aus rohem Renntierfleisch und Wasser bestehenden Festmahlzeit. Drei ganze Renntiere verschwanden so schnell, als ich ein Butterbrot hätte verzehren können. Die Eskimos lachten und kauderwelschten ununterbrochen dabei. Aber irgend einen tatkräftigen Verein für Frauenbewegung gab es hier offenbar nicht, denn keine weiblichen Wesen nahmen an dem Feste teil. Als ich den Eskimos zu erklären versuchte, wie wir es mit unsern Frauen hielten, und dabei Frau Tamoktuktu, die drüben das Feuer schürte, ein Stück Fleisch reichte, schlugen die Eskimos

ein schallendes Gelächter auf und hielten mich offenbar für einen kompletten Narren.

Nachdem die Männer sich endlich den Wanst gefüllt hatten, wurden die Frauen zugelassen. Diese grüßten mit ihrem Manik-tu-mi! und befühlten meinen Körper an den allermeisten Stellen; dann verschwanden sie wieder – ohne etwas zu essen bekommen zu haben. Später jedoch beruhigte ich mich über diesen Punkt, denn wie ich hörte, sorgen die Eskimoweiber unter sich auch für ihr zeitliches Wohl; ein gebratnes Renntier verschwinde da ohne viel Aufhebens.

Gegen zehn Uhr legte ich mich in meinem Schlafsack, den ich auf der Schlafpritsche zwischen beiden Familien untergebracht hatte, zur Ruhe nieder und schlief bis an den hellen Morgen. Aber schon ehe es hell wurde, begannen die Eskimos sich zu regen. Ich sah sie den Oberkörper entblößen — sie lagen fasernackt unter den Felldecken – und beim Morgengrauen ein Luftbad nehmen. Wahrlich, ein recht kühles Vergnügen! dachte ich, und damit schneckelte ich mich in meinem Sack zusammen und schlief weiter.

Im Lauf des Vormittags zog ich wieder heimwärts. Das aus sechs Hütten bestehende Eskimolager war dicht bei einem großen Gewässer, das die Eskimos Kaa-aak-ka nannten. Sie erzählten mir auch, daß Lund und Hansen im vergangenen Herbst hier gejagt hätten.

* * *

Am zweiten November hatte die feste Station ihre Arbeit begonnen. Wiik hatte die selbstregistrierenden magnetischen Instrumente im Variationshaus aufgestellt und erledigte diese Beobachtungen ganz allein. Jeden Mittag, präzise zwölf Uhr, wechselte er die Platte auf der Registerwalze, und das war nicht immer das reine Vergnügen. Wenn man bedenkt, daß er sich bei sechzig Grad Celsius unter Null durch Wind und Schneegestöber und oft durch meterhohen Schnee hindurch einen Weg bahnen mußte, dann wird man verstehen, welch ein tüchtiger, pflichtgetreuer Mann zur Ausführung dieser Aufgabe gehörte. Neunzehn Monate lang

tat Wiik dies ohne Unterbrechung — das ist ein schönes Denkmal, das er sich selbst errichtet hat. Die meteorologischen Beobachtungen wurden dreimal täglich aufgenommen. Außerdem hatten wir auch hier Registrierunginstrumente, die die ganze Zeit hindurch Tag und Nacht in Tätigkeit waren. Von diesem Teil des Dienstes war Ristvedt der Vorstand. Mehr als einen schweren Kampf hat er mit seinen Instrumenten in Kälte und Dunkelheit ausgefochten; seine pflichtgetreue und gewissenhafte Tätigkeit ist aller Ehren wert.



Wiik am Eingang des Observatoriums der magnetischen Variationsinstrumente

Auf der Gjöaexpedition Astronom zu sein, war eine sehr schwere Arbeit Die Expedition hatte weder den Platz noch die Geldmittel, zusammenlegbare Häuser mitzuführen, in denen man mit aller Gemütsruhe und Behaglichkeit den rechten astronomischen Augenblick abwarten kann. Hier mußten die Beobachtungen bei der niedrigsten Temperatur mit nichts als einer kleinen Schneemauer als einzigem Schutz gegen Wind und Schnee vorgenommen werden. Man stelle sich einen solchen Abend vor: vierzig Grad Kälte und eisigen, bitter scharfen Schnee! Bis gegen Abend ist der Himmel umwölkt gewesen, aber dann hat er sich plötzlich aufgeklärt

und ist mit tausend funkelnden Sternen übersäet. „Welch ein wundervoller Sternenhimmel!" sagen wir andern. Aber der arme Astronom muß aus seiner warmen Kajüte heraus und hinüber hinter seine Schneemauer, wo er stundenlang stehen und alle die besondern Qualen eines Astronomen in den Polargegenden durchmachen muß, als da sind: steifgefrorne Finger, mit Eis überzogne Ferngläser und verschiedne andre Widerwärtigkeiten.

Lund und Hansen lag alle Arbeit ob, die das Schiff selbst betraf. Als Spezialität hatte Lund sein Wasserloch, und Hansen die Hunde.

Leider meldeten sich bei den Hunden auch jetzt wieder dieselbe Krankheit wie auf der Herreise. Zuerst wurde „Tiras" vom Godhavngespann ergriffen und starb. Und schon vor Weihnachten hatten wir sieben unsrer besten Tiere verloren. Leider kam mir auch zu spät der Gedanke, die Hunde könnten möglicherweise an Mangel von Fettstoff zugrunde gehen; sie waren nämlich den ganzen Winter hindurch nur mit magerm Renntierfleisch gefüttert worden.

Ja, die Hunde! Kostverächter sind sie nicht, was ich mit Grausen berichten muß. Überall schnüffeln sie umher, um sich außer den gewohnten regelmäßigen Rationen noch etwas zu ergattern. Und da bekamen sie neulich eine ebenso unerwartete wie unheimliche Mahlzeit. Wir hatten „Silla", die in höchst interessanten Umständen war, in den kleinen Vorbau des Magnets eingeschlossen, wo sie ihre Niederkunft abwarten sollte. Eines schönen Morgens entwischte sie aber und schlug sogleich die Richtung nach dem Schiff ein. Auf halbem Wege begegneten ihr alle ihre Kavaliere, und alle waren in wilder Begeisterung über das Wiedersehen mit ihrer Dame. Sie umringten sie und eskortierten sie weiter. Aber was geschieht! Die Geburtsstunde überraschte die arme „Silla", ehe sie eine weitere große Strecke zurückgelegt hatte, und ihre Nachkommen mußten sich mit einem Schneehäufchen als Wiege begnügen. Auf ein Signal von Lurven – natürlich! – stürzten sich plötzlich alle die andern Hunde auf die Jungen; jeder schnappte nach einem und verzehrte es auf der Stelle. Als Silla entdeckte, daß ihre Jungen

verschwunden waren, stand sie auf und ging weiter. Aber sie wurde abermals überrascht, und das letzte Junge kam zur Welt. Um nun die andern Hunde zu verhindern, sich auch dieses anzueignen, fraß es Silla lieber selbst in rasender Eile auf.

Dieser fast unglaubliche Auftritt ist durch Augenzeugen beglaubigt.

Lindström hatte die Küche unter sich. Mit diesem Wort verbindet man meistens den Gedanken an einem warmen, behaglichen Ort mit blitzblanken Bänken, sandbestreutem Boden und hellen, von glänzend gescheuertem Kupfergeschirr bedeckten Wänden. Ach, Lindström hatte von dem allen nichts! Ja, warm konnte es da schon sein, glühend heiß sogar, sodaß er hinaufflüchten mußte, um sich ein wenig zu lüften. Aber wenn er des Morgens hineinging, um sein Tagewerk zu beginnen, fand er gewöhnlich alles zu Stein und Bein eingefroren. Dunkel und unbehaglich war es, die Primuskocher standen ungastlich und eiskalt da, desgleichen alle Tassen und Schüsseln; man erfror sich die Finger, sobald man nur etwas anfaßte. Wir andern aber lagen indes noch eine gute Weile in unsern warmen Kojen und schnarchten. Ach nein, das war keine festliche Arbeit, und Lindström verdient für die Unverdrossenheit und die gute Laune, mit der er drei Jahre lang seine Aufgabe erfüllte, alle Bewunderung.

Der Winter schritt rasch voran, und bald stand Weihnachten vor der Tür. Unsre Vorbereitungen nahmen viel Zeit in Anspruch, und sie waren an Bord der Gjöa in Beziehung auf Essen und Trinken nicht minder groß und vielseitig als sonstwo auf dieser sündigen Welt. Früh und spät war der Koch an der Arbeit; ihm machte sich das herannahende Weihnachtsfest sicher nicht als Fest fühlbar. Er backt und bratet, und wir sehen große Schüsseln mit Spritzkuchen, Spitzweckchen – und welche Namen und Formen das Weihnachtsgebäck immer haben mag – vor unsern Augen verschwinden, um in Lindströms Geheimfächern aufbewahrt zu werden.

„Ich will sie schon vor ihnen sicher stellen," sagt er

mit seinem durchtriebnen Lächeln; aber vor „ihnen“ ist nicht leicht etwas sicher zu stellen. Die Magnetbewohner sind es, vor denen Lindström in beständiger Angst schwebt; sie sind auf Kuchen aus, wie ein Rabe aufs Stehlen. Außerdem treiben sie allen nur erdenklichen Schabernack mit dem guten Koch, was man ihnen, aufrichtig gesagt, nicht einmal verübeln kann, weil Lindström ohne Zaudern unweigerlich in alle ihre Fallen geht. Wenn er dann entdeckt, daß sie ihn haben hereinfallen lassen, ist er selbst der erste, der in ein schallendes Gelächter ausbricht und sich über den Spaß freut. Solche Leute sind auf einer Reise wie der unsern unbezahlbar. Aber nicht allein der Koch muß sich auf Weihnachten extra anstrengen. Etwas davon trifft uns alle. Überall soll ja geputzt und festlich geschmückt werden.

Unsre Freunde, die Ogluli-Eskimos waren nun schon oft und in großer Anzahl unsre Gäste gewesen. Sie kamen meistens zur Mittagszeit, bauten sich Schneehütten und blieben ein paar Tage bei uns. Als Regel brachen sie morgens um acht oder halb neun Uhr auf mit einer Pünktlichkeit, als hätten sie beständig die Uhr in der Hand. Und wir hatten doch jetzt die „lange Nacht“, und also nicht einmal die Sonne, nach der sie sich hätten richten können. Gegen Weihnachten wurden diese Besuche seltener und seltener.

Endlich brach der Christtag mit strahlend hellem Wetter an; überall herrschte Feststimmung, alles war blank geputzt und geschmückt, und alle Gesichter leuchteten in frischgewaschnem Glanz — was durchaus kein alltäglicher Anblick war. Dies darf jedoch durchaus nicht so verstanden werden, als ob wir uns nicht gern gewaschen hätten. Wir wären im Gegenteil ungeheuer froh gewesen und hätten nichts lieber getan, als uns stets so recht sauber gewaschen — aber der Koch hatte leider gar wenig Wasser und konnte keines entbehren.

Der Tag verging fröhlich und gemütlich; es wurde gegessen und getrunken und gesungen, wie das am heiligen Abend üblich ist. Und zuletzt kam der Christbaum — Lunds und Lindströms Werk — eine künstliche, mit Glanzpapier überklebte Tanne, die in hellem Lichterglanze strahlte, was

7*

dem Kunstwerk eine sehr lebende Illusion des wirklichen Weihnachtsbaumes verlieh.

Dann kam die Geschenkverteilung an die Reihe, unbedingt die wichtigste Begebenheit des Abends. Verwandte, Bekannte und Freunde hatten uns, während wir in Framnäs vor Anker lagen, eine Menge geheimnisvoller Pakete mit der Aufschrift „Nicht vor dem heiligen Abend zu öffnen!" zugeschickt. Einzelne dieser guten Leute waren sogar so



Der erste Weihnachtsabend an Bord. 1903

vorsorglich gewesen, „Weihnachten 1904", „1905" und „1906" darauf zu schreiben. Und das war insofern recht gut gewesen, weil wir sonst sicherlich alles am ersten Weihnachtsabend verbraucht hätten. Die Pakete, die so vorsichtig datiert waren, wurden denn auch uneröffnet weggepackt und nicht vor dem bestimmten Zeitpunkt geöffnet.

Um jeglicher Eifersucht vorzubeugen, die möglicherweise zwischen Engeln auftauchen könnte, wurden die Geschenke verlost. Und da trieb das Schicksal sein launenhaftes Spiel. Großen Jubel erregten mehrere Papiermützen,

die zwischen einigen schön gestickten Sachen lagen. Und da teilte das Los Lindström eine Mütze zu mit der Inschrift „Dem gemästeten Polarferkel!“ Wir brachen in ein wieherndes Gelächter aus und setzten dem Ferkel die Mütze auf den Kopf. Unser kleiner Phonograph war unermüdlich und wartete uns mit so viel Liedern und Geschichten auf, als wir nur verlangten.

Draußen war es still und feierlich, ein wunderbares Nordlicht flammte über den ganzen Himmel hin. Aber die ewig unruhigen Strahlen machen einem das eigne Herz unruhig. Es ist, als brächten sie – jedenfalls in der Weihnacht – stumme, flackernde Botschaft von der Außenwelt, — von denen daheim, die jetzt auch Weihnachten feiern.

Am ersten Weihnachtstag feierten wir ein doppeltes Fest; Wiik wurde an diesem Tage fünfundzwanzig Jahre alt. Er ist das jüngste Mitglied der Expedition und zugleich eines der fröhlichsten von uns allen, gespickt mit lustigen Geschichten und Anekdoten, der unschätzbarste Aufmunterungsrat an Bord. Der dicke Kranzkuchen, den Bäcker Hansen uns bei der Abreise verehrt hatte, bildete den Mittelpunkt des Festes.

Im Laufe des Vormittags kam der alte Eskimo Teraiu angestiegen, und er wurde als Gratulant freundlich aufgenommen. Teraiu gehörte zu unsern ältesten Eskimofreunden – einer von den fünfen, die sich zuerst gezeigt hatten. Er mochte zwischen fünfzig und sechzig sein und war ein sehr lustiger Kumpan. Bei seinen Stammgenossen stand er indessen in keinem großen Ansehen – trotz seines Alters. Diese hielten ihn eigentlich für eine Art gutmütigen Tölpel, den sie unter sich nur duldeten. Daß er aber nicht ohne Verstand war, wird sich später ausweisen.

Der Gratulant Teraiu schien jedoch aus keinem festlichen Anlaß gekommen zu sein. Sein Gesicht und seine Gebärden drückten Niedergeschlagenheit aus, und die Tränen standen ihm in den Augen (dem alten Spitzbuben). Er gestikulierte und schwatzte ins Blaue hinein, und daß er jammerte, war nicht mißzuverstehen. Aber schwerer war herauszubringen, warum es ihm denn so schlecht ging. Schließlich gelang

es uns aber doch mit vereinten Anstrengungen, über sein Elend Bescheid zu bekommen, und da brachten wir heraus, daß der übrige Teil des Stammes weitergezogen wäre und auf die schändlichste Weise Teraiu mit seiner Familie zurückgelassen hätte, die nun alle dem schrecklichsten Hungertod entgegensähen, es sei denn, daß wir uns ihrer erbarmten und sie während der schlimmsten Winterzeit bei uns wohnen ließen.

Natürlich waren wir von seiner traurigen Geschichte tief gerührt und versprachen, ihn mit Frau und Kindern bei uns aufzunehmen. Außerdem aber sagte ich, ich würde mich selbst in kurzem nach Kaa-aak-ka begeben, die Sache zu untersuchen.

Teraiu und Familie fanden sich denn auch schnell ein. Am zweiten Weihnachtsfeiertag 1904 beschlossen wir, den Ausflug nach Kaa-aak-ka auszuführen. Das Wetter war wunderschön, still und klar. Aber das Thermometer zeigte vierundvierzig Grad Kälte. Der Leutnant, Lund, Ristvedt und ich machten uns fertig, mit Teraiu und seiner Familie auszuziehen. Vor den Schlitten spannten wir acht Hunde, sonst aber nahmen wir es sehr leicht mit der Ausrüstung, da wir ja nur eine einzige Nacht abwesend sein wollten. Jeder hatte für seine eignen Bedürfnisse gesorgt, und die Verproviantierung hatte ich unserm braven Koch überlassen, der ein erfahrner Polarfahrer war. Wir andern hatten alle gleich wenig Erfahrung in Beziehung auf solche Schlittenfahrten. Auf dem glatten Sundeis ging es in fliegender Eile westwärts, und nach sechs Stunden waren wir am Ort unsrer Bestimmung. In dem Lager von Kaa-aak-ka sah alles ganz anders aus als bei meinem ersten Besuch; leer und ausgestorben, ja richtig gottverlassen lagen die Schneehütten da, ohne Menschen oder irgend eine Spur von Leben. Nur Teraius Hütte deutete an, daß sie bewohnt sei. Kajaggolo, Frau Teraiu, oder wie sie gewöhnlich unter uns hieß: „die alte Eule“ entfernte den Schneeblock, der vorsorglich vor dem Eingang der Türe stand, ging hinein und machte Feuer an. Teraiu selbst begab sich ans Wasser hinunter, ein Loch ins Eis zu hauen und Trinkwasser zu holen. Aber mit seinem

ärmlichen Eispickel brauchte er zwei geschlagne Stunden, bis er ein Loch zustande gebracht hatte.

Indessen wählten wir andern unter den verlassenen Hütten die aus, die uns am anständigsten vorkam, und nahmen sie für die Nacht in Besitz. Unsre Hunde jagten draußen umher, schnüffelten und suchten sich einen Zuwachs zu ihrer Tagesration -- ein Pfund Pemmikan — aber vergeblich. An diesem unbeschreiblich einsamen Platz war nichts zu finden, weder für Tiere noch für Menschen. In Teraius Hütte saß Kajaggolo mit heraufgezogenen Beinen und sang ihr ewiges Hanga-a-ha-ja-ha-a; aber weder sie selbst, noch ihr Gesang konnte die allergeringste Anziehungskraft auf uns ausüben. Wir krochen also in unsre eigne Hütte hinein, doch auch da war es nicht erfreulich. Erstens fegte eine fünfzig Grad kalte Eisluft durch das offne Lichtloch im Dach herein, und zum zweiten war die Hütte voller weggeworfner Renntierknochen; wohin wir den Fuß setzten, überall traten wir auf Knochen, wohin wir griffen, bekamen wir Knochen in die Hand. Das Ganze war unheimlich und ekelhaft. Aber es sollte rasch besser werden! Wir holten unsre Sachen herein und wollten es uns nun recht behaglich machen. Aber o weh, was mußten wir zuerst entdecken? Unser lieber Lindström hatte vergessen, uns Lichter einzupacken. Das war sehr schlimm; und ich könnte auch nicht behaupten, daß beim Anblick der lächerlichen, bohnengroßen, aus Moos und Tran bestehenden Klümpchen, die Teraiu uns zum Trost und zur Aufmunterung brachte, die Hütte oder unser Humor strahlend hell geworden wäre. Wir tauften die Klümpchen „Lichtpastillen", und schließlich war etwas immer noch besser als gar nichts. Lund war an diesem Abend unser Koch; er hatte nun endlich den Primusapparat in Gang gesetzt, und bald stieg der warme Dampf behaglich aus dem Wasserkessel empor.

Jetzt kam schließlich die Proviantkiste an die Reihe. Wir freuten uns in dem Gedanken an alle die extrafeinen Sachen, die unser herzensguter Koch zweifellos hineingepackt hätte; die einen rieten auf Pudding, die andern auf Kuchen.... Ein Paket Schokolade kam zum Vorschein — das war ja

ganz gut! Noch eines — hm! Ein drittes, ein fünftes .... acht schwere Pakete Schokolade — für eine Nacht! Na ja, aber es war doch erst die eine Seite der Kiste. In der anderen war Hartbrot und darunter — Lund grub hinunter, und wir andern standen mit unsern Lichtpastillen in höchster Spannung daneben — Hartbrot, jawohl — wieder Hartbrot. . . .

Nun war es aus. Nicht einmal Butter! Unser liebenswürdiger Proviantmeister hatte Butter offenbar für einen Luxus gehalten!

Wir begannen die Schokolade zu zerkleinern und in das kochende Wasser zu schütten, um sie wenigstens so gut wie möglich zu verwerten. Alles schwieg. Es sollte mich jedoch nicht wundern, wenn in dieser Stunde ein Phosphorglanz um den Kopf unsres guten Kochs geleuchtet hätte, während er an Bord der Gjöa seines Amtes waltete; der war aber kaum eine Ehrenkrone!

„Nun," sagte endlich einer von uns, „es könnte ja auch noch schlimmer sein."

„Soo? Wieso denn?"

„Wir könnten möglicherweise gar nichts zu essen haben."

Das war sehr wahr, und unsre Laune verbesserte sich. Die Schokolade war fertig — sie lief herrlich gekocht in die Tassen. „Nun prosit, trotz allem!" — Prruh —!

Wir spuckten den braunen Trank wieder aus, sobald wir ihn im Munde hatten; es war bitterer Kakao. . . . Von Zucker — nirgends eine Spur!

Einen letzten Trost hatten wir noch. Zwischen dem Hartbrot fand sich ein Honigkuchen. Den konnten wir ja als Zucker gebrauchen. Der Erfinder dieser Methode begann selbst; er nahm zuerst ein Stückchen von dem Kuchen in den Mund, dann einen Schluck heißen Kakao — und prruh! — wieder kam das ganze heraus und fuhr klatschend an die nächste Wand.

„Das Schwein hat Petroleum über das Hartbrot gegossen!"

Der ganze Brotvorrat war mit Petroleum getränkt.

Ich will mich nicht bei der Stimmung aufhalten, in der wir uns mit leerem Magen niederlegten und zu schlafen ver-

suchten. Ein guter Schlaf wurde es jedenfalls nicht, da uns bei der bittern Kälte die Zähne klapperten. Lund war früh wieder auf und zündete den Primusapparat an. Etwas Warmes müßten wir doch in die Eingeweide bekommen, sagte er, und setzte den am vorhergehenden Abend unberührten Kakao aufs Feuer, das sei – wenn auch bitter genug – doch besser als gar nichts. Wir andern lagen in einem Halbschlummer und empfanden die durch den Primus verbreitete Wärme mit Wohlbehagen, freuten uns in Gedanken auch schon auf das, was Lund für uns braute. Ich konnte nicht wieder einschlafen und fuhr plötzlich auf, als ich ihn sagen hörte:

„Ich glaube wahrhaftig, der leibhaftige Schwarze sitzt darin!"

Und da zeigte es sich, daß die Lichtpastillen in den Kessel gefallen waren – und der Trankakao oder Kakaotran, der dadurch hergestellt wurde, war das gräßlichste Getränk, das ich je genossen habe.

Weitere Genüsse waren hier nicht zu ergattern, und vormittags um acht Uhr standen wir alle zum Abmarsch bereit da. Unsre Untersuchungen hatten uns zu dem Resultat geführt, daß Teraiu und seine Familie als „würdige Notleidende" betrachtet werden müßten, und wir gaben ihnen deshalb zu verstehen, sie dürften mit uns zurückkehren und den Winter bei uns wohnen bleiben.

Heimwärts ging es nicht so rasch wie auf dem Herweg. Ohne Nahrung, ohne Schlaf, wurden wir bald müde, um so mehr, als wir darauf gar nicht eingeübt waren. Da es neblig war, machte Teraiu den Führer, und um ein Uhr nachmittags konnten wir schon den „Magnet" sehen. Aber der Nebel schloß sich sogleich wieder ganz dicht zusammen, und wir gingen und gingen, und die halbe Stunde Weg, die wir noch bis zum Schiff haben sollten, wurde zu einer ganzen und anderthalben. Jetzt erklärte Teraiu, es sei gegen acht Uhr. Wieder gingen wir eine Weile im dichten Nebel weiter. Endlich brach der Mond hervor, und in dessen Schein wurde uns klar, daß wir ohne bestimmte Richtung umhergewandert waren. Jetzt sagte ich Teraiu, ich hielte es

für besser, uns hier Schneehütten zu bauen und da zu bleiben, wo wir wären, bis der Tag graue. Aber dagegen protestierte er eifrig und erklärte, er werde sich schon zurechtfinden. Wir begannen also wieder aufs Geratewohl weiterzugehen, was mir immer zuwider ist. Aber nach einiger Zeit sagte ich Teraiu aufs energischste, ich ginge jetzt nicht mehr weiter. Da machte er mir mit großem Stolz begreiflich, nun habe er sich zurechtgefunden, und er werde uns bald vollends ans Ziel bringen. Und ganz richtig, wenige Minuten später erblickten wir zu unsrer unaussprechlichen Freude ein hellschimmerndes Licht, das sich als die Ankerlaterne auswies, die unsre Freunde an Bord unseretwegen herausgehängt hatten. Es war abends neun Uhr, als wir ankamen, und da waren wir zwölf Stunden ununterbrochen marschiert.

An Bord hatten sie unsre Stimmen schon um ein Uhr nachmittags gehört gehabt; und erst, als es so unnatürlich lang dauerte, bis wir eintrafen, hatten sie die Laterne herausgehängt.

Hätten wir nun den guten Teraiu nicht bei uns gehabt – oder besser gesagt, hätten wir uns nicht von ihm führen lassen, weil er in der Gegend wohlbekannt sei – dann hätten wir uns überhaupt nicht verirrt. Aus einer Reihe von Umständen wurde uns nämlich klar, daß er uns absichtlich irre geführt hatte, um sich dann später eine Extrabelohnung zu sichern, weil er uns wieder auf den rechten Weg gebracht hätte.

Wenn ich später mit dem Spitzbuben zusammentraf, leitete er die Unterhaltung immer mit den Worten ein: „Teraiu angatkukki angi!“, das heißt, Teraiu ist ein großer Zauberer! Aber ich fand mich nicht bemüßigt, ihn für seine Zauberkünste zu belohnen.

Am Tage nach unsrer Rückkehr erbaute er sich eine Hütte am Land und wohnte dort bis spät in den März hinein. In Wirklichkeit bereute ich auch nicht, ihn aufgenommen zu haben, da er und seine Frau uns sehr nützlich wurden. Trotz seines Alters war er gesund und zäh, und ohne besondre Ermüdung zu zeigen, zog er einen Schlitten



Besuch in der Kajüte

vom Morgen bis Abend. Er erwies sich als friedfertig und ehrlich, war immer guter Laune und immer zu einem Scherz aufgelegt. Als Baumeister von Schneehütten war er unübertrefflich und von größtem Nutzen für uns. Kajaggolo, seine Frau, war sicher ebenso alt wie er. Ihr Gesicht glich aufs Tüpfelchen einem alten, verschrumpelten und vertrockneten Winterapfel. Schneide in einen solchen zwei Striche als Augen, einen kleinen Punkt als Nase, einen größeren als Mund, und Kajaggolos wohlgetroffnes Bild schaut dir entgegen. Sie war ungefähr fünf Fuß hoch und so schmutzig, daß sie selbst von den Eskimos deswegen verspottet wurde. Ihr zehnjähriger Sohn Nutra war ebenso schmutzig wie seine Mutter, aber sonst ein recht einnehmender kleiner Bursche, sehr klug und voller drolliger Einfälle. An seiner Unsauberkeit war hauptsächlich die Mutter schuld. Wenn die Eskimos einige Zeit mit uns verbracht hatten, begannen sie gewöhnlich unserm Beispiel zu folgen; sie wuschen sich und hielten sich annähernd reinlich. Aber die Familie Teraiu stand, als sie uns verließ, in dieser Beziehung noch ganz auf demselben Punkt, wie zur Zeit ihrer Ankunft.

Wenn ich am Nachmittag in dem absoluten magnetischen Observatorium gewesen war, sprach ich jedesmal bei den Teraius vor, deren Hütte an meinem Wege lag, und unterhielt mich eine Weile mit ihnen. Bei diesen Besuchen wartete mir Kajaggolo ab und zu mit einem Gesang auf — dem entsetzlichsten, was man hören konnte. Wenn sie in „Stimmung“ kam, verfiel sie in eine Art Delirium; sie beugte den Kopf zurück, schloß die Augen und schrie, was das Zeug hielt. Wenn sie in diesem Stadium angekommen war, ergriff ich regelmäßig die Flucht, hörte aber ihr Schreien noch lange aus weiter Ferne hinter mir.

Der Mann und Nutra hielten sich meist an Bord auf; bald vorne, bald hinten trieben sie sich herum und waren überall willkommen. Am liebsten saßen sie indes vor dem Küchenraum, um „Henrikki“ beim Kochen zuzusehen. Und obgleich Lindström die Eskimos nicht ausstehen konnte, ging doch sein weiches Herz oft mit ihm durch, und mancher gute Bissen flog den beiden zu. Teraiu und Nutra

gewöhnten sich allmählich an unsre Kost; aber Kajaggolo blieb die ganze Zeit über bei ihrem rohen Fleisch und den rohen Fischen.

* * *

Als nun Weihnachten und Neujahr vorüber waren, mußten wir im Ernst an unsre geplante Schlittenfahrt denken. Die Pläne, die wir entworfen hatten, waren von der mannigfaltigsten Art, wie es beim Plänemachen in diesen Gegenden meistens zu gehen pflegt. Endlich wurde beschlossen, daß ich mich mit einem Begleiter nach der magnetischen Station begeben solle, und wenn dort alles gut ging und in Ordnung war, versuchen sollte, den Leopoldshafen auf Northsommerset mit Postsachen zu erreichen.

Eine Unterstützungsexpedition unter Führung von Leutnant Hansen und mit noch einem Mann sollte uns weiter helfen, solange wir es zweckmäßig finden würden.

Alle Schlitten wurden nun herausgeholt und genau untersucht, um nötigenfalls ausgebessert zu werden. Überall wurden Werkstätten errichtet. Lund sollte die Schlitten instand setzen, praktische Proviantkisten und eine Menge andre Dinge herstellen. Hansen, der sehr fingerfertig war, löste die unglaublichsten Aufgaben. Wenn es sich um eine recht feine, pünktliche Arbeit handelte, so war Hansen immer der richtige Mann dafür. Zugleich war er ein wahrer Meister auf der Nähmaschine. Ristvedt hatte seine Schmiede beim Proviantzelt drunten und seine mechanische Werkstatt im „Magnet“ und machte wahre Wunderwerke auf allen Gebieten; Wiik lieferte eine sehr feine Arbeit als Reparateur von Instrumenten, und Leutnant Hansen lag neben einer umfassenden Wirksamkeit als Handschuhmacher den Wissenschaften ob. Sein Talent, alte löcherige Fausthandschuhe wieder herzurichten, war unübertrefflich.

Wie bei allen Schlittenexpeditionen im Polareis wurde die Frage der Schlafsäcke am eifrigsten besprochen. Unser kleiner Ausflug mit Teraiu nach Kaa-aak-ka hatte uns belehrt, wie notwendig uns große Verbesserungen in dieser Beziehung waren, und es entstand eine wahre Konkurrenz, wer sich die Ehre des besten Patentes erwerben könnte.

Vor allem waren unsre bisherigen Säcke zu weit und mußten bedeutend eingenommen werden. Ein Schlafsack sollte nur so weit sein, daß das Fell von allen Seiten an den Körper stößt. Aber natürlich darf er auch nicht spannen. Wenn man darin liegt und die Umhüllung erst suchen muß, wird man nie warm. Das Patent mit einer Öffnung oben und einem Zug um den Hals war das am meisten gebräuchliche von allen; ich selbst ziehe es auch allen andern vor und kann es jedermann empfehlen.

Unsre Zelte waren wie Eskimozelte genäht und ganz ausgezeichnet; daran gab es nichts zu verbessern. Sie konnten selbst beim heftigsten Wind von einem einzelnen Mann aufgeschlagen werden, und wenn sie erst ordentlich aufgerichtet waren, wurden sie nie umgeblasen. Mehr als einmal bestanden sie ihre Probe. Eine Verbesserung brachten wir aber doch noch an, und zwar in Beziehung auf die Zelttüre. Der Verschluß ist von jeher der schwache Punkt bei einem Zelt, ganz besonders aber da oben in Eis und Kälte. Meistens besteht dieser Verschluß aus einer Menge Haften und Verschnürungen, wodurch das Schließen der Türe, wenn man aus der Kälte hineingekommen ist, eine schwere Arbeit bedeutet. Außerdem habe ich mit Ausnahme unsrer eignen Konstruktion nicht eine einzige Zelttür gesehen, die das Schneegestöber vollständig abgehalten hätte. Da nun zwei von unsern Teilnehmern ganz dieselbe Idee gehabt haben, will ich keinen Namen nennen; das Patent ist auch so einfach, daß wir oft darüber lachen mußten. Aber das Geniale ist ja ebenso häufig das Einfache. Wir nähten nur einen Sack rund um den Zelteingang, schnitten den Sackboden auf, und durch dieses Loch gingen wir hinaus und herein und banden den Sack einfach mit einer Schnur wieder zu. Ein besseres Zelttor habe ich noch nie gesehen. Leicht zu öffnen und leicht zu schließen und absolut dicht. Das vieljährige Problem war also gelöst mit einem — Sack.

Bei einem Versuch, den wir bei einer niedrigeren Temperatur als minus dreißig Grad Celsius machten, fanden wir übrigens den Aufenthalt in den Zelten zu kalt, und

wir beschlossen daher, Schneehütten zu bauen, die nach unsern Erfahrungen mit den Eskimos bedeutend wärmer waren. Es nimmt allerdings mehr Zeit in Anspruch, eine Schneehütte zu bauen, als ein Zelt aufzuschlagen, aber ich finde es von so ungeheurer Wichtigkeit, nach der Arbeit des Tages eine gute behagliche Nacht verbringen zu können, daß ich diese Stunde Zeit gern auf die Herstellung des Obdachs verwende. Nach einer schlecht verbrachten Nacht ist man am folgenden Tag nicht so leistungsfähig.

Wir verlegten uns also auf die Erlernung der Schneebaukunst. Schnee hatten wir genug, Zeit auch, und in Teraiu überdies einen ausgezeichneten Lehrmeister. Zuerst überließen wir die ganze Bauerei dem Alten, während wir sein Verfahren genau beobachteten. Bald waren wir uns darüber vollständig klar, daß eine wesentliche Vorbedingung das Auffinden von brauchbarem Schnee ist. Aber dazu gehört viel Erfahrung, ja, das Gefühl dafür muß einem beinahe angeboren sein. Die Eskimos bedienen sich dabei eines sehr einfachen Gerätes, eines sogenannten Hervonds. Dies ist ein ungefähr meterlanger, aus einem Renntierhorn verfertigter Stock, so dick wie ein handlicher Spazierstock, mit einem Handgriff aus Renntierknochen an dem einen Ende und einer Zwinge aus einem Bisamknochen an dem andern. Die Eskimos sind außerdem mit einem Instinkt begabt, gerade die richtige Stelle herauszufinden, wo Aussicht auf guten Schnee ist. Wenn sie ihren Hervond nicht bei sich haben, bedienen sie sich eines Messers mit einem langen Heft, das sie auf Reisen immer an einem Strick auf dem Rücken tragen. Wir brachten es im Auffinden von Schnee zwar nicht zur Vollkommenheit, gelangten aber doch so weit, daß es annähernd genügte.

Mit einem Ungeheuer von Messer bewaffnet, stellten wir vier uns, der Leutnant, Ristvedt, Hansen und ich, jeden Morgen nach dem Frühstück vor Teraius Hütte ein, um den Alten zu wecken. Wenn wir ungefähr um acht Uhr ankamen, lag regelmäßig die ganze Familie noch zu Bett. Dann sprang Teraiu jäh empor, fuhr in aller Eile in seine

Kleider — die Eskimokleider sind weit und geräumig und lassen sich leicht aus- und anziehen. Am meisten Zeit brauchte er zum Anlegen seiner Fußbekleidung. Der Eskimo ist sehr besorgt um seine Füße, aus Furcht, nicht allein, sie zu erfrieren, sondern auch, sie bei seinem den ganzen Tag unausgesetzten Laufen über Eis und steinharten Schnee zu verletzen. Mit weniger als fünf Lagen an den Füßen begnügt er sich daher nicht. Wenn dann endlich Teraiu seinen Überanorak angezogen hatte — für solche kurze Ausflüge nahm er seinen Unteranorak nicht — ging es fort. Wir bauten umschichtig, jeder hatte seinen bestimmten Tag. Aber Hansen war im Baufach entschieden der begabteste von uns; seine Hütten waren reine Meisterwerke. In den vielen kleinen Hohlwegen, die in den Hafen auslaufen, findet man rasch einen Bauplatz und guten, reichlichen Schnee. Wir brauchten meist anderthalb Stunden, um eine für uns vier genügend große Hütte aufzuführen. Nach vollendeter Arbeit versammelten wir uns drinnen, um sie auf ihren Wert zu prüfen. Teraiu war jedesmal gleich begeistert.

„Mamakpo! mamakpo!", das heißt: Ausgezeichnet! Ausgezeichnet! rief er. Der ganz besondre Gegenstand seiner Freude war freilich die Belohnung, die ihn erwartete. Er tat nichts ohne Bezahlung. Diese war nun allerdings nicht überwältigend groß; ein Stück Eisen oder Holz, oder was es gerade gab. Er sammelte zu jener Zeit Material, um für sich selbst einen Schlitten zu bauen. Seine Forderungen waren auch nicht groß: mit einigen meterlangen Brettern war er wohl zufrieden. Die Familie und ihre Ausstattung sei ja nicht umfangreich, und deshalb brauche der Schlitten es auch nicht zu sein, meinte Teraiu mit einer Philosophie, die man sich zum Muster hätte nehmen können.

In diesen Tagen stellten Wiik und ich auch genaue Beobachtungen an, um ganz sicher zu sein, daß unsre Instrumente in Ordnung seien. Wiik hatte das feste absolute Observatorium unter sich, während ich mir fünfundsiebzig Meter weiter entfernt ein eignes neues Observatorium errichtet hatte. Durch alle diese Gebäude war allmählich eine ganze kleine Ortschaft

rings um den Gjöahafen entstanden. Unsre Beobachtungen fielen zu unsrer vollen Zufriedenheit aus, und wegen der Instrumente konnte ich mich jetzt ruhig auf den Weg machen. Zu Beobachtungen an Ort und Stelle hatte ich einen ganz kleinen Theodoliten, den ich von Fridtjof Nansen bekommen habe, und den er mit in Grönland gehabt hatte. Auch dieser wurde nach des Astronomen genauer Prüfung in Ordnung befunden.

Nun war noch eine wichtige Arbeit übrig: das Packen unsrer Schlitten.

Während des Packens mußten wir die Schlitten unter Dach haben. Aber eine so große Hütte zu bauen, daß die beiden großen Schlitten darin untergebracht werden könnten, hielten wir für unmöglich. Wir wendeten uns an Teraiu um Rat, der auf unsre Fragen und Erklärungen sein schlauestes Grinsen zeigte. Er streckte beide Arme aus, und mit begehrlich glänzenden Augen sagte er:

„Panna angi!“, das heißt: Großes Messer. Für die Errichtung einer solchen Riesenhütte wolle er ein großes Messer als Belohnung. Und das wurde ihm versprochen.

Wir machten uns sogleich an die Arbeit. Teraiu wählte der Bequemlichkeit halber eine längliche Form dafür, und damit die Schlitten in der Nähe seien, wurde die Hütte auf dem Eise gerade vor dem Schiff gebaut. Sie war von gewaltigem Umfang, und als Teraiu ans Dach kam, mußte ein ganzes Gerüst aufgeführt werden. Von uns unterstützt, baute er den Koloß in vier Stunden. Es war an einem Samstag, und die Hütte sollte bis Montag unbenützt stehen bleiben, damit der Schnee sich setzen könnte. Damals waren wir noch unerfahren und wußten nicht, daß solch eine Hütte von innen erwärmt werden muß, wenn sie haltbar sein soll. Teraiu – der Fuchs! – sagte nichts davon. Er dachte natürlich, wenn die erste Hütte einfalle, könne er sich durch den Bau einer zweiten noch ein zweites langes Messer verdienen. Aber diesmal hatte er sich verrechnet. Die Hütte fiel allerdings schon am nächsten Tag ein, aber er wurde gezwungen, die zweite ohne eine neue Belohnung aufzurichten. Das sei bei uns so Sitte, sagten wir ihm. Die



Die erste Schlittenfahrt

neue Hütte wurde etwas weiter drinnen auf dem Strande gebaut, da Teraiu – wahrscheinlich mit Recht – glaubte, die Bewegungen des Eises hätten die erste zu Fall gebracht.

Die neue Hütte erwies sich als genügend fest; unsre Schlitten wurden hineingeschafft, und wir begannen zu packen. Der eine von den Schlitten bekam eine Ladung von dreihundertfünfzig Kilogramm und wurde von Hansen mit den sieben Hunden, die wir noch hatten, geleitet. Die Ladung des zweiten wog zweihundertsiebzig Kilogramm und sollte von uns drei andern Männern gezogen werden.

Am achtundzwanzigsten Februar legten wir die letzte Hand ans Werk, und am Morgen des neunundzwanzigsten zogen wir alle miteinander die Schlitten den Höhenzug hinauf, um diesen harten Stich gleich zu Anfang hinter uns zu haben.

Oben auf dem Kamm bauten wir eine hohe Schneemauer um die Schlitten her und legten große Schneeblöcke darüber, damit die Füchse ihnen keinen Besuch abstatten könnten. Dann kehrten wir zurück und verbrachten zum Abschied den letzten Abend an Bord.

Ich sah der Reise mit Ruhe entgegen. Gut ausgestattet waren wir, gute und tüchtige Kameraden sowie gute Hunde hatten wir auch. Eine etwas größere Anzahl von Hunden wäre ja wohl erwünscht gewesen, aber mit gutem Mut und gutem Willen hofften wir uns mit denen, die wir hatten, behelfen zu können.

Viertes Kapitel

Zum Pol

Am ersten März waren wir reisefertig. Das Thermometer zeigte minus dreiundfünfzig Grad Celsius. Aber wir hatten uns im Laufe des Februars so an die Kälte gewöhnt, daß diese auf uns eigentlich gar keinen besondern Eindruck mehr machte, und wir waren ja auch sehr gut angezogen. Die einen in vollständiger Eskimotracht, die andern teilweise zivilisiert. Meiner Erfahrung nach ist die Eskimotracht in diesen Gegenden unsrer europäischen Kleidung im Winter weit vorzuziehen. Aber man muß sie entweder ganz durchgeführt tragen, oder gar nicht. Jede Mischung ist vom Übel. Wollne Unterkleider saugen allen Schweiß auf und machen die Kleider aus Fellen, die man darüber trägt, durch und durch naß. Nichts als Renntierfell — wie die Eskimos – und die Kleidungstücke so weit und geräumig wie möglich auf dem Körper, damit die Luft dazwischen zirkulieren kann, — dabei behält man in der Regel trockne Kleider. Muß man sich aber unterwegs so abmühen, daß der Anzug trotzdem feucht wird, dann sind die Fellkleider doch noch leichter zu trocknen als Wolle. Wollne Kleider werden auch viel eher schmutzig, und dann halten sie nicht mehr ordentlich warm. In dieser Beziehung tragen sich Fellkleider, ohne gewaschen zu werden, ebensogut. Ein großer Vorteil der Fellkleider ist auch, daß man sich in demselben Augenblick, wo man sie auf den Leib zieht, warm und behaglich fühlt. In wollnen

Kleidern dagegen muß man sich wie ein Verrückter gebärden, umherrennen und Indianertänze aufführen, bis man endlich warm wird. Und schließlich sind die Fellkleider absolut winddicht, was selbstverständlich sehr viel bedeutet.

Unsre zurückbleibenden Kameraden begleiteten uns bis zu den Schlitten auf dem Hügel. Die Hunde wurden vorgespannt — ein letzter Händedruck, und dann ging es dahin.

Hansen leitete die Hunde des einen Schlittens, spannte sich aber gelegentlich auch selbst vor. Alle sieben Tiere waren noch jung, und sie konnten die Last nur schwer vorwärts bringen. Leutnant Hansen, Ristvedt und ich hatten uns vor den andern Schlitten gespannt. Das Gelände stieg sanft bergan, so sanft, daß man es mit den Augen nicht wahrnehmen konnte; aber man fühlte es doch. Während der ersten Stunde ging es mit frischen Kräften rasch vorwärts, aber dann wurde es schwierig. Hansen kam mit seinen Hunden gut voran. Wenn er merkte, daß sie nachlassen wollten, griff er ins Geschirr; dann meinten die Tiere, sie hätten neue Hilfe bekommen, und zogen wieder an. Uns dreien, die den andern Schlitten zogen, ging es weniger gut. Es war, als müßten wir ihn durch Wüstensand ziehen. Selbst daheim in Norwegen wissen wir, wie anstrengend Pulverschnee sein kann, und bei der schweren Kälte hier war es noch schlimmer. Mitten drin hielt der Schlitten oft plötzlich an; jede kleine Schneewehe war ein Hindernis. Eins — zwei — drei — hallo! Dann gleitet er darüber weg. Aber es dauert nicht lange, dann kommt ein neuer Haufen — neuer Aufenthalt — neues Ziehen — Ziehen. . . . .

Um drei Uhr nachmittags beschlossen wir, unser Lager aufzuschlagen. Es dämmerte schon, und ehe wir eine Schneehütte fertig haben könnten, wäre es gewiß ganz dunkel. Jetzt mußten wir zuerst guten Schnee suchen. Wir befanden uns mitten auf einem großen See. Nirgends fand sich guter Schnee; wir mochten unsre Messer noch so oft hineinstecken, überall lag er zu seicht. Bis zum Ufer war es indes zu weit; wir hätten dieses nicht mehr bei Tageslicht erreicht,

und wir konnten also nichts andres tun, als bleiben, wo wir waren.

Zuerst ließen wir die Hunde los. Sie hatten eine harte Arbeit hinter sich und hatten Freiheit und Ruhe wohl verdient. Der „Baas“ unter ihnen war Fix, ein ungewöhnlich schöner, weißgrauer Hund, der sich die Herrschaft über die andern allein durch sein gebieterisches Wesen, keineswegs durch seine überlegne Stärke, errungen hatte. Wenn es zu einem Kampf gekommen wäre, hätte Fix ordentlich Schläge



Die Teilnehmer an der Expedition von vorn (Winter 1903/04)

bekommen; aber er schien wie zum Herrschen geboren – und ihm wurde gehorcht. „Syl“ war sein Großwesier – der häßlichste Hund der ganzen Koppel, braunschwarz und mit dumm-mißtrauischem Ausdruck. Die spitzigen, aufrechtstehenden Ohren, die dem Polarhund ein so überaus kluges Aussehen geben, starrten bei Syl die Quer in die Luft, und dadurch wurde sein Aussehen noch dümmer. Sobald das Geschirr abgenommen war, machte Fix, von Syl gefolgt, die Runde bei allen Hunden. Und zum Zeichen der Untertänigkeit mußte sich jeder einzelne vor dem großmächtigen Fix auf den Rücken legen, mit allen Vieren in der Luft. Wenn einer trödelte, fuhr Syl wie der Wind auf ihn los.

Und Syl hatte gar scharfe, spitzige Zähne. Nun bekamen die Hunde ihr Fressen, dann waren wir frei von ihnen und konnten an unser Bauwerk gehen.

Wir zogen unsre Fausthandschuhe an, die ausschließlich zum Bauen von Schneehütten angefertigt waren. Sie hatten lange Stulpen, die festgebunden wurden, um den Schnee am Eindringen in den Ärmel zu hindern. Jeder mit einem wohl einen halben Meter langen Messer bewaffnet, begannen



Die Teilnehmer an der Expedition von hinten (Winter 1903/04)

wir unser Werk. Der zu diesem Zweck ernannte Baumeister steckte zuerst einen Kreis als Bauplatz ab, und dieser Linie entlang trat er eine vier Zoll tiefe Rinne, die dann die die Schneeblöcke der Grundmauer zu stützen hatte. Wir andern schnitten Blöcke heraus, und der Baumeister setzte sie auf. Eine Iglu – so nennen die Eskimos ihre Schneehütten — wird spiralförmig, ungefähr wie ein Bienenkorb, und immer der Sonne entgegen gebaut, das heißt, von rechts nach links. Die Blöcke müssen eine Länge von zwei Fuß und eine Höhe von anderthalb Fuß haben und vier Zoll dick sein. Die größte Schwierigkeit besteht darin,

die Hütte nach oben zu verjüngen und das Dach aufzusetzen. Eine gerade Mauer kann natürlich jeder Stümper aufrichten.

Da das Thermometer minus siebenundfünfzig Grad Celsius zeigte, wurde keiner zur Faulheit verführt, und die Arbeit schritt rasch voran. So schnell wie möglich machte sich der Koch des Abends innerhalb der Mauern an seine Pflichten, die darin bestanden, nicht allein das Essen herzustellen, sondern auch die Hütte zu erwärmen; und als ein angenehmer Essengeruch zu uns herausdrang, ging die Arbeit außen geradezu mit rasender Schnelligkeit vorwärts. Das letzte Werk war, alle Spalten abzusuchen, durch die das Licht herausschimmerte, und sie gut zu verstopfen. Dann sahen wir auch noch nach den Schlitten, damit alles pünktlich verschnürt und zugedeckt wäre, und zwar nicht zum mindesten wegen der Hunde, die große Diebsgesellen waren. Die Ärmsten hatten sich im Schutz der Hütte, so gut es ging, im Schnee zusammengerollt und bei der grimmigen Kälte die Schnauze unter den Schwanz gesteckt.

Die Hütte war fertig; wir warfen einen letzten Blick in die große Stille hinaus, auf den in erblassendem grünlichen Schimmer leuchtenden Himmel und die immer heller funkelnden Sterne. . . . Dann klopften wir uns den Schnee von den Kleidern und schlüpften in die Hütte hinein. Und das muß ich sagen: auf der weiten Welt hat es wohl an jenem Abend kaum irgendwo glücklichere Menschen gegeben als uns vier in dem warmen, behaglichen Raum um das dampfend heiße Essen – und Wand an Wand mit der großen Schneewüste und dem klingenden Frost. Nach der Mahlzeit kamen die Tabakspfeifen an die Reihe; und nur in dem Gedanken, daß wir am nächsten Morgen neuen Strapazen entgegengingen, brachen wir unsre gemütliche Unterhaltung ab und krochen in unsre Schlafsäcke. Die Anstrengungen des Tages machten sich bald geltend, und nach kurzer Zeit zeigten die gleichmäßigen Atemzüge von vier Männern an, daß auch der menschenfreundliche Gott Morpheus ein Polarfahrer ist.

Schon um fünf Uhr wurden wir durch die regelmäßigen Pumpenschläge des Primusapparats geweckt. Unser Koch hatte sich nicht verschlafen. Aber es ist merkwürdig: zu so früher Morgenstunde sieht alles weit weniger ansprechend aus als am Abend; so kam uns die behagliche Hütte jetzt unfreundlich und eng vor. Eine Tasse dampfender Schokolade verbesserte indes die Stimmung bedeutend. Einer von uns klagte, seine Stiefel, die er als Kopfkissen benützt hatte, dürften wohl ein wenig weicher sein. Da fragte ihn ein andrer ganz trocken, warum er sie nicht an den Füßen behalten hätte – dann wären sie jetzt nicht steif gefroren.

Ich war sehr gespannt, was das Minimalthermometer zeigen würde, das ich gestern abend draußen aufgestellt hatte. Am Tage zuvor war die Temperatur plötzlich von minus vierundfünfzig auf minus siebenundfünfzig gefallen, und ich glaubte deshalb, sie sei im Laufe der Nacht noch weiter gefallen. Ich entfernte also den Schneeblock, der den Eingang versperrte, und kroch hinaus. Der Tag begann schwach zu grauen, und es war vollständig windstill. Die Sterne kamen mir ungewöhnlich groß und glänzend vor, was auf starke Kälte deutete. Ich selbst aber fühlte das eigentlich nicht. Aber die Minimaltemperatur der Nacht war doch minus einundsechzig sieben Zehntel Grad gewesen – ein recht beträchtlicher Frost! Wir konnten wahrlich unsre ausgezeichnete Ausrüstung preisen, die uns im Verein mit unsrer guten Schneehütte die Kälte vom Leibe gehalten hatte. Und, weiß Gott!, wir fühlten sie in den Fingerspitzen, sobald wir bei der Arbeit die Handschuhe ablegen mußten, weil sie uns behinderten. Die Finger wurden augenblicklich ganz weiß, und man mußte sie in aller Eile wieder lebendig machen, entweder indem man die Handschuhe rasch wieder anzog und darauf schlug, oder noch besser, indem man sie nach Art der Eskimos auf den bloßen Leib steckte.

Die Hunde lagen noch gerade so da, wie wir sie am Abend verlassen hatten, ausgenommen Fix und Syl, die natürlich auf irgend eine Spitzbüberei aus waren. Wir erfuhren auch, wie ganz unmöglich es war, die Hunde so

zusammenzubinden, daß sie sich nicht losmachen konnten. Auf irgendeine Weise machten sie sich eben doch los — nämlich die von ihnen, die dazu geneigt waren. Einige verhielten sich ganz ruhig, aber wenn erst einer los war, dann erhoben die andern einen Höllenlärm und heulten und bellten vor lauter Neid. Die kleine „Bay“ ging unter dem Namen „Ola Högland“, weil sie keine Fessel zu halten vermochte, „Lilli“ aber trieb den Sport, ihren Hals aufzublähen, wenn wir ihr den Halsring anlegten; und nachher schlüpfte sie heraus. . . . . Ganz behaglich war es nicht, wenn man mitten in der Nacht aus seinem warmen Schlafsack heraus und zur Hütte hinaus mußte, die Hundegesellschaft zu beschwichtigen.

Als alles in Ordnung war, brachen wir auf. Nach der Erfahrung von gestern setzten wir unter die mit Neusilber beschlagnen Schlittenkufen wieder hölzerne, weil bei der scharfen Kälte die Schlitten auf Holzkufen viel besser liefen. Das beste, was man in dieser Beziehung tun kann, ist, wie es die Eskimos machen, die Kufen einen feinen Eisüberzug bekommen zu lassen; dann gleiten sie wie geschmiert dahin; aber darin hatten wir noch keine Erfahrung.

Das Distanzrad war auf dem Hundeschlitten angebracht; es war ein altes Rad von der zweiten Framexpedition, aber noch in vortrefflichem Zustand. Trotz aller unsrer Anstrengungen schien aber das Rad still zu stehen, — so langsam kamen wir vorwärts. Was unsre Anstrengungen noch vermehrte, war ein feiner, scharfer Gegenwind, der einem die unbedeckten Teile des Gesichts ordentlich zerriß. Beständig mußte einer des andern Gesicht betrachten, und da fanden wir gewöhnlich bald eine weiße Nase, bald eine erfrorne Wange. Dann taten wir, was die Eskimos tun; wir zogen eine warme Hand aus dem Fausthandschuh und legten sie auf die erfrorne Stelle, bis das Blut wieder zirkulierte. Das alte Hausmittel: die betreffende Stelle mit Schnee einzureiben, hatte ich längst verworfen — und die Eskimos wußten auch nichts davon. Während der infame leichte Wind und die minus fünfzig Grad Celsius uns wie Nadeln oder Peitschen-

hiebe trafen, schienen die Hunde gar nicht darunter zu leiden. Aber die armen Tiere plagten sich erbärmlich, besonders während der ersten Morgenstunden, wo sie noch steif vom vorhergehenden Tag waren. Auch wir Menschen zogen schwerfällig. Und ich erkannte, daß wir bei dieser Art zu reisen sehr wenig gewinnen würden. Da weder am zweiten noch am dritten Tag in der Temperatur irgendeine Veränderung eintrat, beschloß ich, nach Rücksprache mit meinen Kameraden, einfach umzukehren und milderes Wetter abzuwarten. Am Morgen des dritten Tages legten wir daher einen Teil unsrer Vorräte als Depot in die Schneehütte hinein und mauerten das Loch gut zu. Die Lage der Hütte wurde genau aufgenommen, eine Flagge oben darauf gesteckt und das Ganze photographiert.

Nun richteten wir unsern Kurs auf den Gjöahafen zurück. Die Hunde merkten bald, in welcher Richtung es jetzt vorwärts ging — und auch wir Menschen fühlten uns alle sehr erleichtert, daß unsre nutzlosen Mühsale aufgegeben worden waren. Und siehe da!, der Weg, zu dem wir zwei und einen halben Tag gebraucht hatten, das heißt: zehn Kilometer, wurde jetzt in vier Stunden zurückgelegt. Aber jetzt waren ja auch unsre Schlitten beträchtlich erleichtert.

Um elf Uhr vormittags überraschten wir unsre Kameraden auf der Gjöa durch unsre unerwartet schnelle Rückkehr.

* * *

Unter allerlei Arbeiten schritt die Zeit rasch voran. So kurz unsre Reise gedauert hatte, sie war doch höchst lehrreich für uns gewesen, und unsern Erfahrungen gemäß nahmen wir verschiedne Veränderungen in der Ausstattung vor.

In dieser Zeit bekamen mehrere von unsern Hunden den Bandwurm. Wir hatten zwar keine Arznei gegen diese Krankheit, aber Ristvedt, der zu seinen andern vortrefflichen Eigenschaften auch Tierarzt war, bezwang die Würmer.

Jetzt begann sich auch die Einwirkung der Sonne, die

mit jedem Tag merklich zunahm, fühlbar zu machen. Große glänzende Flächen bildeten sich auf dem Eise, die intensive Kälte hatte nachgelassen, und die Wege wurden bedeutend besser. Ganz leise zeigten sich auch Spuren von Tierleben. Am zwölften März sahen wir das erste Schneehuhn. Eines Tages schlug Terraiu ein Loch ins Eis, richtete sich eine Schneemauer als Schutz auf und begann zu fischen. Viel Ausbeute hatte er nicht, aber er fing doch ein Dutzend kleine Dorsche.

Am sechzehnten März beschlossen wir, abermals auszuziehen und zu versuchen, das Depot in etwas weiterer Entfernung anzulegen. Als Begleiter wählte ich Hansen. Von einer Unterstützungs-Expedition wurde abgesehen; Leutnant Hansens Zeit war nämlich mit der Aufnahme einer Karte von der Station ausgefüllt; aus dieser Veranlassung mußte er Warten errichten, was eine ebenso beschwerliche wie langwierige Arbeit ist.

Unsre zweite Abreise vollzog sich unter weit günstigeren Verhältnissen als die erste. Es war schönes Wetter, die Temperatur minus vierzig Grad Celsius, also ganz annehmbar. Vom Schiff hatten wir einen mit zehn Hunden bespannten Schlitten bei uns. Die Einwirkung der Sonne auf den Schnee war gleich bemerkbar. Auf langen Strecken fuhr der Schlitten in so rasender Eile über eine glänzende, hartgefrorne Schneebahn, daß wir Menschen nur mit Mühe nachkommen konnten. In ungefähr drei Stunden legten wir unsern ganzen vorigen mühevollen Weg zurück. Die Iglu mit dem Depot war in schönster Ordnung, und wir machten uns sogleich an unsre Arbeit. Die Ladung wurde jetzt auf zwei Schlitten verteilt — in der Hütte hatten wir nämlich einen Schlitten zurückgelassen. Jeder Schlitten war mit ungefähr zweihundert Kilogramm beladen, und jeder wurde mit fünf Hunden bespannt. Von den vielen Frühlingsanzeichen verlockt, hatte ich diesmal ein Zelt mitgenommen. Wir waren ja jetzt nur zu zweit, da hätte uns die Errichtung einer Schneehütte schwere Zeit gekostet. Indessen aber schliefen wir diese erste Nacht äußerst behaglich in unsrer guten alten Iglu.

Früh am nächsten Morgen waren wir wieder unterwegs. Bei dem stillen Wetter ging es mit Windeseile über die Ebenen von King Williams-Land hin, und wir waren bald drunten auf der Ostseite der La Teobe-Bucht. Über das glatte Eis in der Bucht ging es leicht vorwärts, und bei anbrechender Dunkelheit richteten wir unser Zelt unter einer Eismauer auf. Aber wir merkten den Unterschied zwischen einer Schneehütte und einem Zelt bitter an unserm Leibe. Selbst im Schlafsack wurden wir nicht recht warm, und die halbe Nacht wurde mit ewigem Drehen und Wenden und Füßezusammenschlagen verbracht. Da war es uns ein wahrer Genuß, am nächsten Morgen durch einen tüchtigen Dauerlauf unser Blut wieder ordentlich in Bewegung zu bringen. Draußen lag ein bitter kalter Frostnebel. Wir hatten leider unser Thermometer zerbrochen und konnten deshalb die Kälte nicht messen. Unser Petroleum war zwar auch eine Art Thermometer; wenn es dicklich und milchweiß wurde, hatten wir ungefähr minus fünfzig Grad Celsius. So gingen wir denn in nördlicher Richtung weiter, um die Insel Matty zu erreichen. Ich wollte das Depot auf Kap Christian Frederik anlegen, unserm alten Bekannten von der in südlicher Richtung zurückgelegten Seereise.

Die Sonne lugte ab und zu hervor, wodurch wir die Richtung erkannten, im übrigen ging es von einer Eispackung zur andern. Zwischen diesen war das Eis in der Regel glatt und glänzend. Die Packungen waren nicht sehr groß, sie hatten sich aus übereinandergeschobnem Treibeis gebildet; man sah es an den dünnen Stücken, aus denen sie zusammengefügt waren.

Ab und zu machten wir Halt, um die Richtung zu kontrollieren, ein wenig auszuruhen und eine Weile zu plaudern. Um zehn Uhr machten wir wieder Halt, um die Schlitten fester zu schnüren, und in der Unterhaltung kamen wir auf die Eskimos zu sprechen, die Mc. Clintock gerade hier im Jahre 1859 angetroffen hatte. Ob sich wohl dieselben Stämme auch jetzt noch hier fänden! Während wir so dasaßen, sahen wir weit draußen auf dem Eis einen schwarzen Punkt. Hansen mit seinen ausgezeichneten Augen erklärte

sogleich, es sei ein Eskimo, der auf uns zukomme. Bald tauchten mehrere zwischen den Eisschollen auf, und in kurzer Zeit hatten wir vierunddreißig Männer und Knaben in einer Entfernung von zweihundert Metern vor uns. Sie blieben stehen und beobachteten uns, ohne die Absicht zu zeigen, näher heranzukommen. Ich fühlte mich jetzt natürlich bedeutend sicherer als bei meinem ersten Zusammentreffen mit den Eskimos — meine Sprachkenntnisse waren auch ein gut Teil größer — und so entschloß ich mich, zu ihnen hinzugehen. Doch hatten wir unsre Karabiner geladen, und Hansen stand Wache bei diesen. Als ich ganz nahe herangekommen war, rief ich:

„Manik-tu-mi! Manik-tu-mi!"

Wie ein elektrischer Schlag ging es durch die ganze Schar. Ein vierunddreißigfaches „Manik-tu-mi!" klang mir entgegen, und so ging ich ganz zu ihnen hin. Hansen, der sah, daß hier nichts zu fürchten war, verließ seinen Posten und kam mir nach. Die Freude, ja Begeisterung der Eskimos war geradezu rührend. Sie streichelten und tätschelten uns, lachten und riefen unaufhörlich „Manik-tu-mi!" Es waren Netschjilli-Eskimos, die uns auf dem Wege nach ihren Seehundfangplätzen entdeckt hatten. Jeder hatte einen Spieß in der Hand und einen Hund an einem Riemen hinter sich. Außerdem waren sie mit großen Schneemessern ausgerüstet. Sie machten den Eindruck, als seien sie reinlicher und besser gekleidet als unsre ersten Freunde, die Ogluli-Eskimos. Als ich nach ihrem Lager fragte, deuteten sie ostwärts zwischen die Eisberge. Ich hatte große Lust, diese Leute näher kennen zu lernen, und sagte, ich wolle sie gern in ihr Lager begleiten. Darüber wurden sie ganz ausgelassen vor Freude; sie halfen uns sogleich die Schlitten weiterziehen, indem sie alle ihre Hunde davorspannten. Nun hatten wir Hunde, daß es eine Art hatte.

Als wir eben mit dem Vorspannen fertig waren, kam ein alter Mann in einem kleinen Schlitten dahergefahren. Es war Kagoptinner, das heißt der Grauhaarige, und wie wir später hörten, der älteste Mann und der beste Zauberer



Kagoptinner in der Hütte seines Sohnes Poieta

des Stammes. Nach einer freundschaftlichen Begrüßung wurden auch seine drei Hunde unserm Vorspann hinzugefügt, und der Alte selbst wurde oben auf einen von unsern Schlitten gesetzt. Dann ging es in sausender Fahrt vorwärts; der alte Kagoptinner mußte sich alle Mühe geben, seinen Platz auf dem Schlitten zu behaupten – manchmal fuhr dieser auf beiden Kufen, häufiger aber nur auf einer. An der Spitze des Zuges liefen einige von den jüngsten Knaben, und hinter diesen in wilder Unordnung die Hunde, die nicht mehr zu zügeln waren. Die Eskimohunde waren entzückt, so früh nach Hause zurückkehren zu dürfen, und unsre eignen witterten das Lager und rannten darauf los. Da fiel einer von ihnen plötzlich seinen Nachbar an

und zerrte ihn am Fell, und bald war das eine ganze Gespann mitten in der wildesten Schlägerei. Das konnte das andre natürlich nicht ruhig mit ansehen, und eins — zwei — drei! war der ganze Haufe in den grimmigsten Kampf verwickelt. Die Eskimos warfen sich dazwischen; heulende Hunde und brüllende Eskimos bildeten ein Chaos, bis es ihnen endlich gelang, die Hunde zu trennen und die Geschirre wieder in Ordnung zu bringen, so daß die Fahrt fortgesetzt werden konnte. Neben jeder Reihe Hunde liefen die Eskimos, unaufhörlich lachend und schreiend, auch in einer langen Reihe. Sie bewegten sich schwerfällig und ungewandt, sahen aber aus, als könnten sie lange Zeit so fortmachen. Nachdem es eine Stunde lang so gegangen war, erhoben alle miteinander plötzlich ein lautes Geschrei: „Iglu! Iglu!“ Und ganz richtig, weit drinnen zwischen den Eisbergen sahen wir eine Menge Hütten von der Form einer Heudieme. Nach einer weiteren halben Stunde waren wir am Ziel. Das war das größte Lager, das ich bisher gesehen hatte. Im ganzen sechzehn Hütten. Sie waren offenbar ohne irgend ein System, nur nach der Beschaffenheit des Schnees, gebaut worden.

Das Ganze sah wie ausgestorben aus. Wir hielten in einer kleinen Entfernung davon an und machten die Hunde los. Die Männer zerstreuten sich bald in die Hütten, und kurz darnach tauchte das schöne Geschlecht auf. Die Frauen stellten sich hintereinander auf, und als alle versammelt waren, kam der seltsame Zug im Eilmarsch auf uns zu. An der Spitze lief die alte Auva, und dicht hinter ihr ihre Freundin Anana. „Sie lief“ ist nicht der rechte Ausdruck, denn sie watschelten alle wie die Gänse daher. In gerader Linie kamen sie auf uns zu, und ich zitterte. Wollten sie uns am Ende zum Willkomm küssen? Die alte Auva war schrecklich anzuschauen. Ihre Unterkleider — wir waren so schnell über sie gekommen, daß sie keine Zeit gehabt hatten, Überkleider anzuziehen — waren über und über mit Fett und Ruß beschmiert, ihr Gesicht glänzte von Tran, und das grauschwarze Haar quoll in einem wilden borstigen Wust aus der Kapuze hervor, die ihr in den Nacken hinab-

gerutscht war. Mit Grausen sah ich sie immer näher herankommen und versteckte mich eilig hinter dem nichts ahnenden Hansen, um ihn den ersten Stoß aushalten zu lassen. Anana war auch nicht schön und auch voller Schmutz und Ruß, aber wenn man zuerst Auva gesehen hatte, dann konnte man den Anblick der andern ertragen....

Jetzt standen sie vor dem armen Hansen, ich wartete schon auf Schmatzen und Küssen – als sie plötzlich abbogen, mit allerlei merkwürdigem Gegrunze im Kreise um uns herumsprangen – und dann wieder ins Lager zurückliefen. Als nun der Schrecken glücklich überwunden war, betrachtete ich sie mit größerer Gemütsruhe. Und das muß ich sagen: mein erster Eindruck von den Netschjilli-Eskimodamen fiel nicht zu deren Vorteil aus. Ob es ein Zufall war, daß uns bei dieser Gelegenheit gerade die häßlichsten begrüßten, oder ob mein Geschmack sich später geändert hat, weiß ich nicht. Aber so viel ist sicher, später fand ich mehrere von ihnen geradezu hübsch. Nachdem der Zug, der wohl uns zu Ehren veranstaltet worden war, das Lager wieder erreicht hatte, zerstreuten sich die Teilnehmerinnen in ihre Hütten.

Dann mußten wir an den Bau einer Schneehütte gehen. Nach den Erfahrungen der letzten Nacht hätten wir nur sehr ungern wieder im Zelt übernachtet. Wir wählten einen von den andern etwas entfernten Platz und begannen. Im Anfang sahen uns die Eskimos mit neugierigen Blicken zu. Sie glaubten wohl kaum, daß ein „Kabluna" ein solches Werk, das ihre eigenste Spezialität war, zustande brächte. Und es dauerte auch gar nicht lange, bis sie uns ihre Auffassung laut kund taten. Hansen und ich machten irgend etwas anders, als sie es gewohnt waren, und in einem Nu brach die ganze Schar in ein schallendes Gelächter aus. Sie lachten derart, daß ich Angst bekam, sie würden bersten; die Tränen liefen ihnen die Wangen herab, sie wanden und bogen sich und heulten laut hinaus. Endlich faßten sie sich doch so weit, daß sie uns ihre Hilfe anbieten konnten. Sie nahmen uns die ganze Arbeit ab, mußten aber immer wieder dazwischen innehalten, um im Gedanken an unsre

Dummheit laut herauszulachen. In kurzer Zeit jedoch stand die prächtigste Schneehütte fertig da. Wir brachten unsre Sachen hinein und ordneten sie, und dann gingen wir aus und machten Besuche.

Schon draußen auf dem Eise war mir ein Mann vor allen andern aufgefallen. Er zeigte sich nicht wie seine Kameraden nur zum Lachen und zu Albernheiten aufgelegt, sondern sah eher ernst aus. Sein Gesicht trug auch einen überlegnen, beinahe befehlenden Ausdruck, und doch konnte er nicht irgend ein Häuptling sein, denn die andern behandelten ihn ganz als ihresgleichen. Es war ein hübscher Mann, mit rabenschwarzem Haar; und im Gegensatz zu seinen Stammesgenossen hatte er einen dichten Bart, war auch breitschultrig und eher etwas beleibt. Alles, was er hatte – Kleider, Fanggeräte, Hunde und so weiter – war ausgesucht gut und schön. Als ich aus unsrer Hütte heraustrat, stand er etwas von den andern entfernt und betrachtete mich mit einem Blick, der mir zu melden schien, daß er mir etwas Besondres zu sagen hätte. Ich ging auch sogleich auf ihn zu, und er bat mich, ihn in seine Hütte zu begleiten. Diese sah schon auswendig ungewöhnlich ordentlich aus, und – als höflicher Wirt – ließ er mich zuerst hineingehen! Ich bin jedoch geneigt, dies für einen Zufall zu halten; aber er vergrößerte meine Sympathie für den Mann sogleich, und das war recht und gut. Sein Name war Atikleura, und er war der Sohn des alten Angekokken oder Zauberers Kagoptinner, der uns in seiner eignen Equipage auf dem Eise begegnet war. Atikleura zeigte sich auch später allen seinen Landsleuten wirklich weit überlegen. Ich folgte seiner Einladung und trat ein. Ein Gang führte in die eigentliche Hütte hinein; er war so niedrig, daß ich mich tief bücken mußte, und hatte zwei Ausbuchtungen – wie ganz kleine Extrahütten. Wozu diese dienten, war nicht schwer zu riechen; zu sehen aber war nichts, da die Hunde das Reinigungsamt vertreten. Ein ganz kleines Loch, durch das man beinahe kriechen mußte, führte in den eigentlichen Wohnraum. Als ich mich da drinnen aufrichtete, blieb ich sprachlos vor Überraschung



Netschjillieskimos in ihrer Schneehütte

stehen; es war geradezu ein Festsaal – am Tage vorher erst gebaut und deshalb noch glänzend weiß. Vom Boden bis zur Decke hatte der Raum volle zwei Mannshöhen. Die Blöcke in den Wänden waren regelmäßig und gleich groß, und der innere Durchmesser betrug nicht weniger als fünfzehn Fuß. Offenbar hatte Atikleura Sinn für eine hübsche Umgebung. Die Schlafpritsche war so hoch, daß man sich hinaufschwingen mußte, und sie war mit den allerzartesten Renntierfellen belegt. Alles machte den Eindruck von der durchgeführtesten Ordnung.

Auf der Pritsche vor der Feuerstelle saß die Frau des Hauses. Sie hatte einen ausgeprägt mongolischen Typus und war keineswegs schön. Aber reinlich und gut gekleidet sah sie aus. Wie die andern Eskimoweiber hatte sie feine, glänzendweiße Zähne und schöne Augen – ein tiefes Braun auf hellblauem Grund. An Kinn, Wangen, Stirn und Händen war sie tätowiert wie die andern auch. Wir erfuhren später, daß sich diese Frauen auch noch an andern Körperteilen tätowieren. Ihr Benehmen war nicht so zuvorkommend wie das ihres Mannes, sondern im Gegenteil etwas hochmütig. Ihre drei Söhne hatten offenbar auch sehr viel Respekt vor ihrer Mutter. Der älteste, Erera, war ein sechzehn- bis siebzehnjähriger Bursche von dem reinsten Indianertypus. Die absolute Unähnlichkeit zwischen Kind und Eltern war mir damals unerklärlich, wurde es jedoch später viel weniger, als ich die ehelichen Verhältnisse näher kennen lernte. Erera war ein recht sympathischer, ja man könnte sich geneigt fühlen zu sagen: gebildeter Junge, der durch sein höfliches, angenehmes Betragen unser aller Freund wurde. Der zweite war der vollständige Gegensatz von Erera, ein naseweiser Schlingel; er war nämlich seinem Großvater Kagoptinner übergeben, der ihn nach Großvaterart verwöhnte und ihn dem günstigen Einfluß der Mutter entzog. Das jüngste Kind war Anni, ein entzückender kleiner Kerl von fünf Jahren, der Liebling seiner Eltern. Die ganze Familie war besser gekleidet als die andern Eskimos, und besonders trugen die Jungen wahre Musterkleider.

Nach allen meinen Beobachtungen beschloß ich, mich mit Atikleura auf guten Fuß zu stellen. Er war offenbar ein Mann, der einem von großem Nutzen sein könnte. Sofort nach meinem Eintritt holte er einen Fellsack herbei, entnahm ihm einen ungewöhnlich schön gestickten Anzug aus Renntierfell und verehrte ihn mir. In meiner Begehrlichkeit wollte ich das Eisen schmieden, so lange es warm war, und gab ihm zu verstehen, daß ich auch Unterkleider sehr schätzen würde. Augenscheinlich sehr beglückt über mein Verlangen, holte er jetzt eine alte zerrissene Unterkleidung herbei, vertauschte sie mit der, die er auf dem Leibe trug, und überreichte mir diese, wobei er mir durch Zeichen zu verstehen gab, daß ich sie sogleich anziehen solle. Etwas verblüfft, zögerte ich einen Augenblick. Ich war es wirklich nicht gewohnt, meine Unterkleider mit andern Leuten zu wechseln . . . . und außerdem – in Gegenwart von Damen! Aber als Atikleura in mich drang, und da seine Frau – sie hieß Nalungia – die vollständigste Gleichgültigkeit für das, was ich tat, zur Schau trug, faßte ich einen raschen Entschluß, setzte mich auf die Pritsche, verhüllte meine Reize, so gut es ging, mit den Bettdecken – und stand in kurzem in Atikleuras noch warmer Unterkleidung da.

Darauf wurde ich mit Wasser, gefrornem rohem Renntierfleisch und rohem Lachs, der mit kleinen Würfeln aus Seehundspeck garniert war, bewirtet. Das Fleisch schmeckte nicht gut, aber der gefrorne Lachs war delikat. Zum Nachtisch gab es noch gefrornes Renntiermark, das nicht übel schmeckte.

Atikleura sorgte auch für unsre Hunde und verteilte große Mengen Seehundspeck unter sie. Diese ungewohnte Kost verschwand wie der Tau an der Sonne.

Nach vollendeter Willkommsmahlzeit zog ich meine feinen neuen Überkleider an und ging hinaus. Vor der Hütte lag ein ungewöhnlich schönes Eisbärenfell mit dichten, glänzend weißen Haaren, das reine Prachtexemplar. Ich blieb stehen, es zu bewundern, ging dann aber sogleich in unsre eigne Hütte, Gegengaben für meine Freunde zu

holen. Glücklicherweise hatte ich eine Anzahl Nähnadeln, Speerspitzen und andres, was die Eskimos besonders schätzen, mitgebracht; und Atikleura und Nalungia sind wohl kaum je in ihrem Leben so glücklich gewesen wie beim Empfang meiner Gaben -- zwei Speerspitzen für ihn und sechs Nähnadeln für sie.

Hierauf machte ich die Runde in allen den andern Hütten und wurde überall gut aufgenommen. Besonders liebenswürdig war die alte Auva. Als ich mich von ihr verabschiedete, schenkte sie mir ein kleines Bärenfell und zwei Renntierzungen. Da diese aber ziemlich schmutzig und besonders mit Haaren übersät waren, pflückte sie erst das Gröbste weg und nahm dann das Universalinstrument der Eskimos – die Zunge zu Hilfe. Mit dieser leckte sie meine Renntierzungen so rein und glänzend, daß man sich darin hätte spiegeln können. Als ich nach meiner eignen Hütte zurückging, stand Atikleura mit seinem Bärenfell da und übereichte es mir freudestrahlend. Als bescheidner junger Mann machte ich Einwendungen und sagte, ich könne so viel Freigebigkeit nicht annehmen. Aber Atikleura ließ sich nicht überreden, er trug das Fell entschlossen in meine Hütte hinein und legte es da nieder.

Jetzt kehrte auch Hansen zurück. Er hatte auch Besuche gemacht und in den verschiednen Hütten einen „Five o'clock tea“ eingenommen. Auch er hatte, wie ich, die Gelegenheit benützt, sich neu zu kleiden, und er war von allem, was er gesehen und gehört hatte, sehr entzückt. Als Geschenk hatte er Renntierzungen bekommen, die unverkennbar in derselben Weise behandelt worden waren wie die meinigen. Wir beschlossen indessen, die Zungen noch sauberer zu machen, ehe wir sie verzehrten. Unser Primusapparat und alle Speisezubereitungen interessierten die Eskimos im allerhöchsten Grade, und unsre Hütte war bald gedrängt voll von Besuchern. Die Frauen hielten sich fern, wahrscheinlich auf Befehl ihrer gestrengen Eheherren. Nur Auva und Anana, die beide glückliche Witwen waren, wagten uns einen Besuch zu machen. Wir bekamen dadurch den Eindruck von hoher Sittlichkeit und Moral bei

den Netchjilli-Eskimos. Die Männer schienen über ihre Frauen zu wachen, und diese schienen ihren Männern treu und gehorsam zu sein. Sehr lange hielt dieser gute Eindruck aber doch nicht vor.

Wir wollten am nächsten Tage weiter reisen und richteten deshalb am Abend alles zur Abfahrt her. Da unsre Hunde ziemlich ermattet waren, wendete ich mich an Atikleura, um womöglich einige Hunde von den Eskimos geliehen zu bekommen. In der Oglulisprache heißt Hund „Miki", aber als ich Atikleura um Miki bat, begriff er mich lange nicht. Ich erklärte ihm wieder und wieder, was ich meinte, und schließlich schien er mich zu verstehen. Er nickte befriedigt, und ich war beruhigt. Ein jüngerer Bruder von Atikleura, namens Poieta, hatte versprochen, uns in nördlicher Richtung zu begleiten und uns den besten Weg durch das Packeis zu zeigen. Er war ein hübscher Mann von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren, zwar nicht so breit gebaut wie der Bruder, aber mit einem offnen, ansprechenden Gesicht, gewandt und willig obendrein. Seine Frau, die auch Nalungia hieß, bekam für die Dienstleistung ihres Mannes eine Anzahl Nähnadeln.

Der erste, der mir am nächsten Morgen beim Heraustreten aus unserm Zelt entgegenkam, war Anni, Atikleuras jüngster Sohn und sein Augapfel. Er wartete unverkennbar auf mich und lächelte mich freundlich und vergnügt an. Ich nahm den Jungen bei der Hand und ging mit ihm in die Hütte seiner Eltern. Hier war Atikleura schon mit der Bearbeitung eines Knochens beschäftigt und sang dazu leise vor sich hin. Ich begrüßte ihn und bat ihn dann, mir jetzt die Hunde herbeizuschaffen, weil wir abreisen wollten. Erstaunt und ein wenig ungeduldig deutete Atikleura auf den Kleinen und sagte:

„Ona mikaga!" Da ist ja mein Junge!

Miki bedeutet in der Netchjillisprache Kind, nicht Hund. Das Mißverständnis war bald aufgeklärt, und wir wurden mit zwei guten Hunden ausgestattet, während Atikleura und Nalungia ihren Liebling behalten durften.

Als alles gepackt und die Hunde vorgespannt waren,

ließ ich die Frauen des Lagers zusammenrufen. Sie wurden nebeneinander aufgestellt, und dann ließ ich eine nach der andern an mir vorübergehen, wobei jede von ihnen, als Dank für die gute Behandlung, vier Nähnadeln erhielt. Daß die berühmte Frauenlist nicht nur bei den weißen Damen allein zu Hause ist, bewies die alte Todloli; nachdem diese ihre Nadeln erhalten hatte, schmuggelte sie sich wieder unter die letzten am Schwanz der Reihe hinein und wollte eine zweite Gabe in Empfang nehmen. Als sie aber entdeckt wurde, brach sie in helles Lachen aus — und die andern stimmten mit ein. Überhaupt war dies das lustigste Völklein, mit dem ich zusammengetroffen bin.

Mit Poieta an der Spitze ging es rasch vorwärts; er kannte die Gegend und vermied gewandt die Eispackungen. Um vier Uhr nachmittags gerieten wir zwischen großes hohes Packeis hinein, und Poieta machte hier Halt. In einem Augenblick, wo der Nebel sich hob, sahen wir die Insel Matty. Wenn man Eskimos zur Hilfe hatte, war das Schneehüttenbauen ein wahres Vergnügen und das ganze in einer Stunde fertig.

Der nächste Tag war unfreundlich. Der Wind wehte uns gerade ins Gesicht, und, nach dem Petroleum zu urteilen, hatten wir etwa minus fünfzig Grad Celsius. Ein Mal ums andre war meine Nase ganz weiß vor Frost, und an meinen Handgelenken bildeten sich große Frostbeulen. Hansen ging es besser: seine Nase mußte allerdings auch etwas herhalten; aber seine Fausthandschuhe schlossen besser um die Ärmel seines Anoraks, und dadurch waren seine Handgelenke geschützt.

Gegen Mittag trafen wir auf ein kleines Eskimolager von sechs Hütten. Doch jetzt weigerte sich Poieta aufs bestimmteste, noch weiter zu gehen — was wir ihm bei dem Hundewetter auch nicht verdenken konnten.

Diese neuen Eskimos waren durchweg von größerm Körperbau als die Netschjilli und maßen ihre sechs Fuß. Außerdem aber machten sie einen viel weniger angenehmen Eindruck. So bettelten sie zum Beispiel um alles, was sie sahen. Im Laufe des Abends wurde uns diese Bettelei zu

widerwärtig, wir fanden es daher besser, in unsre Hütte zu kriechen und uns darin einzuschließen. Diese Eskimos hatten uns allerdings sehr willig beim Bau unsrer Iglu geholfen, aber ich traute ihnen nicht, und ehe wir uns zum Schlafen niederlegten, verschnürten wir unsre Schlitten noch extra gut. Und ganz richtig! am nächsten Tage fehlten eine Säge, ein Messer und eine Axt. Nach vielem Zank und Streit bekamen wir aber doch endlich unsre Sachen wieder. Unter diesen Umständen konnten wir aber natürlich nicht daran denken, hier in der Nähe dieser Leute ein Depot zu hinterlassen. Das erste, was sie nach unserm Weggang getan hätten, wäre selbstverständlich gewesen, die Plünderung der ganzen Herrlichkeit. Ich fand es deshalb am ratsamsten, zu unsern Freunden, den Netchjilli, zurückzukehren, unser Depot da anzulegen und es ihrer Obhut anzuvertrauen. Eine Tagereise weiter nordwärts oder nicht, — das spielte für uns überdies keine große Rolle. Als das Schneegestöber am vorhergehenden Abend endlich nachgelassen hatte, hatten wir auf beiden Seiten Land gesehen. Im Westen lag Kap Hardy auf der Insel Matty und im Nordosten wahrscheinlich Kap Christian Frederik auf Boothia Felix.

Wie gewöhnlich ging der Rückweg viel rascher vonstatten als der Herweg, und schon um vier Uhr trafen wir wieder bei unsern guten Freunden ein. Poieta bekam ein Messer für seine Bemühung und war hochbeglückt darüber. Seiner Frau schenkten wir ein paar Nähnadeln und wurden dadurch recht gut Freund mit ihr.

Den nächsten Tag verbrachten wir in aller Ruhe im Lager; die Eskimos hatten mir gesagt, dass sie am übernächsten Tag weiter südwärts ziehen würden, und ich wollte gerne sehen, wie so ein Umzug vor sich ginge. Das bereute ich auch nicht, denn ich hatte später keine Gelegenheit mehr, einem solchen Nomadenzug anzuwohnen. Auch war es mir von großem Interesse, an dem Rasttag in den verschiedenen Hütten umherzugehen und mit den Leutchen zu schwatzen.

Um halb acht Uhr morgens war alles zum Aufbruch bereit. Im ganzen waren es neun Schlitten, und vor diese

wurden sowohl Menschen als auch Hunde gespannt. Besonders wurden die Frauen als Zugtiere verwendet, und sie waren sehr geschickt; es war eine Lust, ihnen zuzusehen. Nicht zum wenigsten ansprechend war die gute Laune, mit der sie die Schlitten zogen. Ihre Gesichter wurden von der frischen Kälte und von der Anstrengung rot und weiß, und jetzt fand ich viele von ihnen geradezu hübsch, — nach Verlauf von nur vier Tagen seit unserm ersten Zusammentreffen! Wie Männer faßten sie mit an, und sie glichen auch im Gang jungen Seeleuten mit schwingenden Armen und wiegenden Knieen. Im Gegensatz zu den Männern sind alle Eskimoweiber säbelbeinig, was wohl von dem beständigen Sitzen mit gekreuzten Beinen herkommt. Sie machten sehr oft Halt, um sich zu verschnaufen, und das war begreiflich, denn die Schlitten waren schwer bepackt. Zwischen ihren und unsern Schlitten war der Unterschied einer tausendjährigen Entwicklung. Die unsrigen aus dem zwanzigsten Jahrhundert waren ganz verschwindend klein im Gegensatz zu denen der andern, die wie die Eskimos selbst und all ihr Eigentum in die Steinzeit gehörten, und das, trotzdem wir das Haus und Proviant auf drei Monate mit uns führten, während die Eskimos kaum Lebensmittel für einen Tag bei sich hatten. Alle Schlitten



Eskimos auf der Wanderung
(Voraus läuft die Eskimofrau, die die Hunde aufmuntert und ihnen den Weg zeigt)

wurden in einer Reihe hintereinander gefahren, einer bahnte also immer den Weg für den nächsten.

Wenn Halt gemacht wurde, versammelte sich die Jugend und spielte „football“. Irgendwelche Spielregeln konnte ich mit dem besten Willen nicht entdecken, sonst aber war es ein regelrechtes Footballspiel. Wie bei uns bestand der Ball aus zusammengeschnürtem Leder und flog, gestoßen von Armen und Beinen zwischen den Spielenden – Frauen und Männern – hin und her. Ja, die Frauen waren vielleicht die gewandteren unter ihnen. Dann wurde zur Aufstellung kommandiert, der Ball verschwand, in einem Nu waren alle im Geschirr und zogen weiter.

Schon um die Mittagzeit wurde für diesen Tag Rast gemacht, an einem Punkt, wohin am Tag vorher zwei Schlitten mit dem Fleischvorrat gebracht worden waren. Die Eskimos haben selten Eile; die Zeit spielt keine Rolle bei ihnen – wenigstens in der Regel nicht –, und was heute nicht getan wird, tun sie morgen. So ist es auch, wenn sie ein Lager aufschlagen, sie brauchen da eine ganze Menge Zeit, bis sie fertig sind. Die Familienväter stochern mit ihren Schneesuchern im Schnee umher und untersuchen lange und genau, ehe sie sich für einen Platz entscheiden, wo ihre Iglu stehen soll. Mit Unterstützung der Eskimos wurde schließlich unsre Hütte mit denen der andern fertig.

Es gelang mir, die Eskimos zu überreden, uns am nächsten Tag an unser Schiff zu begleiten. Aber als der nächste Tag kam, wollten sie noch einen Tag warten, um den Seehundfang zu probieren, und so blieb ich, weil ich mich ihnen auf dieser Jagd anschließen wollte.

Zwanzig Mann hoch zogen wir aus. Es war bitter kalt, und ein steifer Wind mit Schneegestöber pfiff aus Nordwesten daher. Ich staffierte mich mit meinen neuen Kleidern aus und zog die Kapuze so tief wie möglich ins Gesicht. Das Schneegestöber, bei dem man kaum ein paar Schritte weit sehen konnte, schien die Eskimos nicht zu genieren. Sie kannten ihren Weg, und da der Himmel hell war, hatten sie die Richtung. Es ging mit dem Winde gen Südost. Allmählich zerstreute sich das Jagdgefolge,

und bald war ich mit dem jungen Angudju allein. Aber während viele von den andern schon ihre Seehundlöcher herausgefunden hatten und an der Arbeit waren, hatte Angudju offenbar zu allem andern mehr Lust, als bei der bittern Kälte zu jagen. Wir gingen eine Strecke ins Land hinein, es näher zu betrachten. Bei dem Schneegestöber war nicht viel zu sehen — ein kleiner Hügelkamm mit schroffen Felsen — und ich fand es deshalb nicht der Mühe wert, weiter zu gehen. Wir drehten also um und hatten einen äußerst mühseligen Rückweg, selbst Angudju mußte bisweilen rückwärtsgehend gegen den Wind kämpfen. Da meine Nase tüchtig fror und Angudju es langweilig fand, daß er seine Faust beständig darauflegen sollte, nahm er einen seiner Kniewärmer — ein Stück Renntierfell, das sich die Eskimos auf die Knie binden, damit die Luft nicht durch die Beinkleider hereindringen kann — und band ihn auf meine Nase. Auf diese Weise kam ich nur mit etwas erfrorenen Wangen ins Lager zurück. Die andern kehrten mit zwei erlegten Seehunden heim.

Am nächsten Tag, den fünfundzwanzigsten März, zogen wir alle miteinander von dannen. Am Land legten wir unser Depot an, richteten eine hohe Schneesäule darüber auf und empfahlen es der Fürsorge und Obhut der Eskimos. Alsdann verabschiedeten wir uns von unsern Freunden; mit unsern erleichterten Schlitten konnten wir jetzt weit rascher vorwärts kommen. Ich hatte im Schnee eine Zeichnung der Küste von King Williams-Land entworfen und ihnen die Lage des Gjöahafens angegeben. Sie kannten den Ort wohl und nannten ihn gerade wie die Ogluli Ogchjoktu — ein Name, den auch wir unter uns regelmäßig gebrauchten. Atikleuras jüngster Bruder, Teriganjak, blieb bei uns und war uns von großem Nutzen, besonders da wir uns am Nachmittag eine Hütte bauen mußten. Der bisherige Wind nahm nämlich zu und hörte den ganzen Tag nicht auf zu blasen.

Am sechsundzwanzigsten morgens um acht Uhr waren wir an Bord. Die Umstände hatten mich auch diesmal verhindert, so weit zu kommen, wie ich gerne wollte, aber wir

mußten zufrieden sein, daß wir das Depot doch so viel weiter drinnen im Land angelegt hatten.

Am Tag nach unsrer Abreise waren der Leutnant und Ristvedt ausgezogen, um zu erkunden, wie es sich mit den zwei Inseln, die wir vor uns hatten, verhielt. Daß es Inseln waren, daran zweifelten wir nicht im geringsten. Die Eskimos fingen im Frühjahr eine große Menge Seehunde dort und nannten sie Achliechtu und Achlien. (Sie bekamen später den Namen Hovgaards-Inseln.) Bis jetzt waren aber die beiden Kundschafter noch nicht zurückgekehrt. Um die Mittagszeit erhob sich plötzlich ein großer Lärm. Da kamen Ristvedt und der Leutnant mit unsern sämtlichen dreißig Eskimofreunden daher, die sie zu ihrer Überraschung auf dem Eise angetroffen hatten. Die Maniktu-mi-Rufe hatten sie beruhigt, und nun kamen sie mit der ganzen Gesellschaft dahergezogen. Da wurde es lebendig in Ogchjoktu. Die Eskimos bauten sich eine Reihe Schneehütten im Lindströmtal, einem der kleinen Hohlwege, die vom Hafen aufwärtsführten.

Da die Eskimos Hansen und mir so große Gastfreundschaft erwiesen hatten, mußten wir jetzt Wiedervergeltung üben; aber auf die Gefahr hin, für geizig und knickerig gehalten zu werden, stellte ich von Anfang an die Bedingung auf, daß nur die Eskimos, die zu einer bestimmten Arbeit an Bord waren, verköstigt werden dürften. Wir konnten ja nicht wie die Eskimos einfach durch einen Ausflug aufs Eis hinaus unsre Vorräte erneuern und mußten also beizeiten, ja sogleich, Grenzen setzen. Außerdem erließ ich strengen Befehl, daß keine Gegenstände, die der Expedition gehörten, weggegeben oder vertauscht werden dürften. Dies geschah, um unsre Tauschmittel im Preise zu halten, was uns auf diese Weise auch die ganze Zeit über gelang. Mit ihrem feinen Geschäftssinn brachten die Eskimos ja sehr bald heraus, daß sie ihre Sachen am besten bezahlt erhielten, wenn sie sie als Geschenke brachten. Ich mußte deshalb jede Gabe zurückweisen und dafür einen gewöhnlichen Tauschhandel einführen. Um aber den Eskimos doch zu zeigen, wie eine gute Aufführung und Freundlichkeit von uns

geschätzt werde, schenkte ich Atikleura eine alte Remingtonflinte nebst einer Anzahl Patronen; seine Freude und sein Stolz waren unbeschreiblich.

Zu dieser Zeit bekamen wir auch genaue Auskunft über unsern guten Teraiu. Die ganze uns im Winter mitgeteilte Geschichte war von einem Ende zum andern erlogen. Er selbst hatte absichtlich die andern ohne ihn fortziehen lassen. Und er war auch nicht ohne Nahrungsmittel gewesen; sechs schwere Renntiere hatte er zum Beispiel in der Nähe seiner Hütte versteckt. Der Spitzbube! Wir hatten indes sehr viel Nutzen und Vergnügen von ihm gehabt — desgleichen auch auf verschiedne Weise von Kajaggolo — deshalb gingen wir nicht streng mit ihnen ins Gericht.

Mittlerweile kam der Augenblick herbei, wo wir die eigentliche Schlittenexpedition, die wir nun schon bis nach Ostern aufgeschoben hatten, in Angriff nehmen mußten. Meinen Plan, in Leopoldshafen Postsachen abzugeben, hatte ich, so ungern ich es tat, aufgegeben. Die Erfahrung hatte uns gelehrt, daß unsre Hunde für so lange Tagesmärsche wie hier notwendig geworden wären, zu jung waren.

Nach meiner ersten Absicht wollte ich auch diesmal Hansen mitnehmen. Da aber Lund allein an Bord zu viel zu tun gehabt hätte, mußte ich auf Hansen verzichten und dafür Ristvedt nehmen. Solche Veränderungen bringen leicht Verdruß mit sich und sind deshalb immer unangenehm. Aber hier war nichts zu machen.

Am sechsten April waren wir mit unsern Vorbereitungen fertig. Teraiu und Kachkonelli, die mit ihren Familien nach Abva (Mount Matheson) auf die Seehundjagd wollten, schlossen sich uns an. Der Tag war schön, und trotz seiner minus dreißig Grad Celsius konnte man ihn doch einen Frühlingstag nennen. Dies war der erste Tag in diesem Jahre, wo wir die Sonne warm fühlten — eine unaussprechlich angenehme Empfindung! Wir zogen bald unsre Überkleider aus, legten sie auf den Schlitten und marschierten in den Unterkleidern weiter. Kajaggolo, „die alte Eule“, war ein paar Stunden früher aufgebrochen, um einen Vorsprung zu gewinnen. Aber die Ärmste täuschte sich in der

Richtung – sie ging gerade aufs Eis hinaus – und mußte einen großen Umweg machen, um unsre Marschlinie wieder zu erreichen. Auch wir kamen übrigens nur langsam vorwärts. Es lag ziemlich viel Neuschnee, und der machte die Bahn schwierig; die Schlitten waren auch schwer beladen und die Hunde ohne Übung. Kajaggolo erreichte deshalb mit uns zugleich das Land auf der andern Seite der Bucht hinter der Halbinsel Neumayer. Aber da war sie auch müde, die Alte! Während wir zum Gabelfrühstück Halt machten, stimmte ich eine meiner schönsten Melodien an, und das ermunterte die Eule; sie setzte mit aller Kraft zu einem Duett ein, das in andern Breitegraden kaum soviel Beifall hervorgerufen hätte wie hier. Die leckersten gefrornen Sachen wurden aufgetischt: Renntierfleisch, Fisch und Renntiermagen mit Speckwürfeln dazu. Ristvedt war kein Kostverächter, und ein großes Stück Fleisch nach dem andern mit Speckwürfeln dazu wurde von ihm vertilgt. Auf so einer Expedition ist ein Magen, der einfach alles ertragen kann, von unschätzbarem Wert. Leutnant Hansen hatte denselben glücklichen Appetit; wäre Not am Mann gewesen, so hätte er sich an Nägeln und Kieselsteinen satt gegessen. Aber bei der herrschenden Temperatur – wenn wir sie auch frühlingsmäßig nannten – hatte man nicht viel Muße zu „Erfrischungen“. Bald knallten die Peitschen wieder, und Hunde und Menschen jagten von dannen. Die „alte Eule“ war von dem immer galanten Ristvedt eingeladen worden, auf seinem Schlitten Platz zu nehmen, und es ging ihr da sehr gut.

An unserm Depot verabschiedeten wir uns abends um halb sieben von den Eskimos, die noch bis zum nächsten Lager ziehen wollten, während wir die erste Nacht hier zu verbringen gedachten. Die Trennung sollte ja nicht von langer Dauer sein, im Juni wollten die Eskimos zum Seehundfang nach Ogchjoktu zurückkehren.

Wir untersuchten das Depot mit einiger Spannung und fanden es auch wirklich unberührt und in schönster Ordnung — zur großen Ehre unsrer Freunde, der Netchjilli, sei es gesagt, für die diese hier aufbewahrten Vorräte an Holz

und Eisenmaterial einen großen Wert repräsentierten. Es wäre ihnen ja nicht schwer gefallen, das Ganze zu plündern und es zu verstecken, bis wir abgezogen wären, und sich dann ihres Raubes zu freuen.

Das Zelt genügte jetzt zur Nachtherberge, da die Temperatur selten unter minus dreißig Grad Celsius sank. So klein es war, leistete es uns doch vortreffliche Dienste, und wenn es aufgerichtet wurde, sahen wir es immer mit besonderm Wohlbehagen an; es war ja das Zeichen, daß die Strapazen des Tages zu Ende waren und die Ruhe der Nacht bevorstand.

Am nächsten Morgen um acht Uhr zogen wir weiter. Jeder von unsern Schlitten hatte eine Ladung von zweihundertfünfzig Kilogramm, und bei großen, kräftigen Tieren wären fünf Hunde für einen genügend gewesen. Jetzt aber waren die Schlitten zu schwer, und unser Vorwärtskommen war danach! Außerdem vermißten wir unsre Eskimos, die am vorhergehenden Tage vorausgefahren waren und den Weg für uns gebahnt hatten. Von Abva, wo unser Depot lag, fuhren wir zuerst auf das Eis zu und dann nordwärts nach der Insel Matty, wo ich meine erste magnetische Station anlegen wollte. Am Abend, als wir uns einen Zeltplatz aussuchen wollten, entdeckten wir zu unsrer Freude in weiter Ferne ein Eskimolager mit jedenfalls einem lebendigen Bewohner, denn ein einzelner schwarzer Punkt bewegte sich zwischen den Hütten hin und her. Wir steuerten auf die Hütten zu, fanden aber leider nur ein gänzlich verlaßnes Lager. Der Bewohner, den wir gesehen hatten, flog hinter einer der Hütten krächzend auf: es war ein Rabe.

Am Abend des neunten April erreichten wir nach einem harten Kampf mit dem Packeis, das die Küste blockierte, Kap Hardy auf der Insel Matty. Wir mußten einen Schlitten zurücklassen und alle Hunde vor den andern spannen; am nächsten Morgen um halb sieben nahmen wir die Hunde angekoppelt mit uns und holten den zurückgelassenen Schlitten. Die ganze Entfernung betrug neun Seemeilen. Später am Tage nahm ich eine Beobachtung des Ortes auf, und nachdem Ristvedt, der auf solch einer Reise ein aus-

gezeichneter Koch war, das Mittagessen serviert hatte, wurde das Observatorium gebaut. Es bestand aus einer runden Mauer, gerade so groß, daß sie mich und das Instrument beschützte. Von dem Observatorium bis zum Zelt, das hundertundachtzig Meter entfernt lag, spannte ich eine Schnur, deren eines Ende Ristvedt um den Arm gebunden war. Er konnte da in einem Schlafsack liegen und die Uhr ablesen, so oft ich an der Schnur zog, was sehr bequem für mich war, weil ich so die Zeit nicht aufzuschreiben brauchte; Ristvedt freute sich riesig, so oft ich zupfte.

Ich machte meine Beobachtungen morgens und abends von fünf bis sechs. Die Temperatur ging beständig hinauf; das Minimum der ersten Nacht war minus siebenundzwanzig Grad Celsius. Als ich am Nachmittag die Zeit selbst ablesen wollte, rutschte ich unglücklicherweise aus, fiel zu Boden und zerbrach das Uhrglas. Da leerten wir die Pfefferbüchse und gebrauchten sie als Uhrbehälter. Die Arbeit ging übrigens gut von statten, und am vierzehnten April waren wir fertig; am fünfzehnten zogen wir weiter. Es war dichter Nebel, und gerade, als wir Halt machten, tauchten zwei Eskimos vor uns auf. Sie gehörten derselben Bande an, mit der Hansen und ich im März zusammengetroffen waren. Aber wie die Verhältnisse jetzt lagen, mußten wir mit den beiden Herren — Kaumallo und Kalakchjie — Freundschaft halten. Sie fanden ohne Schwierigkeit den Weg durch den Nebel, und nach kurzer Zeit hatten wir ihr Lager erreicht. Ihre Hütte war die einzige, die noch stand, und diese beiden Männer nebst einem alten Weib und zwei Kindern waren die einzigen Überreste der Banditenschar. Sie hatten offenbar von neulich ein schlechtes Gewissen und waren sehr zuvorkommend. Wir richteten unser Zelt in der Nähe ihrer Hütte auf. Ein Sturm aus Norden mit dichtem Schneegestöber hinderte uns am nächsten Tage an der Weiterreise. Damit die Zeit doch nicht ganz verloren sei, spannte Ristvedt alle Hunde vor den einen Schlitten und fuhr mit Kalakchjie südwärts nach der Gjöa, um unsre Uhr ausbessern zu lassen oder mit einer andern zu vertauschen.

Der Weg hin und zurück betrug hundert und acht Seemeilen. Am zwanzigsten, abends acht Uhr, war er wohlverrichteter Sache wieder da. Für mich selbst war dieser vier- bis fünftägige unfreiwillige Aufenthalt in Gesellschaft eines alten Eskimoweibes, eines Mannes und zweier Kinder nicht gerade unterhaltend gewesen, und ich war daher hocherfreut, als wir am Morgen nach Ristvedts Rückkehr von dannen ziehen konnten.

Das Eis vor der Insel Matty war recht unbequem. Wieder mußten wir einen Schlitten dahinten lassen, kamen aber trotzdem nur langsam vorwärts. Wir fuhren deshalb nach Boothia Felix hinein und errichteten etwas nördlich von Kap Christian Frederik ein Depot, ließen auch den zweiten Schlitten dort stehen. Dann kehrten wir zu dem ersten Schlitten zurück und übernachteten da. An diesem Tage hatten wir vierundzwanzig Seemeilen zurückgelegt. Mit allen zehn Hunden vor dem einen mit dreihundert Kilogramm beladnen Schlitten, ging es am nächsten Tage weiter zwischen das Packeis hinein.

Auf der Nordseite der Insel Matty trafen wir auf ein aus drei Hütten bestehendes Eskimolager, und wir schlugen unser Zelt daneben auf. Hier benützten wir die Gelegenheit, unsre Hunde recht gut zu füttern. Ristvedt genoß auch in reichlichem Maße sein Lieblingsgericht: in Tran gebratenes Seehundfleisch. Ich bin nicht wählerisch — aber dieses Gericht rührte ich lieber nicht an. Bei diesen Eskimos trafen wir zum erstenmal die kleine „Magito", später die Schönheit von Ogchjoktu. Sie war zwanzig Jahre alt, verheiratet und sehr schön; mit dieser Ansicht stand ich übrigens nicht allein.

Die Reise der Küste von Boothia entlang bot kein besondres Interesse. Wir waren dem magnetischen Pol sehr nahe — sowohl dem alten als auch dem neuen — und sind wahrscheinlich an beiden vorübergekommen. Etwas südlich von den Tasmania-Inseln schlugen wir unsre nördlichste Station auf und machten uns dann am siebenten Mai wieder auf den Rückweg. Meine Absicht war, unser Depot zu holen und damit den Victoriahafen zu erreichen, wo die

beiden „Roß“ in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit der „Victoria“ überwintert hatten. Eine Reihe magnetischer Beobachtungen konnte an diesem Ort sehr interessant, ja vielleicht noch interessanter sein als am Pol selbst. Die Ausführung dieses Plans sollte mir indes nicht gelingen. Als wir auf dem Rückweg den alten Überwinterungsplatz erreichten, wurde mein linker Fuß, der mir



Unser Zelt am magnetischen Nordpol

schon lange weh tat, wahrscheinlich von zu starkem Schnüren um den Knöchel, ganz unbrauchbar, so daß ich mich niederlegen mußte. Vom zwölften bis zum achtzehnten Mai mußte ich liegen bleiben, erst am Abend dieses Tages konnten wir unsre Reise fortsetzen. Fix und Sihl — die beiden unzertrennlichen Hunde — waren auf einer Bärenjagd, die etwas weiter nördlich an der Küste stattgefunden hatte, verschwunden und kamen nie wieder zum Vorschein. Ab und zu tauchten Schneehühner auf, und mit seiner Schrotflinte verschaffte uns Ristvedt mehr als eine herrliche Mahlzeit.

10*

Die Küste ist ganz Boothia entlang so flach wie ein Pfannkuchen. Weit drinnen erheben sich einige Gipfel, die man vom Eis aus sehen kann.

Am einundzwanzigsten Mai erreichten wir unser Depot, fanden es aber von unsern Freunden Kaumallo und Kalakchjie vollständig geplündert. Fünf Kilogramm Pemmikan lagen zerstreut umher — das war alles. Es blieb uns nun keine Wahl: wir mußten so schnell wie möglich auf die Gjöa zurückkehren. Diese zehn Tafeln Pemmikan, nebst zwei Paketen Schokolade und etwas Brot, bildeten unsern ganzen Proviant. Ein scharfer Nordwind half uns weiter, und in beständigem Dauerlauf ging es südwärts. Das Wetter war unsichtig, und zwei Tage lang liefen wir in die Irre; dann aber klärte es sich auf, und am Abend des siebenundzwanzigsten Mai waren wir wieder an Bord.

Ein glänzender Erfolg war unser Ausflug allerdings nicht, aber in Anbetracht der vielen ungünstigen Umstände mußten wir mit den Resultaten zufrieden sein.

Fünftes Kapitel

Sommer

An Bord hatten sie einen kalten, rauhen Mai gehabt. Trotz verschiedner Frühlingsboten – wie zum Beispiel einer großen Menge Sperlinge – hätte man am Ende des Monats dem Aussehen der Gjöa nach durchaus nicht auf die Ankunft des Frühlings schließen können, denn sie lag noch immer im Schnee begraben da, und große Schneehügel ragten bis zur Mitte des Mastes hinauf. Der Gesundheitszustand an Bord war jedoch die ganze Zeit über tadellos gewesen, und die Eskimos waren aus allen vier Himmelsgegenden zu Besuch gekommen. Leutnant Hansen und sein Gehilfe Helmer Hansen hatten das Wartenbauen im großen Stile betrieben; auf allen Gipfeln und Kuppen sah man die Spuren ihrer Tätigkeit, und von der Halbinsel Neumayer mit der festen Station darauf war der größte Teil vermessen und kartographisch aufgenommen worden. Lund hatte seinen beschwerlichen Kampf mit dem Schnee weitergeführt, um die Jacht von ihm freizuhalten. Das Eis im Hafen erreichte im Juni eine Dicke von dreihundertachtzig Zentimeter, deshalb hatte Lund überdies mit dem Offenhalten des Wasserlochs seine liebe Not gehabt. Wiik hatte ausgezeichnete magnetische Beobachtungen gemacht, und Lindström war rund und dick und seelenvergnügt und kochte besser denn je. Er hatte sich auch als guter Jäger ausgewiesen, und manches Schneehuhn mußte durch seine großartigen Schüsse das Leben lassen. Dies letzte liebten Lund und Hansen zwar weniger, da ja sie

die eigentlichen und professionellen Jäger waren. Und eines Morgens spielten sie dem jagenden Koch auch einen Streich. Sie setzten in aller Stille ein gefrornes, schon vor ein paar Monaten geschossenes Schneehuhn auf eine ungefähr fünfundzwanzig Meter vom Schiff entfernte Schneewehe auf dem Eise draußen. Dann ging Lund an die Treppe, die in die Vorkajüte hinunterführte, wo Lindström noch bei seinem Frühstück saß, und rief:

„Lindström! Lindström! Draußen auf dem Eis sitzt ein Schneehuhn!"

Wie der Wind war Lindström mit seiner Büchse auf Deck.

„Wo ist es?"

„Dort vor dem Bug!"

Auf den Zehenspitzen und nach echter Jägerweise mit gekrümmtem Rücken schlich Lindström vorsichtig nach vorne. Hansen war schon da und schaute über die Reling, und Lund stand dicht hinter ihm. Das Schneehuhn schien auf dem Schneehaufen zu schlafen. Der Anblick eines dicht vor dem Schiff schlafenden Schneehuhns hätte nun eigentlich Mißtrauen erwecken sollen. Lindström aber fand es ganz natürlich, daß das Tier da sein Morgenschläfchen hielt. Er stellte sich in Positur, zielte und brannte los. Das Schneehuhn rollte kopfüber auf das Eis hinunter.

„Hallo! Das hats!" schrie Lindström stolz und sprang eilig übers Geländer, um seine Beute zu holen. Lange stand er mit dem Schneehuhn in der Hand da, das er nach allen Seiten befühlte und beguckte.

„Es ist schon ganz kalt!" rief er in höchster Verwunderung.

Aber da brachen die andern in ein schallendes Gelächter aus, und Lindström merkte, wie schändlich man ihn zum Narren gehabt hatte.

Am dritten Juni zogen die Eskimos von dannen, um dem Seehundfang auf dem Eis obzuliegen. Auf dem Von Betzold Point ließen sie sich nieder; von dort hatten sie eine ausgezeichnete Aussicht auf das Jagdgebiet. Sie brachten uns eine Menge Speck von Seehunden, die

sie im Lauf des Winters gefangen hatten, und wir kauften, oder besser gesagt, erhandelten um Holz und Eisen so viel, wie wir bekommen konnten. Wir wußten ja nicht, wie nötig uns Lebensmittel in der Zukunft noch sein könnten. Anstatt alle ihre Sachen, die sie im Winter gebraucht hatten, aufzubewahren, verkauften die Eskimos sie an uns, und unsre ethnographische Sammlung wuchs dadurch bedeutend.



Der „Uhu" als Bogenschütze

Am fünften Juni zogen wir zu einer kombinierten magnetischen und Vermessungsexpedition aus. Der Leutnant sollte mit Hilfe von Hansen von den Warten auf Achliechtu und Kaa-aak-ka aus vermessen, und ich wollte mit Ristvedt an denselben Orten magnetische Stationen anlegen. Wir waren auf vierzehn Tage mit Proviant versehen und nahmen die Eskimos Ugpi und Talurnakto mit, die später so gut wie fest bei uns angestellt wurden. Ugpi oder der „Uhu", wie wir ihn immer nannten, zog gleich durch sein Aussehen die Aufmerksamkeit auf sich. Mit seinem langen, weit auf

die Schulter herabfallenden schwarzen Haar, seinen dunkeln Augen mit dem offnen, ehrlichen Blick wäre er eine Schönheit von einem Mann gewesen, wenn nicht die Breite seines Gesichts und der große Mund die Schönheit nach europäischem Begriff beeinträchtigt hätten. Er hatte etwas Ernstes, ja Träumerisches und war vollständig frei von der unangenehmen und ermüdenden Gewohnheit der übrigen Eskimos, sich immer über die Schwachheiten der andern lustig zu machen. Er trug so unverkennbar das Gepräge der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, daß ich mich nicht einen Augenblick besonnen hätte, ihm alles, was es auch immer hätte sein mögen, anzuvertrauen. Auch wurde er im Verlauf unsres Zusammenseins allmählich ein tüchtiger Vogel- und Renntierjäger. Er war ungefähr dreißig Jahre alt und mit Kabloka, einem kleinen Ding von siebzehn Jahren, verheiratet. Sie hatten aber keine Kinder. Kabloka war von zu mongolischem Aussehen, um hübsch zu sein; sie gewann uns aber durch ihr kindliches, unschuldiges Wesen. Die



Kabloka

Mutter des Uhu, die bei ihm wohnte, war die schon besprochne Anana. Aber Umiktuallu, sein älterer Bruder, beherrschte die ganze Familie; dies war ein finstrer, unangenehm aussehender Kerl, aber ein gewandter Seehundfänger. Seine Frau Onaller war hübsch, aber ein fürchterliches Zankeisen.



Umiktuallu

Talurnakto, unser andrer Begleiter, war gerade das Gegenteil von dem Uhu. Die Seinigen hielten ihn für eine Art Narren, aber in Wirklichkeit war er der klügste von ihnen allen. Er lachte beständig und trieb immer irgend einen Mutwillen, hatte auch außer einem einzigen Bruder keine Verwandten, und er kümmerte sich um niemand. Dick und von kleiner Statur, ging er unter dem Namen Takichja, das heißt: einer, der schwerfällig geht. Wir wurden zuerst auf ihn aufmerksam durch die zähe Ausdauer, mit der er beständig nach ein paar Tagen wieder auf der Gjöa erschien, wenn wir ihm in freundlicher Weise zu verstehen gegeben hatten, er solle sich trollen. Talurnakto stand eben eines schönen Tages abermals an Bord, und als wir dann hörten, er sei ein tüchtiger Arbeiter, behielten wir ihn schließlich da. Wenn auch seine Ehrlichkeit sich



Onaller mit Sohn

nicht ganz mit der des Uhus messen konnte, so hatten wir doch über nichts zu klagen — jeder von uns könnte wohl zufrieden sein, wenn er keine größern Sünden auf dem Gewissen hätte als Talurnakto! An die Kost an Bord gewöhnte er sich rasch, ja er fand ordentlich Wohlgefallen daran. Aber seine „Manieren“ waren schrecklich. Er sah ganz abschreckend aus, und das Essen stopfte er mit dem ersten besten Geräte, das ihm in die Hand kam, in sich hinein. Auch in dieser Hinsicht war der Uhu ein Muster. Er hätte sich im Gesellschaftsanzug in der feinsten Gesellschaft tadellos benommen und gebrauchte Gabel und Messer wie der vollkommenste Gentleman.

Mit diesen beiden Begleitern brachen wir um zehn Uhr abends auf. Der Schnee war hart wie Stein und trug uns überall; da mir aber der linke Fuß noch immer etwas weh tat und keine Unebenheiten vertrug, lief ich doch auf Ski. Es war jetzt zu warm, um bei Tag zu fahren. Das blendende Licht war für die Augen sehr ermüdend; selbst mit den dunkelsten Brillengläsern war man in Gefahr, schneeblind zu werden. Aber das herrliche Wetter ermunterte uns alle, die Hunde waren bei frischen Kräften, und unter Gesang und Scherz ging es rasch vorwärts. Schon um halb zwölf Uhr vormittags hatten wir die zehn und eine halbe Seemeile bis zu der Insel Achliechtu zurückgelegt.

Daß es eine Insel war, hatten der Leutnant und Ristvedt schon im März festgestellt. Mc. Clintock ist auf seiner Fahrt im Jahre 1859 ganz nahe daran vorübergekommen — nur wenig Meilen östlich davon. Aber bei dem beständig schlechten Wetter, das ihn damals verfolgte, hat er sie nicht sehen können.

Gleich nachdem wir den Fuß an Land gesetzt hatten, stürzten wir auf ein paar Stellen zu, die von Schnee befreit waren, und nahmen sie als Zeltplätze in Besitz. Man muß selbst in Gegenden gewesen sein, wo der Schnee zehn Monate lang alles zudeckt, um die Begeisterung zu begreifen, die uns beim Anblick dieser nackten Erde ergriff. Mit dem merkwürdig trostreichen Bewußtsein, auf der eignen Mutter Erde zu stehen, stampften wir darauf herum, und unsre Augen schwelgten in dem Anblick von frischer Erde und Moos, mit derselben Freude, die einem der Anblick eines alten treuen Freundes gewährt, der lange abwesend gewesen ist. Daß es besonders frühlingsmäßig da gewesen wäre, konnten wir allerdings nicht behaupten. Aber im Vergleich zu dem langen Totengepräge des Winters wirkte das erwachende Leben doch ganz entzückend. Die wenigen kahlen



Talurnakto

Plätze wurden zu kleinen Welten für sich, mit summenden, schwärmenden Insekten; eine kleine Blüte schaute hervor und wurde mit Jubel begrüßt. Enten, Gänse und Schwäne zogen unaufhörlich in großen Scharen hoch über unsern Köpfen in nördlicher Richtung dahin. Wir schossen eine Menge Schneehühner und führten bei dem frischen Fleisch ein wahres Herrenleben. Überhaupt gehören die Tage auf den Hovgaards-Inseln zu unsern glücklichsten. Eine Iglu, die unsre beiden Eskimos für mich und meine Instrumente aufgeführt hatten, stürzte zu meiner großen Überraschung eines Tages über mir zusammen und begrub mich mitsamt meinen Instrumenten; glücklicherweise ohne daß eines von uns ernstlichen Schaden genommen hätte. Gerade zu dieser Zeit bekamen wir Besuch von Eskimos, deren Lager wir nicht weit von uns auf dem Eise sehen konnten. Die Landesvermesser waren drüben auf der andern der beiden Inseln und fanden diese sehr lang und niedrig.

Am zehnten war die ganze Arbeit vollendet, die Hovgaards-Inseln waren aufgenommen und die magnetischen Verhältnisse untersucht. Wir packten deshalb unsre Sachen zusammen, und begaben uns nach der nächsten Station Kaa-aak-ka. Das war ja jetzt schon ein altbekannter Ort, und ich erinnerte mich immer wieder an meinen ersten Besuch dort in der Iglu der Eskimos. Der Ort hatte aber jetzt im Juni noch ein ganz winterliches Aussehen. Nur auf den höchsten und schroffsten Berggipfeln war der Schnee geschmolzen, sonst lag er noch überall. Der Kaa-aak-ka-See war auch mit Eis bedeckt; in den Löchern, die wir zum Fischfang hineinhackten, hatte das Eis eine Dicke bis zu dreihundertundzwanzig Zentimetern. Die vom Schnee befreiten Stellen waren groß genug, daß wir unsre Zelte aufstellen konnten, und so viel ahnte man jetzt schon, daß hier im Sommer ein wahres arktisches Paradies sein müßte — wenn der große See aufginge und in der Sonne blinkte, wenn Kräuter und Blumen die Hänge bekleideten und das Vogelleben sich in seiner Mannigfaltigkeit entwickelte. Ein echter Renntierstrich mußte hier auch sein. Am Tage nach

unsrer Ankunft schossen unsre Eskimos zwei Renntiere, gleich die ersten, die wir erblickten. Eine Menge Schneehühner gab es hier auch, die eine herrliche Jagdbeute ergaben. Die Eskimos waren es, die früh und spät der Jagd oblagen. Die Vermessungsabteilung war immer in Tätigkeit, wir sahen sie von der einen Warte zur andern wandern, und dazwischen knallte ein Schuß. Da waren sie natürlich auf Wild gestoßen. Ich selbst war von meinen Beobachtungen in Anspruch genommen, und es ging mir ausgezeichnet dabei. Der arme Ristvedt dagegen hatte wahre Tantalusqualen auszustehen. Dieser passionierte Jäger war die ganze Zeit an mein Zelt gefesselt. Ich hatte bei den Beobachtungen einen Gehilfen nötig, und außerdem war er der Koch. Es war hart für ihn, die Schüsse in der Ferne knallen hören zu müssen; aber vielleicht noch härter fand er es, die begeisterten Jagdgeschichten anzuhören, die die mit reicher Beute beladnen Jäger bei ihrer Heimkehr zum besten gaben.

Die Vermessungsabteilung arbeitete am liebsten bei Nacht, und wir nannten sie daher die „Nachtschwärmer". Zum Dank dafür nannten sie uns „Siebenschläfer". Jede Abteilung hatte ihre eigne Haushaltung, und zwischen Ristvedt und dem Koch der Nachtschwärmer gab es beständig Streit. Ristvedt war ein wahrer Meister der Kochkunst und auch selbst ein Leckermaul. Nun sammelten ja die Vermesser auf ihren Ausflügen eine Menge große, fette Schneehühner, während wir uns mit ein paar ärmlichen, magern Dingern begnügen mußten, die die Eskimos uns brachten. Flink wie ein Wiesel lief nun Ristvedt hinüber in die Vorratskammer der andern und vertauschte die Schneehühner zur großen Empörung des andern Kochs.

Die Eskimos brachten uns täglich Renntiere und waren uns daher von großem Nutzen. Als wir am vierzehnten Juni heimwärts zogen, brachten wir auf diese Weise einen großen Vorrat von Renntierfleisch mit, zur lauten Freude der Leute an Bord, denen das frische Fleisch ausgegangen war. Morgens um halb drei Uhr waren wir am Ziel. Ogchjoktu lag im tiefsten Schlafe. Sogleich fiel uns

eine große Veränderung auf, die während unsrer Abwesenheit vorgegangen war. Die Gjöa hatte ihr Winterkleid abgeworfen. Das Dach über der Jacht war verschwunden. Und auch inwendig war das Schiff von dem Joch des Winters befreit worden. Lindström hatte das Menschenmögliche geleistet. Die großen Eismassen, die wie ganze Gletscher alle Ecken und Winkel ausgefüllt hatten, waren weggeschafft. Alle Wände leuchteten uns reingewaschen und von dem Schmutz und Ruß des Winters befreit entgegen. Die Doppelfenster mit ihren Überzügen aus Renntierfellen waren verschwunden; Licht und Luft konnten ungehindert eindringen. Als wir an Bord kamen, stießen wir unwillkürlich einen Seufzer der Erleichterung aus — der Frühling hatte seinen Einzug auf der Gjöa gehalten!

Die Eskimos hatten sich in großer Anzahl eingefunden und sich rings um uns her niedergelassen. Die tüchtigsten und ordentlichsten hatten ihre Zelte aufgestellt und befanden sich recht wohl da drinnen. Die faulsten dagegen benutzten die alten Iglu, die übrigens keine Iglu in dem wahren Sinne des Worts waren, sondern Löcher unter dem Schnee, in die man durch eine oben darauf befindliche Öffnung hineinschlüpfte. Wieder andre hatten sich eine runde Mauer aus Schnee gebaut und ein Dach aus Fell darüber gezogen. Dadurch konnte ihnen die Überraschung nicht zu teil werden, die ich ein paarmal erlebt hatte: das Dach plötzlich als Bettdecke auf sich herunterfallen zu sehen.

Ich habe früher mitgeteilt, daß wir die sittlichen Begriffe der Eskimos recht hochstehend gefunden hätten, selbst ein strenger Richter hätte nichts gegen ihre eheliche und geschlechtliche Moral einzuwenden gehabt. Bei meiner Rückkehr aber, nach einer nur zehntägigen Abwesenheit, war in dieser Beziehung eine höchst überraschende Veränderung vorgegangen. Jede Scham war wie weggeblasen, Männer boten ihre Weiber aus, alte Weiber ihre Töchter und Schwiegertöchter, gerade wie andre Handelswaren. Woher dieser Umschlag kam, habe ich nie in Erfahrung bringen können. Aber eine Veranlassung, von einer hohen Sittlichkeit bei den Eskimos zu reden, hatten wir nie wieder.

Den Jahrestag unsrer Abreise von der Heimat begingen wir mit einer kleinen Festlichkeit. Doch schon am nächsten Tage zogen Ristvedt und ich wieder von dannen, um rings um die Hauptstation her einen Kreis von magnetischen Stationen zur Untersuchung der magnetischen Verhältnisse in der Nähe der Basisstation anzulegen. Abends um zehn Uhr brachen wir mit unsern zwei Eskimos nach Tjataa-arlu (Point Luigi d'Abbruzzi) auf. Da der Schnee als Baumaterial nicht mehr zu gebrauchen war, hatte ich mein Beobachtungszelt mitgenommen. Point Luigi d'Abbruzzi ist eine ganz flache, niedre, sandige Landzunge, die sich von Abva (Mount Matheson) in südlicher Richtung ins Meer erstreckt. Sie war mit Moos bewachsen und voller kleiner Teiche – ein wahres Vogelparadies. Als wir in der frühen Morgenstunde unsre Zelte dort aufrichteten, flogen plötzlich zwei Schneehähne auf uns zu und fuhren, ohne sich um den gewaltigen Nimrod der Expedition im geringsten zu kümmern, in wildem Kampf aufeinander los, daß die Federn nur so flogen. Sie wurden bald genötigt, ihren Kampfplatz in unsern Suppentopf zu verlegen.

Nachdem ich mich an diese Feldbeobachtungen gewöhnt hatte, lernte ich auch ohne fremde Hilfe auskommen. Ristvedt konnte sich nun zu seiner großen Freude mit den Eskimos zusammen fast ausschließlich der Jagd hingeben. Die drei Jäger brachten denn auch eine große Masse Wild zusammen, und wir verzehrten nur sehr wenig von unsern mitgebrachten Vorräten. Das feinste Gericht waren Renntierzungen; diese zerschmelzen einem geradezu im Munde. Der Eidervogel ist zu dieser Jahreszeit, wenn er dahergezogen kommt, sehr fett und äußerst wohlschmeckend. Auch das fette Fleisch um die Seehundflossen war ausgezeichnet, besonders zur Fleischbrühe. Wenn der Speck auf diese Weise gekocht wird, schmeckt er nicht nach Tran; er erinnert dann am ehesten an Hammelfett.

Nachdem die Beobachtungen beendigt waren, verließen wir Tjataa-arlu und richteten unsern Kurs auf die Schwatkabucht. Diese Bucht zieht sich zehn Seemeilen ins Land

hinein. Sie macht den Eindruck, als sei sie sehr ungleich tief; wir kamen beständig an kleinen Inseln und Scheren vorüber, wovon der Boden ganz bedeckt ist. Aber wenn es eine schiffbare Rinne in der Bucht gibt, kann diese eine



Sommerbild auf Deck — Gjöahavn 1904

ausgezeichnete Winterstation abgeben, weil das Land ringsum reich an Wild ist.

Von der Schwatkabucht zogen wir in nordnordwestlicher Richtung weiter auf einen hohen, leicht kenntlichen Berggipfel zu, den wir den „Nördlichsten Nordhügel" benannten, und den wir uns als Endziel gesteckt hatten. Der Schnee war jetzt weich, und die Eskimos sanken oft bis an die Kniee ein; ganz besonders abplagen mußte sich

der kleine Dicksack Talurnakto. Ristvedt und ich kamen mit unsern Ski prächtig vorwärts. Auf dem ganzen Wege waren überall Renntier- und Fuchsspuren. Der Bergkamm hatte sich allmählich in seine Sommerpracht gekleidet. Große Strecken waren vom Schnee befreit, und viele kleine Seen waren aufgetaut. Bei dem strahlenden, milden Sonnenschein, der Tag und Nacht glänzte, führte die Vogelwelt: Eidervögel, Enten, Schwäne und Lummen, ein fröhliches Leben, und kleine Vögel zwitscherten um die Wette, so daß es einem manchmal fast zu viel des Guten wurde und man sich nur fragte, zu welcher Tageszeit alle diese Vögel wohl schliefen. Gänse gab es auch die schwere Menge. Aber die Vögel waren sehr wachsam und scheu, deshalb erlegten wir nicht mehr, als wir zur täglichen Nahrung nötig hatten. Der Uhu brachte eines Tages vier Lemminge, auf die wir aber zu Gunsten der Eskimos verzichteten. Diese aßen sie mit Hochgenuß, wie die leckersten Pasteten, erklärten aber, später im Jahre äßen sie die Lemminge nicht mehr gern, weil sie da zu fett seien. Es gab überhaupt eine schwere Menge von diesen Lemmingen oder Wühlmäusen, die um uns her über den Boden huschten. Wenn wir des Abends vor unserm Zelt saßen, machten uns diese komischen kleinen Tiere, die ihre Löcher überall da herum hatten, großen Spaß. Bald schlüpften sie heraus, um sich in der Sonne und Wärme zu bähen, dann verschwanden sie wieder, und wir hörten das Piepen und Geschrei von häuslichen Szenen unter der Erde. Und wiederum tauchten sie auf und entschlossen sich zu einem kleinen Spaziergang. Sie rollten dahin wie kleine Kugeln – sie sind ja ebenso breit und dick, wie sie lang und hoch sind – und ihre Bewegungen und ihr ganzes Gebaren hatte etwas unaussprechlich Komisch-Anmutiges. Wenn sie aber jemand begegneten, einem Hund oder einem Menschen, setzten sie sich entschlossen auf die Hinterbeine und zischten und brummten vor Zorn und Kampflust. Arme kleine Tiere! Sie hatten viele Feinde, und die schlimmsten waren die Eulen. In einem Eulennest fanden wir einmal sechs tote Wühlmäuse – für jeden von unsern Hunden eine. Es gab

eine Menge dieser abscheulichen Raubvögel. Eines Tages hatte Ristvedt eine angeschossen, so daß sie nicht mehr fliegen konnte. Da setzte sie sich auf die Erde nieder und erwartete uns; aber ihre kugelrunden, bösen Augen und ihr häßliches Aussehen schreckten nicht allein uns, sondern auch die Eskimos zurück, und wir schickten ihr daher eine Ladung in den Leib.

Überall sprossen und grünten jetzt Blumen und Kräuter aus der Erde hervor. Millionen von Insekten summten und brummten ringsum und hatten es ganz



Sommer auf King Williams-Land
Kaa-Akkla Amundsen Ristvedt

schwindelnd eilig nach ihrem langen Winterschlaf. Dieses ganze Leben in der Natur machte die schönen, sonnigen Tage doppelt anziehend für uns, und wir liebten unsre Zeltplätze so sehr, daß es uns immer ganz weh tat, wenn wir aufbrechen und fortziehen mußten. Unsre nächste Station war „Nordhögda“. Dieser Berg nahm sich sehr schön aus, mit seinen steilen Abhängen gegen Süden, Westen und Norden, westwärts verlängerte er sich in einen schmalen Felsrücken mit losem Geröll, der auf allen Seiten von kleinen Seen umgeben war. Aber unser schönster Zeltplatz war doch der Wiikgipfel, dort hatte man die herrlichste, weiteste Aussicht. Am Fuß des Hügels lag der

große, fischreiche Ristvedtsee, der nebst einem andern kleinen Ristvedtsee mit dem Ristvedtfluß in Verbindung stand. Der Aufenthalt auf dem Wiikgipfel war der Glanzpunkt dieses Ausfluges. Das täglich strahlend schöne, sonnige Wetter brachte die Temperatur im Beobachtungszelt auf plus fünfundzwanzig Grad Celsius. Ich mußte daher alle Überkleider abwerfen und konnte nur meine intimsten Kleidungsstücke anbehalten. Die Eskimos waren immer unterwegs und brachten reichlichen Vorrat für die Küche mit. Hier auf dem Wiikhügel fanden sie auch eine Anzahl Eier von Eidervögeln, Lummen und Gänsen. Alle diese Eier wurden an Bord gebracht und Lindströms Sammlung einverleibt. Es fiel uns zwar hart, sie auf diese Weise herzugeben, aber da verhältnismäßig nur wenig Eier zu finden waren, gingen die Sammlungen unsern Leckermäulern vor.

Bei der großen Wärme schmeckte uns nach vollendeter Arbeit ein Bad in einem See oder Fluß herrlich. Dann kochte Ristvedt das Abendessen, und wir erfreuten uns der wohlverdienten Ruhe. Eines Abends kam Ristvedt aus dem Eskimozelt herüber und erzählte, er habe eine Einladung zum Abendessen ausgeschlagen. Als Grund gab er an, das ihm angebotne Essen habe selbst seine Grenzen des Eßbaren überschritten, und ich war daher sehr gespannt auf das Rezept. Es war eine neue Art von Blutpudding; Ristvedt war ein großer Freund von Blutpudding, und eine seiner Spezialitäten als Koch war eine Art von Blutklößen, die wirklich vortrefflich schmeckten. Aber nun dieser Eskimoblutpudding . . . .! Nein, den hatte er nicht heruntergebracht. Er hatte gesehen, wie er zubereitet wurde, von dem Augenblick an, wo das Renntier erlegt worden war. Man hatte es sogleich abgezogen und das Blut sorgfältig gesammelt. Ein Teil des noch warmen Bluts wurde dann von den Eskimos getrunken. Hierauf wurde der Magensack herausgenommen. Von dessen Inhalt versahen sich die Eskimos, indem sie mit den Händen schöpften. Als der Magen halb leer war, schütteten sie das Blut hinein und rührten mit einem Schenkelknochen darin herum. Der auf

11*

diese Weise entstandne Brei war dann der Blutpudding à la Eskimo, — den selbst Ristvedt ausgeschlagen hatte. Nachdem die eine Hälfte des noch frischen Puddings verzehrt war, banden sie den Magensack zu, legten ihn an einen Ort, wo die Sonne ordentlich darauf brennen konnte, und deckten ihn mit einem flachen Stein zu. Hier lag er nun und „reifte“ bis weit in den Winter hinein, wo er dann fertig war und zu einer Mahlzeit verwendet wurde.

Am Wiikhügel machten wir einen interessanten Fund: ein Walfischskelett, dessen Rückenwirbel aus der Erde herausragten.

An demselben Tag, wo wir von dort aufbrachen, fing es zu regnen an, und in der Tat war der Sommer zu Ende. Während der ganzen folgenden Zeit hatten wir windiges, unfreundliches Wetter. An der nächsten Station — Adolf Schmidt-Hügel oder Sankt Hans-Hügel, wie er gewöhnlich genannt wird — mußte mich mein guter Assistent verlassen und an Bord zurückkehren, um den Motor instand zu setzen. Man wußte ja nie, was geschehen könnte, und wir mußten mit allen Eventualitäten rechnen. Während der ganzen Zeit, die wir im Eise lagen, hatten wir die Segel angeschlagen, was sich als die beste Art erwies, sie in gutem Zustand zu erhalten.

Ich befand mich jetzt nur eine Seemeile vom Hafen entfernt und machte in meinen Mußestunden öfters einen Besuch an Bord. Da war alles in Ordnung. Der Leutnant war mit seiner Dreieckvermessung an der Basisstation fertig, Lund und Hansen hatten die Aufsicht und Instandhaltung des Schiffes unter sich, und sie putzten es und hielten es so rein wie ein Schmuckkästchen. Wiik besorgte gewissenhaft die magnetischen Beobachtungen. Nachdem das Kartenzeichnen beendigt war, bot sich der Leutnant zur Vermehrung unsrer zoologischen Sammlungen an. Wir interessierten uns alle sehr für diese Sammlungen und brachten eine Menge Sachen zusammen; auch die Eskimos waren uns bei der Vervollständigung behilflich. Lindström setzte Prämien aus, die wesentlich aus alten Unterkleidern bestanden, und der Sammeleifer der Eskimos erhitzte sich

dadurch bedeutend. Später trafen wir ringsum auf King Williams-Land Eskimos, die in Lindströms abgetragnen Unterhosen und ähnlichen Kleidungsstücken umherstolzierten. Er war überhaupt unermüdlich für seine Sammlungen besorgt; alles, was da lebte und webte, sollte darin vorhanden sein. Auch die spezielle Art Kopfläuse, deren die Eskimos sich erfreuten, mußte herbeigeschafft werden; und Lindström setzte deshalb auch auf diese Tiere eine Prämie. Im Anfang war die Zufuhr davon sehr spärlich; aber als die Eskimos erkannten, daß es ein ernsthaftes, reelles Geschäft sein sollte, kamen sie täglich scharenweise mit Läusen zu Lindström. Seine anfängliche Freude verwandelte sich bald in Verzweiflung, und es kostete ihm die größte Mühe, diesem Handel einen Riegel vorzuschieben und sich die Läuse vom Leibe zu halten. Aber da hatte er auch genug von allen Arten, sämtliche zoologische Sammlungen von ganz Europa reichlich damit zu versorgen.

Auf dem großen See schmolz das Eis nun allmählich, und die Eskimos fischten häufig Forellen, die sie uns brachten. Auch das Eis in dem Hafen war von Fischern belebt. Wir engagierten einen festen Lieferanten, der uns kleine frische Dorsche herbeischaffte, sobald wir es wünschten. Meistens aßen wir sie gebraten zum Abendessen. Zum Frühstück war Renntierbeefsteak das stehende Gericht. Im ganzen herrschte rings um uns her ein höchst vergnügliches Leben. Kleine Jungen von fünf bis sechs Jahren saßen oft die ganze Nacht hindurch bei ihren Angeln und brachten dann einen guten Fang heim – oft mehr, als sie selber wogen. An den Seen fischten die größern Burschen und die erwachsnen Männer. Sie fischten in dem schmalen Wasserstreifen dicht unter Land, wo das Wasser so klar war, daß man alle Bewegungen der Fische mit den Augen verfolgen konnte.

Unter diesen Verhältnissen lebten Menschen und Tiere und Eskimos in Beziehung auf Essen und Trinken herrlich und in Freuden. Aber so viel wurde uns bald klar: die Eskimos führen ein Leben, das sie dazu erzieht, nichts, was nur immer eßbar genannt werden kann, verloren gehen zu

lassen, wie auch ihre Begriffe darüber, was eßbar ist, viel weitherziger sind als die unsern. Als wir auf dem Adolf-Schmidt-Hügel unsre Station aufgeschlagen hatten, saß eines Morgens der alte Eldro oder Präderik, wie er sich zu nennen beliebte – es sollte Friedrich bedeuten –, vor meinem Zelt und hatte etwas auf dem Herzen. Er schwatzte eine Menge Zeug, von dem ich nicht ein Wort verstand. Während wir uns nämlich im Lauf der Zeit und durch das Zusammensein unsre eigne Sprache, eine Art Norwegisch-Eskimoisch, geschaffen hatten, so daß wir die Leute verstanden und auch von den jüngern, gelehrigeren leicht verstanden wurden, sprach Eldro, wie viele von den andern ältern Leuten, nur die reine Eskimosprache. Aber er schwatzte so lange weiter, bis ich verstand, daß er um die Erlaubnis bat, etwas an sich zu nehmen, was drunten am Hügel lag und mir gehörte. Ich dachte, es werde ein Stück weggeworfnes Holz oder Blech sein, und bewilligte sein Verlangen, worauf er sich freudestrahlend und mit Danksagungen zurückzog. Nachher ging ich den Hügel hinunter und sah da den alten Eldro eifrig beschäftigt am Abhang sitzen. Ich näherte mich neugierig und fand ihn damit beschäftigt, den Inhalt eines alten Renntiermagens, der seit dem letzten Herbst dagelegen hatte, sorgfältig zusammenzulesen. Meine Hunde waren auch vorher dort gewesen; sie hatten an der Schweinerei geschnuppert, das Hinterbein aufgehoben und das Zeug liegen lassen. Eldro aber lächelte holdselig über seinen unerwarteten Morgenfang und sagte, seine Frau werde über die Vermehrung ihrer Eßvorräte entzückt sein. Ich ließ eine Bemerkung fallen, er solle dessen nicht so ganz gewiß sein, die Damen seien manchmal unberechenbar. Aber am nächsten Tage kam der alte Gentleman und verehrte mir mit einem Gruß und vielem Dank von der Gattin ein Dutzend feine Forellen.

Nachdem wir noch zwei Stationen gemacht hatten, eine auf dem Sonntagshügel und eine andre auf dem Schwanenhügel, schloß ich für diesen Sommer die Expedition ab; das Land hatte jetzt nur noch wenig Schnee, und das Vorwärtskommen mit den Schlitten war äußerst beschwerlich. Am achtundzwanzigsten Juli war ich wieder an Bord.

Am Abend vorher hatte sich auf der Station ein sehr unheimlicher Vorfall ereignet. Umiktuallu, der oben genannte ältere Bruder des Uhu, wohnte mit seiner Frau, drei Kindern und einem Pflegesohn in einem nur wenige Schritte von dem „Magnet“ entfernten Zelt. Er besaß einen alten Vorderlader, den er sich von einem andern Eskimo erhandelt hatte. Kugeln, Pulver und Zündhütchen hatte er sich von uns verschafft. Das Gewehr war meist geladen aufgehängt, und das war ja nicht sehr gefährlich. Aber trotz unsrer beständigen Warnungen ließ er auch das Zündhütchen auf dem Hahne sitzen. An dem besprochnen Abend war er mit seiner Frau bei einer andern Familie zu Besuch; der Pflegesohn und der älteste rechte Sohn nahmen die Flinte herunter und spielten damit. Da geschah, was so oft geschieht, wenn Kinder unbefugt mit Schießgewehren spielen, aber von deren Gefährlichkeit und dem rechten Gebrauch nicht genau unterrichtet sind, – der Schuß ging los, und Umiktuallus siebenjähriges Söhnchen fiel tot zu Boden. Der Vater hörte den Schuß und eilte herbei. Beim Anblick seines toten Sohnes und des andern, des Pflegesohnes, der noch mit der rauchenden Waffe dasaß, wurde der Vater von dem Wahnsinn der Verzweiflung befallen. Er ergriff den entsetzten Jungen, trug ihn zum Zelt hinaus und stieß ihm dreimal sein Messer ins Herz. Dann schleuderte er die Leiche mit einem Fußtritt weg. Wiik war vom „Magnet“ aus Zeuge dieses grausigen Auftritts. Der siebenjährige Junge war ein ungewöhnlich aufgeweckter und tüchtiger kleiner Bursche gewesen, schon ein ganzer Jäger, der mit seinem Bogen und seinen Pfeilen das Haus mit Wild versorgte. Umiktuallu liebte ihn leidenschaftlich und war sehr stolz auf ihn . . . . . In der Nacht wurden die beiden Jungen begraben, ohne daß wir erfuhren, wo. Nachdem Umiktuallu sich etwas beruhigt und nachgedacht hatte, wurde er von Gewissensbissen und Reue ergriffen. Und als ich am nächsten Abend im Lager eintraf, war er mit seiner Familie aufs Festland hinüber ausgerückt.

– – Ich fand an Bord wie gewöhnlich alles in schönster Ordnung, und so schlug ich mein Beobachtungszelt in



Umiktuallu ersticht seinen Pflegesohn

Ogchjoktu auf, um meine Magnete bei der Station durchzugehen.

Das Eis in der Simpsonstraße draußen nahm nun allmählich jene hell blaugrüne Farbe an, die sich einstellt, wenn das Eis an der Oberfläche schmilzt. Nun dauerte es wahrscheinlich nicht mehr lange, bis es aufging. Die Eskimos behaupteten, es gehe jedes Jahr auf, aber sie gaben mir auch zu verstehen, daß der Sommer 1903, in dem wir ankamen, ein ganz ungewöhnlicher Eissommer gewesen sei, und daß ich keine Wiederholung davon erwarten dürfe.

Mittlerweile hatten wir jedoch die schönsten Aussichten. Der Frühling und der Frühsommer waren mit ihren langen milden Abenden, wo wir uns an dem Erwachen der Natur erfreuten, wunderbar schön. Eine Plage hatten wir allerdings, und die war in der Tat schlimm: die Mückenplage. Diese Tiere machten uns den Aufenthalt im Freien beinahe unerträglich; wir fochten und kämpften mit den Mückenschwärmen wie mit Scharen rasender Banditen. Sie verfolgten uns sogar an Bord; und um wenigstens bei Nacht Ruhe vor ihnen zu haben, mußten wir alle Fenster mit Fliegenflor überziehen. Mir selbst taten die Mückenstiche nicht viel, aber andre von uns waren viel empfänglicher für das Gift, zum Beispiel der arme Lund! Bei diesem schwollen die Stiche ganz schrecklich an und entzündeten sich, so daß er uns jeden Morgen mit seinem jämmerlich zerstochnen und zerschundnen Gesicht neue Überraschungen bereitete.

In einem der vielen Gewässer hatten wir unsre Fischnetze ausgeworfen und waren daher gewöhnlich mit Forellen versehen. Die Netze wurden abwechslungsweise von uns versorgt, und es war ein beständiger Wettstreit, wer die größte Anzahl Fische an Bord brachte. Nun waren Lund und Ristvedt eines Tages am Wasser und zogen nur zwei Beutestücke heraus – eine große und eine ganz kleine Forelle. Gar langsam gingen sie heimwärts, wohl wissend, daß nun der ganze Hohn und Spott, den die Gjöa zur Verfügung hatte, auf sie ausgegossen würde. Aber plötzlich unterbrach Lund das nachdenkliche Schweigen und sagte: – „Lindström!“ –

„Ja! – ha!“ ruft Ristvedt. „Er muß dran glauben!“

Mehr wurde nicht zwischen ihnen gesprochen; sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her und sannen beide über den durch die obengenannte Rede und Gegenrede angeregten Gedanken nach, nämlich wie sie den Spott und Hohn auf unsern wohlbeleibten Koch hinüberleiten könnten. Und als sie an der Gjöa ankamen, war der Plan fertig.

Es war nachmittags drei Uhr, und der Koch hielt gerade sein behagliches Mittagsschläfchen, da kamen die zwei Fischer zu ihm hineingestürzt.

„Lindström! Lindström – hallo – Lindström!“

Lindström fuhr in seiner Koje auf und steckte den Kopf zwischen den Vorhängen heraus.

„Was ist los?“

„Wir waren bei den Netzen,“ begann Lund. – Da Lindström sich Ristvedt gegenüber nie so ganz sicher fühlte, war Lund zum Wortführer ernannt worden, damit kein Mißtrauen erweckt würde. – „Und da haben wir zwischen allen andern Fischen einen Fang gemacht, den du jedenfalls gern für deine Sammlung hättest.“

Lund und Ristvedt standen vor ihm, jeder einen sorgfältig in Papier eingeschlagnen Fisch im Arm, wie wenn es lebendige Menschenkinder wären. Vorsichtig wickelten sie sie aus und zeigten sie Lindström mit Stolz.

„Sieh hier,“ fuhr Lund fort, „das ist die Mutter, und das ist ihr Junges.“

Die Spitzbuben kannten Lindström, und das Thema Mutter und Kind war eines von denen, auf die er als Zoologe am meisten Wert legte.

„Nein wirklich!“ sagte er begehrlich, und sein rundes Gesicht leuchtete bei dem Gedanken, was wohl Professor Collet sagen würde, wenn er mit Mutter und Kind von einer Fischfamilie ankomme. Er setzte sich in seiner Koje ganz auf und ergriff den kleinen Fisch. Ein blitzschneller, mißtrauisch prüfender Blick auf die beiden freundlichen Fischer beruhigte ihn vollständig, und mit der sachkundigen Miene, die er immer aufsetzte, wenn es sich um seine

Sammlungen handelte, gab er sich der Betrachtung des Exemplars hin. Eine Anzahl zoologischer Weisheitsworte war mehr an sich selbst als an die andern gerichtet, und nachdem die vorläufige Untersuchung beendet war, sprach er seine Erkenntlichkeit für die Gabe aus.

„Ei der Tausend, das ist ja sehr merkwürdig! Dieser hier — das muß ein vorjähriges Junges sein — sie folgen also der Mutter in dem ersten Jahr ihres ....“

In Gedanken schien er diese seine Theorie schon vorgebracht und mit dem Beweis, den er in seiner Hand hielt, belegt zu haben. Aber das schadenfrohe Gebrülle, das die beiden andern jetzt ausstießen, überzeugte ihn leider, daß jedenfalls Lund und Ristvedt seiner Hypothese nicht beistimmten. Sie hatten ihre Absicht glänzend erreicht, und Lindström war und blieb der Sündenbock des Tages.



Adolf Lindström mit Fischen
auf King Williams-Land — Herbst 1904

Jetzt hatten uns die meisten Eskimos verlassen, um sich an ihre Sommerplätze zu begeben und dort der Renntierjagd und dem Fischfang obzuliegen. Nur



Geschlossenes Netschjilligrab

drei Familien, die auf King Williams-Land nordwärts ziehen wollten, waren noch zurückgeblieben. Außerdem behielten wir den Uhu mit Mutter und Frau bei uns, sowie Talurnakto, weil diese mich begleiten sollten, wenn ich, sobald das offne Wasser am Land mit einem Boot beschiffbar wäre, meine unterbrochene Beobachtungsreise wieder aufnehmen wollte.

Mehrere Tage lang suchten wir nach den Leichen der beiden toten Eskimojungen, da wir sehr gerne gesehen hätten, in welcher Art sie bestattet worden waren. Schließlich fanden wir sie. Jeder lag in seiner eignen, von kleinen Steinen umgebenen Grabkammer am Hügelabhang, nicht weit vom Magnet entfernt. Der Sohn war sorgfältig in Renntierfell eingenäht, und man hatte ihm seinen Bogen nebst Pfeilen, seinen Trinkbecher, seine Fausthandschuhe und so weiter mitgegeben, während der Pflegesohn viel gleichgültiger behandelt worden war. Sein Kopf war fast unbedeckt, und an Gegenständen fanden sich bei ihm nur ein Paar alte vertragne Handschuhe. Die Insekten hatten schon

ihre Arbeit an ihm begonnen, und im Lauf des Winters kam dann wohl der Fuchs, sie zu vollenden. Als ich den Ort im nächsten Jahre wieder aufsuchte, wimmelte es in beiden Grabkammern von kleinen Würmern.

Leutnant Hansen benutzte jetzt die günstige Jahreszeit, seine Photographien regelrecht zu entwickeln. Jetzt hatte er ja genug von dem früher so kostbaren Wasser; er richtete sich in einer von unsern Wasserrinnen einen regulierbaren Wasserzu- und -abfluß ein und betrieb dort seine kunstvollen Auswaschungen, wo er nach Herzenslust planschen und plätschern konnte.

Am ersten August machte ich mich wieder auf meine geplante Beobachtungsreise rings um die Station. Sie wurde jetzt zu Wasser ausgeführt, und zwar mit einer ganzen kleinen Flotte. Einer unsrer kleinen eichenen Prahme war das Flaggschiff, in dem ich selbst an den Rudern saß. Anana und Kabloka saßen auf der Achterbank. Unser ganzer



Offenes Netschjilligrab
(Darin der von Umiktuallu ermordete Knabe)

Proviant war auch in diesem Boot, Talurnakto ruderte eines von unsern Segeltuchbooten, und der Uhu war in seinem eignen Kajak. Die Kajaks der Netchjillieskimos sind im Vergleich zu denen, die wir bei den grönländischen Eskimos gesehen hatten, plump und häßlich. Aber die Grönländer sind auch in ganz andrer Ausdehnung auf ihre Kajaks als Beförderungsmittel angewiesen. Unser Ziel war der Helmer Hansen-Hügel, der nur fünf Seemeilen entfernt lag; wir hatten also keinen weiten Weg vor uns. Die Mücken plagten uns entsetzlich, bis wir eine Strecke weit auf das



Bootexpedition zur Erforschung der magnetischen Verhältnisse auf King Williams-Land
Amundsen Talurnakto Der „Uhu"

Wasser hinausgekommen waren; da ließen sie uns in Frieden. Als sich aber das Wetter nach dem Regen am Morgen im Laufe des Tages aufhellte, und die Sonne heiß und stechend hervorbrach, hatten wir nachmittags das ausgesuchteste Mückenwetter. Der halbstündige Weg vom Ufer bis zu der Warte wurde eine wahre Hölle für uns. Wir gingen durch Mückenschwärme hindurch, und da wir die Hände nicht frei hatten, weil wir beladen waren, konnten wir uns nicht wehren; sobald wir den Mund öffneten, um ein Wort zu sagen, hatten wir ihn voll Mücken. Beinahe wären wir verzweifelt wieder umgekehrt, aber wir kämpften uns

doch durch. Und als endlich die Zelte aufgeschlagen waren, fanden wir Schutz vor den Millionen von Plagegeistern.

Mein Aufenthalt auf dem Hansen-Hügel gestaltete sich recht behaglich; die Landschaft war schön, und man hatte eine weite Aussicht. Das offne Wasser erstreckte sich genau bis hierher, westwärts reichte das Eis noch dicht ans Ufer heran. Gegen Osten sah man über eine große Bucht gerade nach Ogchjoktu hinein. Südlich war eine weite Aussicht auf die Simpsonstraße, und im Westen und Norden lagen die unendlichen Moosebenen auf King Williams-Land, wo landeinwärts See an See glitzerte. Tausende von Vögeln flogen umher, da und dort weidete ein einsames Renntier.

Wegen der Mücken konnte ich nur abends und morgens arbeiten, die Freizeit verbrachte ich in behaglichem Verkehr mit den Eskimos, die ich jetzt ja recht gut kannte. Der Uhu und Talurnakto waren meistens auf der Renntierjagd, und Kabloka begleitete sie häufig, um beim Herbeischaffen des erlegten Wilds zu helfen. Die alte Anana dagegen hielt sich bei den Zelten auf und holte nur ab und zu Heidekraut als Brennmaterial. Sie half mir auch in der Haushaltung. Ihre hauptsächlichste Arbeit war das Reinigen des Fleisches, das die Eskimos sehr nachlässig behandelten. Sie luden es ab und ließen es liegen, wohin es gerade fiel; dadurch wurde es von Renntierhaaren, Erde und kleinen Steinen verunreinigt. Ananas Reinigung bestand nun freilich wesentlich im Ablecken des Fleisches. Sie glaubte offenbar, es sei nichts als Bescheidenheit von mir, wenn ich mir Mühe gab, sie von dieser Tätigkeit abzubringen.

Wenn wir ab und zu in einer Mußestunde alle versammelt waren, lud ich meine Freunde zu mir in mein Zelt ein und bewirtete sie mit Schokolade und Hartbrot. Von allem Trinkbaren war Schokolade das beste, was sie kannten. Sie grinsten über das ganze Gesicht, wenn ich das Wort Schokolade nur aussprach. Bei diesen kleinen Bewirtungen forschte und fragte ich sie nach allem möglichen über ihr Leben und ihre Denkart aus. Auch

von der Sprache versuchte ich etwas mehr zu erlernen. Der Uhu konnte als ernster Pädagoge auftreten; es interessierte ihn mächtig, wenn ich wissen wollte, wie dies und jenes heiße. Aber Talurnakto war nicht zu gebrauchen. Er lachte bloß und faßte alles als Scherz auf. Mit Eßgeräten war ich nicht reichlich ausgestattet, und ich sagte ihnen, sie müßten sehen, wie sie für sich selbst sorgten. Das taten sie denn auch und zeigten sich dabei sehr praktisch und erfinderisch. Eines Abends, als wir eben beim Essen beieinander saßen, wurde Talurnakto plötzlich von einem heftigen Jucken im Rücken befallen. Mit seinen kurzen Armen konnte er die Stelle nicht erreichen, und rasch entschlossen ergriff er meinen Löffel, den ich einen Augenblick weggelegt hatte, schob ihn den Rücken hinunter und kratzte drauf los . . .

Als ich mit meinen Beobachtungen so ziemlich fertig war, kamen der Leutnant und Helmer Hansen mit dem Dorry[1]), den sie zu einer langen Fahrt nach Kap Crozier, der südwestlichen Spitze von King Williams-Land, ausgerüstet hatten. Sie wollten dort ein Depot für die zum Frühling 1905 geplante Schlittenfahrt nach der Ostküste des Viktoria-Landes anlegen. Zugleich wollten sie die engste Stelle der Simpsonstraße zwischen der Insel Eta und dem Festland mit dem Lot messen. Sie waren für einen Monat ausgerüstet und also, mit den Vorräten für das Depot, tüchtig beladen. Die Entfernung zwischen dem Kap Crozier und Ogchjoktu beträgt hundert Seemeilen. Das Eis, das bis jetzt bis dicht an Land reichte, war durch einen starken Nordwind seewärts getrieben worden, so daß sie genügend offnes Wasser zum Vorwärtskommen hatten. Sie blieben die Nacht über bei uns, um am folgenden Tage mit uns aufzubrechen, da ich nach Kaa-aak-ka, meiner nächsten Station, weiterreisen wollte.

An demselben Nachmittag versuchte ich meine erste Fahrt im Kajak. Ich hatte mir einen dazu geeigneten kleinen

[1]) Kleines amerikanisches Boot von der Art, wie sie in der Hudsonbay gebraucht werden. (Anm. d. Ü.)



G. Hansen und H. Hansen auf einer Bootreise

Teich als Übungsplatz ausersehen. Im Anfang ging es ausgezeichnet. Aber meine Kameraden, die dicht daneben eine Warte bauten, riefen mir alles andre als bewundernde Schmeicheleien zu. Ergeben wendete ich mich um und wollte ihnen eben mitteilen, daß ich doch wirklich geniale Anlagen zum Kajak fahren entwickle, — da kenterte der Kajak mitsamt seinem Insassen. Das Wasser war ganz seicht, ich konnte den Grund mit den Armen erreichen — aber der Kajak war voll Wasser, und ich selbst wurde bis auf die Haut naß. Die andern mußten mich an Land ziehn, und ich ging nicht gerade in einem Triumphzug ins Zelt, meine Kleidung zu wechseln.

Am nächsten Morgen ging es mit dem Dorry westwärts. Der Wind war gut, wir brauchten also nicht zu rudern. Anana, die nicht gerade ein Held auf dem Wasser war, zog es vor, zu Lande nachzufolgen; der Uhu fuhr in seinem eignen Kajak.

Kaa-aak-ka strahlte in voller Sommerpracht; ein bunter Teppich von vielfarbigen Blumen bedeckte alle Hügel. Aber

das Eis schwamm wieder ans Land heran und verhinderte das weitere Vordringen mit dem Dorry. Der Leutnant und Hansen waren dadurch gezwungen, uns während meines ganzen Aufenthalts hier Gesellschaft zu leisten. Die Eskimos gingen mit gutem Erfolg auf die Jagd; unter anderm kamen sie eines Tages mit nicht weniger als dreizehn Gänsen zurück, die sie mit Steinen totgeworfen hatten.

Am elften August war ich mit allen meinen Stationen fertig. Ich verabschiedete mich von meinen Kameraden, die das Eis immer noch festhielt, und schlug den Weg nach Ogchjoktu ein. Die zehn Seemeilen wurden in drei Stunden rudernd zurückgelegt, was eine gute Leistung war, da wir stark geladen hatten und immer wieder durch Eis am Vorwärtskommen gehindert wurden.

An Bord wurden wir über die Maßen gut empfangen, nicht zum wenigsten, weil wir einen ordentlichen Vorrat von Renntierfleisch und Gänsen mitbrachten.

Es war nun still im Gjöahafen. Alle Eskimos hatten uns verlassen, und seit langer Zeit waren wir zum erstenmal allein. Der Sommer ist nicht besonders zuverlässig in diesen nördlichen Gegenden; am sechzehnten August begann es zu regnen, wir hatten nur noch drei Grad Celsius in der Kajüte und mußten also heizen.

Aus unsern leeren Petroleumfässern hatten Lund und Hansen ein Hotel erster Klasse für die Hunde aufgeführt. Diese hausten da viel behaglicher als in der alten Schneehütte. Für den Augenblick lagen sie alle angebunden im Sande und langweilten sich erbärmlich. Der Müßiggang schmeckte ihnen nach wenigen Tagen auch nicht mehr, und ich beschloß daher, einen längst überlegten Plan auszuführen. Da ich bei meinen Beobachtungen an der Küste von Boothia Felix in ein und demselben Frühling einige Abweichungen zu bemerken geglaubt hatte, beschloß ich, eine Station so weit nördlich anzulegen, wie ich auf der Ostküste von King Williams-Land vordringen konnte. Dort wollte ich also jetzt für eine Schlittenfahrt im Herbst ein Depot anlegen – solange das Wasser noch offen war. Die Fahrzeuge, die zu meiner Verfügung standen, waren zwar

nicht besonders geeignet für eine längere Seereise; aber wenn man sich unter Land hielt, konnte es schon gehen. Ich wählte einen von unsern beiden Prahmen, den Lund im Anfang des Sommers mit einem Kiel versehen hatte.

Die Eisverhältnisse waren indes recht unangenehm. Das Eis lag dicht an der Von Betzold-Spitze, und ehe es sich verzogen hatte, konnte von der Reise keine Rede sein. Am zwanzigsten August war ich aber doch des Wartens überdrüssig und machte mich mit Talurnakto als einzigem Begleiter auf den Weg, um zu sehen, ob man sich nach der andern Seite an die Spitze hindurchzwängen und dann weiterkommen könnte. Es war windstill, und wir mußten rudern, kamen aber nicht gut vom Fleck. Talurnakto war des Ruderns mit zwei Riemen ganz ungewohnt und konnte um keinen Preis im Takt bleiben — er stieß immer an meine Riemen, und seine Arbeit diente mehr zum Nachteil als zum Vorteil. Der flache Prahm drehte sich in einem fort im Kreis herum und deutete mit der Nase immer wieder heimwärts. Von der Gjöa aus beobachteten sie unsre merkwürdigen Manöver und bereiteten sich schon auf unsre baldige Rückkehr vor. Aber plötzlich schien Talurnakto das Geheimnis des Ruderns im Takt aufzugehen, und er ruderte wie ein gelernter Seemann. Er saß auf der vordern Bank, ich auf dem Achterbrett. Jetzt ging es mit Windeseile, und bald waren wir an der Betzold-Spitze. Hier aber war das Eis ganz undurchdringlich, und ebenso nach Osten die ganze Küste entlang. Wir brachten daher unsre Ladung an Land, zogen den Prahm ans Ufer und stülpten ihn um. Dann kehrten wir zu Fuß zurück.

Jetzt kam eine lange widerwärtige Zeit. Jeden Tag wanderte ich nach der Landspitze hinaus, die Eisverhältnisse zu prüfen. Aber erst am neunundzwanzigsten August trennte sich bei einem Seewind das Eis vom Lande, und wir konnten wieder an die Reise denken. Wir brachten den Prahm ins offne Wasser und beluden ihn. Aus Norden wehte eine frische Brise, und in der Schwatkabucht war hoher Seegang. Um genügend tiefes Wasser zu erreichen, mußten wir, ehe wir den Kurs auf Point Luigi d'Abbruzzi richten

12*

konnten, zuerst am Strand entlang gegen den Wind rudern. Das war eine harte Arbeit von gut zwei Stunden, und wir ruderten, daß der Schweiß an uns herunterlief. Schließlich setzten wir Segel und segelten quer über die Bucht. Die Wellen schlugen unaufhörlich über den Bootrand. Das war Talurnaktos erste Segelfahrt, und sie gefiel ihm nur mäßig. Aber wir kamen wenigstens ohne einen andern Schaden, als daß wir tropfnaß wurden, über die Bucht hinüber. Wir segelten um die Spitze herum und auf der andern Seite noch ein Stück an Land hin gegen Abva (Mount Matheson). Das erste, woran wir hier gehen mußten, war das Trocknen unsrer Anzüge. Die Behandlung von Fellkleidern verlangt die allergrößte Vorsicht, damit sie keine Risse bekommen, und in diesem Stück ist der Eskimo mit seiner lebenslänglichen Erfahrung ein wahrer Meister. Das Zelt wurde auf einem kleinen Moosplatz am Ufer errichtet.

Talurnakto behandelte den Primusapparat mit Sachkenntnis. Aber seine Beteiligung an der Haushaltungsarbeit mußte darauf beschränkt werden, was er unter meiner strengsten Aufsicht ausführen konnte, denn man war nie sicher, auf was für Schweinereien er verfallen könnte. Sein Anzug war großartig. Zu unterst trug er ein blaues Trikothemd, darüber ein Jägerhemd, und oben darauf einen Unter-Anorack. Seine Beine staken in englischen Lederhosen. Es waren lauter alte, abgelegte Sachen aus Lindströms Garderobe.

„Ich werde sie im Winter flicken," sagte Talurnakto, und ließ indessen die Fetzen ruhig herunterhängen. Auf dem Kopf trug er eine alte Sportmütze, auf der als Schmuck ein schmutziger Lappen saß. Er war im ganzen ein rechter Schmutzfink und immer in strahlendster Laune. Er rauchte und kaute Tabak und tat alles, was in seinen Kräften stand, um sich wie ein weißer Mann zu benehmen. Sein größter Stolz waren sechs halbzolllange Haare, die ihm unter der Nase hervorsprossen, und von Männern ohne Bart sprach er mit tiefer Verachtung. Stark war er wie ein Bär, und mit seinem fröhlichen Diensteifer stellte er

eine ausgezeichnete Hilfe für mich dar. Weit gereist war er auch. Unter anderm war er in Eivili (an der Repulse Bay, einem Arm der Hudsonbay) gewesen; und er erzählte gern davon, wie viele Kämpfe er dort mit den Moschusochsen bestanden habe. Die Eskimos schießen mit Pfeilen auf diese Tiere, um sie aufzureizen. Wenn die Ochsen wütend sind, fahren sie auf die Jäger los, die sie dann mit ihren Spießen totstechen — mit andern Worten, ein regelrechtes spanisches Stiergefecht . . . .

Ehe ich mit Talurnakto auf so vertrautem Fuß stand, daß ich ihm jeden Augenblick gebieten konnte, den Mund zu halten, plagte er mich grenzenlos mit seinem ewigen „Gesang"; ich habe überhaupt keine musikalischen Eskimos getroffen. Aber Unterschiede gab es trotzdem auch da. Die meisten konnten vier verschiedne Töne hervorbringen. Aber Talurnakto summte einen einzigen Ton — unaufhörlich denselben — wie eine Hummel nachts im Schlafzimmer. Wir waren sehr gute Freunde, und er setzte seine Ehre darein, mich in allem nachzuahmen. So gab er sich auch redlich Mühe, das Besteck zu benützen, das ich für ihn mitgenommen hatte. Wenn er sah, daß ich meine Tasse nach der Benützung abtrocknete, tat er dasselbe. Aber sein Gerät war die Zunge; mit der leckte er darauf los, und schließlich gebrauchte er sein Jägerhemd als Abwischtuch.

Am nächsten Morgen um acht Uhr zogen wir weiter. Es blies noch immer tüchtig aus Norden. Nach mehrstündigem Rudern erreichten wir eine große Bucht, die sich von Westen nach Osten erstreckte. Wir machten wiederholte Versuche, darüber wegzukommen, aber die Wellen schlugen in den Prahm, und wir mußten, so ungern wir es taten, die Fahrt aufgeben und an Land kriechen. Um das windstille Wetter zu benützen, brachen wir am nächsten Morgen schon um halb fünf Uhr auf. Schnell war die Bucht durchquert, und wir befanden uns nun auf der Nordseite von Abva. Hier reichte das Eis wieder bis dicht an Land heran, aber wir zwängten uns doch durch; so seicht war es überdies, daß wir ein Mal ums andre mit dem

Bootshaken nachhelfen mußten. Das Land war öde und unfruchtbar, mit Sand und Steinen bedeckt, und als wir beim Einbruch der Dunkelheit wegen des Eises anhalten mußten, fanden wir nicht einen einzigen genügend großen Moosfleck, daß wir unser Zelt darauf hätten errichten können. Dreißig Meter vom Ufer entfernt und in einer Höhe von fünfzehn Metern fand ich das Skelett eines Walfisches. An diesem Punkt stieß ich auch auf das erste Stück Treibholz, das ich auf King Williams-Land entdecken konnte.

Ein trauriger Anblick bot sich am nächsten Morgen meinen Augen dar. Die ganze Küste war mit Eis blockiert; es blieb uns nichts übrig, als da zu bleiben, wo wir waren. Ich benützte die Zeit dazu, das Land in Augenschein zu nehmen. Nordwärts hatten wir eine große Bucht, die nach Mc. Clintock die La Trobebucht sein mußte. Der ganze südliche Strand war sandig und kahl. Erst ein paar Seemeilen landeinwärts zeigte sich wieder Renntiermoos.

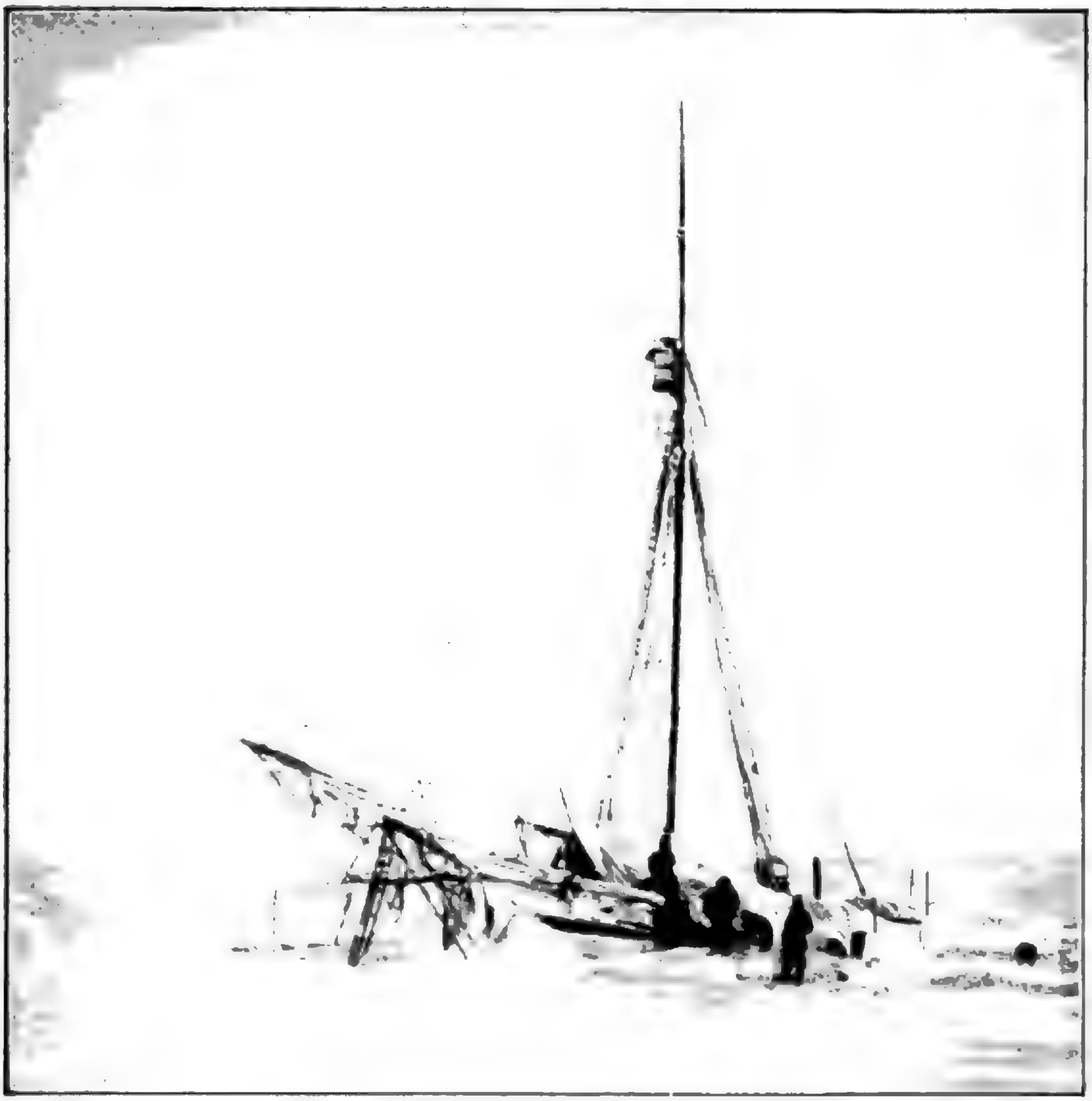
Zwei Tage und Nächte mußten wir da liegen bleiben. Und als wir am dritten Morgen weiterfuhren, war das Vergnügen nicht von langer Dauer. Ein paar Seemeilen waren wir in der La Trobebucht vorwärts gekommen, als uns das Eis den Weg vollständig versperrte. Da lagen wir nun auf demselben Platz bis zum sechzehnten September und bewachten das Eis. Es war windig und schneite, und in keiner Richtung war irgend etwas zu sehen. Der Sommer war vorbei, das war nun klar. Einen dieser langweiligen Wartetage probierten wir es mit der Jagd, und wir erlegten eine Renntierkuh und ein Kalb. Dieses Jagdglück stieg dem guten Talurnakto vollständig in den Kopf, wahrscheinlich weil er sich nun so lange schon schändlich gelangweilt hatte. Auf dem Rückweg fing er zu tanzen an, und er hüpfte auf einem Bein wie ein Verrückter. Auch die kleinen Seen waren mit Eis bedeckt; mitten auf einem von ihnen verlor seine dicke Person das Gleichgewicht, und er setzte sich platt auf das Eis, das aber so dünn war, daß er einbrach und festsaß. Ich lachte, daß mir die Tränen herunterliefen, aber er arbeitete sich los und lief eilig davon und

versuchte durch allerlei Sprünge und Bewegungen sein Hinterteil vor dem Erfrieren zu bewahren.

Die Bootfahrt war also vollständig mißglückt. Ob wir an der Stelle, wo wir uns jetzt befanden, oder in unserm eignen Gjöahafen ein Depot anlegten, kam wahrscheinlich ganz auf dasselbe heraus. Wir legten also so viel, wie wir zu tragen vermochten, auf die Seite und mauerten das übrige mit Steinen ein, stülpten den Prahm darüber und machten uns auf den Rückweg nach Ogchjoktu. In gerader Linie hätten wir fünfundzwanzig Seemeilen zu gehen gehabt. Wenn wir aber alle Ecken und Winkel rechneten, dann hatten wir mit dem Boot über fünfzig Seemeilen zurückgelegt. Wir brauchten drei Tage, um ganz in die Schwatkabucht hineinzukommen. Aber wir mußten öfters hin und her gehen. Hier stellten wir das Zelt auf und ließen es stehen, als wir am nächsten Tage nach der Gjöa gingen. Wir wollten später in der Bucht auf die Renntierjagd gehen und ließen deshalb auch unsre Vorräte zurück. Das Eis begann fest zu werden, aber es war noch nicht stark genug, uns zu tragen.

In Ogchjoktu war alles wohlauf. Am neunten September waren der Leutnant und Hansen von ihrem langen Ausflug wohlverrichteter Sache zurückgekehrt. Sie hatten ihr Ziel, Kap Crozier, erreicht und das Depot dort angelegt. Der schmalste Teil der Simpsonstraße war nun, so gut es eben ging, untersucht. Das Fahrwasser zwischen der Insel Eta und King Williams-Land war so voll von Untiefen, daß es, praktisch gesprochen, verschlossen war. Das südliche Fahrwasser zwischen der Insel Eta und dem amerikanischen Festland war auf dem Hin- wie auf dem Herweg mit Eis angefüllt gewesen; aber diese Eisberge waren so groß, daß es da genügend tiefes Wasser für uns geben mußte; wenn das Eis durch diese Straße hindurchkommen konnte, mußte die Gjöa mit aller Vorsicht dasselbe tun können. Dies war eine außerordentlich wichtige Aufklärung: die Nordwest-Passage war also an diesem Punkt nicht verschlossen.

Mit der Jagd sah es in diesem Herbst zweifelhaft aus. In Ogchjoktu war noch keine größre Renntierherde ge-



Winter im Gjöahavn

sehen worden, höchstens da und dort ein vereinzelt umherstreifendes Tier. Hansen und Lund waren während meiner Abwesenheit mit dem Dorry eine Strecke westwärts auf der Jagd gewesen, aber ohne besondres Glück. Außerdem hatte sie das Eis überrascht, so daß sie den Dorry ans Land ziehen und zu Fuß zurückkehren mußten. Wir hatten also jetzt zwei Boote auf freiem Felde stehen. Um nun genügende Fleischvorräte für den Winter zu bekommen, beschloß ich, sobald das Eis fest wäre, nach allen Seiten hin Fangexpeditionen auszuschicken. Die Eskimos hatten allerdings versprochen, uns bei ihrer Rückkehr Fleisch zu bringen — und sie würden, wie wir wußten, mit dem Eintritt des Eises zurückkehren — aber ich wußte nicht, wie

zuverlässig sie wären, und wagte mich deshalb nicht auf sie zu verlassen.

Wir nahmen allerlei Verbesserungen am „Magnet" vor, nach den Erfahrungen, die wir im vorigen Winter gemacht hatten. Das Dach wurde mit Erdschollen bedeckt, beinahe das ganze Haus mit Sand beworfen und eine ausgezeichnete Ventilation eingerichtet.

Alles in allem mußten wir uns sagen, so ungern wir es auch taten, daß der Winter sich zum Einzug rüstete. Die kalten Nächte, der beginnende Schneefall und die scharenweise fortziehenden Vögel waren untrügliche Zeichen. Der Sommer war kalt und unfreundlich gewesen, offnes Wasser zur Schiffahrt hatten wir kaum gehabt. So mußten wir denn unsre Hoffnung auf bessere Witterungsverhältnisse im nächsten Jahre setzen.

In der Nacht des ersten September fror alles zu. Unser zweiter Winter hatte begonnen.

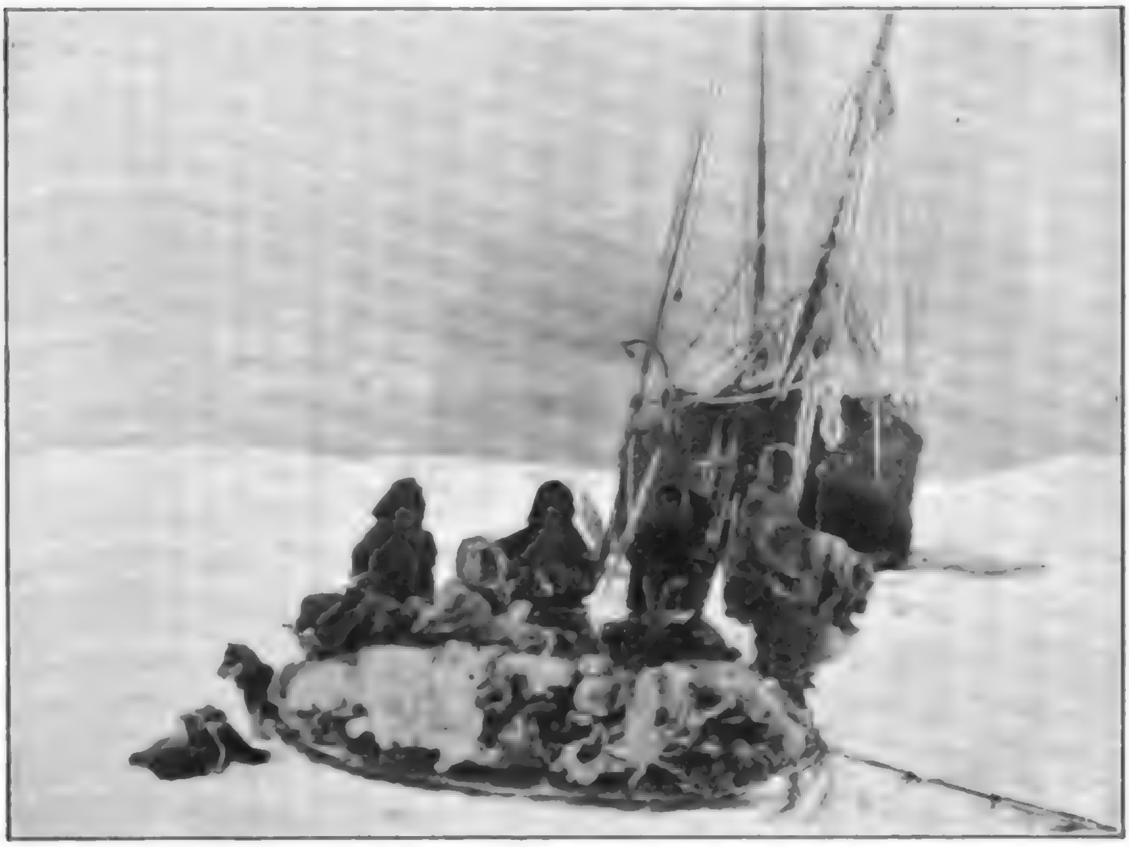
Sechstes Kapitel

Der zweite Winter

An demselben Tag, wo es im Ernste fror, stellten sich auch die Eskimos wieder ein, und der erste war unser Freund, der Uhu, mit seiner Familie. Die letzten Wochen hatte er mit einigen andern Familien auf der Renntierjagd und bei der Lachsfischerei an der Ostküste von King Williams-Land bei Peel Inlet zugebracht. Diese Familien hatten hauptsächlich Fischfang getrieben, und in dem Bach, der sich in den Peel Inlet ergießt, eine ungeheure Menge Lachse gefangen. Überhaupt ist hier oben in den Flüssen ein Reichtum an Lachsen, wie man ihn anderswo kaum findet. Der Uhu hatte auch eine große Menge Renntiere gesehen und zwanzig Stück geschossen, von denen er uns die Keulen überließ.

Er erzählte mir, er habe auf dem Wege nach Süden einen Ogluli-Eskimo mit Namen Tamoktuktu getroffen, der mit seiner Familie in einer aus Eis gebauten Hütte am Fuße des Wiikhügels wohne. Da ich noch nie eine derartige Eishütte gesehen hatte, machte ich mich am nächsten Tag auf den Weg, sie in Augenschein zu nehmen. Mit Hilfe des Uhu, der mich begleitete, gelangte ich dorthin. Die Hütte war aus acht quadratischen Eisblöcken von einem Meter Seitenlänge und einem halben Fuß Dicke aufgebaut. Kante war an Kante gesetzt und mit einer Mischung aus Eis und Schnee, die ein ausgezeichnetes Bindemittel ist, zusammengekittet. Renntierfelle bildeten

das Dach. Ich fand die ganze Familie zu Hause. Poojarlu, Tamoktuktus Frau, thronte fett und vergnügt im Hintergrund auf einigen Fellen. Rund um sie her lagen Knochen und Fischreste verstreut, und vor der Hütte lagen eine Menge gefrorne Forellen. Es war zu spät im Jahr, um noch getrocknete Fische („Pepchjie") herstellen zu können, und die gefangnen Fische wurden nur noch in gefrornem Zustand aufbewahrt.



Netschjillieskimos kommen auf Besuch
Anana Kabloka
Onaller Umiktuallu

Tamoktuktu war eben im Begriff, auf den Fischfang auszuziehen, und ich durfte ihn begleiten. Seine Gerätschaften bestanden aus einem Kakiva (Lachsspieß) und einer Lockschnur: einer Angelschnur aus Renntiersehnen, an der einige kleine, glänzend polierte Knochen- und Blechstückchen hingen. Sein ältester Sohn ging mit, und dieser schleppte einen großen Stein. Rasch gingen wir zum Ristvedtwasser, wo der Fischzug vor sich gehen sollte. Spiegelglatt und glänzend lag das Eis über dem Wasser, und

man konnte jeden Stein und jedes lebende Wesen darunter genau unterscheiden. Tamoktuktu wählte sich eine für den Tag passende Stelle, dann nahm er seinem Sohne den Stein ab und hackte damit ein Loch ins Eis. Als er hindurchgekommen war, reinigte er die Öffnung mit seinem Messer und hängte dann die Lockschnur hinein. Sofort strömten die kleinen Forellen herzu, ihre Neugier zu befriedigen; sie beschnupperten die vielen geheimnisvollen Gegenstände an der Schnur und wurden von dem wachsamen Tamoktuktu blitzschnell aufgespießt.

Währenddessen war der Uhu bei Poojarlu in der Hütte geblieben. Die beiden hatten sich sehr miteinander angefreundet, und ich sah deutlich, daß der Uhu etwas auf dem Herzen hatte. Jawohl, er hatte der Schönen versprochen, mich für sie um den Mageninhalt des zuletzt geschossenen Renntiers zu bitten! Ich gewährte die Bitte, und der Uhu holte eiligst den Magen.

Einige Tage später machten Tamoktuktu und seine Frau uns einen Gegenbesuch an Bord. Sie brachten eine große, schöne Forelle mit, die ihnen Lindström sofort abkaufte. Gleich nachdem sie die Bezahlung erhalten hatten, brachen beide in ein Jammergeschrei aus, wie entsetzlich arm sie seien, und daß sie nichts zu essen hätten. Allmählich waren uns aber diese Eskimokniffe zu bekannt geworden; allzuoft hatten wir gesehen, wie uns die Eskimos in der Stille auslachten, wenn wir uns zum Mitleid hinreißen ließen und ihnen zu essen gaben.

Mehrere Tage nachher nahm ich den Uhu mit Familie und Talurnakto zu unserm Zelt in der Tiefe der Schwatkabucht mit; ich wollte versuchen, ob wir nicht zum Schuß auf ein Renntier kommen könnten.

Am nächsten Morgen waren wir um fünf Uhr auf den Beinen und krochen auf den Bergrücken über dem Zeltplatz. Sobald wir den Kamm erreicht hatten, entdeckten wir zwölf Renntiere, die weiter drinnen auf der Ebene weideten. Glücklicherweise stand der Wind von den Tieren zu uns her; aber bei dem offnen Terrain konnten wir nur mit großer Mühe in Schußweite kommen. Ich ließ den Uhu

und Talurnakto auf beiden Seiten vorgehen, während ich selbst mich in der Mitte heranzupirschen versuchte. Da der Uhu der beste Schütze von uns allen war, hatten wir ausgemacht, daß er das Feuer eröffnen solle. Ich kroch auf dem Bauche wie eine Schlange und kam an einige Grasbüschel, die einigermaßen Deckung boten. Weiterzugehen hätte ich nicht gewagt, selbst wenn ich es der Tiere wegen gekonnt hätte; noch waren die Eskimos mit Schußwaffen wenig bekannt, und ich wollte ihnen sehr ungern in die Schußlinie kommen. Nachdem ich eine Weile vergeblich nach meinen zwei Gefährten Ausschau gehalten hatte, legten sich die Renntiere plötzlich alle zu gleicher Zeit nieder; und nun war, wie ich wußte, jede weitere Annäherung ausgeschlossen. Solche Wartezeiten sind Geduldsproben, für die man mehr echtes Jägerblut in den Adern hätte haben müssen, als ich aufwenden konnte. Glücklicherweise kam ich diesmal mit einer Stunde des Wartens davon. Dann erhob sich ein großer Bock; die andern Tiere folgten der Reihe nach diesem Beispiel und fingen wieder zu weiden an. Ich spähte nach den Eskimos, die nun sicher im Vorrücken begriffen waren, konnte sie aber nicht entdecken. Da plötzlich knallte der Uhu los. Die Tiere fuhren zusammen und warfen die Köpfe empor; sie waren augenscheinlich verwirrt und konnten aus der Sache nicht klug werden, da das rauchschwache Pulver den Schützen nicht verriet. Nun knallte ein zweiter Schuß, und in wilder Flucht stürzten die Tiere auf mich zu. Ich lag gedeckt und hielt das Gewehr schußfertig im schönsten Anschlag. Zwischen mir und den Tieren lag ein kleiner See, der augenscheinlich das Ziel ihrer Flucht war. Sie setzten aufs Eis hinaus und hielten immer noch auf mich zu. Eben wollte ich meine Flinte auf den großen Leitbock abschießen, als sich die ganze Herde in fünfundsiebzig Metern Abstand von mir zur Seite wendete und quer zu der bisherigen Richtung weiterfloh. Um so besser für mich, denn nun hatte ich die ganze Flanke des Tieres als Zielpunkt. Und jetzt gab ich, so schnell ich konnte, mit allen meinen zehn Patronen Feuer. In Angst und Verwirrung lief die Renntierherde nach allen

Seiten auseinander. Aber der Erfolg meines Feuers war größer, als ich selbst zu hoffen gewagt hatte. Ein Tier lag auf dem Eis, ein zweites am Ufer, und ein drittes humpelte dem Lande zu, augenscheinlich schwer verwundet. Nun eilten der Uhu und Talurnakto herbei und machten eifrig Jagd auf das angeschossene Tier. Ich selbst hatte keine Munition mehr, und da ich ein Mausergewehr hatte, konnte ich die Karabiner-Patronen der beiden andern nicht benützen. Aber mein Glück hatte jetzt auch in mir den Jagdeifer entfacht, und ich lief. hinterher, um das Ende der Jagd mit anzusehen. Es war ganz unglaublich, mit welcher Ausdauer das Tier auf drei Beinen weiterlief; das vierte Bein war getroffen und unbrauchbar. Wir liefen und liefen. Endlich erreichten wir eine Einsenkung, die uns Deckung gab, und hier pirschten wir uns an das Renntier heran, bis Talurnakto ihm den Garaus machte.

Schon war das Wohnen im Zelt etwas weniger angenehm geworden. Das Zelttuch lag voller Schnee, und wenn innen geheizt wurde, schmolz er und durchfeuchtete alles. Wurde dann der Primusapparat ausgelöscht, so verflog die Wärme in ganz kurzer Zeit und alles gefror zu einer Eiswand. Deshalb entschloß ich mich nun, das Zelt einzubauen. Mit Hilfe der Eskimos wurden am nächsten Teich acht Eisplatten von einem halben Fuß Dicke geholt, jede drei Fuß breit und drei Fuß lang. Diese stellten wir um das Zelt her und mauerten sie mit Eisbrei zusammen. Dann deckten wir Renntierfelle über das Dach, und das Haus war fertig. Indessen erfüllte es meine Erwartungen nicht; der Reif drang derartig ein, daß es nicht anders war, als schneie es von der Decke herunter. Da bauten mir meine Eskimos lieber gleich eine richtige Winteriglu. Die Familie des Uhu und Talurnakto wohnten in einem Jagdschloß aus Eis, das hoch und geräumig war und sehr stattlich mit Jagdtrophäen, Renntiergeweihen und dergleichen ausgeschmückt. Alle solche Bauarbeiten wurden ausgeführt, wenn das Wetter ungünstig für die Jagd war.

Eines Tages wurde ich des erfolglosen Herumstreifens müde; ich verließ daher meine zwei Gefährten und trippelte

in meine Iglu zurück. In unserm Lager fand ich Anana und Kabloka damit beschäftigt, Renntierfelle zu trocknen und nach Gewohnheit herumzubasteln. Ich ging in meine Hütte, kochte Kaffe und lud dann die Damen zu einem Plauderstündchen ein. Einladungen schätzten sie jederzeit sehr hoch; sie kamen aber niemals, wenn die Männer daheim waren. Wir saßen eine gute Weile behaglich beieinander, und dann gingen sie wieder an ihre Arbeit. Aber gegen Abend wurden die beiden Frauen ängstlich, weil ihre Männer noch nicht nach Hause gekommen waren. Es dämmerte stark, und Anana kam ein Mal ums andre zu mir herein, nach ihrem Sohne zu zu fragen. Ich tröstete sie, so gut ich konnte. Dann steckte ich in der Hütte so viel Licht an wie möglich, damit die Jäger, falls sie sich verirrt hätten, den hellen Schein sehen könnten. Darauf ging ich zu meinen beiden Freundinnen hinüber. Die Armen saßen da, zitterten und froren und fürchteten sich. Für die Eskimos ist diese Zeit, in der sie sich noch nicht genügend Speck zu Licht und Heizung



Der Eispalast des „Uhu“ auf King Williams-Land

gesammelt haben, die schwerste. Während ich nun bei den Frauen saß und ihnen zuredete, bekam die alte Anana plötzlich einen Krampfanfall; jedenfalls hielt ich es dafür. Ihr sonst gelbes Gesicht wurde aschfahl, ihre Lippen zitterten, die Zähne klapperten ihr im Munde, und sie stieß furchtbare unartikulierte Schreie aus. Ich faßte sie an und schüttelte sie aus Leibeskräften, um sie wieder zu sich zu bringen. Aber da kam Kabloka zu mir her, legte mir die Hand auf den Arm und flüsterte feierlich:



Ein Jagdausflug
Talurnakto Der „Uhu" Ristvedt

„Anana angatkukki angi!" Zu deutsch: Anana ist jetzt eine große Zauberin! Laß sie deshalb in Ruhe!

„Ach Unsinn!" erwiderte ich und schüttelte das Weib immer weiter, bis ich alle Zauberei aus ihr herausgeschüttelt hatte. Dann ging ich in meine Wohnung hinüber und holte Licht, sowie auch meinen guten Primus. Licht und Wärme bewiesen die nötige Zaubermacht, und bald hatten die beiden Damen wieder, was ihnen fehlte — ihre gute Laune, und die Hütte hallte von Gesang und muntern Gesprächen wider.

Um neun Uhr langten die beiden Vermißten an. Sie hatten sich wiederholt verlaufen; aber durch das Licht in meiner Hütte, das sie aus weiter Entfernung wahrgenommen hatten, waren sie wieder auf den rechten Weg gekommen.

Am zweiten Oktober kehrte ich wieder auf die Gjöa zurück und ließ Ristvedt meinen Platz im Zelt einnehmen. Auf dem Rückwege traf ich die Fährte einer Bärin mit zwei Jungen, die ganz klein, neugeboren, gewesen sein mußten. Sie zogen südwärts in mildere Gegenden. Das war die erste Bärenspur, die wir in der Nähe von Ogchjoktu bemerkten.

Als ich an Bord kam, war Umiktuallu — oder wie wir ihn nach der schrecklichen Begebenheit gewöhnlich nannten: der Mörder — von dem amerikanischen Festland eingetroffen. Er war über Navjato — die Hungerbucht — gegangen, aber das Eis war zum Begehen nicht sehr geeignet gewesen. Vom Kajak aus hatte er fünfunddreißig Renntiere geschossen, und er versprach uns das Fleisch zu bringen, sobald das Eis passierbar wäre. Das gab einen herrlichen Zuschuß zu unserm verhältnismäßig unbedeutenden Vorrat. Umiktuallu berichtete uns auch, daß große Renntierherden an den Toddinseln vorbei über das Eis zögen.

Eine Neuigkeit spannte jetzt unsre Neugierde aufs höchste. Umiktuallu hatte einen Kiilnermiuneskimo getroffen und von diesem erfahren, ein Kabluna — weißer Mann — habe im März mit einer fernwohnenden Eskimofamilie dem Kiilnermiunstamm (der Name bedeutet: die am Kopperminefluß wohnenden) einen Besuch abgestattet. Später stellte sich dieser Bericht als vollkommen der Wahrheit entsprechend heraus.

Nun entschlossen wir uns, unser Jagdglück im Westen zu versuchen, wo Umiktuallu die vielen Renntiere gesehen hatte. Deshalb reisten Lund und Hansen mit Umiktuallu gen Westen, versehen mit Schlitten, fünf Hunden und Ausrüstung für vierzehn Tage.

Von Ristvedt erhielt ich vermittelst Eskimokuriers einen Brief, worin er mir mitteilte, er habe den Zeltplatz in die Nähe des „nördlichsten Nordhügels“ verlegt, wo er Spuren

von großen Renntierherden entdeckt habe. Überhaupt gab es in diesem Jahre sehr viele Renntiere; nur hatten sie die Eisverhältnisse um die Insel Eta herum günstig gefunden und umgingen uns deshalb auf ihrem Wanderzug. Im Gegensatz zum Jahre 1903 waren die Renntiere im Jahre 1904 fett und wohlgenährt. So fett wie die Renntiere auf Spitzbergen wurden sie hier freilich nicht; aber es ist ja auch geradezu wunderbar, wie die abgezehrten, klapperdürren Renntiere auf Spitzbergen im Verlauf des Sommers sich mästen — sie bekommen Speckpolster, mehrere Zoll dick. Auch Schneehühner zogen jetzt in großen Scharen auf der Wanderung nach dem Süden an uns vorbei, und wir hielten davon so viele zurück, wie wir nur vermochten.

Der fünfzehnte Oktober war ein sehr lebhafter Tag im Hafen, denn alle unsre Jäger und vier Eskimofamilien stellten sich zu gleicher Zeit ein. Lund und Hansen hatten neun Renntiere erlegt, die sie in eine Schneehütte eingemauert hatten und später an Bord bringen wollten. Die Abholung verzögerte sich aber, und als wir endlich im Winter das Fleisch herschaffen lassen wollten, war es von den Oglulieskimos gestohlen. Der ganze von uns selbst aufgebrachte Fleischvorrat bestand nun aus zwanzig Renntieren; Fische hatten wir gar keine. Übrigens versorgten uns die Eskimos später für den Winter reichlich mit beidem, Fisch und Fleisch. Im ganzen muß ich der Zuverlässigkeit dieser Eskimos das beste Lob erteilen. Sie erfüllten ihr Versprechen, uns Fische und Fleisch zu bringen, ohne Ausnahme.

In diesem Winter erfanden wir eine neue Methode, unsre Brandstation mit Wasser zu versorgen; und da möglicherweise einige meiner verehrten Leser einmal eine ähnliche Brandstation nötig haben könnten, will ich die Einrichtung erklären. Am ersten Tage jedes Monats ging der Branddirektor — Lund heuer wie im vergangenen Jahr — mit einem Eisbohrer hinaus und maß die Dicke des Eises. Neben dem Schiff hatte er eine große, geräumige Iglu erbaut, und in ihrem Innern schlug er an diesem Tag das Eis auf, aber nie vollständig, sondern er ließ eine ganz dünne Eisdecke undurchbrochen sehen. Wenn zum Beispiel

das Eis zwei Meter dick war, machte Lund das Brandloch hundertfünfundneunzig Zentimeter tief. Wenn nun Feuer gemeldet würde, brauchte der Branddirektor nur in das Loch zu springen, den stets bereitstehenden Eisbohrer zu ergreifen und schnell das Eis zu durchbohren. Sofort würde das Wasser durch das Bohrloch emporsteigen und den großen Brunnen füllen. Über die Zuverlässigkeit dieser Einrichtung herrschten geteilte Ansichten, besonders darüber, ob das Wasser unsern Brunnen schnell genug füllen würde. Ich selbst gehörte eher zu den Zweiflern, und auch der Branddirektor war nicht eben die gläubigste Seele. Als das Eis am dicksten war, ließen wir deshalb eine Probe anstellen und machten blinden Feuerlärm. Unbekümmert sprang Lund in den Brunnen, ergriff den Bohrer und bohrte los. Aber diesmal sollte der Branddirektor mit einiger Plötzlichkeit wieder herauskommen! Der Druck von unten war gewaltig, und das Wasser stieg mit rasender Schnelligkeit im Brunnen; der Herr Branddirektor mußte froh sein, daß er mit heiler, wenn auch nasser Haut, davonkam. Aber von nun an konnte er sich damit begnügen, einmal im Monat das Eis aufzuhauen, anstatt, wie bisher, jeden Morgen.

Durch die Rückkehr der Eskimos erhielt unser kleiner Hafen wieder ein buntes und lebhaftes Aussehen. In großen Scharen kamen sie, meist gegen Abend, an Bord, uns zu begrüßen, alte Freundschaft zu erneuern und neue Freunde vorzustellen. Munter und fröhlich waren sie jederzeit, und wir hielten gute Nachbarschaft mit ihnen. Bis jetzt hat man immer geglaubt, die Luft in den Polargegenden sei vollständig rein und bazillenfrei. Dies muß nun einigermaßen angezweifelt werden, wenigstens was die Gegend um King Williams-Land betrifft. Soviel ist sicher: die Eskimos werden im Herbst von einer wahren Erkältungsepidemie heimgesucht. Einige von ihnen wurden so stark ergriffen, daß ich eine Lungenentzündung befürchtete. Da so gut wie jeder von ihnen die Krankheit bekam, mußte man doch mit großer Wahrscheinlichkeit auf Ansteckung schließen. Wir auf der Gjöa gingen glücklicherweise frei aus, aber wir hatten auch Vorsichtsmaßregeln getroffen.

Einen schweren Kampf hatten wir gegen das Spucken zu führen. In dieser Hinsicht sind die Eskimos sehr große Ferkel; mit besondrer Vorliebe spucken sie in ihren Hütten an die Decke. Jetzt in dieser Zeit der Erkältungen war dies natürlich schlimmer als je; aber wenn wir sie eine Zeitlang in Behandlung gehabt hatten, besserten sie sich und achteten unser Verbot.



Akla mit Sohn

Ich glaube, ich muß bei dieser Gelegenheit einen kleinen Vorfall berichten, obschon er nicht sehr appetitlich ist. Aber er charakterisiert dieses Volk treffend. Akla, der älteste Sohn von Auva, kam eines Abends in die Kajüte, den Leutnant und mich zu besuchen. Er hatte einen ganz kleinen Jungen bei sich. Jedes Spucken auf den Fußboden hatte ich aufs allerstrengste verboten. Damals kannten wir aber Akla noch nicht, und sein Söhnchen war ganz entsetzlich erkältet, hustete und spuckte, daß es eine Art hatte. Lange sagten wir nichts, als aber die Sache überhand nahm, schritt ich endlich ein und erklärte Akla — zu dessen ungemessenem Erstaunen —, daß ich allen seinen Stammesgenossen diese Unsitte streng verboten hätte. Ganz erschrocken über mein ernstes Gesicht, bückte sich der Vater, sammelte alles, was der Junge gespuckt hatte, in seine Hand und schluckte es hinunter.

Da ich gern das große Eskimolager, das bei Navjato sein sollte, gesehen hätte, und weil ich auch Fische eintauschen wollte, machte ich mich auf den Weg zu einem

Besuch in dem Lager und nahm Helmer Hansen mit. Am dreiundzwanzigsten Oktober reisten wir mit drei Eskimofamilien ab, die denselben Weg hatten. Zur Abwechslung benützten wir Ski. Noch war der Schnee nicht fest zusammengebacken und die Temperatur nicht unter minus fünfundzwanzig Grad, also für eine Skifahrt sehr passend. Abends um halb fünf Uhr erreichten wir, fünfzehn Seemeilen von der Station entfernt, den Gipfel der „Ellinghöhe". Hier fanden wir eine alte Iglu, die wir „Hotel Ellinghöhe" tauften. Mit meinem Freunde Poieta und seiner Frau zusammen nahmen wir vier der alten Iglu in Besitz, und mit Frau Nalungias weiblicher Hilfe war es darinnen bald hell und warm. Nach beendeter Mahlzeit und einem kleinen Plauderstündchen darnach gingen wir zu Bett. Natürlich schrie der Säugling von Zeit zu Zeit und mußte öfters beruhigt werden. Ich ärgerte mich, aber Hansen freute sich nur darüber. Und ich konnte es ihm wohl anmerken: diese nächtliche Kinderstubenszene führte ihn in Gedanken weit, weit fort, dahin, wo seine Nalungia vielleicht jetzt auch einen kleinen Jungen beruhigte.

Am nächsten Morgen machten wir uns in südlicher Richtung, nach der Simpsonstraße zu, auf die Beine. Die Eispackungen erschienen nicht sonderlich groß, waren uns aber doch jetzt nach dem glatten Schneefeld recht hinderlich. Um vier Uhr nachmittags erreichten wir Navjato und fanden zu unsrer Überraschung im ganzen nicht mehr als zehn Hütten, — mit andern Worten: bedeutend weniger, als wir erwartet hatten. Wir wurden jedoch von unsern alten Bekannten, die hier Dorsche fangen wollten, sehr gut aufgenommen.

Navjato — oder Novo Terro, wie die Eskimos sagen — heißen die Ufer rings um einen großen Binnensee, der einige Seemeilen südlich von Point Richardson liegt. Navjato ist nicht sehr weit von der Hungerbucht entfernt, die so genannt wird, weil man hier die Skelette von einem großen Teil der Franklinleute fand; und man nimmt an, sie seien hier auf dem Wege nach Süden Hungers gestorben. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß dieser unheimliche

Name gerade dieser Stelle zuteil wurde, denn es ist einer der schönsten und reichsten Punkte an der Nordküste Amerikas. Im Frühling, wenn das Eis am Ufer aufgeht, fängt man hier unendliche Mengen von großen, fetten Lachsen. Etwas später kommen zahllose Herden von Renntieren und bleiben den ganzen Sommer über da. Im Herbst kann man Dorsche in unbegrenzter Menge fangen. Und gerade hier – in diesem arktischen Eden – mußten jene kühnen Reisenden aus Mangel an Lebensmitteln zugrunde gehen! Aber sie waren hierher gekommen, während das flache Land mit Schnee bedeckt war; überwältigt von Anstrengungen, ermattet durch Krankheit, hatten sie hier Halt gemacht, und



Ein Eskimolager zur Winterzeit
(Mondscheinphotographie)

meilenweit nichts vor sich gesehen als das gleiche trostlose, schneebedeckte Flachland, wo kein Zeichen auf Leben deutete – und noch weniger auf Reichtum. Keine lebende Seele trat ihnen entgegen, sie aufzuklären und ihnen Hilfe zu bringen. Und auf der ganzen Erde findet man wohl keine Stätte, die so verlassen und so öde wäre, wie diese zur Winterszeit. Als dann der Sommer kam und in der kurzen Zeit der Erlösung vom Joche des Winters Millionen von Blumen auf den Feldern erblühten, als alle Wasser blitzten und alle Bäche fröhlich plätscherten, als es von Vögeln wimmelte, die mit frohem Gezwitscher Nester bauten, und der erste Renntierbock am offnen Rande des Eismeers auftauchte – da bezeichnete ein Haufen gebleichter Skelette die Stätte, wo die letzten von Franklins tapfrer Schar ihren

letzten Seufzer ausgehaucht hatten — im letzten Akt dieses großen Trauerspiels.

An dieser Stätte, mit der so viele traurige Erinnerungen verknüpft sind, tummelten sich jetzt die Eskimos fröhlich und lebhaft, ehe die lange Nacht einbrach, die mit ihrer schweren Hand Licht und Leben in dieser Gegend auslöscht. Aus einer Wassertiefe von drei bis vier Faden zogen sie große Mengen von Dorschen heraus. Sie benützten Schnüre aus Renntiersehnen und als Angel einen gebognen Nagel. Am Nachmittage meiner Ankunft wurde mir ein zappelnder Dorsch verehrt, der sofort in den Kochtopf wanderte! Nach unserm langen, anstrengenden Marsche genossen wir unsern gekochten, frischgefangnen Dorsch mit Wonne und dachten uns in die heimischen Schären versetzt, droben in Norwegen an einem schönen Sommerabend . . . .

Aber eigentlich waren wir weniger hierher gekommen, um Dorsche zu verspeisen, als um Dorsche zu kaufen, und die folgenden Tage wurden denn auch den Geschäften gewidmet. Draußen auf dem weißen Eise versuchte auch ich mein Glück im Fischfang — aber ohne großen Erfolg. Wir verlebten einige recht saure Tage in Navjato. Die Temperatur hielt sich immer auf minus fünfundzwanzig Grad, und Nebel und Wind hatten wir alle Tage. Im Frühjahr und im Herbst macht sich die Kälte am meisten fühlbar, selbst wenn sie im Mittwinter um viele Grade stärker wird, fühlt man sie doch weniger, was teilweise ja auch seinen Grund darin hat, daß man sich besser und sorgfältiger kleidet.

Die Eskimos waren vom Morgen bis zum Einbruch der Dunkelheit auf der Jagd. Sie sind übrigens keine frühen Vögel, übermäßig zeitig begann der Tag darum doch nicht. Von dem, was sie fischten, aßen sie selbst ein wenig, das übrige wurde in „Perura“, das heißt, in der Speisekammer, niedergelegt. Selbst diese Menschen sorgten also etwas für die Zukunft; jedenfalls versahen sie sich für den ersten Teil des Winters, wo die Herbeischaffung neuer Lebensmittel sehr schwierig ist.

Es war übrigens ein ganz behagliches Leben in Navjato. Poieta ging zwar fort, um etwas vergrabnes Renntierfleisch zu holen, aber er ließ uns Nalungia zurück, die sich unsrer annahm und, so gut sie konnte, für uns sorgte. Arme Nalungia! Ich merkte wohl, wie sehr sie sich im Anfang vor dem Alleinsein mit den weißen Männern fürchtete! Aber als sie merkte, daß wir ihr weder das Leben noch ihr Kind nahmen, wurde sie bald froh und vergnügt. Eigentliche Hilfe im Haushalt hatten wir nicht von ihr; aber sie konnte doch wenigstens Fische putzen. Ihr kleiner Junge, Aleingarlu, betrachtete uns im Anfang auch etwas mißtrauisch. Bei allen unsern Versuchen, seine Gunst und sein Zutrauen zu erlangen, schrie er, als ob er am Spieße steckte. Aber allmählich faßte er sich, und nach einiger Zeit mußten wir unaufhörlich unsre Nasen an der seinigen reiben. Dies ist nämlich die Art, wie die Eskimos küssen.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt verließen wir Navjato wieder, und unsre Schlitten waren mit Fischen hochbeladen. Mehrere Eskimos begleiteten uns auf dem Rückweg, und unter ihnen unser ältester und bester Freund Teraiu. Er hatte unsern Ausflug nach Kaa-aak-ka nicht vergessen und war frech genug, mich beständig daran zu erinnern, wie er sich damals als den großen Mirakelmacher gezeigt habe – damals, wo er uns absichtlich irre geführt hatte! Der alte „Kracher“ hatte sich jetzt eine schwere Erkältung zugezogen und wollte sich Arznei bei uns holen. Unterwegs bekam er einen Anfall um den andern und spuckte verschiedentlich Blut. Die alte Auva, die lebhafteste von allen zusammen, verließen wir in einer traurigen Verfassung; sie hatte irgend ein Magenleiden. Als wir reisten, saß sie noch an ihrer Feuerstelle, aber ein paar Tage nachher starb sie.

Auf einer der Todd-Inseln verbrachten wir die erste Nacht in einer alten Schneehütte. Auch auf diesen Inseln hatte man einige Skelette und andre Spuren der Franklin-Expedition gefunden. Teraiu erzählte, er habe seinerzeit oft von allen den weißen Männern, die hierher gekommen seien, erzählen hören. Auf der Insel, wo wir übernachteten,

zeigte er mir einen großen, flachen Felsblock, der zur Erinnerung an die Toten errichtet worden war. Diese Insel wird von den Eskimos Keuna genannt.

Als wir mit einem großen Schlitten voll frischer, gefrorner Dorsche ankamen, wurden wir natürlich an Bord mit Begeisterung empfangen!

Nach den Erfahrungen des vorigen Winters hatten wir unsre Verbesserungen auf der Gjöa fortgesetzt. Das Winterdach über der Jacht war jetzt besser eingerichtet, und wir machten eine bewegliche Tür hinein, durch die wir wie in einem Haus aus und ein gehen konnten. Diese Einrichtung hatte auch noch einen andern Vorteil; wir konnten uns jetzt die Eskimos besser vom Leibe halten, was zuzeiten recht notwendig war. Am Abend verriegelte und verschloß Leutnant Hansen die Tür, und dann saßen wir alle sicher wie in einer Festung. Wir richteten auch ein Bad ein: wir stellten unten im Raum unser kleines amerikanisches Dampfbad auf. Der Leutnant und ich benützten es in diesem Winter sehr häufig; es fungierte ausgezeichnet und war uns wirklich bei dem Leben in den engen Räumen, bei der schweren Kleidung und dergleichen mehr unentbehrlich. Ein Ankleidezimmer konnten wir natürlich auch nicht entbehren, aber wir gebrauchten dazu eine umgestülpte alte Buttertonne. Weniger behaglich war die kalte Dusche, die wir jedesmal bekamen, weil der Raureif, den der gefrorne Dampf an der Decke bildete, schmolz und auf uns heruntertropfte.

Leutnant Hansen beschäftigte sich begeistert mit diesem Bad und richtete sogar elektrisches Licht daneben ein — drei ganze Lampen! Ja, er ging sogar noch weiter und legte auch auf Deck eine elektrische Leitung an. Da saß man also ganz behaglich in der Kajüte, drückte auf einen Knopf, und — ja, dann sollte es also hell sein. Aber hell wurde es eben nicht. Der einzige Fehler an Leutnant Hansens Leitungen war, daß sie kein Licht gaben. Wir mußten hübsch im Dunkeln baden. Man darf aber nun nicht glauben, der Leutnant sei ein schlechter Elektrotechniker gewesen. O nein! Aber selbst dem besten aller

sterblichen Elektrotechniker ist es nicht gegeben, aus nichts oder aus sehr ungeeignetem Material etwas zu machen und dann nur „es werde Licht!“ zu sagen. Wir waren sonst mehr als einmal stolz genug darüber, was wir aus sehr ungeeignetem Material gemacht hatten.

Eine Frage, die der Leutnant und ich häufig verhandelten, war, wie wir uns auf alle Fälle vor den Eskimos schützen könnten, falls sie einmal irgend etwas im Schilde führten. Rings um uns her war jetzt eine große Anzahl von ihnen versammelt, und wenn sie nun zum Beispiel eine schlechte Jagd hätten, dann wäre unser Proviantzelt in ihrer Gewalt. Wir mußten uns also in gehörigen Respekt bei ihnen setzen, und endlich fanden wir ein Mittel. Unter einer Schneehütte in ziemlicher Entfernung von der Gjöa wurde eine starke Mine gegraben und mit dem Schiff durch eine unter dem Schnee wohlverborgne Leitung verbunden. Als dies getan war, versammelten wir die Eskimos an Bord. Ich hielt ihnen einen Vortrag über die Macht des weißen Mannes, sagte, wir könnten aus weiter Entfernung Verderben senden und überhaupt die seltsamsten Dinge tun. Es sei also sehr wichtig für sie, daß sie sich anständig betrügen, weil sie sonst den Zorn der Kabluna herauf beschwören würden. Wenn sie drinnen am Lande Spitzbübereien ausführen wollten, zum Beispiel bei der Schneehütte dort drüben, dann würden wir ganz ruhig an Bord sitzen bleiben und nur so machen ..... Mit einem fürchterlichen Krach flog die Iglu in die Luft, und eine Schneewolke stob zum Himmel.

Mehr brauchte es für alle Zeiten nicht.

„Silla“ bekam wieder Junge; und da sie diese diesmal sorglicher behandelte, durfte sie sie auch behalten. Als die Jungen drei Wochen alt waren, nahmen wir sie der Mutter weg und legten sie an Bord in eine Kiste. Als dann Silla auf das Eis hinaus verwiesen wurde, war sie ganz rührend in ihrem Gebaren. Wir hatten eine Maschinenleiter vor dem Schiff, die zu ersteigen selbst uns Menschen schwer fiel, aber die unglückliche Mutter krabbelte daran hinauf und fand ihre Jungen wieder. Nichts hielt sie zurück,

ja, sie wäre sicher durchs Feuer gegangen, um wieder mit ihren Sprößlingen vereinigt zu sein.

„Oranienburg“, unser astronomisches Observatorium, war auch verschiedentlich verändert und verbessert worden. Besonders hatte Ristvedt, der Assistent, verstanden, es sich, hier wie überall, bequem zu machen. Das Gebäude bestand aus einer ganzen und einer halben Iglu. In der halben stand der Observator — Leutnant Hansen — in der ganzen



„Silla“ mit ihren Jungen beim Provianthaus (Gjöahavn)

lag der Assistent. Dies erscheint fast wie die verkehrte Welt, aber so war es nun einmal. Und man mußte dem guten Ristvedt ja überdies recht geben. Warum sollte er in der kalten Winternacht draußen stehen und frieren, wenn er seinen Pflichten ebensogut in einem warmen Gemach nachkommen konnte! Ich machte den beiden ab und zu einen Besuch, während sie an der Arbeit waren. Dann traf ich gewöhnlich zuerst auf den Leutnant, der, das Instrument vor den Augen, in der halben Iglu stand und die Bewegung der Gestirne beobachtete. Diese Bewegung erweist sich ja immer als sehr langsam, aber in einer

solchen Winternacht erscheinen sie dem, der sie beobachten und den rechten Moment erhaschen muß, langsamer denn je.

„Das ist doch verflixt!" ruft der Leutnant. Er muß seine Handschuhe ausziehen, seine halberfrornen Hände reiben und mit den Füßen auf den Boden stampfen, dann hält er das Instrument wieder vor die Augen — jetzt gleitet der Stern hinein.

„Jetzt!" brüllt er in die nächtliche Stille hinaus.



„Oranienburg", das astronomische Observatorium zur Winterzeit
Abteilung des Assistenten — Abteilung des Observators

Ein fernes Echo antwortet ihm aus der Tiefe, und ich folge dem Ton, da ich dem Echo einen Besuch abstatten will. Durch eine kleine Öffnung in der andern Iglu gelange ich hinein und stehe plötzlich in einem erhellten, erwärmten, behaglichen Raum; und da liegt der Herr Assistent tief in seinem Schlafsack drin mit einer großen Specklampe vor sich. Die Pfeife glüht unter seiner Nase, und das einzige, was ihm mangelt, ist ein dampfendes Punschglas auf dem Tisch! Ja, er versteht es, sich einzurichten!

Am Sonntag, den zwanzigsten September, saßen wir eben beim Gabelfrühstück, als uns zu unsrer Überraschung ein ganz fremder Eskimo besuchte. Schon die Art und Weise, wie er eintrat, deutete darauf, daß unser Gast unter „Leuten" draußen gewesen war. Seine Kleidung war auch

von der des Netschjillistammes ganz verschieden. Unser Erstaunen verminderte sich nicht, als der Mann uns in einem, wenn auch nicht gerade vollkommnen, so doch verständlichen Englisch anredete.

„Give me 'moke!"

Wir gaben ihm Tabak und eine Pfeife, und er stopfte diese mit Eleganz. Dann stellte er sich vor:

„Mister Atangala!"

Das fing ja an, interessant zu werden! Ich beobachtete ihn, sehr gespannt, was nun kommen werde. Jawohl – rasch wurde ich aus meinen Betrachtungen gerissen und daran erinnert, daß ich nun den nächsten Schritt zu machen habe.

„Darf ich fragen, mein Herr, wie Sie heißen?"

Ich errötete über meinen Mangel an Lebensart, verbeugte mich leicht und nannte meinen Namen. Die Vorstellung war vollzogen, und er fühlte sich jetzt offenbar weit befriedigter. Er bedeutete mir, seine Familie befinde sich draußen auf Deck, und ich machte meinen vorherigen Mangel an Erziehung augenblicklich wieder dadurch gut, daß ich die Familie einlud, hereinzukommen. Sie ließ sich nicht nötigen. Die Frau war eine große, dunkle Erscheinung, von ausgeprägtem Eskimotypus, namens Kokko, und ungefähr vierzig Jahre alt. Ihren Sohn schätzte ich auf zehn Jahre, und er zeigte sich von seinem ersten Auftreten an als ein auserwählt unartiger Bengel.

Atangala erzählte, er und seine Familie hätten drei weiße Männer von Chesterfield Inlet in der Hudsonbucht nach dem Kobberminefluß begleitet. Dies bekräftigte also den Bericht des Mörders Umiktuallu vor sechs Wochen. Vom Kobberminefluß hatte Atangala sich heimwärts gewendet, und als er hörte, es liege ein Schiff in Ogchjoktu – eine Kleinigkeit von ein paar hundert Seemeilen entfernt – entschloß er sich, uns zu besuchen, um zu hören, ob er irgend ein Geschäft mit uns machen könnte. Er prahlte sehr, behauptete, er könne schreiben, und auf sein Verlangen brachten wir ihm Bleistift und Papier. Seine Kenntnisse in dieser nützlichen Kunst waren übrigens nicht überwältigend.

Nach unglaublicher Anstrengung gelang es ihm, seinen Namen hinzumalen. Er erzählte, er sei vor ein paar Jahren mit einem amerikanischen Walfischfänger von der Hudson-Bay zu Land nach Winnipeg gereist; und von seinem dortigen Aufenthalt kannte er nun alle Erfindungen der Neuzeit: Telephon, Eisenbahnen, elektrisches Licht und — Whisky. Für letzteren hatte er ein besondres Interesse, und er fragte eifrig danach. Ich versuchte ihm die Antialkoholbewegung als den letzten Fortschritt auf diesem Gebiet zu erklären, aber davon wollte er nichts wissen. Schließlich bat er geradezu um Branntwein. Aber wir gaben ihm keinen. Für uns war die Nachricht, daß bei Katiktali (Kap Fullerton) zwei große Schiffe lägen, von größtem Interesse. Mir kam sogleich der Gedanke, ob wir vielleicht durch diese beiden Schiffe eine Postverbindung mit der Außenwelt herstellen könnten. Ich fragte also den Herrn Atangala, ob er bereit wäre, den Postillon zu machen, und er schien nicht abgeneigt.

Der Junge also war ein Nichtsnutz. Bald lag der zehnjährige Lümmel an der Brust seiner Mutter und versah sich mit einem Schluck Milch, bald riß er seinem Vater die Pfeife aus dem Mund und rauchte ein paar Züge zu dem Trank.

Am Tage nach diesem großen Ereignis wurde Lindström krank. Es war eine Magenverstimmung, die er auch schon im vorigen Jahre gehabt hatte, aber da nicht so stark. Ich behandelte ihn mit gewärmten Tellern und Opium, und dies half offenbar ganz gut. Indessen aber mußten wir einen andern Koch haben, und Ristvedt und Hansen wechselten in dieser Arbeit ab. Diese Herren überraschten uns höchlich; sie lieferten Mahlzeiten, die jene von Lindström weit übertrafen, ja möglicherweise — doch nein, Lindström könnte sich gekränkt fühlen, wenn er diese Zeilen zu Gesicht bekäme, und ich will deshalb auf ein andres Thema übergehen.

An einem von diesen Tagen kamen Umiktuallu und Talurnakto daher, und sie zogen einen mit Renntierkeulen und Fischen vollbepackten Schlitten. Durch die gute Hilfe

dieser zuverlässigen Eskimos hatten wir nun genügend Vorrat für den Winter.

Jedermann war jetzt mit Briefschreiben eifrig beschäftigt. Die Post sollte in wenigen Tagen abgehen, und jeder mußte sehen, wie er mit seinen Botschaften fertig würde. Atangala war noch immer Gast an Bord, und er schien sich ganz behaglich zu fühlen. Seine Hunde dagegen waren in einem erbärmlichen Zustand. Sie sahen aus wie magre Wölfe und liefen beutesuchend umher. Die Hunde taten mir leid; aber was konnten wir tun! Wir hatten für unsre eignen Hunde nicht genug Futter, geschweige denn für fremde. Unsern Hundepemmikan hatten wir damals bis auf wenige Kisten über Bord geworfen, und diese Kost wollten selbst unsre eignen Hunde nicht fressen. Wir gaben also den armen Posthunden ein paar Portionen; aber sie wurden nur noch elender davon, weil das Pemmikan wie ein kräftiges Abführmittel wirkte.

Am achtundzwanzigsten November war der Postschlitten bereit, und trotz Wind und dichtem Schneegestöber zogen die Postillone um elf Uhr vormittags ab. Ich hatte es für das sicherste gehalten, Talurnakto mitzuschicken, denn ich kannte ja Atangala nicht: er konnte möglicherweise einer der größten Gauner sein.

Es war sehr komisch, anzusehen, wie Talurnakto sich über den wichtigen und ernsthaften Auftrag, der ihm anvertraut war, vor Stolz brüstete. Die Briefe, die an die „Schiffe bei Kap Fullerton" adressiert waren, trug er in einer Tasche an einem Riemen über der Schulter. Ich sah wohl, wie ein spöttisches Lächeln um Atangalas Mund zog, verstand aber erst später, was es bedeutete. Die beiden zogen also von dannen und waren bald in einer Schneewolke aus unserm Gesichtskreis verschwunden.

Wenn eine Expedition im Polareis gelingen soll, so ist eine wesentliche Bedingung, daß alle Mitglieder jederzeit vollauf beschäftigt sind, und die Pflicht des Führers ist es, die Einteilung zu machen, was aber in langen Perioden ohne Unterbrechung oft recht schwierig sein kann. Müßiggang wirkt eben immer demoralisierend, und schon aus

diesem Grund allein ist es nicht ratsam, zu viel Leute auf solch eine Expedition mitzunehmen. Einige Mann kann man immer beschäftigen, aber einer großen Schar regelmäßige Arbeit anzuweisen, ist fast ein Ding der Unmöglichkeit. Mir wurde diese wichtige Aufgabe nicht schwer, denn meine Kameraden kamen mir immer auf halbem Wege entgegen. Wenn ich nichts herausfand, kamen sie selbst mit irgend einem Vorschlag. Lund hatte den Ruf eines großen Erfinders auf allen Gebieten. Wenn ich mit einer Idee zu ihm kam, war sie bald ins Werk gesetzt. Nur mußte er ab und zu, wenn es sich um eine Schmiedearbeit handelte, Ristvedt zu Hilfe nehmen. Aber wenn der Schmied Ristvedt und der Architekt Lund zusammenarbeiteten, dann war nichts unmöglich.

Von Godhavn hatten wir eine Menge feuerfeste Backsteine mitgebracht, mit denen wir unsre Petroleumöfen ummauern wollten, um die Wärme nachhaltiger zu machen. Nun hatte ich schon lange über die beste Art, diese Steine zu verwenden, nachgedacht und wendete mich schließlich mit dieser Frage an Lund. Wir überlegten eine Weile und kamen überein, daß man, anstatt die alten Öfen einzumauern, ebensogut einen ganz neuen Ofen bauen könnte. Lund übernahm die Konstruktion und Ausführung. An demselben Tag, wo die Post abzog, überraschte er mich mit dem vollendeten Werk. Er hatte eine unsrer großen Blechkisten genommen, sie mit den Backsteinen ausgemauert und an der einen Seite eine Türe angebracht. Seine Absicht war, einen unsrer Primusapparate, die eine gewaltige Hitze verbreiteten, durch die Tür hineinzuschieben und damit den Ofen zu heizen. Wenn der Apparat dann ausgelöscht würde, würden die Steine die Wärme noch lange halten. Das hörte sich ja prächtig an, und mit mir freute sich der Leutnant schon auf die Wärmeapparate in unsrer Kajüte. Wir sahen dem Setzen mit dem größten Interesse zu. Als der Ofen gut auf seinem Platz stand, wurde der Primusapparat angezündet und hineingestellt.

Leutnant Hansen saß eifrig über allerlei Berechnungen,

und ich war mit meinen eignen Sachen beschäftigt. Der Primus hatte noch nicht lange gebrannt, als mir ein eigentümlicher, scharfer, durchdringender Geruch in die Nase stieg. Rasch schielte ich zum Leutnant hinüber, um zu sehen, ob er auch etwas merke, aber er saß unbeweglich über seine Zahlen gebeugt. Ich sagte also nichts, sondern stand auf und kleidete mich an, um ins Observationshaus hinüber zu gehen und ihm allein die weitere Probe mit dem Ofen zu überlassen. Mir sollte es recht sein — der Geruch war gräßlich!

„Zum Kuckuck!“ fuhr der Leutnant plötzlich auf und warf seinen Bleistift weg. „Was ist das für eine Schweinerei?“

Ich war schon zur Türe hinaus und ließ den Leutnant in einem dicken, erstickenden Qualm zurück, dessen Geruch die Erinnerung an alle Hunde, sowohl die Godhavn- als die Gjöahunde, wachrief. Die Sache war aber die: die Backsteine hatten ungeschützt draußen gelegen, und zwar auf dem bei den Hunden beliebtesten Tummelplatz. Man denke sie sich nun dem Einfluß unsers ausgezeichneten Primusapparates ausgesetzt!

Als ich schon weit oben auf dem Wege nach dem Observatorium war, hörte ich einen fürchterlichen Spektakel an Bord. Ich erriet, was er bedeutete: Lunds sinnreicher Ofen wurde hinausgeworfen.

Nun hatten wir nichts mehr als die Erinnerung daran; diese aber saß dafür auch verflixt lange in den Wänden!

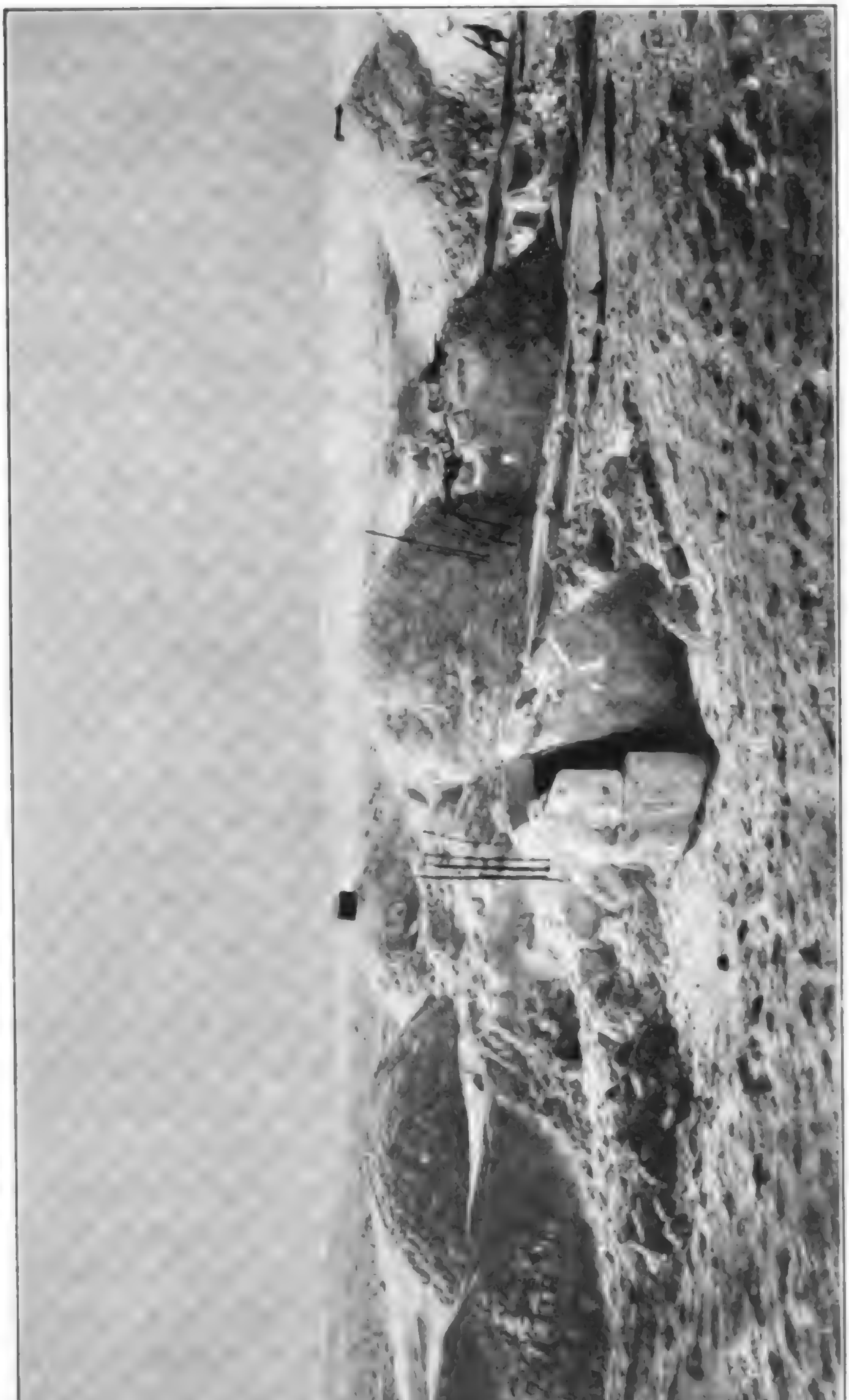
Où est la femme! Selbst hier droben in der Schneewüste muß man manchmal diesen Notschrei der Menschheit ausstoßen — oder besser gesagt, ihn der menschlichen Schwäche und ihren Fehltritten gegenüber aufstellen. Umiktuallu, der noch immer auf dem Fischfang in Navjato war, kam zu uns an Bord, unsre Hunde auf ein paar Tage zu entlehnen. Er meldete uns, daß Talurnakto in Navjato die Post Atangala gegeben habe und mit einer Eskimofrau südwärts gezogen sei. Als Ehemann Nummer zwei nämlich. Das war jedoch, wie ich ausdrücklich bemerke, die einzige Unzuverlässigkeit, die wir von den Netschjillieskimos erlebten.

Umiktuallu erzählte uns außerdem noch, daß eine uns bekannte junge Frau im Wochenbett gestorben sei. Dies war der zweite Todesfall in diesem Winter.

Am vierzehnten Dezember bekam die Expedition ein neues Mitglied. Ich adoptierte nämlich einen kleinen zehnjährigen Jungen, namens Kaumallo. Es war ein verwaister, gänzlich vernachlässigter kleiner Kerl, der jammerwürdig zerlumpt daherkam. Er litt an Gliederschmerzen und konnte fast nicht gehen, und außerdem plagte ihn noch ein andrer schlimmer Körperfehler. Wir waren alle erfreut über seine Gegenwart an Bord und gestalteten ihm sein Leben so angenehm wie möglich. Zu allererst wurde er mit Wiik in den „Magnet" hinaufgeschickt, wo er einem Reinigungsprozeß unterworfen wurde. Wiik schnitt ihm das lange Haar ab und wusch und knetete ihn dann so nachdrücklich, daß er fast nur durch ein Wunder mit dem Leben davonkam. Davon kam er aber doch, und dann wurde er von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet. Lund richtete ihm eine Koje auf einer der Bänke in der Kajüte ein, und es ging ihm in jeder Beziehung gut.

Seine Teilnahme an der Gjöaexpedition war indes nicht von langer Dauer — er konnte das Wohlleben nicht ertragen. Die veränderte Kost schlug sich bei ihm auf den Magen, und wir mußten ihn auf Diät setzen. Während wir unsre gewohnte Mahlzeit einnahmen, bekam Kaumollo nur Hafergrütze. Dadurch fühlte er sich sehr gekränkt, und schließlich wollte er nicht mehr essen. Unter diesen Verhältnissen blieb mir nichts andres übrig, als ihn wieder ans Land zurückzuschicken. Am nächsten Tag war er ebenso schmutzig und garstig wie vorher; aber das bekam ihm offenbar besser.

Die Eskimos strömten jetzt in großen Scharen in unsern Hafen. Der Fischfang in Navjato und den andern Orten war beendigt. So weit wir verstehen konnten, wollten sie jetzt über Weihnachten ruhig in Ogchjoktu bleiben. Zweifelsohne verlieh unsre Gegenwart dem Ort eine besondre Anziehungskraft. Jedenfalls bettelte eine ganze Anzahl von ihnen sogleich um Essen. Es waren Leute darunter,



Schneehütten im Lindströmtal beim Gjöahavn

die für sich und für die Ihrigen mehr als genug Wintervorräte hatten, aber viele hatten auch nur wenig, teils aus Mißgeschick, teils aus Faulheit. Für uns war es durchaus nicht angenehm, dieses ganze Bettelvolk auf dem Leibe zu haben, und wir mußten uns aufs bestimmteste weigern, ihnen irgend etwas zu verabreichen, da wir ja unmöglich eine solche Menge Menschen erhalten konnten. Sie mußten in Gottes Namen sehen, woher sie sich ihren Unterhalt verschafften.

Die meisten Eskimos bauten sich in diesem Winter im Sälanddal ihre Hütten, und das Lager machte einen sehr stattlichen Eindruck.

Wir hatten jetzt die dunkelste Zeit des Jahres, wo die Sonne den ganzen geschlagnen Tag nicht über dem Horizont sichtbar ist. Wir mußten also beständig Licht brennen. Im Gedanken an die „lange Nacht“ hatte ich uns mit Extra-Patentlampen versehen, in denen das Petroleum erhitzt als Gas brannte, wodurch ein sehr starkes Licht erzeugt wurde. Aber schon im ersten Winter hatten diese Lampen häufig nicht recht gebrannt und viel Schererei verursacht. In diesem Winter versagten sie völlig. Lindström, zu dessen Departement die Lampen gehörten, war ganz verzweifelt, und er mühte sich mit bewundernswürdiger Ausdauer mit den Lampen ab. Aber schließlich mußte er sich als überwunden bekennen, und der ganze Lampenvorrat wurde kassiert. Ich hatte einen großen Fehler gemacht; anstatt mich blindlings auf das Patent zu verlassen, hätte ich auch noch einige gewöhnliche Lampen mitnehmen sollen. Das Beleuchtungswesen stand deshalb am Schluß des Winters an Bord der Gjöa auf einem ziemlich niedrigen Fuß. Eine Photographierlampe, eine Kompaßhauslampe und zwei Laternen, — das war alles, was wir hatten, und damit mußten wir uns behelfen, so gut es eben ging. Natürlich machte Lund eine ausgezeichnete Erfindung nach der andern in Beleuchtungskörpern. Sie wären auch bei jeder Ausstellung zweifellos prämiiert worden, wenn sie nur gebrannt hätten. Aber das taten sie nicht.

Weihnachten näherte sich, und alle waren mit Vor-

bereitungen dazu beschäftigt. Wie im vorigen Jahr hatte Lindström jetzt wieder die Hauptarbeit. Aber auch Wiik war voller Geheimnistuerei und arbeitete mit größtem Eifer. Der heilige Abend brachte Regenwetter; aber das machte uns jetzt wenig aus, wir konnten das Fest behaglich im Hause verbringen. Ringsum an Land und an Bord wurden Flaggen aufgesteckt, selbst die Eskimohütten waren mit norwegischen Flaggen geschmückt. Unsre Weihnachtsmahlzeit war, wenn auch nicht so ausgesucht wie im ersten Jahr, doch recht fein. Und durch Wiiks wunderbare Tätigkeit gab es in diesem Winter noch mehr Geschenke als im vorigen.

Bei der letzten Verteilung hatte Lindström zufälligerweise fast lauter Uhrständerchen bekommen, und selbstverständlich benützte er kein einziges davon. Auch einige von uns andern hatten Uhrständer bekommen und wußten ebensowenig etwas damit anzufangen wie Lindström. Nun war Wiik bei uns andern herumgegangen und hatte alle Uhrständer, die nicht gerade Lindström gehörten, eingesammelt. Er verpackte sie auf verschiedne Art und adressierte alle Pakete an Lindström, je mit einem Gruß von verschiednen bekannten und unbekannten Personen daheim. Bei jedem Uhrständer nun, den Lindström bekam, war seine Rührung und Freude vorher ebenso groß wie seine Enttäuschung, als das Paket geöffnet wurde und ihm jedesmal der ewige Uhrständer entgegenlächelte. – Noch vielerlei andre Scherze machten den Abend sehr gemütlich und heiter, und unser zweiter Christtag verfloß in Freude und in Wehmut zu aller Zufriedenheit.

Auch die Eskimos feierten in diesen Tagen. Umiktuallu, der ein Meister im Schneehüttenbau war, führte ein großartiges Werk aus, indem er die Verbindung von drei Hütten zu einem einzigen Gebäude leitete. Dadurch wurde ein Festsaal geschaffen, in dem die Eskimos mit Tanz und Gesang und allerlei Leibesübungen die Abende verbrachten.

Umiktuallu war überhaupt ein tüchtiger Mensch. Er hatte auch in diesem Jahr den größten Fang gemacht. Noch zu Weihnachten war man mit dem Transport der Beute

aus seinen verschiednen Depots beschäftigt. Und natürlich wurde das Herbeischaffen nicht von dem Jäger selbst besorgt, sondern von den andern, die beim Vertilgen der Beute halfen. Auch die Eskimos, die während des Sommers weiter nördlich im Lande drinnen gewohnt hatten, konnten eine gute Jagdbeute verzeichnen. Und da sie also viel herbeizuschaffen hatten, entlehnten sie oft unsre Hunde.

Erst Mitte Januar fing die Seehundjagd an, und da war es hohe Zeit, denn die Vorräte unsrer Freunde waren recht spärlich geworden. Ich glaube fast, daß die Eskimos wegen irgend eines alten Aberglaubens nicht früher mit dem Seehundfang begannen. Der Mond mußte, soweit ich verstehen konnte, eine gewisse Stellung haben, ehe die Seehundjagd beginnen durfte. Und der Mond ist ihnen ein wichtiges Heiligtum, nach dem sie ihre Zeit einteilen. – Ihr Aberglaube war ihnen überhaupt oft im Wege. Gerade zu jener Zeit geschah etwas Charakteristisches in dieser Richtung. Eine Anzahl Frauen waren bei uns an Bord regelmäßig mit Näharbeit beschäftigt gewesen. Dafür bekamen sie eine kleine Bezahlung, worüber sie sehr beglückt waren. Eines Tages nun erklärten sie einmütig, daß sie nicht arbeiten könnten. Wir forschten und fragten nach dem Grund und erfuhren, daß der erste Seehund gefangen worden sei und die Frauen Seehundfleisch gegessen hätten; da dürften sie außerhalb ihres eignen Hauses nicht das Kleinste verrichten, bis die Sonne so und so hoch am Himmel stehe. Wir wollten ihnen das Törichte dieser Anschauung klar machen, versprachen ihnen auch eine größere Bezahlung, ja, flehten sie geradezu an, doch an ihrer Arbeit bei uns, die für uns von so großem Wert sei, weiterzumachen. Aber nein, hier stießen wir auf eine Mauer, durch die wir mit gewöhnlichen menschlichen Beweisgründen nicht hindurchdringen konnten. Da stand entweder Gott oder der Teufel dahinter, und dem gegenüber verleugneten die Frauen ihre sonst recht fügsame und nachgiebige Natur. Nur die alte Navja war schlau genug gewesen, kein Seehundfleisch zu essen. Und sie saß nun bei uns an Bord, nähte vom Morgen bis zum Abend und war der Gegenstand allgemeiner Huldigung.

Von dieser alten Navja muß ich berichten, daß sie Witwe und Mutter zweier Kinder war. Das eine davon war eine Tochter von zwanzig Jahren, Magito, eine niedliche kleine Person, die manch ein Kablunaherz in Brand setzte. Sie war mit Kirnir verheiratet, einem Esel von einem Mann, der seine Frau für einen verrosteten eisernen Nagel verkaufte. Das zweite Kind war ein Sohn von zwölf bis dreizehn Jahren, ein mutiger, prächtiger Bursche. Zwischen Navja und diesem Jungen bestand ein rührendes Verhältnis. Er begleitete sie auf Schritt und Tritt und betrug sich in jeder Beziehung musterhaft gegen seine Mutter. Und sie liebte ihren Jungen, — es war ordentlich hinreißend anzuschauen! Später erfuhren wir, daß diese beiden zusammen ein grauenhaftes Erlebnis gehabt hatten, das wohl zwei Menschen aneinanderketten konnte, selbst wenn sie nicht Mutter und Kind gewesen wären. Vor mehreren Jahren war Navja mit ihrem Manne weit droben auf dem Fischfang gewesen, und sie hatte auch ihr Söhnchen bei sich gehabt. Sie hatten kein Glück auf dem Fischfang; und dann wurde



Magito, die Schönheit von Ogchjoktu

der Mann krank. Navja mühte sich ab, Lebensmittel herbeizuschaffen, aber der Fischvorrat wurde immer kleiner, und der Mann immer elender. Als dann der Mann starb und kein Fisch noch sonst etwas aufzutreiben war, sahen sich die beiden, Mutter und Sohn, gezwungen, die Leiche des Vaters und Ehemanns zu verzehren. Von dieser Tragödie her lag ein melancholischer Hauch über der alten Navja. Von Natur war sie fröhlich und vergnügt, sie verfiel aber zuzeiten in die tiefste Schwermut. Und da klammerte sie sich an ihren Sohn an.

Am elften Januar veranstaltete ich eine Volkszählung im Gjöahafen und der Umgebung; es waren achtzehn Familien mit sechzig Seelen.

Mitte Januar kam Lindström eines Tages und berichtete, von unserm Vorrat auf Deck seien Konserven gestohlen worden. Wir hatten von dem Provianthaus an Bord geholt, was wir an Konserven für den Winter brauchten, und diese auf Deck untergebracht, wo es trocken war. Von der ersten Stunde war ich mir klar gewesen, welch eine Versuchung dies für die Eskimos sei, besonders jetzt, wo sie fast nichts zu essen hatten, und ich hielt es für ein Wunder, daß so lange nichts vorgekommen war. Die Eskimos gingen ja täglich auf der Gjöa aus und ein; eine Konservenbüchse kann im Vorbeigehen leicht stibitzt und in den Kleidern verborgen werden. Jetzt fehlten also von dem Vorrat einige Büchsen. Ich rief den Uhu und Umiktuallu und sagte ihnen, ihre Landsleute hätten uns bestohlen, und ich wolle durchaus die Schuldigen herausfinden. Die beiden nahmen die Sache sehr ernst, man sah deutlich, sie fühlten sich gewissermaßen für ihren Stamm verantwortlich. Sie verließen mich, und ein paar Stunden später kamen sie wieder und nannten vier bis fünf Namen als die der Schuldigen. Es waren lauter Oglulieskimos, von dem Netschjillistamm hatte sich keiner vergangen. Ich ließ die Schuldigen holen. Unter ihnen befand sich mein großer Zauberer Teraiu, sowie sein Bruder Tamoktuktu. Jeder von ihnen hatte sich eine Büchse angeeignet. Ich hielt eine donnernde Rede und verbot ihnen von nun an den Zutritt zum

Schiff. Hierauf schlichen sie mit eingezognem Schwanz davon.

In diesem Winter hatte ich zwei magnetische Observatorien. Das eine war von Wiik gebaut worden und bestand aus alten Segeln und Preseningen. Als der Winter kam, warfen wir es mit Schnee zu und hatten auf diese Weise ein vortreffliches Winterobservatorium, worin eines unsrer Reise-Instrumente seinen Platz fand. Hundert Meter weiter nördlich hatte ich eine große Schneehütte errichten lassen. In diese wurden schwere Eisfenster auf allen vier Seiten eingesetzt, so daß ich den ganzen Tag so viel Licht wie nur immer möglich hatte. Das Instrument stand hier auf einem Sockel aus Schnee, und dieser war sehr fest; den ganzen Frühling hindurch wurde an dem dreißig Kilogramm schweren Instrument keine einzige Bewegung fühlbar. Da es für uns sehr wichtig war, daß von Zeit zu Zeit gleichzeitige Beobachtungen vorgenommen wurden, richteten wir uns so ein, daß wir einander von der einen Hütte zur andern zurufen konnten.

Als der Frühling sich näherte, sah es aus, als würde die magnetische Arbeit größer, so daß Wiik und ich sie nicht allein bewältigen könnten. Leutnant Hansen erbot sich uns zur Hilfe, und ich nahm sein Anerbieten mit Dank an. Er mußte indes zuerst einen Kursus im Gebrauch der Instrumente durchmachen. Aber bei ihm, der an die Behandlung seiner Instrumente gewöhnt war, dauerte das nicht lange, und schon nach ein paar Wochen konnte er für ausgelernt erklärt werden und seinen Assistentenplatz einnehmen.

Ende Januar hatten die Eskimos mehr Glück auf dem Seehundfang; im Anfang war es ihnen schlecht dabei gegangen. Am ersten Februar deuteten allerlei Anzeichen auf einen Aufbruch des Stammes; die Eskimos begannen ihre Vorräte aufs Eis hinauszuführen, und wenige Tage später zogen sie wirklich ab. Wir fühlten uns sehr erleichtert, als wir sie glücklich los waren. Das ewige Gebettel um Lebensmittel hatte uns nicht wenig geplagt!

Wir machten uns jetzt an die Vorbereitungen für eine

Schlittenexpedition, die schon längst für den bevorstehenden Frühling geplant worden war. Leutnant Hansen und Ristvedt wollten miteinander die Ostküste von Viktoria-Land zu erreichen suchen, um von diesem Land — dem einzigen noch nicht aufgenommenen Lande des nordamerikanischen Archipels – eine Karte zu zeichnen. Wie früher schon erzählt wurde, war für diese Expedition bei Kap Crozier, etwa hundert Seemeilen vom Gjöahafen entfernt, ein Depot angelegt worden. Unsre erste Sorge drehte sich nun um die Hunde. Wir hatten ein ausgezeichnetes Gespann, aber das war zu wenig. Der Leutnant und Ristvedt machten daher einen Ausflug zu den Eskimos, die jetzt ungefähr zwanzig Seemeilen auf dem Eise draußen wohnten, und kehrten nach zwei Tagen mit vier großen Hunden zurück, die sie um einige Eisenstangen erhandelt hatten. Diese Hunde waren freilich recht ausgehungert und mußten erst herausgefüttert werden, ehe sie in Gebrauch genommen werden konnten. Dann meldete sich die zweite Sorge – um das Futter, das ebenso wichtig war, wie die Hunde selbst. Unser Futter für die Hunde war aufgebraucht. Das einzige, was wir noch hatten, war etwas Menschenpemmikan, und das hielt nicht lange vor. Unser Pemmikan bestand aus fünfzig Prozent Ochsenfett und fünfzig Prozent gedörrtem und zerquetschtem Pferdefleisch. Diese beiden Stoffe sind zusammengeschmolzen und in Tafeln von je einem halben Kilogramm gepreßt, wodurch die Verpackung sehr erleichtert wird. Die Indianer sind es, von denen man ursprünglich den Gebrauch dieses Proviants gelernt hat, und dafür müssen ihnen alle Polarfahrer recht sehr dankbar sein. Das Pemmikan schmeckt ausgezeichnet, nimmt wenig Platz ein und kann roh, gebraten oder gekocht gegessen werden. Ganz besonders wertvoll ist es auf einer Schlittenexpedition. Wir hatten außerdem auch noch eine Anzahl Kisten mit Hundetalg, der noch von der zweiten Framexpediton übrig war und sich als sehr brauchbar erwies. Desgleichen hatten wir eine Masse Hafergrütze und Hafermehl, das unbenützt dalag, weil keiner von uns eine besondre Vorliebe dafür hatte. Alle diese Dinge wurden Leutnant Hansen verabfolgt, und

er stellte Versuche damit an. Hafermehl mit Hundetalg schmeckte den Hunden und bekam ihnen gut. Und so formte er Rationen von je einem halben Kilogramm aus diesen Mischungen — als tägliche Mahlzeit der Hunde. Die Fabrikation wurde im großen betrieben; die ganze Jacht war nur noch eine patentierte Hundefutterfabrik unter der Leitung des Direktors Godfred Hansen. Die Arbeit ging rasch vorwärts, und bald war diese ganze Frage aus der Welt geschafft. Dann wurde die andre Ausstattung besprochen und durchgegangen. Lund stand der Arbeit an den Schlitten vor; diese waren zeitweise stark benützt worden und mußten mit neuen Kufen versehen werden.

Mitten unter diesen Vorbereitungen traf die Nachricht ein, Talurnakto, der verschwundne Postillon, sei in Navjato eingetroffen und bitte, wieder in Gnaden angenommen zu werden. Wir hatten ihn nicht allein wegen seines Fleißes, sondern auch seines guten Humors wegen sehr vermißt und fanden sein Verbrechen nicht größer als das manches andern, der mit der Frau eines andern Mannes davongelaufen ist; ja eigentlich war es sogar viel kleiner, da in diesem Falle die ganze Familie der Frau, ihr Mann und ihre Kinder, mitgegangen war. Also ließen wir ihn wissen, daß wir ihm verzeihen und ihn wieder in seine frühere Stellung als „Mädchen für alles“ einsetzen wollten. An einem Abend im Februar wurde mir gemeldet, Talurnakto sei eingetroffen. Er wagte nicht einmal, ohne weiteres bei mir einzutreten. Ich ließ ihn also holen. Sein Aussehen hatte sich, seit wir ihn zum letztenmal gesehen hatten, traurig verändert. Er hatte unverkennbar als Liebhaber eine anstrengende Aufgabe gehabt. Sein rundes, vergnügtes Gesicht war in die Länge gezogen und mager geworden und trug den Ausdruck tiefsten Mißmuts. Er hatte offenbar nicht nur angenehme und köstliche Erinnerungen an sein Liebesabenteuer. All sein Eigentum: Messer, Spieß, Pfeife und so weiter, war in den Besitz der Geliebten übergegangen — das heißt, der Ehemann hatte natürlich ein Entgelt für seine Liberalitat verlangt. Der arme Talurnakto kehrte vollständig gerupft von seiner Eskapade zurück.

Am siebenten Februar unternahm Leutnant Hansen die erste Schlittenexpedition des Jahres: er fuhr nach Kaa-aak-ka und machte dort eine Anzahl magnetischer Beobachtungen. Es war die allerfrüheste Zeit für irgend eine Außenarbeit, wir hatten jedoch vielerlei vor und mußten uns beeilen. Aber kalt war es, daß es eine Art hatte! Es ist merkwürdig, wie spröde und zerbrechlich alle Gegenstände bei so einer fürchterlichen Kälte werden. So war unser guter Lund eines Tages eben mit den Schlittenkufen beschäftigt; die Hickorykufe lag über zwei mehrere Fuß hohen Kisten; bei einer ungeschickten Bewegung ließ er das Ding auf Deck fallen, und da zersprang es in viele Stücke. Hickory ist wohl die zäheste Holzart der Welt; unsre Kufen waren ausgesucht beste Ware von Pensacola; aber in diesen kalten Gegenden ist zum Beispiel Eschenholz weit vorzuziehen.

An einem Samstagnachmittag fuhr zu unsrer Überraschung unser mit fünf Hunden bespannter Schlitten in den Hafen herein und hielt mit einem flotten Schwung gerade vor der Gjöa an, aber ohne einen Lenker. Dann kam kurz nachher die Nachricht vom „Magnet", es sei ein schwarzer Punkt auf dem Eise zu sehen. Und nach einiger Zeit tauchte der kleine Talurnakto stampfend und schnaufend auf; er war vom Schlitten geworfen worden, die Hunde waren ihm durchgegangen und allein nach Hause gerannt. Eines Tages kam der Uhu mit einem andern Eskimo an Bord und erzählte, einige Oglulieskimos hätten unser Proviantzelt bestohlen; sie brachten eine uneröffnete Butterbüchse mit, die sie aufgegriffen hatten. Bei der Untersuchung zeigte es sich, daß eine Viertelkiste Schlittenbrot, zehn Tafeln Pemmikan und die obengenannte Butterbüchse fehlten. Wenn wir nichts davon erfahren hätten, wäre der Diebstahl wahrscheinlich nie herausgekommen, denn die Diebe hatten alles wieder in schönste Ordnung gebracht. Und sie waren wirklich genügsam gewesen. Der alte Teraiu und sein Bruder Tamoktuktu hatten an der Spitze des Unternehmens gestanden, das früh am Morgen ins Werk gesetzt worden war. Der Uhu erhielt zur Belohnung für seine Ehrlichkeit eine große

Axt, der andre ein Messer. Als sie das Schiff wieder verließen, trug ich ihnen einen Gruß an die Diebe auf und ließ ihnen sagen, wenn sich einer von ihnen einfallen ließe, sich je wieder in Ogchjoktu zu zeigen, würde er auf der Stelle niedergeschossen. An demselben Abend legte Ristvedt eine kleine Mine an die Tür des Provianthauses, die so eingerichtet war, daß sie in dem Augenblick, wo die Tür weggenommen würde, losginge. Sie war zwar ganz harmlos, konnte aber doch genügen, einen zweiten Einbruchsversuch zu verhindern.

In dieser Zeit holten wir auch die beiden Boote herein, die wir im freien Feld zurückgelassen hatten; es war kein Schaden an ihnen zu bemerken.

Wegen eines Fehlers beim Aufheben meiner Reisemagnete hielt ich es doch für notwendig, die Arbeit des vorigen Jahres um die Station her noch einmal zu machen. Damit ich nun nicht so viel Schneehütten ringsum bauen müßte, sandte ich Hansen mit einem Eskimo als Gehilfen voraus und ließ an den betreffenden Orten die Hütten bauen. — Es war für mich eine ungeheure Annehmlichkeit, wenn ich auf diese Weise an ein fertiges Haus kam und meine Beobachtungen gleich in Angriff nehmen konnte. Diese Beobachtungsreise nahm einen Monat in Anspruch. Die niedrigste Temperatur in diesem Winter beobachtete ich in Kaa-aak-ka — fast minus siebenundvierzig Grad. Dieser Winter war mit andern Worten bedeutend milder als der vorhergehende.

Die ganze Zeit über standen wir in lebhaftem Verkehr mit den Eskimos, die uns im Februar verlassen hatten, um auf die Seehundjagd zu gehen. Hin und wieder kam einer von ihnen zu Besuch zu uns, und ab und zu besuchten wir auch sie. Von dem Respekt, den wir diesen Leuten eingeflößt hatten, erhielten wir in jener Zeit einen glänzenden Beweis. Die Itchjuachtorvikeskimos hatten, wie man sich erinnern wird, Ristvedt und mir, als wir im vorigen Winter auf dem Weg nach dem magnetischen Pol waren und an der nördlichen Küste von Boothia Felix ein Depot niedergelegt hatten, einen Schlitten mit Proviant gestohlen. In

diesem Jahr nun kamen sie und lieferten den Schlitten wieder ab, weil sie Angst hatten, wir würden ihnen etwas Böses zufügen. Sie hielten sich aber in angemessener Entfernung und stellten den Schlitten beim Lager der Netschjilli-eskimos aufs Eis. Ihre Angst muß wirklich sehr groß gewesen sein, wenn sie einen so kostbaren Gegenstand wie einen Schlitten wiederbrachten. Der Schlitten war ziemlich mitgenommen; doch unter Lunds kundiger Behandlung wurde er sogar stärker und besser als zuvor.

Nicht selten kamen die Eskimos abends zu uns auf Besuch. Sie taten mir da sehr leid bei der fürchterlichen Kälte, und ich lud sie zum Übernachten bei uns ein. Sie durften in der Kajüte bei dem Leutnant und mir schlafen. Wir hatten manchmal bis zu dreizehn Schlafgäste in der Nacht. Sie legten sich einfach auf den Boden und deckten sich mit einem Renntierfell zu — zusammengepreßt wie Heringe in der Tonne. Die andern in der Vorderkajüte weigerten sich, solche Gäste aufzunehmen; sie rümpften die Nase und behaupteten, die Gäste ließen einen schlechten Geruch zurück. Nun fanden allerdings weder der Leutnant noch ich, daß es gerade nach Kölnischem Wasser, Veilchenduft oder „frischgemähtem Heu" röche, wenn die Eskimos abends ihre großen Schaftstiefel ablegten — aber wir fühlten, daß wir mit diesem Opfer auf eine billige und gute Weise echte Gastfreundschaft übten.

Im Lauf des Winters stifteten Leutnant Hansen, Wiik, Ristvedt und ich einen Verein, dessen Mitglieder soweit wie möglich sämtliche Produkte des Landes kosten sollten. Ristvedt wurde zum Vereinskoch ernannt, da Lindström sich lieber ins Meer stürzen, als so eine Schweinerei zubereiten wollte. Ein gebratner Fuchs, an dem der Verein sich abends erlabte, hatte unsern Koch beinahe an den Rand des Wahnsinns gebracht, und er erklärte uns für die größten Ferkel der Welt. Aber der Verein behauptete einstimmig, Fuchsbraten sei das feinste Gericht, das uns je hier an Bord verabreicht worden sei. Das Fleisch der meisten Füchse, von denen es eine Menge hier gab, schmeckte auch wirklich sehr gut; es erinnerte an Hasenfleisch. Wir versuchten es

auch mit andern Gerichten, wie Renntiermagen, Seehundflossen und so weiter.

Unter unsrer Ausstattung waren auch eine ganze Menge Spiele; ich glaube, wir hatten fünfundsiebzig verschiedne Spiele mitgebracht, von denen aber nur ein Belagerungsspiel und ein Damenbrett zur Verwendung kamen. Doch waren es nicht die Mitglieder der Expedition, die damit spielten, sondern der Uhu und Talurnakto. Leutnant Hansen hatte ihnen einen schwachen Begriff davon beigebracht, wie die Steine hin und her gerückt werden müßten, aber worum sich das Spiel sonst drehte, davon hatten die beiden keine Ahnung. Nichtsdestoweniger machten sie Gesichter wie die tiefsinnigsten Philosophen und sinnierten stundenlang über ihren Steinen. In aller Stille hatten wir unsern köstlichen Spaß an ihnen. Niemand wußte, zu welchem Resultat die Kämpfenden schließlich kamen, aber sie selbst waren äußerst befriedigt. Die allerbeliebteste Unterhaltung jedoch, wenn sie bei uns in der Kajüte saßen, war, illustrierte Bücher anzusehen. Zuerst stellten sie das Bild meistens auf den Kopf, aber wenn wir ihnen halfen, fanden sie sich bald zurecht. Leider hatten wir fast nur Abbildungen von dem Burenkrieg, aber von diesen hatten wir auch die schwere Menge. Sie handelten alle von Mord und Totschlag, Brand und Schlächtereien; selbst die Weißen fanden sie schauderhaft, und der Eindruck, den die Eskimos durch die Bilder von der Zivilisation erhielten, war wohl kaum freundlich oder verlockend.

Der Winter war nun vorbei, und allen Anzeichen nach stand der Frühling vor der Tür. Gegen das vorige Jahr war ein großer Unterschied bemerkbar. Da hatten wir Ende März ungefähr minus fünfundvierzig Grad Celsius gehabt, in diesem Jahre dagegen nur acht. Das war ein gutes Vorzeichen für den Sommer, der so große Bedeutung für uns hatte.

Alle Winterarbeit war nun vorbei, und die Station wieder von einem Kreis von Observatorien umgeben. Unsre Reisenden, die mit dem Schlitten in die Ferne ziehen wollten, konnten abfahren, sobald das Wetter schön würde. Diese

Schlittenexpedition war auf fünfundsiebzig Tage verproviantiert, unter der Voraussetzung, daß das im vorigen Jahre bei Kap Crozier errichtete Depot in Ordnung sei; für den entgegengesetzten Fall hatten sie nur auf fünfzig Tage Proviant bei sich.

Am zweiten April 1905 brach die Expedition auf. Unter gegenseitigem lebhaftem Winken mit den Flaggen fuhren sie ab, und von unsern wärmsten und besten Wünschen begleitet, wendeten sie sich westwärts dem Viktoria-Land zu.

Mit der Abreise der Expedition fing unsrer Rechnung nach in diesem Jahre der Frühling an. Allerdings bekamen wir auch nachher noch mehr als einen gewaltigen Schneesturm, aber die Kälte des Winters war gebrochen und kehrte nicht wieder.

Siebentes Kapitel

Die Menschen um den magnetischen Nordpol

In diesem Kapitel will ich versuchen, meine persönlichen Eindrücke von den Eskimos, mit denen wir an der Nordostküste von Amerika zusammengetroffen sind, wiederzugeben, das heißt, meine Beobachtungen über ihr Leben und ihren Kampf ums Dasein. Unsre Auffassuugen über diese Eskimos waren sehr verschieden, und ich kann wohl sagen, daß jeder einzelne von den sieben Mitgliedern der Gjöaexpedition sein ganz besondres Urteil über diese Eskimos hatte. Wegen deren Sprache und Aussprache lagen wir täglich im Streit, ja wir einigten uns gewissermaßen nicht um ein einziges Wort. Würde daher ein andres Mitglied als ich von diesen Menschen erzählen, dann würden dessen Schilderungen gewiß in vielen Punkten von den meinigen abweichen, ohne daß man sagen könnte, welches die richtigere und wahrere von beiden wäre.

Wenn ich nun von diesen Bewohnern des magnetischen Pols, den Netschjillieskimos erzähle, werde ich sie nur so darzustellen versuchen, wie sie mir entgegengetreten sind und wie ich sie habe kennen lernen. Es gibt auf diesem Gebiet gar vielerlei Quellen und Autoritäten, wo ich hätte nachsehen können, um meinen Lesern ein erschöpfenderes Kapitel über die Eskimos zu geben; aber ich habe diese Bücher absichtlich nicht gelesen, gerade weil ich fürchtete, ich würde dann vielleicht das erzählen, was andre gesehen und erlebt hätten, und nicht ich selbst. Wegen meiner mangelhaften

Kenntnis ihrer Sprache mögen freilich auch einige irrtümliche Auffassungen der Erklärungen, die mir die Eskimos gaben, mit unterlaufen, aber ich glaube doch zuversichtlich sagen zu können, daß die Hauptsachen richtig sein werden. Unser Alphabet hat Buchstaben genug, die Laute der Eskimo-Aussprache wiederzugeben; deshalb habe ich die annähernd ähnlichen Buchstaben genommen und dem Laut so nahe wie möglich zu kommen versucht.

Die Eskimos auf der Halbinsel Boothia-Felix an der Nordostküste von Amerika und westwärts nach dem Kobberminefluß sind — ihrer eignen Aussage gemäß — in folgende Stämme eingeteilt: der Itchjuachtorvikstamm, der seinen Hauptsitz um Elizabeth, Victoria, Felix und Sheriffhafen auf der Ostküste von Boothia-Felix hat, in Itchjuachtorvik, wo Sir John Roß mit seinem Schiff „Victory" 1827 bis 1833 überwinterte; der Netschjillistamm bei dem Willerortsee (Netschjilli) auf dem Boothia-Isthmus; der Utkohikchjallikstamm in Utkohikchjalli oder den Gegenden um die Mündung des Backflußes und des Großen Fischflusses in das Eismeer; der Oglulistamm in Ogluli, der Westküste von der Halbinsel Adelaidé; und endlich der Kiilnermiunstamm in Kiilnermium oder der Gegend um die Mündung des Kobbermineflusses ins Eismeer.

Durch Umgang, Verheiratung und Aufnahmen sind diese verschiednen Stämme so ineinander verschmolzen, daß sie in Wirklichkeit nur als ein einziger Stamm gerechnet werden können. Aussehen, Kleidung und Gebräuche sind auch beinahe dieselben, und das bewirkt noch eine weitere Verschmelzung. Doch halte ich es nicht für richtig, wenn man — wie ich in vielen Abhandlungen und Berichten gelesen habe — alle diese verschiednen Stämme als einem einzigen ursprünglichen Grundstamm, dem Netschjillistamm, angehörig betrachtet.

Die Oglulieskimos sind der Stamm, der am meisten in Berührung mit dem Weißen kam. In deren Nähe haben die Leute von der Franklinexpedition ihren letzten Seufzer ausgehaucht. Mit diesem Stamm trafen auch Mc. Clintock, Hall und Schwatka auf ihrer Forschungsreise nach den

Franklin-Papieren zusammen, und diese Eskimos waren also auch die ersten, denen wir begegneten. Mehrere Leute dieses Stammes konnten sich noch an die Mitglieder der Schwatkaexpedition erinnern, und es hatten sich auch noch einige Überbleibsel von englischen Worten unter ihnen erhalten, so zum Beispiel „oata" (Wasser) und „naiming" (knife). Ein andrer schlagender Beweis dafür, daß dieser Stamm früher schon mit zivilisierten Menschen zusammengewesen war, ist auch die Tatsache, daß uns der alte Teraiu schon am ersten Abend, wo wir mit ihm zusammentrafen, bereitwillig seine Frau Kajogollo anbot. Sonst waren eigentlich keine sichtbaren Dinge vorhanden, die man sonst nach einem Beisammensein mit weißen Menschen findet. So gab es zum Beispiel außerordentlich wenig eiserne Gegenstände bei ihnen. Bei den andern Stämmen war sogar, ausgenommen die Netschjillieskimos, ein vollständiger Mangel an Eisenmaterial. Von den übrigen Stämmen waren die Itchjuachtorvik- und Netschjillieskimos im Jahr 1829 bis 1834 mit Engländern zusammengewesen; aber jene Leute waren jetzt alle tot. Nur im Netschjillistamm waren noch drei alte Frauen am Leben, die erzählen konnten, sie hätten einst weiße Männer gesehen, nämlich bei Evili (Repulse Bay), wo sie damals mit ihren Männern gewesen seien.

In demselben Jahr, wo wir King-Williams-Land erreichten, waren vier Netschjillieskimos südwärts nach Evili gezogen, um Pelzwerk zu verhandeln. Dies war ein Zeichen von Unternehmungsgeist, den wir bei keinem der andern Stämme bemerkten. Sonst sahen wir bei unsrer ersten Begegnung mit den Netschjillieskimos nichts, was auf eine Verbindung mit der Außenwelt hätte schließen lassen, mit Ausnahme von einigen eisernen Stangen und Messern, die sie sich von den südlicher wohnenden Eskimostämmen eingehandelt hatten. Mit einem Schlag standen wir hier von Angesicht zu Angesicht einem Volk aus der Steinzeit gegenüber, wurden also ohne Übergang mehrere tausend Jahre in der Zeitrechnung zurückversetzt, zu Menschen, die keine andre Art des Feueranzündens kannten, als zwei Stücke Holz aneinander zu reiben, und die mit Mühe und Not ihr Essen über der

15*

Seehundstranlampe nur einigermaßen lau bekamen, während wir unser Essen auf unserm modernen Kochapparat in ein paar Minuten zum Kochen brachten. Wir kamen mit unsern sinnreichen, modernen Erfindungen auf dem Felde der Schießwaffen zu Menschen, die noch Lanzen, Pfeile und Bogen aus Renntierhorn gebrauchen. Ihre Fischgeräte bestanden aus langen, von Renntierhorn verfertigten Spießen. Stunde um Stunde mußten sie beschwerlich dastehen und jeden einzelnen Fisch, je nachdem er daherkam, aufspießen — während wir nur unsre Fischnetze auswarfen und so viele Fische fingen, wie wir wollten.

Wenn man übrigens nach den Waffen, Geräten und dem Hausrat dieser Menschen auf einen minderwertigen Verstand schließen wollte, so täte man ihnen unrecht. Die anscheinend so primitiven Gegenstände erwiesen sich den vorhandnen Bedürfnissen und Verhältnissen so gut angepaßt, wie sie nur die Erfahrung und ein kluges Ausprobieren durch Jahrhunderte hindurch hergestellt haben konnten.

Netschjilli – die Heimat und das irdische Paradies der Netschjillieskimos – liegt, wie schon gesagt, auf dem Boothia-Isthmus. Der große Willerortsee mit seinen moosbewachsenen Ufern und seinem kleinen Bach, der ins Meer fließt, trägt schon seit Jahrhunderten diesen Namen. Hier hat der Netschjillistamm sein Vaterland; hier an diesen Ufern sind ihre Väter und Vorfahren in den hellen Sommernächten von ihren Zelten auf die Jagd ausgezogen. Hier liefen sie als Kinder mit ihren kleinen Bogen und Pfeilen umher und schossen auf kleine Vögel, um später das große Wild wie im Sturm verfolgen und erlegen zu können. Hier sind sie in ihrer Jugend mit den Alten ausgezogen und erhielten manchen guten Rat und machten viele gute Erfahrungen, bis sie schließlich selbst als Ehemänner und Väter im Ernst den Kampf ums Dasein aufnahmen, in dem Leben, das ihnen beschieden ist.

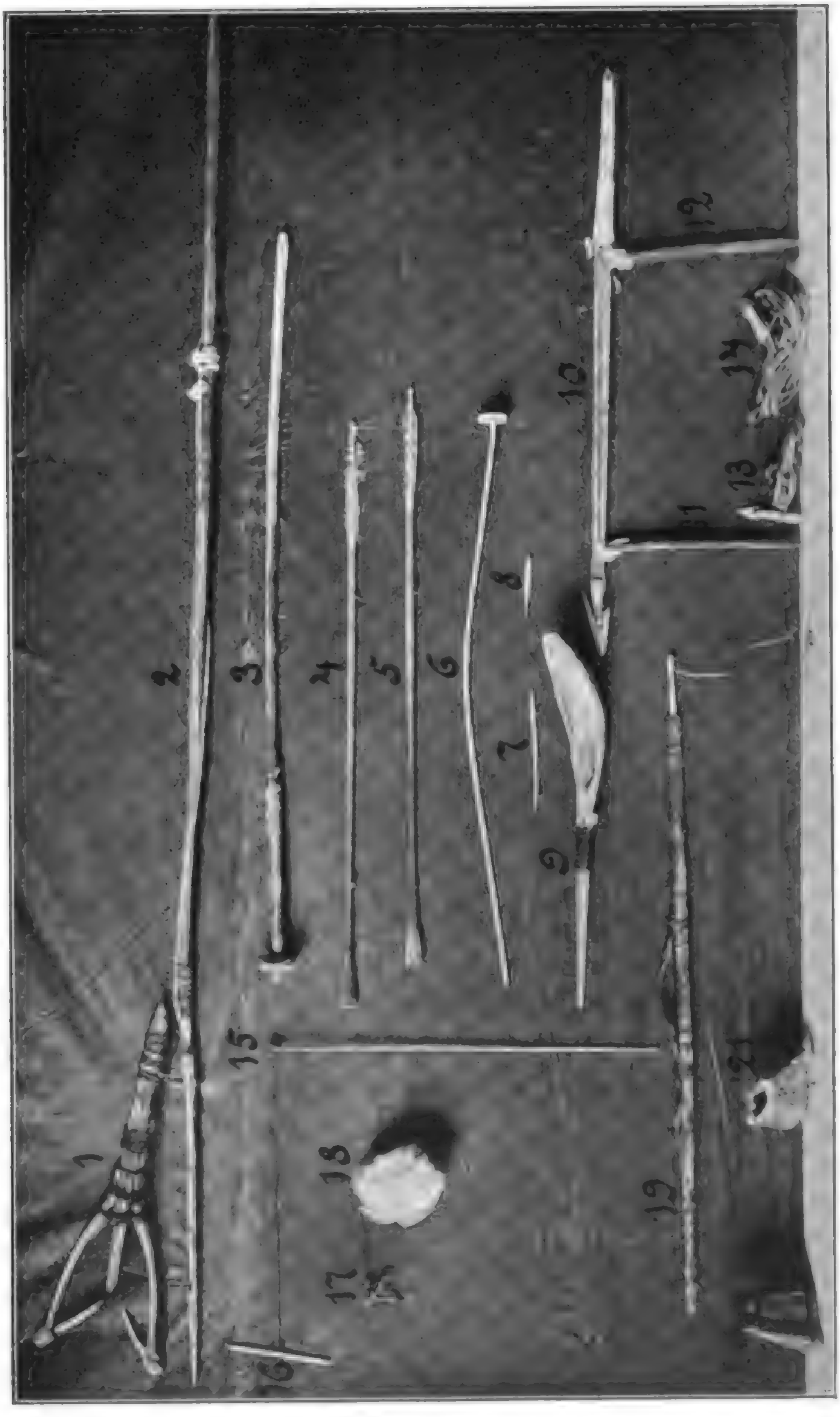
Wir sind mitten im Juni, dem schönsten Monat in diesen Gegenden. In Frieden und Ruhe können wir die herrlichen Sommerabende genießen; denn die Mücken, die schlimmste aller arktischen Plagen, die selbst den ent-



Nalungia und Atikleura vor ihrem Zelt

zückendsten Sommerabend zu einer Hölle machen kann, sind noch nicht gekommen. Die Zelte liegen einzeln über das ganze Territorium zerstreut. Der eine hat sich eine kleine Felskuppe mit der Aussicht auf den Zeltplatz gewählt, ein andrer das Ufer eines kleinen Gewässers, in dem die Forellen dick und fett herumschwimmen. Die Zelte sind keine Prachtwerke. Die meisten sind aus Renntier- und Seehundfellen zusammengenäht. Die besten Jäger haben ausschließlich Seehundfelle, die schlechtesten ausschließlich Renntierfelle. Seehundfell ist kostbarer als Renntierfell.

Atikleura hat in diesem Sommer für sein Zelt die höchste Felsenkuppe gewählt, wo er die Renntiere gleich bei ihrer Ankunft erspähen kann. Sein Zelt ist ein wahres Musterzelt. Es besteht aus dünnen wohlerhaltnen Seehundfellen. Selbst die Nähte sind bei Atikleuras Zelt feiner als bei den andern. Die Zeltöffnung liegt gegen den Wind. Ein reicher Mann wie Atikleura gebraucht drei Zeltstangen — eine Hauptstange, die das ganze Zelt trägt, und zwei übers Kreuz gelegte, die den Eingang bilden. Ein besondres Patent für einen Zelteingang gibt es nicht. Um das Zelt am Boden festzuhalten, sind ringsum große Steine auf den Rand der Zeltdecke gelegt. Wenn die Eskimos weiterreisen, bleiben diese Steine liegen und bilden ungefähr einen Kreis. Diese Kreise werden Zeltringe genannt, und wir fanden solche über ganz King-Williams-Land zerstreut. Selbst in der Auswahl dieser Steine zeigt der Eskimo seinen Geschmack. Atikleuras Zeltring zu sehen, ist zum Beispiel ein wahres Vergnügen. Seine Einrichtung besteht nicht aus Luxusgegenständen, aber für ein Eskimozelt ist es ungewöhnlich reinlich und ordentlich darin. Der Moosboden, auf dem das Zelt steht, ist mit vielen Renntierfellen bedeckt. Und da Atikleuras Frau, Nalungia, ihre Ehre darein setzt, ein hübsches Heim zu haben, liegen die Felle in schöner Ordnung da. Nirgends ist eine Spur von Küchengeräten zu entdecken. Die Küche ist dicht vor dem Zelteingang. Die Specklampe wird nur im Winter gebraucht, im Sommer wärmt man sich das Essen mit Heidekraut. Das Feuer wird zwischen zwei Steinen angezündet und der Kochtopf über den Spalt



Eskimogerätschaften

in die Mitte gestellt. Die Kochtöpfe sind von verschiedner Größe. In einer Musterhaushaltung wie Atikleuras sind sie ungefähr fünfundsiebzig Zentimeter lang, fünfundzwanzig Zentimeter breit und fünfundzwanzig Zentimeter hoch. Sie werden aus einer weichen Steinart gemacht, die sie von ihren Freunden, den Utkohikchjallikeskimos bekommen.

Klein Anni springt zwischen den Zelten umher und spielt; er ist in Gefahr, verzogen zu werden. Alle andern Kinder in seinem Alter müssen arbeiten und Hand mit anlegen, aber bei den reichen Leuten ist das anders. Errera, der älteste Sohn, ist ein prächtiger Bursche. Er kommt gerade vom Fischfang heim. In der einen Hand trägt er seine Fischgabel (kakiva) und auf dem Rücken in einem Ranzen aus Seehundfell seinen Fang. Er wirft den Ranzen der Mutter hin, die mit ihrer ewigen Näharbeit im Zelt sitzt, und lehnt dann den Spieß an die Zeltwand. Die Fischgabel (Figur 1) besteht aus vier Teilen. Der Schaft ist aus Holz, und je länger er ist, desto besser; unter drei Meter Länge soll er nicht haben. Ganz außen an diesem Schaft sind die drei andern Teile mit Schnüren aus Renntiersehnen festgemacht. Zwei Teile davon sind von derselben Form und bilden die äußeren Wände der Gabel; beide haben an ihrer Innenseite einen Widerhaken. Der dritte Teil besteht nur aus einer scharfen Spitze, die in das Ende des Schaftes hineingedreht und festgeschnürt ist. Mit dieser Spitze werden die Fische aufgespießt, und die Widerhaken an den beiden Seitenteilen verhindern den Fisch am Wiederhinausgleiten. Ursprünglich wurde dieses Geräte nur aus Renntierhorn gemacht; jetzt in unsern Tagen bestehen die mittlere Spitze und die Widerhaken sehr häufig aus Eisen und die Seitenstücke aus Knochen von Moschusochsen. Das Horn der Moschusochsen ist ein elastischeres Material als das Renntierhorn.

Klein Anni ist schon zu der Mutter hingelaufen, die in dem Fischranzen umhersucht, den Inhalt zu prüfen. Jetzt gilt es, sich einen guten Bissen zu ergattern. Die rohen Fischaugen besonders sind das Ziel seiner Wünsche. Die Augen gelten als ein großer Leckerbissen, und Klein Anni

läßt nicht nach, bis er seinen Teil davon abbekommen hat. Die übrigen Mitglieder der Familie verzehren einen Teil der Beute sogleich roh, der Rest wird zum Erwärmen in den Topf gesteckt. Eigentlich gekocht werden die Speisen nicht; dieses Wärmen ist aber doch keine so ganz einfache Verrichtung, wie man denken könnte. Die Eskimos kennen ja unsre Zündhölzer nicht, die das Feuer in einem Nu hervorzaubern. Ihr Feuerzeug ist von der allerprimitivsten Art. Es besteht aus zwei Holzstücken, einem flachen, mit einer Reihe Vertiefungen darin, und einem an beiden Enden abgerundeten runden Stab, sowie einem Stück Renntierknochen und einer dicken, kräftigen Schnur aus Renntiersehnen. Außerdem ist ein kleines, mit völlig dürrem Renntiermoos gefülltes Säckchen unentbehrlich. Wenn Feuer angemacht werden soll, wird das flache Stück mit den Vertiefungen nach oben auf eine harte Unterlage gelegt; der andre Teil, der runde Stab, wird mit dem einen Ende, das genau in die Vertiefungen des flachen Stückes hineinpaßt, in eine von diesen gesteckt, das andre aber in das entsprechende Loch des Rentierknochens, der gegen die Brust gedrückt wird. Die Renntiersehne wird einmal um den Stab geschlungen und dann eifrig hin und her gezogen. Im Winter geht es oft sehr langsam, aber in der gegenwärtigen Jahreszeit, wo alles trocken ist, bringen die Eskimos in wenigen Augenblicken ein Feuer zustande. Bald raucht es lustig von den beiden Holzstücken, und der Arbeitende hält inne und sieht nach. Wenn er genügend gedreht hat, so muß sich ein feines Holzpulver gebildet haben, das jetzt glüht. Dieses glühende Pulver wird von dem Holzstück in den Beutel voll dürren Renntiermooses hineingeklopft, wo es durch beständiges Draufblasen zu weiterem Umsichgreifen gebracht wird. Wenn dann das Moos glücklich Feuer gefangen hat, wird es mit irgend einem mit Tran getränktem Stoff in Verbindung gebracht, und da flammt es sogleich hell auf. Wer zuerst ein Feuer zustande gebracht hat, leiht natürlich gerne seinen Nachbarn davon.

Ich zeigte ihnen einmal, wie wir mit Hilfe der Sonne und eines Brennglases Feuer machen können. Dies er-

götzte sie sehr, aber es fiel ihnen nicht ein, sich ein Brennglas zu verschaffen und sich die neue Weisheit zu Nutzen zu machen.

Wenn der Fisch endlich warm ist, geht die Familie im Ernst ans Essen. Gabel und Messer kennen Atikleura und seine Familie natürlich nicht. Sie müssen sich mit den Eßgeräten begnügen, die die Natur ihnen verliehen hat. Da mag es einem ja bisweilen recht warm an den Händen werden, aber sie nehmen das nicht so genau. Nach beendigter Mahlzeit beschäftigt sich jedes eine Weile nach eigenem Belieben. Errera entdeckt einen Fehler an seiner Fischgabel und sucht ihn zu verbessern.

Bei den Eskimos wird jede Arbeit unter Gesang getan, wenn man überhaupt einen so schönen Namen für die Laute, die sie hervorbringen, anwenden will. Aber nicht die allergeringste Arbeit wird von Mann oder Frau getan, ohne daß sie von diesem merkwürdigen, einförmigen Tonbildungen begleitet würde: „c-d-e-f, f-e-d-c, c-e-d-f, d-f-e-c" — so geht es fort bis ins Unendliche. Selbst für einen Menschen, dessen höchste Leistung sich auf ein einfaches „O du lieber Augustin!" beschränkt, ist diese einförmige Musik zum Verrücktwerden. Wenn ich den Eskimos einen Besuch machte, unterbrachen sie doch immer ihren Gesang, weil sie wußten, daß ihre musikalischen Übungen sofort ansteckend auf mich wirkten, und da schwiegen sie lieber, als daß sie mich anhörten.

Während Errera seine Fischgabel ausbessert, trifft Nalungia Vorbereitungen, Atikleuras Kajak instand zu setzen. Der Kajak liegt jetzt vor dem Zelt auf drei kleinen Steinhaufen, die so hoch sind, daß die Hunde nicht daran kommen können. Alle Holzarbeit ist schon fertig. Es muß nur noch zum Schluß da und dort etwas geleimt und verschnürt werden. Das Zusammensetzen ist eine große Geduldprobe für Nalungia gewesen, denn der Kajak besteht aus vielen ganz kleinen Holzstücken, die fest zusammengebunden werden. Zum Zusammenbinden werden Renntiersehnen verwendet, die in trocknem Zustand ausgezeichnet halten; wenn sie aber naß werden, dehnen sie sich aus und die Verschnürung

gibt nach. Nur wo es sich um eine feinere Zusammenfügung handelt, wird Leim angewendet. Dieser Leim wird auf höchst eigentümliche Weise aus Renntierblut hergestellt. Ein ganz kleiner Beutel wird mit Blut gefüllt, der Eskimo nimmt ihn in den Mund und saugt lange Zeit daran. Durch diese Behandlung gerinnt das Blut und bildet eine dicke Flüssigkeit, die unserm besten Leim vollkommen gleichgestellt werden kann.

Atikleura möchte sein Boot möglichst rasch fertig haben, um es benutzen zu können, sobald das Eis auf dem Fluß aufgeht. Die Renntiere stellen sich nämlich schon in Rudeln ein, und die große Sommerjagd wird bald ihren Anfang nehmen. Es wird auch allmählich Zeit, daß die Leute etwas



Kajak im Bau

frisches Renntierfleisch bekommen, denn es ist lange her, seit sie das letzte gegessen haben. Außerdem ist fast der ganze Vorrat an Faden aufgebraucht; als das Boot vollends zusammengebunden ist, bleibt der Hausfrau keiner mehr übrig; und Seehundsehnen taugen nichts. Es ist ein wahres Vergnügen, Nalungia zu beobachten, die sich alle Mühe gibt, möglichst rasch fertig zu werden. Einfacher Faden ist zu dünn zum Zusammennähen des Kajaküberzugs. Nalungia ist deshalb dabei, einen dickeren zu flechten. Ihre kleinen Hände — jawohl, denn feinere und wohlgeformtere Hände und Füße als die der Eskimofrauen gibt es wohl kaum — bewegen sich so hurtig, daß man die einzelnen Finger nicht unterscheiden kann.

Auf diese Weise ist die ganze Familie vollauf beschäftigt. Und wir gehen deshalb jetzt zu Atikleuras Nachbar

Kaa-aak-kea hinüber, um zu sehen, wie es dort aussieht. Sein Zelt hat eine merkwürdige Lage, und wir können unmöglich verstehen, warum er gerade diesen Platz gewählt hat, der weder auf einer Anhöhe noch in der Nähe von Wasser ist. Aber es gibt ja überall Sonderlinge, warum nicht auch unter den Eskimos! Ein halber Blick auf das Äußere des Zeltes sagt uns schon, daß wir es hier mit dem vollständigen Gegensatz zu der Familie Atikleura zu tun haben. In der Zeltdecke befindet sich fast gar kein Seehundfell. Sie ist aus durchlöcherten, wurmstichigen Renntierfellen zusammengenäht. Er hat sich nicht einmal Zeit genommen, die Haare zu entfernen; da und dort sitzen noch große Büschel daran, und die Nähte entsprechen den Fellen. Ein Stich hier und ein Stich da. Es ist so schlecht gemacht, daß möglicherweise ich selbst es schließlich besser hätte machen können. Eine Menge Fischgräten liegen vor dem Zelt und ziehen ganze Schwärme von Schmeißfliegen herbei.

„Manik-tu-mi, Kaa-aak-kea!“ Ein langgezogenes träges Maniktumi dringt aus einem Haufen von Felldecken zu mir heraus. Er ist noch nicht aufgestanden. Man sieht nur eine Strähne verwirrten Haares und zwei blutunterlaufene Augen, die aus einer Felldecke hervorleuchten. Hier drinnen ist alles mit Schmutz besudelt, und es riecht auch danach. Ich lasse mich daher in keine längere Unterhaltung mit ihm ein; so gern ich es möchte, aber ich kann kein Mitleid mit diesem Menschen haben, denn seine eigene Roheit ist schuld daran, daß er jetzt einsam und verlassen ist. Seine erste Frau hat er oft mißhandelt, er schlug und prügelte sie, daß sie grüne und blaue Flecken bekam. Sie starb im Wochenbett, und das war ein Glück für sie. Kaa-aak-kea fand indes den Witwerstand etwas traurig und sah sich bald nach einer andern Frau um. Das ist aber nicht so leicht, wenn die Frauen so wenig zahlreich sind, wie bei diesen Eskimostämmen. Er war deshalb so vernünftig und reiste ins „Ausland“, um sich von einem der andern Stämme eine Frau zu holen. Nach Verfluß von wenigen Monaten kehrte er zurück, und da hatte er ein Kind von neun Jahren bei sich. Dieses Kind war seine Frau. Wie es sich mit diesem

Verhältnis eigentlich verhielt, habe ich nie ganz ergründen können. Er selbst sagte, das Mädchen solle erst in einigen Jahren wirklich seine Frau werden — aber ich habe so meine eignen Gedanken darüber. Es war grauenvoll, wie diese arme Kleine angezogen war. In einem ganz vertragnen Anzug von Kaa-aak-kea, der natürlich viel zu groß für sie war, lief sie herum. In derselben Verfassung war die Fußbekleidung. Schläge bekam sie viel, aber wenig zu essen. Eines schönen Tages jedoch brannte sie durch. Ohne Speise und fast ohne Kleider lief das arme Kind dreißig Meilen weit, ehe es auf Menschen stieß, die sich seiner annahmen. Jetzt lebt also dieser Bärenbeißer mit seinen zwei kleinen Jungen allein.

Sein älterer Bruder Akla war um viele Grade besser als Kaa-aak-kea, obgleich auch er dem Stamm nicht zur Zierde gereichte. Akla war mit „Pandora", der größten und stärksten Dame des Stammes, verheiratet. Wahrscheinlich hielten diese Eigenschaften seiner Gattin Akla davon ab, dieselben Gewalttaten zu verüben wie sein Bruder. Diese Ehe sah gerade so aus, wie alle andern „glücklichen Ehen" auch. Sie führte ein uneingeschränktes Kommando, und er gehorchte blindlings. Diese Dame war es auch, die damals eine so eingreifende Rolle in dem Leben unsres Freundes Talurnakto spielte. Ihre Reize hatten ihn zum erstenmal von dem Weg der Pflicht verlockt, und die handfeste Natur dieser Reize hinterließ dann auch deutliche Spuren bei dem armen Manne während der Zeit, wo er die Rolle eines Mitehemanns in Aklas Hause spielte. Les extrêmes se touchent. Talurnakto war der kleinste Mann des Netschjillistammes — Pandora dessen Riesendame.

Eine Musterhaushaltung führte Pandora aber keineswegs. Die Kinder waren schmutzig und unartig, und Aklas Kleidung durchaus nicht immer tadellos.

Der dritte Bruder, Ojara, war der beste von ihnen und einer von den ansprechenden Leuten des Stammes. Er mochte ungefähr siebenundzwanzig Jahre alt sein, war groß von Gestalt, von dunkler Hautfarbe und hatte ein freundliches, gewinnendes Lächeln. Er und sein bester Freund Ahiva



Ojara und Alo-Alo bei ihrer Schneehütte

gehörten zu den Stutzern des Stammes. Sie hatten beide hübsche, junge Frauen, Alo-Alo und Alerpa. Als ich zuerst mit diesen beiden jungen Paaren zusammentraf, war Ojara mit Alo-Alo verheiratet, und ein verliebteres Paar habe ich bestimmt noch nie gesehen. Als ich kurze Zeit nachher zu ihnen kam, waren die Verhältnisse umgekehrt. Jetzt saß Alo-Alo auf dem Platz der Hausfrau in Ahivas Zelt. Da ich ihnen zu verstehen gab, es müsse meiner Ansicht nach entweder ein Mißverständnis obwalten oder früher eins bestanden haben, neigte die kokette, kleine Frau sich zu ihrem Mann hin, nahm seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände und rieb ihre Nase an der seinigen, wie wenn sie sagen wollte: „Da siehst du! Hier kann es sich nicht um ein Mißverständnis handeln!" Wie schon gesagt, ist das Nasenreiben bei den Eskimos dasselbe wie bei den Europäern das Küssen. Ich enthielt mich auch selbstverständlich jeder weiteren Äußerung. Ein solches Verhältnis ist ja auch in dem Lande der „Kabluna" nicht ganz unbekannt. Dies war übrigens der einzige Fall von Frauenaustausch, den ich mit meinen eignen Augen gesehen habe.

Diese beiden Männer waren tüchtige Jäger, und die Frauen, so jung sie waren, tüchtige Hausfrauen. Ihre Zelte lagen nebeneinander auf einem reizenden Platz, wo die Liebe wohl gedeihen konnte.

Auf einer kleinen Landzunge dicht bei dem Fluß liegt ein andres Zelt. Dieses Zelt muß einem großen Tier gehören, so ungewöhnlich stattlich und schön ist es. Der Mann hat gewiß auch einen großen Fischfang gemacht, und es sieht aus — was bei den Eskimos sonst nicht allgemein ist — als ob er auch etwas an die Zukunft dächte. Denn da sind lange Reihen von herrlichen kleinen Lachsen und Forellen zum Trocknen aufgehängt. Schon aus weiter Ferne hört man das Lachen des Besitzers, Kachkochnelli. Er hat das gereifte Alter erreicht, ist zwischen vierzig und fünfzig und ist auch schon Großvater. Schön kann er nicht genannt werden, eher das Gegenteil. Er ist von Mittelgröße, ein wenig beleibt, und als besondres Kennzeichen hat er rotumränderte Augen. Er ist immer voller Scherz und Lachen. Dabei ist Kachkochnelli aber ein sehr kluger Mann und einer der besten Jäger des Stammes. Außerdem ist er auch einer von dessen schlauesten Geschäftsleuten. Mit irgend einem hatte er immer einen Handel vor. An Familie hatte er eine Frau und drei Kinder. Die Frau glich einem recht wohlgenährten Bauernweib und war immer sanft und freundlich. Unter uns führte sie den Namen „Nujakke“ oder Schwiegermutter. Kachkochnelli wollte nämlich durchaus, ich solle Ojaras Frau Alerpa, die seine Tochter war, kaufen, und dann wäre also seine Frau meine Schwiegermutter geworden. Der Vorschlag erweckte natürlich stürmische Heiterkeit bei uns allen. Aus dem Handel wurde jedoch nichts. Er suchte auch sehr beharrlich einen Liebhaber für seine Frau, aber auch dieses Geschäft glückte ihm nicht. Sein ältester Junge, Kallo, ein zehnjähriger Bursche, war zwar hübsch, aber sehr unartig. Sein jüngster Sohn hieß Nulieiu und war einer der komischsten kleinen Burschen, die ich je gesehen habe, aber immer schmutzig und nichtsnutzig. Seine Kleidung war es, die unsre Aufmerksamkeit in erster Linie auf sich zog. Wie alle kleinen Eskimokinder seines Alters — bis zu sechs Jahren — trug er einen Anzug aus einem Stück, das heißt, Hose und Jacke aneinander, eine Art Kombination. Nulieius Tracht zeichnete sich aber noch besonders aus; sie war besonders luftig, da sie vorne vom Hals bis auf das

Bäuchlein offen war. Diese ganze Partie war bei dem Jungen also entblößt. Wenn man dann noch die unentbehrliche Öffnung rechnet, die alle Eskimokinder hinten auf einer gewissen Stelle haben, dann wird man verstehen, daß Nulieiu in einem beständigen Zuge umherging. Ich sah ihn in diesem luftigen Anzug bis in die strengste Winterkälte hinein. Im Frühling war man vorsichtiger mit ihm; aber wenn die Temperatur bis zum Gefrierpunkt gestiegen war, konnte man sicher sein, den Knirps wieder in seinem Sommeranzug auftauchen zu sehen. Wenn die Eskimokinder sechs Jahre alt sind, wird die Kleidung ganz geschlossen.

In dem kleinen, etwas weiter entfernt liegendem Zelt wohnt Poiéta, Atikleuras jüngerer Bruder, mit seiner Frau Nalungia und ihrem kleinen Sohne. Sie haben nicht besonders viel Platz, aber rein und ordentlich ist es da, den Verhältnissen nach. Nalungia versorgt ihren kleinen Jungen mit rührender Liebe. Sie benimmt sich dabei gerade wie eine Katze, sie leckt ihn am ganzen Körperchen ab, und da liegt er nun lieblich glänzend vor ihr. Der Junge gehört ihr übrigens nicht einmal eigen; sie hat ihn von einer Mutter zum Geschenk erhalten, die wahrscheinlich zu viele Kinder hatte. Nach dem Bade ist der Junge durstig geworden, was er mit lautem Gebrüll kund gibt. Er wird auch sogleich an die Brust gelegt. Der Kleine meint nun, sein Durst solle gestillt werden, und er verstummt augenblicklich. Nalungia ist jedoch nie Mutter gewesen. Und nun führt sie eines der komischsten Kunststücke auf, die ich je gesehen habe. Sie weiß wohl, daß der Kleine sich nicht lange zum besten haben läßt, und hält es deshalb für besser, ihm zuvorzukommen. Rasch nimmt sie einen Schluck Wasser in den Mund, und ehe der Junge wieder schreien kann, bringt sie mit einer blitzschnellen Bewegung seinen Mund an den ihren und läßt mit einer geradezu fabelhaften Fertigkeit das Kind das Wasser aus ihrem Munde trinken.

Da aber jetzt Gäste gekommen sind, ist Nalungia des Spielens mit dem Kinde überdrüssig; sie legt es weg, um mit den Besuchern zu plaudern. Das Kind liegt indes froh und zufrieden unter einem Renntierfell und lutscht an seinem

„Tröster“. Dieser besteht weder aus einer Flasche noch aus einem Lutschbeutel, sondern einfach aus einem Stück Speck, durch das ein langer Stecken gesteckt ist. Dies ist vollständig gefahrlos; der Junge kann den Speck nicht in den Hals bekommen, denn der Stecken bleibt quer vor dem Munde sitzen, deshalb kann man das Kind ruhig sich selbst überlassen. Nalungia ist eine dicke, rundliche Frau von etlichen zwanzig Jahren, dabei rot und weiß wie eine Rose, und sieht aus wie die Gesundheit selbst. Übrigens macht ihr ganzes Wesen den Eindruck von Bequemlichkeit.

Mutter zu sein ist in diesen Gegenden keine beneidenswerte Stellung. Bis das Kind volle zwei Jahre alt ist – ja oft noch länger – wird es in einer Art von ganz kleinem Sack auf dem Rücken getragen, nicht in der Kapuze, wie man meinen sollte; diese ist nur ein notwendiger Anhang der weiblichen Kleidung und hat weiter keine Bedeutung, als daß sie bei kaltem Wetter hinaufgeschlagen wird. Sie würde aber ganz denselben Dienst tun, wenn sie nur ein Drittel von ihrer wirklichen Größe hätte. Allerdings, als Versteck für gestohlne Sachen könnte sie sehr zweckmäßig sein. Das Kind aber wird immer in jener Art Sack getragen, der so klein ist, daß man ihn, wenn das Kind nicht drin ist, kaum sieht. Da liegt nun das Würmchen mit heraufgezognen Beinen wie ein Frosch ganz nackt auf dem nackten Körper der Mutter. Das ist natürlich ein sehr warmer Platz; und um das Kind am Hinuntergleiten zu verhindern, trägt die Mutter auf ihrem Überkleid einen aus Renntiersehnen geflochtenen Strick um den Leib. Dieser Strick wird vorne mit zwei hölzernen oder beinernen Knöpfen zusammengehalten und kann in einem Nu aufgemacht werden, wenn das Kind herausgenommen werden muß, was natürlich nicht so ganz selten vorkommt und bisweilen mit Blitzesschnelle ausgeführt werden muß. Das arme nichtsahnende Kind wird da mit unglaublicher Geschwindigkeit herausgenommen. Ich habe gesehen, wie Säuglinge unter solchen Umständen aus ihrem warmen Platz herausgerissen und dann mehrere Minuten lang bei einer Temperatur von minus fünfzig Grad Celsius splitternackt gehalten wurden. Man sollte meinen,

dies sei zu viel für so ein kleines Kind, aber es schadet ihnen offenbar nicht das geringste.

An die Heirat von Poiéta und Nalungia knüpft sich ein kleiner Roman. Nalungia war, wie die meisten ihrer Eskimoschwestern, von Geburt an für einen Mann bestimmt, und zwar für einen andern als Poiéta. Da geschah es, daß sich Poiéta sterblich in die holde Nalungia verliebte, die damals schon verheiratet war. Er machte kurzen Prozeß, begab sich in ihre Wohnung und entführte die erst kurz verheiratete Frau, wahrscheinlich mit ihrem eignen Einverständnis. Als der Ehemann heimkam, fand er das Haus leer, und als er auf der Rückkehr seiner Frau bestehen wollte, wurde ihm nur ein geringschätziges: „Komm und hol sie dir, wenn du es wagst!" zur Antwort. Da nun dem Ehemann dieser Mut fehlte, durfte Poiéta im Frieden mit seiner Nalungia leben. Der verschmähte Ehemann wanderte in den Süden aus, und die Geschichte berichtet, er sei im Eis eingebrochen und ertrunken.

Die Hochzeiten werden still und ruhig, ohne größere Aufregung gefeiert. Wenn das Mädchen vierzehn Jahre alt ist, sucht sie den Bräutigam auf — oder vielleicht ist es umgekehrt, und er kommt zu ihr — und wohnt mit ihm im Hause seiner Eltern. Ich glaube nicht, daß die Eskimos bei dieser Handlung von wärmeren Gefühlen beseelt sind, weder der Mann noch die Frau. Die Frauen verheiraten sich, weil sie eben von den Eltern weggegeben werden, und der Mann, um ein Haustier mehr zu bekommen; denn in Wirklichkeit ist die Stellung der Frau nicht mehr und nicht weniger als die eines Haustiers.

Selbst unser guter Freund, der Uhu, der sein Zelt westwärts auf der andern Seite des kleinen Tales hat, selbst er ist in dieser Beziehung nicht besser als die andern. Jetzt eben kehrt er mit Bogen und Pfeilen von der Vogeljagd zurück. Die Vögel werden ohne ein Wort vor Kabloka, seine kleine Frau, hingeworfen, die an der Näharbeit sitzt. Sie weiß schon, was von ihr verlangt wird, und macht sich sogleich an das Ausnehmen der Vögel. Mittlerweile setzt sich auch der Uhu nieder, nach dem langen Tage-

werk der Ruhe zu pflegen. Zuerst muß er die nassen, schlüpfrigen Stiefel aus Seehundfell von den Füßen los werden. Er wäre kein Eskimo, wenn er daran dächte, das selbst zu tun, und so streckt er die Beine einfach seiner Frau hin. Sie legt augenblicklich ihre Arbeit weg, hebt mit beiden Händen seinen einen Fuß auf, beugt dann den Kopf vor, so daß er unter den Fuß hinunterkommt, und zieht mit



Ein lebendiger Stiefelknecht
Kabloka — Der „Uhu"

den Zähnen kräftig an der Ferse des Stiefels — einen Absatz hat dieser Stiefel nicht — und zieht ihn herunter. Es geniert sie gar nicht, daß sie den Mund voll von dem Schmutz und der Nässe bekommt, in die der Mann den Tag über hineingetreten ist. Aber da verstand ich, warum sich die Eskimos die Nasen reiben, anstatt sich zu küssen. Der Mund wird zu allem möglichen gebraucht; außer daß er ein recht gutes Sprechwerkzeug ist, ist er das Universalgerät der Eskimos. Er entwickelt sich daher auch ganz besonders groß und kräftig. Die Zähne haben eine eigentümliche Form. Während

die unsrigen spitzig und dünn sind, haben die der Eskimos eine große, breite Kaufläche. Sie beißen auch mit den Jahren ihre Zähne bis an die Wurzel ab, was bei uns ja ganz unbekannt ist. Dagegen habe ich unter den Eskimos nie von Zahnschmerzen reden hören. Anana, die Mutter des Uhu, hatte anscheinend noch alle ihre Zähne, aber sie waren so abgenützt, daß sie gerade nur noch am Zahnfleisch hervorsahen. Wenn es sich um etwas handelt, was die Finger allein nicht fertig bringen, dann müssen die Zähne helfen; zum Beispiel, einen Nagel mit den Zähnen gerade zu biegen, ist für die Eskimos eine Kleinigkeit, mit den Fingern können sie es nicht.

In dem Zelte des Uhu herrscht Anana unbeschränkt. Die Alte ist übrigens eine gute Schwiegermutter, und Kabloka hat sie deshalb lieb. Sie kann noch alles nähen, was die Familie braucht; Kabloka ist dazu noch zu jung und hat noch eine lange Lehrzeit vor sich.

Die Eskimos haben keinen ausgeprägten Ordnungssinn; wenn sie aufhören zu nähen, legen sie die Nadel an den ersten besten Platz. Soll diese dann nach mehreren Stunden wieder benützt werden, so heißt das so viel, als eine Nadel in einem Heuhaufen wiederfinden. Alle Felle müssen umgedreht und alles auf den Kopf gestellt werden, bis die Nadel wieder zum Vorschein kommt. Ehe wir kamen, war es mit den Nähnadeln spärlich bestellt. Der Besitz einer einzigen Nadel wurde schon als Reichtum betrachtet. Aber dann stellte sie auch ein gutes Stück Arbeit dar. Der Hausvater hatte sie nämlich selbst aus einem Stück Eisen oder Kupfer – was er gerade bekommen konnte – hergestellt. Und diese Arbeit spricht genügend für seine Geschicklichkeit; denn mit so außerordentlich primitivem Handwerkszeug eine nicht nur brauchbare, sondern auch gute Nadel anzufertigen, – das ist wirklich keine Kleinigkeit. Allerdings hat der Eskimo Zeit genug dazu; aber ich möchte den von uns sehen, der mit noch so viel Zeit eine solche Geduldprobe leisten würde. Der Eskimo hat eine große Fingerfertigkeit und viel praktischen Sinn.

Wand an Wand mit dem Uhu wohnt dessen Bruder

Umiktualli mit seiner Frau, einer Tochter und einem kleinen Sohn. Umiktualli ist ein Meisterfänger und steht auf derselben Höhe wie Atikleura. Deshalb leidet die Familie auch keinen Mangel und besitzt eine Menge Felle und Kleider. Übrigens herrscht in allen diesen Zelten ein ganz niederträchtiger Fischgeruch; alles, was man sieht und anrührt, ist mit Fischöl getränkt. Die kleinen Jungen fischen draußen auf dem Eise Dorsche, und die Erwachsenen im Wasser Forellen. Der Dorsch wird geangelt, und der Angelhaken besteht aus einem alten krummen Nagel. Ein kleiner Knirps von fünf bis sechs Jahren kann in einem Tag große Bündel Dorsche heimbringen. In dieser Jahreszeit gehen die Eskimos nicht regelmäßig schlafen; sie legen sich, wenn sie sich eben müde fühlen, nieder und schlafen ein wenig. Es ist ja bei Nacht ebenso hell wie am Tage. Die Forellenfischerei wird auf den Seen im offnen Wasser am Ufer betrieben. Bei diesem Fischfang wird die oben beschriebene Kakiva (Fischgabel) und die „Locker" angewendet. Etwas später, wenn das Eis in den Flüssen aufgeht, fischen sie in kleinen Stromschnellen mit der Kakiva allein große Mengen von Lachsen.

Noch sind vier Zelte übrig, deren Besitzer zu unserm täglichen Umgangskreise gehören, und denen wir noch keinen Besuch abgestattet haben. In der einen von diesen wohnt Kejo mit seiner Frau Nalungia und einer kleinen Tochter von acht Jahren, namens Kamokka. Kejo wäre gewiß ein ausgezeichneter Mann, wenn ihn die Versuchungen der Zivilisation nicht verdorben hätten. Ich bedaure, dies sagen zu müssen, — aber nach dem Verkehr mit uns war er nicht mehr so, wie er hätte sein sollen. Ob die Schuld an ihm oder an uns lag, wage ich nicht zu entscheiden; wahrscheinlich lag sie auf beiden Seiten. Aus einem wahrhaftigen, fleißigen Manne war ein lügnerischer, fauler Bursche geworden. Er wollte nur immer faulenzen und bot seine Frau jedermann an. Die Frau war sehr hübsch und schlank, bedeutend über Mittelgröße und glich mehr einer „Kabluna" als alle die andern. Sie tat einem herzlich leid, daß sie so einen Lümmel zum Mann hatte, denn sie selbst war, so weit ich

es beurteilen konnte, eine sehr brave Frau. Aber der Mann gebot — und die Frau gehorchte.

In zwei von den andern Zelten wohnten Kirnir mit seiner Frau und Angudju mit der seinen. Kirnir war ein Itchjuachtorvikeskimo, hatte sich aber für den Sommer bei den Netchjillieskimos niedergelassen. Es war ein Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren; seine Frau Magito mochte etwa zwanzig sein und war außerordentlich hübsch. Kirnir war Kejos allerbester Freund und trieb den gleichen Handel wie dieser. Da die kleine Magito es aber ruhig geschehen ließ und es sich offenbar nicht zu Herzen nahm, hatte ich kein großes Mitleid mit ihr.

Das dritte Paar waren Angudju und seine Frau. Angudju war in dieselbe Form gegossen, wie die beiden andern: ein Lümmel ersten Ranges. Seine Frau Kimaller war ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt und meiner Ansicht nach sehr schön. Daß eine solche Frau in die Hände eines solchen Flegels gefallen war, konnte man nur von Herzen beklagen. Kimaller hatte etwas ganz besonders Feines und Nettes. Sie war meist recht ruhig, lachte selten, hatte aber ein ungewöhnlich gewinnendes Lächeln. Ihre schönen Augen mit dem tiefen, wehmütigen Blick machten sie höchst anziehend. Sie hatte wirklich etwas, was ich sonst bei den Mitgliedern des Netchjillistammes mit dem besten Willen nur sehr schwer herausfinden konnte — Anmut.

Diese drei Männer gingen bei uns unter dem Namen die „Nichtsnutze".

In dem vierten von diesen Zelten endlich wohnte der vollständige Gegensatz zu diesen letztgenannten drei Herren — der Oglulieskimo Nulieiu, der sich gleichfalls für den Sommer hier mit den Netchjillieskimos zusammengetan hatte. Er war ein Mann von ungefähr fünfunddreißig bis vierzig Jahren, von untersetzter Gestalt und mit etwas mehr Bartwuchs als die meisten seiner Kameraden. Was dieser Mann versprach, darauf konnte man sich unentwegt verlassen. Ich will hier nur einen kleinen schlagenden Beweis für seine Zuverlässigkeit anführen. Er war unter den Eskimos, die uns im November 1903 besucht hatten. Als er wieder

fortging, bestellte Leutnant Hansen mehrere Kleidungsstücke bei ihm. Im Herbste des nächsten Jahres kehrte er denn auch wieder und legte bis aufs Tüpfelchen genau vor uns hin, was bestellt worden war. Zu der Zeit, wo wir in Ogchjoktu lagen, brachte er uns große Mengen von Renntieren und Fischen an Bord. Er war in jeder Beziehung tüchtig und ehrenhaft. Ganz besonders bewunderte ich ihn im Umgang mit seiner Frau, worin er sich von den andern Eskimos unterschied. Ich glaube fast, er war der einzige Eskimo, der seine Frau nicht feil bot. Sie hieß Kajaggolo, war ungefähr dreißig Jahre alt und durchaus nicht ohne Reize. Die beiden hatten nur ein kleines Mädchen, ein Kind von acht Jahren. Nulieiu war der erklärte Liebling der Expedition.

Talurnakto, der umherzog und bald hier, bald dort wohnte, habe ich schon früher ausführlich beschrieben, so daß eine nochmalige Schilderung überflüssig wäre.

Aber einen habe ich vergessen, — dort kommt er eben den Hügel herauf. Er ist während der langen Vorstellung der andern auswärts gewesen. Das ist der Älteste des Stammes und dessen geschicktester Zauberer: Aleingan Kagoptinner oder „der Grauhaarige". Ich kann ihn mit nichts besser vergleichen, als mit einem verschlagnen alten Fuchs. Atikleura und Poiéta sind seine Kinder, und er wohnt bei dem letzteren. Er ist zwischen sechzig und siebzig, und sein schwarzes Haar und der prächtige Bart sind jetzt sehr grau gesprenkelt, was ihm auch den Namen „der Grauhaarige" eingetragen hat. Sein Auftreten ist barsch und gebieterisch, und ich glaube wirklich, er steht in hohem Ansehen. Er hat eine große Gestalt und ist gewiß früher auch ein sehr starker Mann gewesen. Dabei steht er in dem Rufe eines „Angatkukkiange", und als Abzeichen dessen trägt er immer einen großen Kragen aus Renntierfransen um die Schultern. Er selbst hält sich für den ersten des Stammes, und das drückt sich auch in seinen Mienen aus. Ich konnte mir nie recht klar darüber werden, ob er sich wirklich in seinem Herzen für größer hielt als die andern, oder ob alles nur ein

Komödienspiel war, und ich bin sehr geneigt, das letztere anzunehmen. Er machte dem ganzen Stamme weis, er sei auf dem Monde gewesen, und erzählte lange Geschichten, wie es dort aussehe. Er selbst hatte seinen Aussagen nach natürlich während seines Aufenthaltes dort eine große Rolle gespielt. Die Eskimos, die sich auf der Erde exemplarisch aufführten, das heißt, die täten, was er befähle, sollten dort oben einen Platz bekommen. Die Renntierjagd würde dort auf endlosen Ebenen betrieben, und außerdem könnte man sich noch auf die verschiedenste Weise vergnügen. Denen, die ihm nicht immerfort gehorsam waren, wurde von ihm ein Platz auf den Sternen zugeteilt, wo er natürlich auch gewesen war, die aber, die den Gehorsam ganz verweigerten, stieß er in die Erde hinunter. An diese Märchen glaubten alle unerschütterlich. Als der Uhu einmal das Schlüsselbein gebrochen hatte und ich ihn behandelte, konnte das nicht wieder gut werden, bevor Aleingan sich damit befaßt hatte. Worin seine Einmischung bestand, weiß ich jedoch nicht. Aleingan war einer der wenigen Eskimos, die zwei Frauen hatten.

In diesem Stamm hatte sich die Sage von einem Riesengeschlecht erhalten, das einst vor den Eskimos in diesem Lande gewohnt habe. Das Volk der Riesen hieß „Tungi“, und es wurde immer mit der größten Achtung von ihnen gesprochen. Die Tungi waren bedeutend größer und viel stärker als die Eskimos und ganz in Bärenhäute gehüllt gewesen. Einige Ruinen von alten Steinhütten, die wir in der Nähe von Ogchjoktu fanden, hielten die Eskimos für die Hütten der Tungi. Der alte Aleingan wußte außer seinen andern Prahlereien auch noch zu berichten, daß er den letzten Tungi gefällt habe. Und alle glaubten ihm; nicht einer war so unverschämt, ihn zu bitten, die Leiche sehen zu dürfen. Übrigens sah ich nicht viel von seinen Künsten; er war klug genug, sie für ein besseres Publikum aufzuheben. Es war mir nicht möglich, ihn für etwas andres zu halten, als einen ganz raffinierten alten Scharlatan, der die Leichtgläubigkeit seiner Stammesgenossen ausnützte, und ich arbeitete ihm daher entgegen, so gut ich konnte,

obgleich ich nicht glaube, daß ich auf längere Zeit etwas Wesentliches ausgerichtet habe —

Indessen vergeht die Zeit, der Frühling nähert sich mit raschen Schritten, und bald kommt der Zeitpunkt heran, wo die Kajaks überzogen werden müssen. Diese sind, was die Arbeit der Männer anbetrifft, schon seit mehreren Tagen fertig, aber die langen Vorbereitungen, die das Zubereiten der Felle und Fäden verlangt, hat die Frauen etwas zurückgebracht. Jetzt sind sie übrigens auch so weit, daß sie das Beziehen in Angriff nehmen können. Einen Kajak zu beziehen, ist keine leichte Sache, sondern eine sehr anstrengende Arbeit, und eine einzelne Frau kann damit nicht fertig werden. Sie muß deshalb ihre Freundinnen um Hilfe bitten – und diese tun es gern, denn sie wissen ja, daß sie selbst Hilfe nötig haben, wenn die Reihe an ihren Kajak kommt. Das Beziehen der Kajaks ist darum eine gemeinsame Arbeit unter den Frauen.

Als Überzug der Kajaks wird nur das Fell der ausgewachsnen weiblichen Seehunde verwendet. Sechs Stück genügen für einen Kajak. Die Zubereitung der Felle geschieht folgendermaßen: Das Fell wird abgezogen und mit dem „Olo“ oder dem Frauenmesser von allem Speck so sauber gereinigt wie nur möglich, und zu diesem Zweck wird das Fell meist über ein Stück Holz gebreitet. Danach wird das Fell gekaut und ausgesaugt, um die kleinen Fettteile zu entfernen, die das Messer zurückgelassen hat.

Wenn nun das Fell auf diese Weise sorgfältig entfettet ist, wird es mit den Haaren nach außen zusammengerollt. Dieses Bündel wird dann in ein andres Fell, auch mit den Haaren auswärts, hineingerollt und alsdann das ganze über ein schwaches Feuer gelegt. Wenn es da lange genug gelegen hat, lösen sich die Haare ab, so daß sie mit dem Daumennagel abgekratzt werden können. Nachdem die Felle auf diese Weise von den Haaren befreit sind, wird jedes einzeln zusammengerollt, alle miteinander aber werden in gewöhnliches Seehundfell eingepackt und im Schnee vergraben, um zu gefrieren. Wenn der Sommer kommt und der Schnee

auf dem Erdboden schmilzt, werden die Häute herausgenommen und nun zusammengenäht. Dann werden sie in nassem Zustand gestreckt, über den Kajak gezogen und zugenäht. Dieses Strecken verlangt Kraft, und dabei müssen die Freundinnen helfen. Wenn der Bezug zusammengenäht ist, wird der Kajak zum Trocknen aufgestellt. Während die Haut trocknet, zieht sie sich zusammen und wird so stramm wie ein Trommelfell; sie bekommt eine hellgelbe Farbe und ist fast durchsichtig.

Da wir nun bei dieser wichtigen Frage angekommen sind, will ich auch gleich die sonstige Zubereitungsart von Fellen im allgemeinen mitteilen. Im Gegensatz zu vielen andern Eskimostämmen verwenden die Netschjilli keinen Urin bei ihrer Fellbehandlung. Zu ihren Überkamiken – Kamileikun – werden die Häute von einjährigen Seehunden verwendet. Die Behandlung ist dieselbe wie bei den Kajakbezügen, bis der Kau- und Saugprozeß vollendet ist. Anstatt aber dann die Felle in die Erde zu legen, breitet man sie aus und trocknet sie bei schwacher Wärme. Wenn sie trocken sind, werden sie mit den Zähnen bearbeitet, bis sie eine genügende Weichheit erreicht haben. Diese Häute werden weißgelb und sind im Gegensatz zu den durchsichtigen Kajakhäuten undurchsichtig.

Zu Wasserstiefeln – Epirahir – werden die Felle von weiblichen und männlichen Seehunden verwendet. Sie werden mit dem Olo vollständig abgespeckt und in der Nähe des Feuers aufbewahrt, bis sie ganz aufgetaut sind. Wenn die Abspeckung fertig ist, krempelt die Frau ihr Beinkleid von dem rechten Schenkel so weit hinauf wie nur möglich, legt das Seehundfell darüber und schabt mit dem Olo die Haare bis an die Wurzel ab, wozu dieses Messer so scharf wie ein Rasiermesser gemacht worden ist. Der praktische Eskimo hat herausgefunden, daß der Schenkel eine weiche, gleichmäßige Unterlage ist, die dem scharfen Messer zugleich einen Schwung verleiht. Aber ein kaltes Vergnügen mag es sein, mit dem eben aufgetauten Fell. Wenn die Frau fleißig ist, kann sie auf diese Weise drei Felle am Tag enthaaren. Die Haut wird dann auf dem Schnee ausgebreitet

und getrocknet. Ehe sie aber verarbeitet wird, wird sie noch einem gründlichen Kauprozeß unterworfen, damit das Fell weich und geschmeidig wird. Im Frühjahr sieht man deshalb die Eskimofrauen immer und ewig an solchen Häuten kauen.

Zu Halbsohlenleder für die Kamiksohlen werden Felle von männlichen Seehunden verwendet, weil diese Häute am dicksten sind. Sie werden keiner weitläufigen Behandlung unterworfen, sondern nur abgespeckt, ausgebreitet und getrocknet.

Zu Seehundkleidern werden die Felle von einjährigen jungen Seehunden verwendet, und da sind die von beiden Geschlechtern gleich gut. Wenn das Fell abgespeckt ist, wird es draußen im Schnee gewaschen. Auf die Haarseite wird laues Wasser gegossen und reichlich Schnee darauf geworfen. In dieser Mischung von Wasser und Schnee auf dem Fell tritt und stampft nun die Hausfrau herum, bis die Haare peinlich von allem Speck gereinigt sind. Dann wird das Fell auf dem Schnee ausgebreitet und getrocknet. Wenn die Frau später Kleider daraus machen will, wird es nicht abgeschabt, sondern ihr Ehegatte bearbeitet es mit den Fäusten, bis es ganz weich ist. Die Felle von ganz jungen Seehunden — der Wurf von demselben Jahr — werden wesentlich zu Frühjahrshosen verwendet.

Zu Zeltdecken werden weibliche und männliche Felle verwendet. Faule Leute lassen die Haare daran; wer aber sein Zelt ordentlich und hübsch haben will, der schabt sie ab. Wenn man hört, daß der Seehundfang der Netschjillieskimos nur aus ganz kleinen Seehunden — Snadd — besteht, dann wird man verstehen, welche große Anzahl von diesen Fellen zur Deckung ihres Bedarfes gehört. Wenn man also eine Zeltdecke aus Seehundfell sieht, so ist deren Besitzer sicher ein Meisterfänger.

Renntierfelle werden zu Kleidern, Lagerstätten und Zeltdecken verwendet. Sollen sie zu Kleidern verarbeitet werden, so gibt es zweierlei Arten der Zubereitung. Die erste ist die vollständige Freilufttrocknung. Wenn das Renntier abgezogen ist, wird das Fell auf der Erde ausgebreitet, ohne

gespannt zu werden, und mit einer Reihe von kleinen Steinen festgemacht, oder auch mit Renntierrippen, die an den Enden des Fells hineingesteckt werden. Wenn die Sonne scheint, sind die Felle schon nach kurzer Zeit trocken. Wenn man ein solches an der Luft getrocknetes Fell auf der Haarseite betrachtet, kann man nicht bis auf die Haarwurzeln hineinsehen. Ein auf diese Weise behandeltes Fell wird nur zu Winterkleidern oder Bettdecken verwendet. Der Vorteil dieser Felle ist, daß der Schnee nicht durch die Haare hindurchdringen kann und daß sie dadurch leichter trocken bleiben. Sonst sind sie ja ein wenig steif, selbst wenn sie, ehe sie verarbeitet werden, mit einem Schaber aus Eisen, Stein oder Bein so weiß und fein gekratzt worden sind wie nur möglich.

Bei der zweiten Behandlungsweise gewinnt man weichere und feinere Häute, die in der Hauptsache zu Unterkleidern, häufig aber doch auch zu Überkleidern verwendet werden. Wenn das Fell vorläufig an der Luft getrocknet ist, wird es in die Hütte hereingenommen – die Felle werden meistens, nachdem Schnee gefallen ist, behandelt – und der Eskimo legt sie mit der Innenseite auf den bloßen Körper. Darüber deckt er sich dann mit den gewöhnlichen Bettdecken zu, die Haare nach innen. Eine Nacht genügt gewöhnlich. Am nächsten Morgen wird das Fell zusammengerollt und der Kälte ausgesetzt, bis es fest gefroren ist. Im Lauf des Tages behandelt es dann die Frau auf der Innenseite mit einem Renntierschulterblatt, um es zu brechen und weich zu machen, und am Abend, wenn der Hausherr von der Tagesarbeit heimkommt, behandelt er es nach allen Regeln der Kunst mit den gebräuchlichen Schabern. Der Gefrier- und Brechprozeß nebst der liebevollen Behandlung von einer Nacht hat eine geradezu erstaunliche Wirkung auf das Fell. Es wird so weich wie Seide, und man kann bei diesen Fellen bis auf die Haarwurzeln sehen. Als Unterkleider sind sie darum nicht so praktisch wie die andern, da der Schnee leicht durch die Haare auf die Haut dringt, wo er von der Körperwärme schmilzt und die Kleider naß macht.

Zu Zeltdecken endlich werden die Renntierfelle verwendet, die im Frühjahr erbeutet werden. Diese haaren nämlich und sind nicht sehr geeignet für Kleider. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt nähert sich die große Zeit, wo die Flüsse und Seen aufgehen und die Renntierjagd beginnt. Dies ist die unvergleichlich herrlichste Zeit für den Eskimo. Er schwelgt in frischem Fleisch. Schon im Mai kommen die Renntiere nordwärts über den Istmus von Boothia herüber; aber da ist es nur ein Glücksfall, wenn ein einzelnes Tier mit Bogen und Pfeil erlegt wird. Erst wenn das Eis geht und der Kajak ins Wasser gesetzt wird, beginnt die große und eigentliche Renntierjagd.

Wenn der Kajak für die Renntierjagd ausgestattet ist, hat der Fänger zwei Renntierlanzen vor sich, die in einem kleinem Henkel aus Renntierhaut stecken, damit sie nicht über Bord fallen können. Im Frühjahr hat das Renntier einen festen Wechsel nach Norden, und wenn es an Netschjilli vorüberkommt, können die Eskimos es leicht ins Wasser hineintreiben. Die Jäger teilen sich in zwei Partieen, die einen mit, die andern ohne Kajaks. Die Kajakruderer nehmen ihre Stellung auf dem Ufer, das dem, von dem das Renntier kommt, gegenüber liegt. Wenn sich nun ein Rudel nähert, umringen die Eskimos es aus weiter Entfernung und treiben die Tiere ins Wasser hinein. Sobald die Tiere darin sind, springen die Kajakruderer in ihre Fahrzeuge und stechen ein Renntier ums andre mit ihren Lanzen nieder. Die Tiere werden an Land bugsiert und dort von den wartenden Jägern in Empfang genommen. Später im Sommer, wenn die Renntiere sich über das ganze Land verbreitet haben, wird die Jagd meistens an irgend einen großen See verlegt, am liebsten dahin, wo sich eine Landzunge ins Wasser erstreckt. Zu dieser Zeit sind die Eskimos meistens nicht so zahlreich beieinander; und wenn sie die Renntierschar auf die Landzunge hinaustreiben wollen, merken sie, daß sie nicht zahlreich genug sind, das auszuführen. Aber der Eskimo weiß sich zu helfen. In aller Eile errichten sie eine Menge kleiner Warten; wenn dann die

Renntiere daherkommen, meinen diese, die Warten seien Menschen, und die Absicht ist erreicht. Trotz ganz geringer Anzahl gelingt es den Eskimos sehr oft, auf diese Weise große Scharen Renntiere ins Wasser zu jagen. Und wenn sie erst im Wasser sind, dann sind sie verloren; nur ganz wenige kommen wieder heraus und entgehen dem Tode.

Die Verteilung der Beute geht nach Aussage des Uhu folgendermaßen vor sich: Von je fünf Rentieren bekommen die Kajakruderer vier und die Jäger am Land das fünfte. Das hat indes nicht viel zu bedeuten, denn ihre sozialistische Gemeinschaft erlaubt keine größere Anhäufung in einer Hand. Sie essen meistens alle miteinander von dem Fleisch, so lange noch etwas da ist. Die Haut aber und gewisse Körperteile sind unweigerlich das Eigentum dessen, der das Tier getötet hat.

Nach einem Massenfang von Renntieren essen die Eskimos sich zuerst auf der Stelle gründlich satt, während die Häute abgezogen werden. Bei dieser Arbeit gehen sie sehr sorgfältig zuwege, denn jedes Fell ist kostbar. Der größte Teil von dem Körper wird in einem Depot niedergelegt. Das Depot wird aus scharfen Steinen sorgfältig aufgebaut, damit der Fuchs nicht daran kommen kann; aber es kommt trotzdem vor, daß dieser Hallunke sich hineinschleicht, und es ist unglaublich, welche Verwüstung er dann in kurzer Zeit anrichtet. Im Sommer geht das Fleisch natürlich sehr bald in Verwesung über. Aber was tut das! Es gleitet anscheinend gerade so gut den Hals hinunter; von dem herrlichen Blutpudding habe ich schon genug berichtet. Der Sommer ist also die Zeit für die Massenproduktion dieser Ware. Was hauptsächlich von der Jagd mit nach Hause gebracht wird, gleich wenn die Tiere erlegt sind, das sind die Häute, die Vorder- und Hinterkeulen, die Lenden, die Zungen und die Sehnen. Diese letzteren werden besonders sorgfältig behandelt. Die Rückensehnen sind die feinsten; sie geben den Nähfaden. Die übrigen Sehnen werden als grobes Garn benützt, das unserm Bindfaden entspricht.

Wenn nun ein Jäger mit dieser seiner Beute heimkehrt,

werden die Sehnen rasch zum Trocknen aufgehängt. Das Fleisch wird sogleich verzehrt, und als Nachtisch eine reichliche Portion Mark aus den Knochen. Beim Zerschmettern dieser Knochen muß man sich aber hüten, nicht etwa einen



Sommerszene in Netschjilli

Gegenstand aus Eisen zu benützen, er darf nur aus Stein sein, sonst fällt die Jagdsaison schlecht aus. Die übrig gebliebnen Knochen werden sorgfältig vergraben, damit die Hunde sie nicht herausbuddeln können, denn wenn so etwas geschähe, würde der Jäger am Ende in diesem Jahr nicht ein einziges Tier mehr erlegen. Dasselbe gilt von den Fischgräten zur Zeit des Fischfangs. Selbst Leuten ohne mathe-

matische Vorbildung wird es klar sein, wie viel auf diese Weise für die Hunde übrig bleibt. . . .

Nach vollendeter Mahlzeit breitet sich Ruhe über das Lager. Die Hunde liegen drüben auf dem Moos und strecken sich anscheinend mit großem Wohlbehagen, trotz ihrer leeren Mägen. Aus den Zelten ertönt an dem schönen Abend Lachen und Scherzen. Die Sonne ist auf ihrem niedrigsten Punkt angelangt und steht nun dicht über dem Horizont. Sie wirft lange rosige Strahlen auf die Landschaft; der große See in Netschjilli liegt spiegelblank. Die ans Ufer gezognen und wegen der Hunde über die hohen Warten gestülpten Kajaks triefen noch von der blutigen Jagd. Allmählich wird ein Zelt nach dem andern geschlossen; Netschjilli schläft, und der tiefe Friede der Sonnennacht wird durch nichts gestört, als höchstens ab und zu durch den Schrei einer der nie ruhenden Eulen. –

Wenn der Sommer herrlich ist, so ist er leider auch kurz; und der Herbst kommt schnell heran. Nach den Witterungsverhältnissen kann man eigentlich kaum von einem Herbste sprechen. Der Sommer geht eigentlich direkt in den Winter über; die Seen gefrieren, und der Schnee fällt; aber in dem Leben der Eskimos ist dann doch ein kleiner Abschnitt, der als ihr Herbst bezeichnet werden kann, und der für sie die unangenehmste Periode des ganzen Jahres ist. Dies ist die Zeit, wo das Eis noch nicht dick genug ist, um als Baumaterial verwendet zu werden. Der Aberglaube hält die Leute ab, in ihren Zelten Feuer zu machen. Ihre Wohnungen sind deshalb auch bei dem schlechten Wetter, das jetzt eintreten kann, miserabel, und sie leben in einer kalten Feuchtigkeit, während der sie sich alle ohne Ausnahme schwere Erkältungen zuziehen.

Die Hauptjagd ist jetzt vorüber, wenngleich ein oder das andre Renntier noch angetroffen wird. Die vielen Steinhaufen, die man ringsum im Lande sieht, legen Zeugnis von einem guten Jagdjahr ab. Jeder Steinhaufen bedeckt ein Depot, worin häufig mehrere Renntiere aufbewahrt sind. Jede Familie hat Häute und Fäden genug zur Verfertigung

von Kleidern; da darf der Winter schon kommen. Die meisten bleiben aber noch in ihren Zelten und wollen mit dem Bau ihrer Häuser warten, bis genug Schnee gefallen ist. Aber einige von ihnen machen sich doch die Mühe, in dieser Jahreszeit schon eine „Eis-Iglu“ zu bauen.

Der Uhu ist einer von den wenigen, die mehr auf Behaglichkeit als auf die Arbeit sehen. Sein guter Freund Talurnakto hat ihm seine Hilfe zugesagt. Eine solche Eishütte wie die, von der hier die Rede ist, kann nämlich ein einzelner Mann nicht leicht allein bauen.

Früh am Morgen gehen die beiden, mit langen Messern bewaffnet, hinaus. Sie sind in strahlender Laune, ihr frohes Lachen tönt hell durch den stillen Morgen. Diese glücklichen Menschen brauchen keine Anregung, wie zum Beispiel brühheißen Kaffee, um ihre Lebensgeister am Morgen zu wecken. Ein Schluck Eiswasser ist wahrscheinlich alles, was sie zu sich genommen haben. Sie sind bald drunten am Netschjillisee und gleich eifrig dabei, das Eis herauszuhauen. Es ist noch nicht dick — etwa einen halben Fuß — und sie brauchen also nicht viel Zeit, bis sie hindurchgedrungen sind. Kaum sind sie aber hindurch, als sich auch schon beide auf den Bauch legen und trinken, jeder aus seinem Loch. Ich habe niemals einen Eskimo ein Loch ins Eis hauen sehen, ohne daß er sofort daraus getrunken hätte.

Er tut es weniger aus Durst oder, wie so viele glauben, aus unersättlicher Gier nach allem, was er vor Augen hat — sondern mehr aus einer Art Instinkt, die Gelegenheit zu benützen. Die Eskimos wissen aus Erfahrung, daß lange Zeit vergehen kann, ehe sie wieder Wasser bekommen, und da halten sie es für das beste, zu trinken, solange sie es haben.

Die aus dem Eise herausgehauenen Tafeln sind etwa fünf Fuß lang und drei Fuß breit. Sie werden nicht ganz herausgehauen, sondern es wird nur eine Anzahl Löcher gemacht, je nach der Größe und Form, wie man die Tafeln haben will, und dann wird das Stück durch einen Stoß oder einen Druck losgelöst. Talurnaktos größtes Vergnügen ist es,

auf die derartig halb lose gemachten Stücke zu springen und sie herauszubrechen. Es würde mich gar nicht wundern, wenn er einbräche, so ausgelassen ist er dabei. Wenn die Tafel ganz losgelöst ist, wird in jede Ecke ein kleines Loch geschlagen, durch diese werden Seehundriemen hindurchgezogen und die Stücke rasch herausgeholt. Neun solche Tafeln genügen dem Uhu für sein Haus, und die beiden brauchen nicht viel Zeit, sie auf den Bauplatz zu verbringen. In einem Wassereimer, der aus Kajakhaut genäht ist, befindet sich ein Brei aus Schnee und Wasser, der bedeutend rascher wirkt als der Kalk, den unsre Maurer verwenden. Die Tafeln werden nun im Kreis auf die hohe Kante gestellt, in der Weise, daß die fünf Fuß lange Seite die Höhe bildet. In die Ritzen zwischen den Tafeln wird der Schneebrei geworfen, und er verbindet die Tafeln zu einer fünf Fuß hohen Eismauer. Darüber wird ein Dach aus Fellen gebreitet, und nun fehlt nur noch die Türe. Ich denke eben, ich würde sie in die Mitte einer der Tafeln hauen, weil das dann am hübschesten aussähe. Aber der Eskimo ist zu praktisch, die gute, dicke Eismauer zu zerschlagen, er macht die Türe da hinein, wo ohnedies eine Öffnung ist: in die Ritze zwischen zwei Eistafeln.

Diese Häuser haben große Vorteile; sie sind nicht nur in kürzester Zeit gebaut, sondern man kann auch augenblicklich hineinziehen. Die alte Anana und Klein Kabloka lassen sich deshalb auch nicht zweimal nötigen, das dunkle unbehagliche Zelt, wo sie schaudernd und frierend gesessen haben, mit dem hellen, luftigen Eishaus zu vertauschen. Wenn jetzt nur nicht gerade der dumme Mond schiene, könnte man ein behagliches Feuer anzünden und es sich so recht warm und mollig machen. Aber ehe der Mond eine bestimmte Stellung hat, darf um keinen Preis ein Feuer angezündet werden.

Die Eskimos haben eine ganze Menge solcher abergläubischer kleiner Regeln, und es nützt alles nichts, sie lassen sich von der Lächerlichkeit dieser Ansichten nicht überzeugen. Zur Zeit der Renntierjagd darf zum Beispiel mit Ausnahme der allernotwendigsten Flickarbeit nicht ein Stich

genäht werden; keine Macht der Erde würde die Leute dazu bringen, eine Nähnadel anzurühren, es sei denn, daß es durchaus notwendig wäre. Eines Morgens sah ich meinen Freund Akla bei einer Riesenkälte mit ganz entblößtem Oberkörper sein Messer wetzen. Sein Rock lag neben ihm, während er vor Kälte schauderte. Ich trat zu ihm und fragte ihn, was ihm denn einfalle, ob er denn meine, es sei Sommer, daß er in dieser Verfassung dasitze. Und als ich ihn einen Dummrian schalt und ihm befahl, seinen Rock anzuziehen, sah er mich nur mitleidig an und ließ den Rock ruhig liegen. Später hörte ich, es werde nicht für passend gehalten, während einer gewissen Zeit nach dem Tode eines Verwandten etwas mit Eisen zu arbeiten, ohne den Oberkörper zu entblößen — und Akla hatte vor kurzem seine Mutter und seine Schwägerin verloren.

Der Uhu hatte gut daran getan, beizeiten seine Eis-Iglu zu bauen, denn jetzt zogen sich die Wolken drohend zusammen, und eins, zwei, drei hatte man einen von den Stürmen, die die Umwohner des magnetischen Pols sehr gut kennen. Da stürmt es, und es schneit so dicht, daß man die Hand nicht vor den Augen sehen kann. In den Zelten wird es ganz dunkel, und das Schneegestöber dringt bis mitten hinein. Nur der Uhu sitzt in seinem neuen Hause und lächelt überlegen: ihm kann das Unwetter nicht das geringste anhaben.

Der Schnee sammelt sich sogleich in hohen Wehen, und die Eskimos kriechen nun aus ihren Zelten heraus, um ihre Vorbeugungsmaßregeln für die Nacht zu treffen, die ja am schwersten zu ertragen ist. Wäre es nicht schon so spät abends, dann hätten sie sich noch ganze Schneehütten gebaut, nun aber müssen sie sich als Schutz vor dem Schneegestöber an einer Mauer vor dem Zelteingang genügen lassen. Um eine solche Mauer zu bauen, muß man viel Erfahrung haben; das ist nämlich eine große Kunst, da das Schneegestöber, von einem wilden Sturm dahergejagt, bestimmten Gesetzen folgt, die man nur sehr schwer verstehen lernen kann. Mir zum Beispiel ist es nie gelungen, das Problem zu lösen, wie eine solche Mauer be-

17*

schaffen sein muß, wenn sie den Schnee wirklich abhalten soll. Aber der Eskimo kann das. In aller Geschwindigkeit gelingt es ihm, mit Hilfe einiger Schneeblöcke den wirbelnden Schnee abzuhalten und das Innere seines Zeltes zu einem warmen, behaglichen Aufenthalt zu machen.

Eine von diesen Schutzmauern um die andre wurde errichtet, und bald hatte jedes Zelt die seinige. Glücklicherweise blies der Sturm unveränderlich aus einer Richtung; so waren sie nicht gezwungen, später noch andre Schneemauern aufzuführen, und durften sich an dem einen Besuch im Freien genügen lassen.

In diesen Gegenden hören die Stürme oft ebenso rasch wieder auf, wie sie gekommen sind. Wenn der Eskimo am nächsten Morgen erwacht, herrscht tiefer Winter draußen. Das Meer hat eine Eisdecke, und der Schnee ist an vielen Stellen zu meterhohen Wehen zusammengewirbelt. Jetzt ist kein Grund mehr vorhanden, das Schneehüttenbauen noch länger aufzuschieben; alle haben in dieser Nacht genügend gefroren. Bald ist die ganze Kolonie draußen und sucht eifrig nach Bauplätzen. Es ist von großem Wert, einen guten warmen Platz ausfindig zu machen, der etwas gegen den Wind geschützt und doch auch nicht zu weit vom Wasser entfernt sein soll, damit die Bewohner nicht jeden Tropfen Wasser mit unendlicher Mühe herbeischaffen müssen. Außerdem kommt auch sehr viel auf die Beschaffenheit des Schnees an; denn wenn der Schnee nicht gut ist, wird auch die Hütte kein Meisterstück. Darum ist es für einen Familienvater eine recht verantwortungsvolle Aufgabe, den Bauplatz auszuwählen, und er braucht oft sehr lange, bis er sich endgültig entscheidet. Der Schnee wird mit dem dazu bestimmten Geräte, „Hervon“ genannt, genau untersucht. Der Hervon ist ein aus einem Renntierhorn verfertigter Stock, dem man die Form eines ziemlich großen Spazierstocks gegeben hat. Seine Länge beträgt hundertfünfundzwanzig Zentimeter. An dem einen Ende ist ein Handgriff aus Renntierknochen, an dem andern eine Zwinge aus Knochen vom Moschusochsen. Beim Untersuchen wird nun dieser Hervon in den Schnee hineingestoßen und seine Beschaffenheit untersucht. Schon dieses

„Befühlen“ des Schnees verlangt ein ungemein feines, durch jahrelange Übung und Erfahrung entwickeltes Gefühl. Wenn man mit einem Stock hineinsticht, kann natürlich jedermann leicht entscheiden, ob der Schnee weich oder hart ist; aber zu bestimmen, aus wieviel verschiedenen Lagen dieser Schnee besteht, das ist eine viel schwierigere Sache. Die Schneewehen bestehen nämlich meistens aus Schichten, die zu verschiednen Zeiten und bei verschiednem Wetter zusammengeweht wurden und deshalb auch von ganz verschiedner Beschaffenheit sind. In einer Wehe kann deshalb sowohl solcher Schnee sein, der bei einem Sturme fest zusammengebacken ist, als auch solcher, der bei stillem Wetter darauf gefallen ist und nur eine lose, als Baumaterial sehr ungeeignete Schichte bildet. Auf dieser kann sich dann abermals eine fast ganz dichte Schneelage gebildet haben, und es gehört die ganze Erfahrung des Eskimos dazu, solchen losen Schnee in der Mitte der Wehe zu entdecken. Das allerbeste ist, wenn zu oberst eine ungefähr fußhohe Lage losen Schnees liegt, und darunter bis auf den Boden eine gleichmäßige Masse von der passenden Härte, die hoch genug für die nötigen Blöcke ist. Zu hart darf der Schnee nämlich auch nicht sein, weil dann während der Arbeit leicht Eisstücke davon abspringen.

Um einen richtigen Eindruck davon zu bekommen, wie eine mustergültige Hütte gebaut wird, wollen wir Atikleura, den Meister im Bauen, aufsuchen. Er steht gerade dort drüben unter dem Berggipfel und winkt Nalungia, um ihr mitzuteilen, daß er jetzt den gewünschten Platz gefunden habe, und daß sie ihm seine Schneeschaufel bringen solle. An der Wahl dieses Platzes kann man schon erkennen, daß Atikleura ein praktischer und zugleich mit Schönheitssinn begabter Mann ist. Der Platz ist gegen Norden, Osten und Westen gut geschützt; besonders wird der Hügelkamm dahinter den scharfen Nordwind abhalten. Gegen Süden ist die Aussicht offen, und jeder Sonnenstrahl wird Atikleuras Hütte erreichen. Nicht viele Schritte davon liegt ein kleiner See, der der Familie das herrlichste Trinkwasser liefert. Das Land hier besteht in der Hauptsache aus großen Ebnen und Seen.

Indessen hat Nalungia die Schneeschaufel gebracht. Diese ist aus einem hölzernen Brett gemacht, das sich Atikleura bei den südlicher wohnenden Stämmen eingetauscht hat, denn bei den Netschjilli gibt es kein Holz; auch nicht das kleinste Stück Treibholz findet seinen Weg in diese Breiten. Die Schaufel ist sehr praktisch eingerichtet, und sie entspricht ihrem Zweck vollkommen, so lange der Schnee lose ist; bei hartem Schnee wären natürlich unsre eisernen Spaten vorzuziehen. Um die Schaufel stärker zu machen, hat man sie unten mit Renntierknochen beschlagen. Das erste, was Atikleura jetzt tut, ist, daß er die oberste Schichte Schnee wegschaufelt, in dem Umkreis, auf dem er seine Hütte aufzurichten gedenkt. Er tut dies mit einem sichern Augenmaß, denn bei den vielen Hütten, die er in seinem Leben schon gebaut hat, hat er wahrlich Übung darin erlangt. Dann nimmt er sein Messer, das bis jetzt in einer Schlinge an einem Haken gehangen hat, der auf dem Rücken des Anoraks festgenäht ist. Es ist ein wahres Ungeheuer von einem Messer, und wenn man es nicht vorher gesehen hätte, könnte man ordentlich Angst bekommen. Die Klinge ist so groß wie eines unsrer guten großen Schlachtermesser und besteht aus Eisen, das auch vom Süden heraufgekommen ist. Der Griff ist ungefähr dreißig Zentimeter lang und besteht aus Holz oder Bein. Nun faßt Atikleura den Griff mit beiden Händen und schneidet einen Block nach dem andern heraus. Die Blöcke werden in einer Größe von anderthalb Fuß Höhe, zwei Fuß Länge und vier Zoll Breite herausgeschnitten. Wenn sie auf diese Weise herausgeschnitten werden, liefert der Bauplatz selbst genügend Material für das ganze Bauwerk.

Es ist ein wahres Vergnügen, wie ausgezeichnet bei einem guten Baumeister alles ineinander paßt. Atikleura ist ein wahrer Zauberer auf diesem Gebiet. Nicht ein einziger von den Blöcken, die er herausschneidet, zerbricht, trotz der anscheinenden Gleichgültigkeit, womit er sie behandelt. Ein Einschnitt da und einer dort, dann ein Fußtritt, und der dünne, feine Block steht von der Schneemasse geschieden da. Alle Blöcke von Atikleuras Hand sind so genau gleich

groß, daß es aussieht, als seien sie nach einem ganz genauen Maß gemacht worden.

Die Hütte wird spiralförmig gebaut, wie eine Heudieme oder ein Bienenkorb, und der eine Block wird immer dicht neben den andern gesetzt. Bei dem Zusammensetzen der Blöcke werden die Seiten fest aneinandergefügt, wodurch dann die Wände ganz dicht werden. Die Geschicklichkeit eines Baumeisters kann man daher an der Dichte seiner Hütte bemessen; aber selbst bei Atikleuras Geschicklichkeit können einzelne Ritzen da und dort nicht ganz vermieden werden. Und die Ritzen zu verdichten, ist Nalungias wichtige Arbeit. Zu diesem Zweck bearbeitet sie den zuerst weggeschaufelten losen Schnee, bis er sich wie ganz feiner Stampfmelis anfühlt; dann erst ist er als Verdichtungsstoff zu benützen. Mit diesem Schnee werden die Blöcke beworfen, sobald sie an ihrem Platze sitzen, und er füllt die allerkleinste Öffnung und Ritze aus.

Die Wände der Hütte steigen schnell in die Höhe. Die herausgeschnittnen Blöcke schaffen Platz auf dem Boden, und wie sie gleichzeitig auf den ihnen bestimmten Platz gesetzt werden, wachsen die Wände heran. Atikleura sieht aus, als sei er kopfüber in eine Mehltonne gestürzt, denn er ist von oben bis unten mit Schnee bedeckt. Seine Kleider, die Haare und der Bart sind kreideweiß. Doch verhindern seine langen Fausthandschuhe den Schnee am Eindringen in die Anorakärmel.

Der Bau des Daches solch einer Schneehütte ist für den Uneingeweihten eine höchst verwickelte Sache. Wie viele Schneeblöcke sind mir bei dieser Arbeit auf den Kopf heruntergefallen! Die Schneewände müssen sich nämlich oben nach innen immer mehr verjüngen, und für den Außenstehenden sieht es genau aus, als hänge der letzte Block buchstäblich ohne jeglichen Halt oder irgendwelche Unterlage horizontal in der Luft. Dieser letzte Block, der das Dach in der Mitte abschließt, ist meistens von dreieckiger Form. Er muß zuerst zu dem Loch, das er später ausfüllen soll, förmlich hinausgespielt werden, damit er dann von außen wieder darauf zu sitzen kommt. Es sieht aus, als sei dies

ein Ding der Unmöglichkeit — aber der Eskimo macht das Unmögliche möglich. Mit der einen Hand hält er den Block durch das Dachloch hinaus, und während er ihn über dem Dach hält, schneidet er ihn mit der andern in die Form eines Keils. Wenn er ihn nun los läßt, paßt er in das Loch hinein, als sei er hineingegossen.

Mittlerweile hat Nalungia unter der Beihilfe von Errera die Hütte von außen eifrig mit dem feinen Schnee beworfen, bis die ganze Hütte einem einzigen Schneehaufen gleicht. Die feinen Linien der Schneeblöcke sind unter dem feinen Schneepuder ganz verdeckt. Aber dicht ist die Hütte jetzt. Denn das feine Pulver bohrt sich überall hinein, wo sich nur noch der Gedanke eines Loches oder einer Ritze findet. Der Baumeister zeigt sich noch nicht. Er ist im Innern der Hütte, in der er jetzt vollständig eingeschlossen ist, noch eifrig beschäftigt. Endlich dringt die lange Klinge seines Messers durch die Schneewand heraus, und mit einer raschen Bewegung schneidet er ein Loch hinein, das gerade groß genug ist, daß er herausschlüpfen kann. Ich verwundere mich, wie hoch oben an der Wand er das Loch herausgeschnitten hat, denn an allen den Iglu, die ich bis jetzt gesehen habe, ist der Eingang ganz unten am Boden gewesen. Jetzt kriecht Nalungia zu demselben Loch hinein, durch das ihr Mann herausgekommen ist, und ich folge ihr nach, um zu sehen, wie die Hütte nun weiter eingerichtet wird. Da entdecke ich auch sogleich, warum das Loch so hoch oben angebracht worden ist. Atikleura hat es in der Höhe der Schlafpritsche ausgeschnitten, um den Einzug zu erleichtern. Die Schlafstelle richtet er sich auf folgende Weise ein. Durch eine Reihe Schneeblöcke teilt er zuerst die Hütte in zwei Teile, von denen der innere doppelt so groß ist als der äußere. Allen losen Schneeabfall, der sich innen in der Hütte befindet, wirft er nun in den größeren Raum hinüber, bis der Schnee die Höhe der aufgestellten Blöcke erreicht hat, — und die Schlafstelle oder Pritsche ist fertig. An dem entgegengesetzten Ende der Hütte ist eine andre, aus zwei Blöcken hergestellte Erhöhung. Die Blöcke sind auf die Kante gestellt, und ein dritter liegt als Tischplatte darüber.

Jetzt wird der Einzug durch das Loch über der Pritsche bewerkstelligt. Große Mengen Felle werden bunt durcheinander hineingeworfen. Hierauf kommt der Hausrat an die Reihe: Trockenrost, Wassereimer, Kochtöpfe, Specklampe. Alsdann die Lebensmittel: Speck, Fleisch und Fische; und schließlich das persönliche Eigentum der Frau, auf das ich nicht näher einzugehen wage. Jetzt scheint alles fertig zu sein, und Frau Nalungia sieht mich fragend an, ob ich hinausgehen, oder besser gesagt, hinauskriechen wolle. Ich habe keine Ahnung, was bevorsteht, bleibe aber aus Neugier; viel Schlimmeres, als was ich schon erlebt habe, kann wohl kaum kommen. Aber ein wenig verblüfft bin ich doch, ich kann es nicht leugnen, als das Loch über der Pritsche plötzlich von außen zugemauert wird und ich mich mit einer einzelnen Dame ganz allein in einer Schneehütte eingemauert finde. Nalungia scheint indes nicht im geringsten davon angefochten zu sein, und so werde wohl auch ich es überstehen können. Ohne sich um mich zu bekümmern, macht sie sich sofort an ihre Arbeit. Zu allererst wird die schwere Specklampe aufgehoben und auf den kleinen Schneetisch an der Wand quer vor der Pritsche gestellt. Die Specklampe ist aus einer Art Stein hergestellt, den unsre Eskimos von den Utkohikchjalikeskimos bekommen. Sie hat die Form eines Halbmonds, ist aber schwer und unschön; sie wird auf drei in die Schneeplatte hineingesteckte Knochen gestellt, in der Weise, daß der innere fast gerade Rand des Halbmondes dem Innern der Hütte, die äußere runde Kante dagegen der Hüttenwand zugekehrt ist. Jetzt holt Nalungia den Speckbeutel herbei, aus dem sie ein Stück gefrornen Speck herausnimmt, der dann mit einer dazu hergerichteten Keule aus Moschusochsenknochen geklopft wird, bis er ganz weich ist. Dann nimmt sie aus einem ihrer kleinen Behälter ein kleines Moosbüschel, das sie sorgfältig in Tran taucht — Ha ha! ich erkenne mit Grauen die entsetzlichen „Lichtpastillen“ wieder! — und mit Hilfe der obenbeschriebnen Hölzer macht sie nun Feuer an. Bald verbreiten die Lichtpastillen ein strahlend helles Feuer. Der weichgeklopfte Speck wird auf die Lampe und ein Docht aus Moos dem innern geraden Rand der

Lampe entlang gelegt. Der Docht wird mit Tran übergossen, und mit Hilfe des brennenden Moosbüschels angezündet. Bald brennt der ganze Docht, und eine herrliche Flamme erhellt die große, prächtige Hütte. Ich frage mich verwundert, was sie denn nur mit dem prächtigen Feuer wolle, ehe sie noch mit der Einrichtung ihrer Hütte fertig ist, ja, ich bin schon im Begriff, ihr Verschwendung des kostbaren Trans vorzuwerfen, unterlasse es aber doch, in dem Gedanken, daß ein Eskimo nichts ohne eine ganz bestimmte Absicht tut. Und dieser Gedanke erweist sich sehr bald als richtig. Das große Feuer verbreitet allmählich eine drückende Hitze in der Hütte, und jetzt verstehe ich: die Hitze soll die neugebaute Hütte in den Fugen zusammenschmelzen. Ich sehe, wie die Schneeblöcke bei der Wärme langsam zusammensinken, bis sie tatsächlich eine einzige zusammenhängende Schneemauer bilden.

Nalungia hat indessen die Zeit gut angewendet, und die Schlafpritsche ist ganz in Ordnung. Ganz unten auf dem Schnee liegt der wasserdichte Kajakbezug, der im Herbst von dem Kajak abgetrennt wird, und der alle Feuchtigkeit von den Renntierhäuten abhält. Die Renntierhäute sind hübsch zurechtgelegt, und die Schlafstätte sieht wirklich einladend aus. Jetzt dreht sich Nalungia nach der Lampe um und putzt den Docht, was schnell geschehen muß, füllt den Kochtopf mit Schnee und hängt ihn mit zwei Schnüren an zwei in die Wand gesteckten Knochen über das Feuer. Die Familie mag nach der Arbeit eine Erfrischung wohl nötig haben. Der Trockenrost, der aus Renntierknochen gemacht und mit einem Netz aus Sehnenschnüren überzogen ist, wird nun über den Kochtopf, aber nicht zu nahe ans Feuer gebracht. Felle vertragen keine zu große Wärme. Schließlich wird die „Anauta", ein kleiner runder Holzstock mit einem Handgriff, der zum Abklopfen des Schnees von den Kleidern dient, als ein punktum Finale fest in die Wand hineingestoßen. Jetzt ist alles in Ordnung. Es scheint auch hohe Zeit zu sein, denn in diesem Augenblick fragt Atikleura von außen, ob er hereinkommen könne. Nalungia wirft einen letzten prüfenden Blick in der Hütte umher,

und bittet ihn dann, noch ein wenig zu warten. Während er sich entfernt, höre ich ihn etwas vor sich hinbrummen, was wahrscheinlich in deutschen Worten „die verdammten Frauenzimmer" oder etwas ähnliches heißen würde.

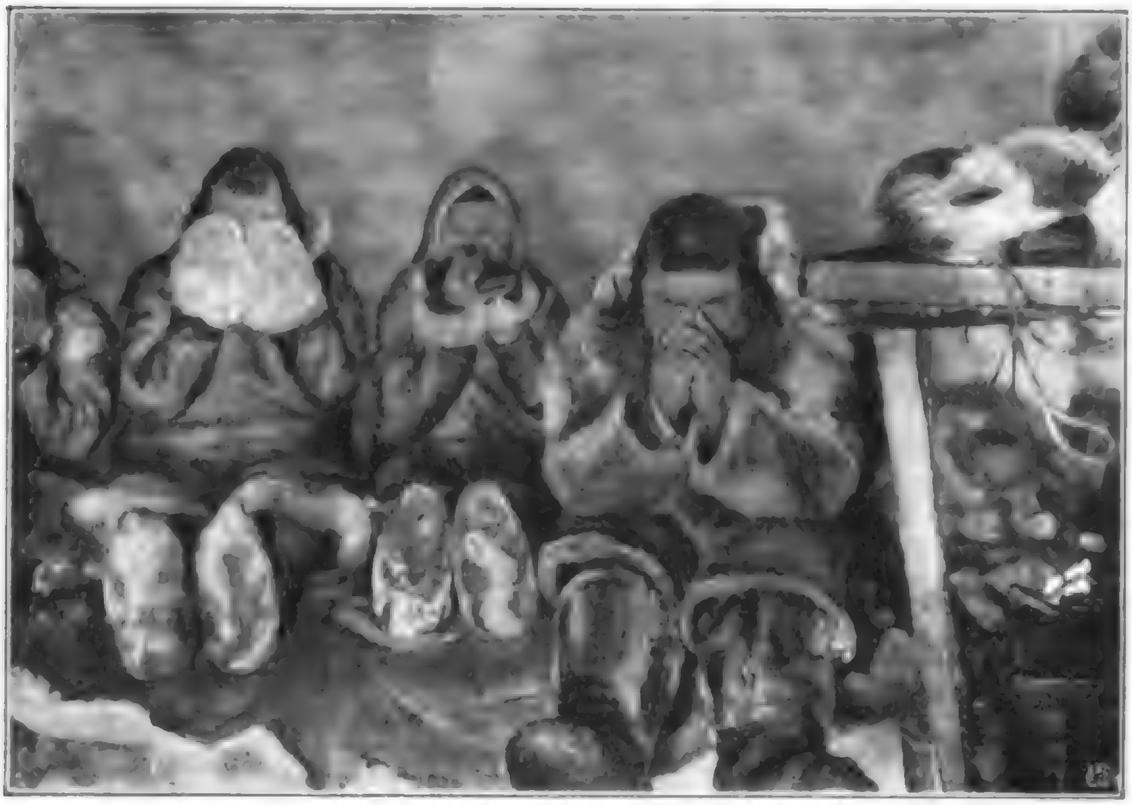
Es sieht fast aus, als wolle sich Nalungia für diese Schmeichelei dadurch rächen, daß sie ihn nur noch länger warten läßt; denn es dauert noch eine gute halbe Stunde, bis sie ihm das Signal zum Eintreten gibt. Da wird die Wand ganz unten am Boden aufgebrochen und eine Öffnung gemacht, die gerade groß genug ist, daß ein Mann hindurchkriechen kann. Atikleura taucht auf, und im nächsten Augenblick ist er in der Hütte. Er zieht seine tropfnassen Fausthandschuhe ab und wirft sie Nalungia hin, die sie aufhebt, ausringt und auf den Trockenrost legt. Dann kommt der Rock an die Reihe, der zuerst ausgeschüttelt und dann mit der Anauta tüchtig durchgeklopft wird. Aller Schnee, selbst das allerkleinste Schneekorn muß entfernt sein, ehe es zu schmelzen beginnt und den Rock naß macht. Hierauf wird der Rock zusammengerollt und auf die Schlafpritsche geworfen. Atikleuras äußere Beinkleider erfahren nun dieselbe Behandlung und landen dann neben dem Anorak auf der Pritsche. Jetzt steht Atikleura in den bloßen Unterkleidern da. Das klingt nach unsern Begriffen nicht besonders comme il faut, geht aber bei den Eskimos ausgezeichnet an. Er schwingt sich auf die Pritsche und setzt sich nieder; aber er läßt die Beine nicht baumeln, wie wir es tun würden, sondern setzt sich so weit zurück, daß die Beine in ihrer ganzen Länge aufliegen. Jetzt müssen die Stiefel ausgezogen werden, und das ist nicht so ganz einfach, denn die Fußbekleidung des Eskimos besteht aus fünf verschiednen Hüllen. Ganz außen trägt er die kleinen niedrigen Schuhe aus Renntierfell mit den Haaren nach innen und der Haut nach außen. Bei einem Manne von Atikleuras vornehmer Herkunft sind diese Schuhe auch noch mit Halbsohlen aus Seehundfell versehen. Auf der untern Seite der Sohle fallen einem einige merkwürdige Schlangenlinien auf; diese weisen sich bei näherer Betrachtung als Lederstreifen aus, die darauf genäht sind, damit die Sohle weniger

glatt ist. Als zweites kommen die Kamikken, die zu dieser Jahreszeit ausschließlich aus Renntierfell hergestellt sind. Davon trägt der Eskimo zwei Paar übereinander. Die äußern sind aus der Haut über den Knochenteilen der Renntiere verfertigt; die Haut ist da sehr kurzhaarig und sehr stark; sie haben die Haare nach innen, und reichen bis an die Kniee, wo sie mit einem Riemen zusammengebunden sind. Unter diesen Kamikken trägt der Eskimo dann noch ein zweites Paar von ganz derselben Länge und demselben Aussehen, nur daß bei diesem Paar die Haare nach außen sehen. Dieses Paar ist aus dem Fell eines einjährigen Renntierbocks verfertigt, und es ist sehr fein und weich. Zwischen diesen zwei Paar Kamikken trägt der Eskimo ein Paar kleine Socken aus Renntierfell mit den Haaren nach außen, und ein zweites solches Paar trägt er auch ganz innen auf dem bloßen Fuß, doch da mit den Haaren nach innen. Also im ganzen fünf Lagen übereinander! Als ich dies zum ersten Male sah, dachte ich mit Stolz, wir seien viel abgehärteter als die Eskimos, da wir nicht mehr als drei Hüllen über dem Fuß trugen. Aber auf meiner ersten Schlittenfahrt wurde mir klar, daß die Eskimos diese Hüllen nicht allein zum Schutz gegen die Kälte tragen, sondern ebenso sehr wegen des harten Untergrundes von Eis und Schnee, auf dem sie immer gehen. Mit meinen drei Hüllen taten mir die Füße so weh, daß ich schließlich kaum noch weiter kam.

Die Fußbekleidungen müssen alle miteinander gerade wie die Handschuhe getrocknet werden. Den Nachteil haben die Fellkleider, daß sie, wenn sie geschlossen sind, alle Feuchtigkeit aufsaugen und festhalten. Die Netschjilli-eskimos kennen unser Sennesgras nicht; sie legen Renntier-haare in die Kamikken, die sie am Abend herausnehmen, und das ist zwar besser als gar nichts, aber weit nicht so gut wie unser Sennesgras.

Nachdem Atikleura sich aller seiner nassen Fußkleider glücklich entledigt hat, zieht er trockne Unterkleider an, sowie ein Paar ganz kleine Seehundlederschuhe — Kamileitkun — die unsern Pantoffeln entsprechen. Diese

werden im Winter nur in der Hütte getragen, in der Übergangszeit zwischen Winter und Frühling aber auch im Freien. Jetzt ist er mit der äußeren Behandlung seines Körpers fertig, nun können die Bedürfnisse des inneren Menschen an die Reihe kommen. Und diese Bedürfnisse sind nach der harten Tagesarbeit nicht gerade klein. Es wird auch ein großer, prächtiger Lachs aufgetragen, und alle Familienmitglieder versehen sich reichlich davon. Er ist gefroren, und es hat



Netschjillieskimos in ihrer Schneehütte
(Sie verbergen ihre Gesichter, um nicht photographiert zu werden)

den Anschein, als schmecke er allen vortrefflich; in kurzer Zeit ist von dem stolzen Fisch nur noch das rein abgegessene Skelett übrig. Der Kochtopf enthält jetzt herrliches reines Trinkwasser – ein paar hundert Renntierhaare können ja nicht als Verunreinigung betrachtet werden –, und in kurzer Zeit ist er geleert, worauf er sogleich von neuem mit Schnee gefüllt und wieder übers Feuer gehängt wird. Wasser ist der einzige Trank, den die Netschjillieskimos kennen, es gibt da kein „half and half“ mit irgend einer Art von Getränken.

Jetzt tut die Gesellschaft laut kund, daß kein Platz mehr

in ihrem Magen sei, weder für noch mehr Lachs noch für Wasser, und die Mahlzeit ist beendigt. Dann ist es Schlafenszeit. Nalungia macht mit allen herrlichen Felldecken die Schlafstelle für die Nacht zurecht. Atikleura verschließt den Eingang sorgfältig mit einem Schneeblock. Atikleura kriecht zuerst unter die große Familiendecke, und unter der Decke zieht er seine Kleider aus. Ganz im Gegensatz zu den grönländischen Eskimos entblößen sich diese Leute, Männer wie Frauen, nur im äußersten Notfall in Beisein von Fremden. Dem Gast wird sein Platz auf der einen Seite der Bank zugeteilt. Klein Anni und Errera sind längst schlafen gegangen, und der dem Feuer zunächst liegende Platz ist für Nalungia reserviert. Sie löscht das Licht und entkleidet sich im Dunkeln. Die Eskimos schlafen ganz nackt unter der großen Pelzdecke. Und bald tönt ihr kräftiges Schnarchen durch die Hütte.

Das Bild der Nacht draußen ist von dem, das wir im Sommer geschildert haben, sehr verschieden. Alle Zelte sind verschwunden, und im rötlichen Mondschein verschwinden auch die niedrigen kuppelförmigen Schneehütten beinahe im Schnee. Ein Fremder, der vorüberkäme, würde kaum ahnen, daß hier eine ganze Welt schlummert, oder wenigstens eine Welt von frohen, glücklichen Menschen, die vielleicht unter ihren niedrigen Schneedächern glücklicher sind als viele reiche Machthaber in prächtigen Häusern und Schlössern. Aus dieser Welt in der Eiswüste ist Groll und Neid, Verleumdung und Mißgunst verbannt; die Stille der Nacht wird nicht unterbrochen, und eine von hellem Mondschein durchwebte Luft zieht rein über menschlichen Wohnungen dahin.

Auch am nächsten Tage gibt es noch allerlei kleine Arbeiten in der Hütte. Bei der Geschwindigkeit, mit der gestern alles getan wurde, kann unmöglich alles tadellos sein; deshalb gibt es noch allerlei zu verändern und zu verbessern. Nalungias erster Gedanke richtet sich auf ein Fenster. Eine Schneehütte ist zwar ohne Fenster so hell, daß man bei Tag drinnen arbeiten kann, aber mit einem Fenster ist die Wohnung viel heller und gemütlicher. Man

kann dann auch von innen Wind und Wetter beobachten. Atikleura ist den Wünschen seiner Frau durchaus nicht abgeneigt: er geht ans Eis hinunter und hackt eine zu einem länglichen Fenster passende Eisplatte heraus, die er in die Wand über der Tür einsetzt; eine wirklich hübsche Fensterscheibe! — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Zeit vergeht, und der hochwichtige Mond nimmt jetzt allmählich die Stellung am Himmel ein, wo die Frauen mit ihrer Näharbeit beginnen dürfen. Dies ist eine emsige Zeit. Die Felle müssen zubereitet, zerschnitten und zusammengenäht werden. Ein ganz ergötzlicher Anblick ist es, wenn man eine Eskimofrau Kleider zuschneiden sieht. Kreide hat sie natürlich nicht, um die einzelnen Teile aufzuzeichnen, aber — sie hat kräftige Zähne. Das Fell wird in der Form, die es bekommen soll, geknickt; mit den Zähnen beißt die Frau kleine Löcher hinein, und mit dem „Olo" wird das Kleidungsstück dann herausgeschnitten. Viele Frauen beißen nicht einmal solche Zeichen hinein, sondern schneiden mit ihrem durch jahrelange Übung geschärften Blick drauflos. Wenn die Frau für ihre Familie oder für sich selbst näht, sind die Nähte musterhaft mit feinen, kleinen Stichen; näht sie aber „auf Bestellung" für einen Weißen, dann sind die Nähte unerlaubt nachlässig gemacht, mit langen, groben Stichen, die keinen Tag halten. Wenn wir also brauchbare Kleider bekommen wollten, mußten wir sie den Leuten vom Leibe weg kaufen.

Es ist eine Kunst, bequeme Fellkleider zu machen, nicht allein in Bezug auf den Schnitt, sondern noch vielmehr in Bezug auf die Naht. Die Eskimos nähen Kante an Kante zusammen und vermeiden dadurch die dicken Säume, die durch das Übereinanderlegen der beiden Kanten entstehen. Auf der Gjöa hatten wir Fellkleider, die in Norwegen und Sibirien gemacht worden waren; aber wir wären an einem einzigen Tag geliefert gewesen, wenn wir diese Kleider mit ihren Säumen auf dem bloßen Leibe getragen hätten, so dick und schwer waren sie. Dagegen ging ich mehrere Male im Sommer, wenn es recht warm war, in

Eskimokleidern mit den Haaren nach außen und den Säumen auf dem Körper, ohne die geringste Unannehmlichkeit davon zu verspüren.

Ende Oktober tauchen die ersten Eskimos in neuen Kleidern auf. Die Stutzer Ahiva und Ojara und ihre Frauen



Ahiva und Alo-Alo ziehen auf die Jagd

sind immer die ersten. Ein funkelnagelneuer Eskimoanzug ist auch wirklich sehr schön. Auf dem Oberkörper tragen sie zwei Anorakke, einen mit den Haaren nach innen und einen mit den Haaren nach außen. Der Schnitt gleicht auffallend unserm Frack – ich weiß nicht, welcher Teil das Modell von dem andern überkommen hat. Der Anorakschoß ist bei den Netschjillieskimos nicht sehr lang, er reicht bei ihnen nur bis über das Kniegelenk, bei einzelnen anderen Stämmen aber bis auf die Fersen. Der äußere Anorak ist meistens

mit den schönsten Mustern ausgenäht und aus etwas dickerem Fell gemacht als der innere. Beide hängen lose um den Leib, damit die Luft frei zirkulieren kann. Auch der Beinkleider sind es zwei Paare, eines mit den Haaren nach außen, das andre die Haare nach innen. Das äußere Paar hat auch häufig eine kleine Stickerei, während dies bei dem innern natürlich nicht der Fall ist. Sie sind um den Leib zusammengebunden, aber um die Kniee offen. Die Anorakke und die Beinkleider sind häufig mit Fransen eingefaßt.

Im Anfang, ehe sich die Mitglieder der Expedition ganz an die Eskimotracht gewöhnt hatten, kam es einigen von uns wahrhaft verrückt vor, mit so einem Fransenzierat herumzulaufen, und so schnitten sie ihn ab. Ich hatte aber gleich meine Bedenken dabei und ließ sie sitzen, denn mir war schon das Verständnis aufgegangen, daß an der Eskimokleidung, wie bei allen ihren Einrichtungen, alles und jedes seinen praktischen Zweck hatte. Ich ließ also die Fransen sitzen, trotz des mir gespendeten Hohnlächelns. Aber wer zuletzt lacht, lacht am besten, – eines schönen Tages fingen die Anorakke, an denen die Fransen abgeschnitten waren, sich aufzukrempeln an, und sie hätten bald nur noch als Halskrausen dienen können, wenn die Fransen nicht in aller Eile wieder angenäht worden wären.

Zu Weihnachten geht es lustig her in Netschjilli. Obgleich die Eskimos keine Ahnung haben von unserm Weihnachtsfest oder von dem Grunde, warum wir es feiern, feiern sie doch da gerade auch ihr Winterfest, das vollständig unsern Weihnachtstagen entspricht. In den Depots sind noch reiche Vorräte an Fleisch und Fisch, und die Tage werden ausschließlich mit Essen und Trinken und Vergnügungen verbracht. Sie haben gemeinsam eine große Iglu errichtet, die als Versammlungsort und Festsaal dient. So eine Festiglu ist oft ein wahrer Palast und faßt wohl fünfzig Menschen. Die Vergnügungen sind von verschiedner Art: Leibesübungen, Zauberkünste, Gesang und Tanz. Geturnt wird von den Männern in jeder Altersstufe; selbst der alte Kachkochnelli nahm teil daran und machte seine Sache so gut wie die andern. Da sie kein Reck haben, müssen sie

sich mit den Hilfsmitteln begnügen, die ihnen zu Gebote stehen. Ein sehr langer Riemen aus Seehundfell wird fünffach zusammengelegt und ein andrer solcher Riemen darum herumgewickelt, wodurch sie ein Seil bekommen, dem man sich ruhig anvertrauen kann. Nun muß es befestigt werden; und das ist nicht so leicht, da die Schneewand ja eigentlich keinen ganz festen Halt gibt. Aber die Eskimos wissen auch hier Rat. Sie bohren in die beiden gegenüberliegenden Wände je ein Loch, stecken die Enden des Seils hindurch und befestigen sie außen an zwei Stöcken, die draußen im Schnee stecken. Nun hat man ein ausgezeichnetes elastisches Reck, und die Kunststücke nehmen ihren Anfang. Wie erstaunte ich, als ich bei diesen Menschen hier viele von den Künsten meiner Kindheit wiedersah, die auch wirklich recht tüchtig ausgeführt wurden. Ja, mich wandelte selbst die Lust an, altė Erinnerungen aufzufrischen und den Eskimos zu zeigen, was ich konnte. Aber ich hatte kein Glück. Es nützte alles nichts, wenn ich die Schuld auf das ungewohnte Seil anstatt des heimatlichen Recks schob, – meine mißglückten Versuche erweckten allgemeinen Jubel, nicht allein bei den Eskimos, sondern auch bei den Kabluna.

Zu ihren Angekokkünsten – Zauberkünsten – brauchten sie die große Hütte nicht; diese können überall stattfinden. Für gewöhnlich werden diese Künste in irgend einer Absicht ausgeführt: etwa um Krankheit zu verhindern, um einen guten Fang zu erlangen und so weiter. Trotz meiner eifrigen Nachforschungen erfuhr ich nie so ganz genau, was eigentlich zu einem richtigen Angekok gehörte. Es gab verschiedene Grade bei ihnen, ein paar größere, ein paar geringere und ein paar ganz kleine. Kagoptinner war ein sehr großer Angekok, ja, wie ich schon gesagt habe, der größte des Stammes. Der alte Präderik war auch einer von den größeren, aber nicht so groß wie Kagoptinner. Aber keiner von uns durfte je einer von diesen Vorstellungen anwohnen. Nur durch einen Zufall bekam ich einmal einen recht guten Einblick in die Sache. Ich wollte in die Hütte des Uhu hineingehen, um etwas mit ihm zu besprechen. Vor der Hütte standen ein paar Eskimos, die mich anredeten. Ich

verstand zwar wohl, daß sie etwas Besondres von mir wollten, aber erst später wurde mir klar, was sie gemeint hatten. Schon im Gang hörte ich von außen lautes Heulen, das ich aber für Gesang hielt; vielleicht klang es etwas lauter, als ich ihn sonst zu hören gewöhnt war, aber ich ging ruhig weiter. An dem innersten Eingang der Hütte, der so niedrig war, daß ich hindurchkriechen mußte, blieb ich eine Weile auf allen Vieren liegen, um zu sehen, was da drinnen vorginge. Bald wurde mir die Sache klar: der alte Präderik und seine Frau — ein abscheuliches altes Weib, und eine von den wenigen, mit denen ich mich nicht vertragen konnte — waren am Hexen. Die Pritsche, auf der sie sich aufhielten, lag beinahe ganz im Dunkeln. Bei dem Widerschein einer einzigen kleinen Lichtpastille in der Hütte konnte ich gerade die Umrisse der beiden genannten Personen unterscheiden. Die Zuschauer waren der Uhu und Umiktuallu mit ihren Familien. Sie standen so weit wie möglich von den Auftretenden entfernt und sahen alle sehr ernst aus. Glücklicherweise wurde ich nicht sogleich bemerkt; so konnte ich sie ruhig eine Weile beobachten. Die Alte schrie aus Leibeskräften; das Geheul des alten Präderik, das unter gewöhnlichen Verhältnissen als eine recht gute Leistung in dieser Beziehung betrachtet werden würde, wurde von dem ihrigen ganz übertäubt. Was übrigens auf der Pritsche vor sich ging, konnte ich nicht sehen, und eine Bewegung, die ich machte, um etwas näher zu den Auftretenden hinzugelangen, führte zu meiner Entdeckung. Ich ließ es mich jedoch nicht anfechten, sondern stand ruhig auf und sagte guten Tag. Das hätte ich aber lieber bleiben lassen sollen, denn die alte Dame brach in ein so fürchterliches Geschrei aus, daß ich mich schleunigst auf und davon machte; vor Frauenzimmern in einem solchen Zustand habe ich von jeher den größten Respekt gehabt.

Schon wenige Minuten nachher kam der Uhu zu mir heraus und sagte, die Vorstellung sei zu Ende, der alte Präderik habe sich jetzt den Spieß durch den Leib gestochen. Ich fand das nicht eben anziehend, da ich ihn mir krank und sterbend dachte; aber meine Fragen nach seinem Befinden wurden von dem Uhu nur mit einer Einladung, ihm in die

18*

Hütte zu folgen, beantwortet. Da sitzt nun der alte Gauner anscheinend im besten Wohlsein auf seiner Lagerstatt und singt vor sich hin. Seine Frau scheint noch nicht ganz aus ihrer Ekstase zurückgekehrt zu sein; sie schlegelt mit den Armen und wirft mir düstre Blicke zu. Ich wagte keine Andeutung über den Vorgang von vorhin zu machen und knüpfte daher ein gleichgültiges Gespräch an, ging dann auch bald an Bord zurück. Später am Abend kam der alte



Präderik und seine Frau in ihrer Schneehütte

Präderik zu mir und zeigte mir zwei Löcher in seinem Anorak, eines auf dem Rücken und eines auf der Brust, als unwiderlegliche Beweise, daß er sich mit dem Spieße durchbohrt habe. Der alte Präderik war ein sehr anständiger, guter Mensch, und ich bin fest überzeugt, er selbst glaubte, er habe es wirklich getan – und es wäre auch gar nicht zu verwundern, wenn die entsetzlichen Schreie, die seine bessere Hälfte ausstieß, ihn eine Zeitlang seines gesunden Menschenverstandes beraubt hätten.

Ganz ohne Fürsorge für die Zukunft leben die Eskimos

nicht. Ihre Vorräte an Fleisch und Fisch reichen bis über Weihnachten und noch etwas ins neue Jahr hinein. Der Seehundfang darf nach ihren Gesetzen nicht vor Mitte Januar anfangen, und dann ist er noch lange von geringer Bedeutung, weil der Seehund, feinhörig wie er ist, infolge der dünnen Schneelage die Schritte der Jäger schon von weitem hört und sich deshalb fernhält. Von Mitte Januar bis in den Februar hinein ist deshalb die magerste Zeit des Jahres für die Eskimos. Bei ihrem ersten Aufenthalt im Gjöahafen im Jahre 1905 mußten gerade zu der Zeit einige von ihnen mehrere Tage lang geradezu hungern. Wir konnten ihnen auch nur wenig helfen; wenn wir erst einem etwas gegeben hätten, dann hätten wir bald die ganze Kolonie zu ernähren gehabt, und ich mußte deshalb bei meinem einmal erlassenen Gebot bleiben, daß keinem von ihnen etwas zu essen verabreicht werden dürfe.

Ich kenne ein kleines Beispiel von der Not in jenen Tagen, das, wenn auch nicht sehr schön für zartfühlende Gemüter, so doch recht bezeichnend ist. Ich habe aber, um die Gebräuche und Sitten der Eskimos zu schildern, schon so oft den Anstand verletzen müssen, daß ich auch diesmal nicht davor zurückschrecke. Tamoktuktu war ein sehr schlechter Fänger und deshalb auch schlecht mit Fanggeräten ausgerüstet. Sein Vorrat ging daher sehr bald auf die Neige, und wenn die andern nur noch wenig zu essen hatten, dann hatte Tamoktuktu gar nichts mehr. Seine Frau, Poojarlu, eine ganz nette Frau von dreißig Jahren, war arbeitsam und fleißig und stand ihrer Haushaltung ordentlich vor, aber bei einer leeren Speisekammer nützte das nichts. Sie hatten drei Kinder, von denen das jüngste erst vor ganz kurzer Zeit das Licht der Welt erblickt hatte. Und nun sollte sie für diese und für sich selbst Nahrung herbeischaffen. Als Hundefutter benutzten wir damals abwechslungsweise getrocknete Fische und Hundetalg. Diesen konnten die Hunde nur schwer verdauen, und das hatte Poojarlu bemerkt. Wenn die Hunde mit diesem Stoff ernährt wurden, lief sie darum hinter ihnen her und wartete den günstigen Augenblick ab; es lautet fast unglaublich, aber nachdem der Frost seine Wirkung

darauf ausgeübt hatte, hob Poojarlu es auf und verzehrte es mit ihrer Familie. Es kamen sogar noch schlimmere Dinge vor, die aller Beschreibung spotten. . . . .

Eines Abends, nachdem der Seehundfang begonnen hatte, wurde ich eingeladen, dem „Kelaudispiel", dem beliebtesten Festspiel der Eskimos, zuzuschauen. Es wurde gehalten, um die hohen Mächte für einen guten Fang günstig zu stimmen. Draußen war es glänzend hell, und über der gewaltigen totenstillen Eisöde lag der Vollmondschein mit wunderbar hellem Licht, bei dem man alles bis ins kleinste unterscheiden konnte. Mitten zwischen den vielen Iglu des Lagers ragte eine aus diesem Anlaß erbaute Festhütte über die andern empor und lockte mit ihren hell erleuchteten Eisfenstern. Wir fanden uns zeitig ein, um von der Aufführung nichts zu versäumen. Die mit Lichtpastillen prächtig erleuchtete Hütte nahm sich inwendig sehr gut aus. In der Mitte war aus großen Schneeblöcken ein Kreis gebildet. Einzelne von den Männern waren schon da, und sie unterhielten uns, so gut sie konnten. Sie trugen an diesem Abend ihre leichtesten und auch am feinsten ausgenähten Kleider aus Renntierfellen, von denen einzelne wahre Meisterwerke von gutem Geschmack und Kunstfertigkeit waren. Allmählich fanden sich auch die übrigen Gäste ein: Anana, Kabloka, Onaller, Alerpa, Alo-Alo, und wie sie alle hießen, die Nalungias nicht zu vergessen, denn es gab wenigstens zehn Frauen dieses Namens. Die alte „Eule" machte den Schluß unter wenigstens zwanzig Frauen, die sich alle still und ruhig auf den im Kreis aufgestellten Eisblöcken niederließen. Die Männer setzten sich außerhalb des Kreises der Frauen nieder, wie sie es gerade für gut fanden, und bald waren sie vollzählig. Im Gegensatz zu den Frauen waren die Männer sehr vergnügt und voller Lachen und Scherzen. Es hatte den Anschein, als ob sich nur die Männer ergötzen sollten.

Endlich zeigt sich der Festordner des Abends. An diesem Abend ist es Kachkochnelli, der eine leichte gestickte Kleidung aus Renntierfell trägt, desgleichen Mütze und Handschuhe. Er bringt das kostbare Kelaudi mit, das

Musikinstrument des Stammes, das aus einem runden, hölzernen Ring besteht – in der Art eines Faßreifens – der mit dünngegerbter Renntierhaut überzogen ist und einen Handgriff hat. Der Trommelschlegel ist eine kleine mit Seehundfell überzogne hölzerne Keule.

Das Fest nimmt jetzt seinen Anfang. Zuerst tritt Kachkochnelli in den Kreis, dann erhebt Anana ihre Stimme und stimmt etwas an, was ich wohl einen Gesang nennen muß, obgleich ich diesen Ausdruck nur schwer in dieser Verbindung herausbringe – und die andern Frauen fallen ein. Etwas so Monotones wie diesen Gesang habe ich nie gehört; im Chor ist die Wirkung noch schlimmer. Aber eine Art feste Melodie mußte doch in diesen vier Tönen sein, da die Frauen alle einstimmig zusammenhalten konnten.

Zugleich mit dem Anstimmen des Gesanges beginnt Kachkochnelli zu tanzen und auf die Trommel zu schlagen. Auf ein und demselben Fleck stehend zieht er bald das eine, bald das andre Bein hinauf, während er den Oberkörper hin und her wiegt und laute Schreie ausstößt. Gleichzeitig bearbeitet er die Trommel kräftig mit dem Schlegel, aber nicht auf dem gespannten Fell, sondern auf dem Rahmen. Das Resultat aller dieser Anstrengungen ist ein ohrenbetäubender Lärm. Allmählich wird Kachkochnellis Tanzen schlaffer und schlaffer, und nach ungefähr zwanzig Minuten hört er auf. Der Gesang der Frauen, der den Bewegungen des Tanzenden gefolgt ist, erstirbt zugleich mit dem Tanz. Nun tritt der nächste Mann in den Kreis. Es sieht nicht aus, als gebe es irgend eine Rangordnung unter den Netschjillieskimos – wer am nächsten sitzt und Lust zum Auftreten hat, tritt ohne weitre Zeremonien in den Kreis hinein, und derselbe Tanz und dasselbe Geheul und derselbe Gesang wiederholten sich, ohne eine Spur von Veränderung. Doch fiel mir auf, daß die Frauen im Vorsingen abwechselten. Als Kirner, ein Itchjuachtorvikeskimo, tanzte, sang eine Frau von diesem Stamme vor, und als der Oglulieskimo Nulieiu auftrat, führte eine alte schielende Oglulifrau an. Ich glaubte auch bei den verschiednen Stämmen im Gesang eine ganz kleine Veränderung wahr-

zunehmen, wage es aber nicht fest zu behaupten. Mein musikalisches Gehör ist, wie gesagt, nicht sehr ausgebildet.

Ich habe diesen Tanz und diesen Gesang in verschiednen Reisebeschreibungen geschildert gesehen, und alle Berichterstatter sind darüber einig gewesen, daß der Auftretende sich allmählich in eine Ekstase hineinarbeite. Damit kann ich nicht übereinstimmen. Ich habe die Männer sehr scharf beobachtet, und meiner Ansicht nach waren sie während der ganzen Vorstellung, selbst als diese ihren Höhepunkt erreicht hatte, alle normal und bei vollem Verstand. Nach jenen Beschreibungen hatte ich etwas viel Wilderes erwartet, und fühlte mich daher einigermaßen enttäuscht. Worin das Vergnügen bei diesem Tanz besteht, ist mir durchaus unbegreiflich. Die ganze Gesellschaft sah aus, als langweilte sie sich bei diesen ins Unendliche wiederholten gleichmäßigen Tönen. Sie sahen auch ganz entzückt aus, als keiner der Männer mehr aufzutreten wünschte, und verschwanden so schnell wie möglich aus der Hütte. Die ganze Vorstellung dauerte drei Stunden, und wenn ich gewußt hätte, daß das ganze immer nur eine Wiederholung des ersten wäre, immer und immer dasselbe, dann hätte ich den Tanzsaal natürlich viel früher verlassen.

Diese Tänze wurden den ganzen Winter hindurch aufgeführt; selbst nach einem anstrengenden Fangtag, nach zehnstündiger Mühe und Beschwerde in Kälte und Sturm auf dem Eise, begaben sie sich häufig geradeswegs in die Festhütte zu dieser wahnsinnigen Motion. Die Kinder, ganz besonders die kleinen Mädchen, hatten ebenfalls Vergnügungen dieser Art. Die Mädchen stellten sich einander gerade gegenüber. Hierauf zogen sie den Kopf zwischen die Schultern, bogen sich vor, schwenkten den Oberkörper hin und her und sagten sich eine ganze Menge unverständlicher Worte ins Gesicht, und zwar alles im tiefsten Ernst. Oder sie kauerten sich voreinander nieder und hüpften dann auf und ab, während sie unaufhörlich etwas vor sich hinmurmelten, aber alles fortgesetzt mit tiefernstem Gesicht. Wenn das Vergnügen dabei vielleicht nicht eigentlich groß war – was ihrem Ausdruck nach wirklich nicht der Fall sein mußte –

so war es jedenfalls eine sehr gesunde Leibesübung. Sie hatten auch noch andre Spiele, aber daraus schienen sie sich nicht viel zu machen.

Wie ich schon gesagt habe, nimmt der Seehundfang erst im Februar seinen eigentlichen Anfang und gewinnt auch da erst seine rechte Bedeutung. Wenn es dicht schneit, und der Schnee in meterhohen Wehen auf dem Eise zusammengetürmt liegt, dann kann der Seehund die Schritte des Jägers nicht mehr hören. Dann ist die Zeit der Not für den Eskimo vorbei, und die leeren Speisekammern füllen sich aufs neue. Der Seehundfang ist neben der Renntierjagd die wichtigste Erwerbquelle der Netschjillieskimos; und da die Art und Weise dieser Jagd fast so gut wie unbekannt ist, will ich versuchen, sie nach den Beobachtungen, die ich während meiner Teilnahme an den Jagden gemacht habe, so gut wie möglich zu beschreiben.

Es ist ein kalter, rauher Morgen im Monat Februar. Ein ordentlicher Nordweststurm jagt daher, und mit ihm ein dichtes Schneegestöber, daß man meinen könnte, man stecke mit dem Kopf in einem Mehlsack. Es ist erst acht Uhr morgens, aber in den Iglu ist es hell, und im Lager ist alles lebendig. Alle Vorbereitungen deuten auf Seehundfang. Einem Fremden ist es fast unverständlich, warum die Eskimos bei diesem häßlichen Wetter ausziehen wollen, besonders da sie sich gestern beim schönsten sonnigen, windstillen Wetter müßig daheim umhergetrieben haben. Aber aus den Berechnungen und Plänen des Eskimos wird man nie so recht klug; er handelt nach seinen eignen Gesetzen, die er allein kennt; einen Grund aber hat er immer.

Es wird fast neun Uhr, bis sie alle versammelt sind. Der Eskimo kann nämlich trödeln, und zwar gründlich. Heute ziehen alle miteinander zugleich aus, sonst pflegen sie meist in kleinen Abteilungen für sich aufzubrechen. Kachkochnelli ist ein Mann der Ordnung, der seine Sachen immer in äußerst gutem Stand hat; wenn man ihn ansieht, kann man sich also einen richtigen Begriff davon machen, wie ein ordentlicher Seehundfänger ausgerüstet sein soll. Das erste, was einem auffällt, ist, daß er seine Fellkleider ganz zu-



Ein Oglulieskimo beim Ausbessern seines Schlittens

sammengebunden, also gegen jegliches Eindringen der Luft verwahrt hat. Die offnen Kleider, die er sonst trägt, kommen ihm für diesen Tag doch zu leicht vor. Auf dem Rücken hängt ihm an einem Knopf das unentbehrliche Schneemesser. Dieses ist teilweise von der Jagdtasche — Tuttirea — bedeckt, die über dem Messer an einem über Schultern und kreuzweise über die Brust laufenden Riemen aus Seehundleder hängt. Die Jagdtasche enthält folgende Gegenstände (Siehe die Abbildung der Eskimogerätschaften auf Seite 231): eine Harpune — Helmiakkei (Figur 13 und 14) — mit der Harpunenleine — Togakchjea (Figur 13 und 14), zwei Geräte zum Beobachten des Seehunds: Illa (Figur 15 und 16) und Kiviutchjervi (Figur 17 und 18), einen Lochbeschützer — Anokchjlevirilkun (Figur 20 und 21), zwei kleine Holzstäbe, auf denen die Seehundlanze ruht — Na-a-makta (Figur 11), eine Strippe zum Herausziehen des Seehunds — Okchjeun, außerdem einige kleine Stäbe aus Renntierhorn, um die Wunde in dem Seehund wieder zuzunähen — Topola (Figur 7 und 8). Dies ist der Inhalt der Tasche; diese selbst ist viereckig und meist aus Renntierfell gemacht, aber wenn solches nicht zu haben

ist, aus dem Fell des weißen Fuchses. Die übrigen Geräte und Waffen trägt der Eskimo in der Hand: den Seehundspieß – Onaki (Figur 10), den Lochsucher – Hervon (Figur 3), den Lochuntersucher – Hervatavra (Figur 6) und einen Löffel – Ilaun (Figur 9). In früheren Zeiten, ja vor wenigen Jahren noch, waren alle diese Waffen ausschließlich aus Renntierhorn verfertigt, jetzt sind die einzelne Teile daran häufig aus Eisen.

An der andern Hand führt Kachkochnelli seinen Hund an einem Riemen aus Seehundfell. Übrigens haben nicht alle einen Hund. An diesem Tag sind ungefähr vierzig Mann versammelt, im Alter von fünfzehn bis fünfzig Jahren. Sie haben eine Menge zu besprechen. Man sollte meinen, sie lebten in einer Welt voller wichtiger Ereignisse und schnell wechselnden Gesprächstoffs, und nicht hier in der eisigen Einöde von Jahrtausenden, wo das Leben von einem Tag zum andern, ja von einem Jahrhundert zum andern in ewigem Einerlei dahinfließt. Sie gehen alle miteinander über den Landrücken, aber als sie das Eis erreicht haben, verteilen sie



Kleine Bogenschützen vom Netschjillistamm

sich in geordnete Schützenlinien. Der Abstand zwischen den einzelnen nimmt zu, je weiter sie vordringen, und in ganz kurzer Zeit haben sie sich über eine ansehnliche Fläche ausgedehnt. Kachkochnelli eilt rasch voran, während er vor sich hinsingt und mit seinem Hund plaudert. Es ist nichts Besondres an dem Hund, weder ein besonders hoch erhobner Kopf, noch kluge Augen. Ein „Köter“ wäre wohl die beste Benennung, die man ihm geben könnte. Aber man soll den Hund nicht nach den Haaren beurteilen; so erbärmlich er auch dem Aussehen nach ist, so glaube ich doch kaum, daß ihn sein Herr um einen der feinsten Pointer, Gordonsetter, oder wie diese feinen Rassehunde alle heißen, eintauschen würde. Dieser Hund hat nämlich eine Eigenschaft, die ihn in diesen Gegenden unentbehrlich macht; er versteht es, den Aufenthaltsort des Seehunds aufzuspüren. Plötzlich rennt er auf die Seite, bleibt wieder stehen, untersucht dann den Schnee sehr sorgfältig und legt sich platt nieder. Das Nachgraben überläßt er Kachkochnelli, der mit seinem Lochsucher sogleich durch den Schnee hindurch auf das Eis stößt — mit demselben Schneesucher, den er gebraucht, wenn er den Schnee zum Bau einer Hütte untersucht. Schon die erste Untersuchung ergibt offenbar ein gutes Resultat, denn er wirft rasch die Jagdtasche über den Kopf weg auf den Boden, nimmt das Messer vom Knopf und schafft mit diesem den Schnee fort, der das aufgefundne Loch deckt. Dies geschieht jedoch nicht ohne vorausgehende gründliche Untersuchung. Der Seehund hat nämlich noch sehr viele andre Löcher, wo die Luft hindurchziehen kann. Um nun gewiß zu sein, daß das aufgespürte Loch auch wirklich ein in täglichem Gebrauch stehendes Atemloch eines Seehunds ist, und nicht nur ein andres, altes, verlassenes, legt sich Kachkochnelli ganz platt auf den Bauch in den Schnee und riecht in das Loch hinein; sein scharfer Geruchsinn betrügt ihn nie. Heute ist ihm das Schicksal hold, denn er hat sogleich ein richtiges Atemloch gefunden, das offenbar häufig von dem Seehund aufgesucht wird. Mit einigen lauten Schreien tut Kachkochnelli seinen Kameraden kund, daß er etwas gefunden habe. Solche Laute verscheuchen

den Seehund nicht; dagegen bewegt sich Kachkochnelli mit der größten Vorsicht auf dem Schnee; er weiß wohl, wie ungeheuer rasch der Seehund auch den leisesten Tritt auf dem Eis auffängt. Die von dem Seehund im Winter offen gehaltnen Löcher sind an der Oberfläche des Schnees nicht groß, sondern gerade so weit, daß der Seehund seine Schnauze hindurchstecken kann, um zu atmen. Sie erweitern sich aber stetig nach unten und haben also die größte Ausdehnung dicht an der Oberfläche des Eises. Das erste, was Kachkoch-



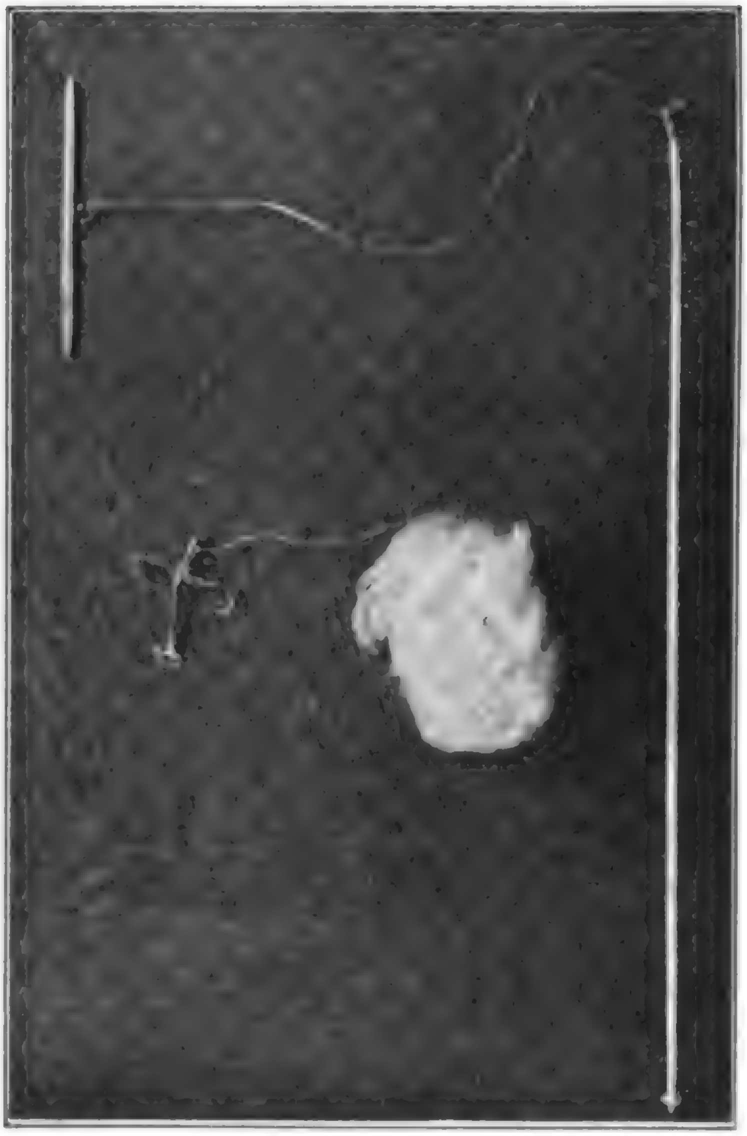
Netschjillieskimos, zum Lachsfang gerüstet

nelli tut, nachdem er seiner Sache sicher ist, ist, daß er das Loch sorgfältig mit Schnee zudeckt, damit der Seehund keinen Verdacht schöpfe, falls er während der Vorbereitungen dieses Loch aufsuchen sollte. Einen Teil der Schneelage über dem Loch schneidet der Jäger weg und gräbt dann mit dem Löffel durch den andern Schnee bis zum Loch hinunter durch, wobei er den herausgegrabnen Schnee auf die Seite wirft. Wenn er sich nun einen Weg zu dem Loche gebahnt hat, steckt er den Lochuntersucher hinein, um es innen etwas näher zu untersuchen. Wenn er das genügend getan hat, steckt er den Lochsucher mit der einen Hand fest in das Loch, schiebt mit der andern Hand den Schnee dicht heran,

und füllt so das aufgegrabne Loch bis zur Oberfläche wieder mit Schnee auf. Wenn er dann den Lochsucher vorsichtig herauszieht, hinterläßt dieser bis hinunter zu dem Atemloch des Seehunds ein Loch, das nicht größer ist als ein Nickel, aber für seine Beobachtungen doch groß genug. Ist es noch früh im Winter, und ist die Schneelage dünn, dann kann er ohne andre Hilfsmittel als seine natürlichen Sinne augenblicklich das Nahen des Seehunds erkennen. Aber jetzt in dieser Jahreszeit, wo der Schnee sehr hoch liegt, muß er seine sinnreichen Geräte zu Hilfe nehmen.

Die zu diesem Zweck verwendeten Geräte sind die beiden obengenannten: Illa und Kiviutchjervi, und der Seehundjäger gebraucht entweder das eine oder das andre. Kachkochnelli nimmt meistens die Illa, aber er zeigte mir auch, wie man sich des Kiviutchjervi bedient. Dieser ist aus einer dicken Renntiersehne gemacht, und seine Form ist einem kleinen Bootsanker mit zwei Spitzen nicht ganz unähnlich. An diesem ist mit einer Schnur immer ein Büschelchen Schwanenflaum festgemacht, das zusammengebunden ist, damit nichts davon verloren gehen kann. Mit großer Vorsicht zieht der Seehundfänger zuerst ein einzelnes Flöckchen aus dem Schwanenflaum heraus und klebt es mit beiden Enden vermittelst Speichel an die beiden Spitzen des Ankers an, so daß der Flaum wie ein kleiner Bogen zwischen den beiden Klammern steht. Nun wird dieser Anker so tief in das Loch hineingeführt, bis der kleine Querstock auf der Oberfläche des Schnees festliegt, und da dieses Geräte nicht mehr als fünf Zentimeter lang ist, kann man mit Leichtigkeit den ausgespannten Schwanenflaum im Loch drunten sehen. Wenn das Wetter übermäßig schlecht ist und die aufgestellte Schneemauer das Loch nicht ganz vor dem wirbelnden Schnee beschützt, wird der Lochbeschützer darübergelegt, der ungefähr wie ein ganz kleiner Lichtschirm aussieht und aus durchsichtigem Seehundfell gemacht ist. Durch diesen Lochbeschützer beobachtet der Seehundfänger dann den ausgespannten Flaum. Diese Lochbeschützer habe ich indes nie im Gebrauch gesehen. Schon während der Seehund noch mehrere Meter entfernt ist, pflanzt sich die Bewegung

im Wasser bis zu dem Loch fort und setzt den feinen Flaum in Schwingung. Wann aber der günstige Augenblick da ist, wo der Spieß in das Loch hineingestoßen werden muß, das kann nur das feine Gehör und das sichre Verständnis des Seehundfängers entscheiden.



Illa und Kiviutchjervi

Die Illa gibt ein deutlicheres und sicheres Zeichen von der Ankunft des Seehunds im Loch, und deshalb ziehen sie auch die meisten Eskimos dem Kiviutchjervi vor. Der zweite Apparat besteht aus zwei ganz dünnen Renntierspitzen, die durch eine sehr dünne Schnur miteinander verbunden sind. Die eine dieser Spitzen ist zwanzig Zentimeter, die andre längere fünfzig Zentimeter lang, und diese hat an ihrem unteren Ende eine dünne, runde, beinerne Platte, etwas kleiner als ein Nickel. Die beide Spitzen verbindende Schnur ist durch ein Loch an dem oberen Ende von jeder Spitze gezogen und ungefähr fünfundzwanzig Zentimeter lang. Die Illa ist auch leichter im Loch anzubringen als der Kiviutchjervi; denn Schwanenflaum bei Sturm und fünfzig Grad Kälte ist kein so ganz leicht zu behandelnder Stoff. Das Anbringen der Illa an dem bestimmten Platz ist eine ganz einfache Sache: die kleinere Spitze wird neben dem



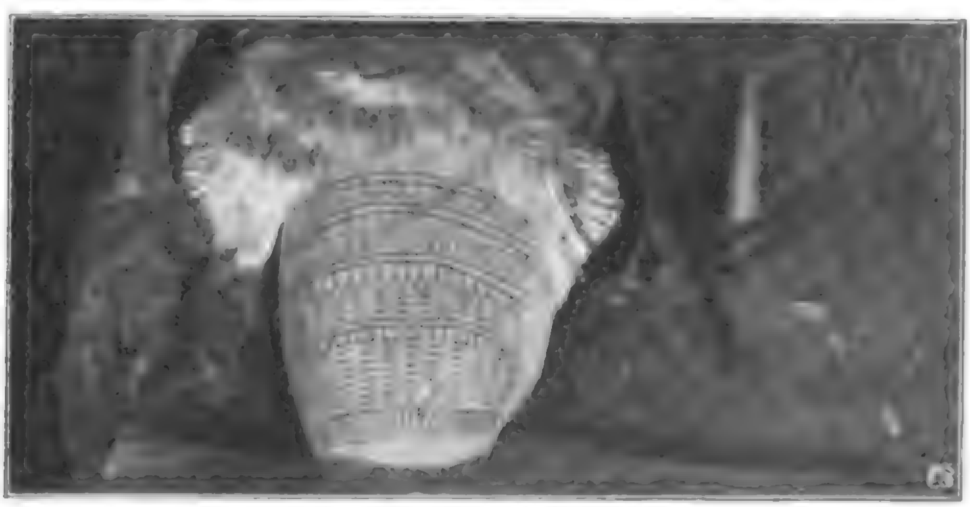
Tätowierter Arm einer Utkohikchjallikeskimofrau

Loch in den Schnee hineingesteckt, die große aber in das Loch hinabgelassen. Sobald nun die kleine, runde, beinerne Scheibe unten an der Spitze dem losen Eise über dem Loch im Wasser aufliegt, verstopft sie dieses, und die Illa wird dadurch über dem Wasser gehalten; der Faden aber, der die beiden Spitzen verbindet, bleibt ganz schlaff auf dem Schnee liegen.

Während dieser ganzen vorbereitenden Arbeit hat Kachkochnelli die Jagdtasche als Unterlage unter den Füßen, teils wegen der Wärme, teils auch, um des Seehunds wegen jeden Laut auf dem Schnee zu dämpfen. Wenn nun der Kiviutchjervi oder die Illa im Loch angebracht ist, wird der Seehundspieß zum Gebrauch bereit gelegt. Der Spieß besteht aus drei Teilen, von denen der mittlere oder der Schaft ungefähr einen Meter lang ist, zweieinhalb Zentimeter im Durchmesser hat und aus Bein oder Holz besteht. An dem einen Ende des Schaftes ist eine ungefähr sechzig Zentimeter lange, runde Stange, die jetzt meistens aus Eisen ist, doch gibt es auch jetzt noch Spieße, wo sie aus Renntierhorn besteht. Eisen wird jedoch dem Horn weit vorgezogen, weil der Spieß dadurch steifer wird und man besser

zustoßen kann. Eisen ist überhaupt die beste Tauschware bei den Netschjillieskimos. Diese Horn- oder Eisenstange endet in einer Spitze, die in eine Vertiefung in der Harpune hineinpaßt. An dem einen Ende des Schaftes sitzt der dritte Teil des Spießes, der zur Vergrößerung des Loches verwendet wird, nachdem der Seehund gefangen ist. Dieser Teil ist auch entweder aus Horn oder aus Eisen, doch sehr häufig aus Horn, obgleich Eisen vorgezogen wird. Er ist an den Schaft angebunden und an dem untersten Ende stark umgebogen und geschärft.

Jetzt wird die Harpune an der Lanze festgemacht und die Harpunenleine aufgeschossen, die dann unter eine ganz dünne, weiche Schnur aus Renntiersehnen geschoben wird. Diese Schnur läuft den ganzen Spießschaft entlang und ist an beiden Enden befestigt. Die Harpune hat eine Länge von ungefähr acht Zentimeter und ist heutigentags immer aus Eisen oder Kupfer. Nur die äußerste Spitze der Harpune ist geschärft, damit das Loch in dem Seehundfell so klein wie möglich wird. Ganz unten an der Spitze sitzen die beiden etwas zurückgebogenen Flügel, die die Harpune, wenn sie einmal gefaßt hat, am Zurückgleiten verhindern. In dem Augenblick, wo die Harpune in den Seehund hineingedrungen ist, wird sie vom Schaft losgerissen, und alle Kraft wird auf die Harpunenleine übertragen, die in ein Loch mitten in der Harpune eingezwängt ist, so daß die Harpune sich in dem Augenblick, wo sie gefaßt hat, quer



Tätowierter Schenkel einer Netschjillieskimofrau

vorlegt. Die Harpunenleine wird aus Renntiersehnen flach oder rund geflochten, doch wird ein ordnungsliebender Mann immer eine flache haben. Sie ist dann anderthalb Zentimeter breit und vier Meter lang, auch stets nur aus ausgesucht guten Renntiersehnen geflochten und sehr haltbar.

Wenn nun die ganze Lanze vollständig bereit ist, legt sie der Seehundfänger auf die beiden Holzstäbe – Na-a-makta –, die in den Schnee gesteckt worden sind. Dann nimmt der Eskimo die Handschuhe ab, zieht den linken



Der „Uhu" auf dem Lachsfang

Arm aus dem Ärmel heraus und steckt ihn auf die Brust hinein, während die rechte Hand in den linken leeren Ärmel hineinschlüpft. Die Erfahrung hat den Eskimo gelehrt, daß er auf diese Weise seine Hände am besten warm erhält und sich am raschesten zum Angriff bereit machen kann. Die Handschuhe hält er zwischen den Knieen fest, dann drückt er die Kniee ein wenig ein, neigt den Körper vor und beugt den Kopf gespannt über das Loch.

Es ist, als ob ihm heute alles nach Wunsch gehen soll. Die Bewegung der Illa kündet an, daß der Seehund sich nähert. Durch die schwankende Bewegung des losen Eises, auf dem die Illa liegt, hebt und senkt sie sich. Der Eskimo

richtet sich auf, und in einem Nu sind beide Hände an ihrem Platz. Die Rechte ergreift den Spieß, in der Linken hält er die Leine, und alle Muskeln aufs höchste gespannt, steht er zum Stoß bereit da. In dem Augenblick, wo der Seehund die Schnauze durch das Atemloch herausstreckt und das lose Eis auf die Seite schiebt, gleitet die Illa weg, sie sinkt hinunter und die Verbindungsschnur wird angezogen. Dies ist das Zeichen! Der Eskimo nimmt alle seine Kraft zusammen und stößt zu. Mit unumstößlicher Sicherheit gleitet die Lanze durch das kleine Loch hinein und trifft die Öffnung im Eise. Er hat getroffen! Mit Blitzesschnelle ergreift er die Lanze und steckt sie in den Schnee neben sich, während er die Leine hinunterläßt, die er in einer Schlinge an der andern Hand hält. Der Seehund läuft mit der Leine davon, so lang diese ist. Aber wenn der Seehund eine Weile unter dem Wasser gewesen ist und ihm die Luft zum Atmen fehlt, verlassen ihn sehr bald die Kräfte, und wenn der Eskimo das fühlt, legt er die Schlinge auf den Boden und tritt darauf, um beide Hände frei zu haben. Das Loch wird nun aufgehackt, bis es so groß ist, daß man den Seehund herausziehen kann, und dann wird die Leine eingeholt. Wenn der Seehund von dieser Behandlung noch nicht tot ist, wird ihm die eiserne Stange der Lanze durch das Auge ins Gehirn hineingestoßen, und dann ist es aus mit allem Widerstand.

Die Aufregung der Jagd und die hurtigen Bewegungen haben die entblößten Hände des Eskimos bis jetzt warm gehalten. Nun aber zieht er die Handschuhe an. Mit der umgebognen Spitze der Lanze macht er ein Loch durch die Oberlippe und Wange des Seehunds, zieht einen Riemen hindurch und daran den Seehund heraus. Die Harpune wird herausgezogen, und der Fang ist zu Ende. Indessen sind seine nächsten Kameraden herbeigekommen, und sie helfen, den Seehund herauszuziehen, wenn der glückliche Fänger nicht allein fertig werden kann. Mit seinem Messer macht der Fänger nun einen kleinen Schnitt in den Bauch des Seehunds und zieht die Leber und die Nieren heraus. An diesen Delikatessen nebst einem kleinen

19*

Stück Speck erlustieren sich die Anwesenden. An einem Tag wie diesem, wo die Temperatur sehr niedrig ist, wird das Blut am Herauslaufen verhindert, wenn man nur eine Mischung von Eis und Schnee in die Wunde legt, die augenblicklich gefriert und einen guten Verband bildet. Im Frühling, wenn die Temperatur höher ist, wird die Wunde mit zwei Stäben aus Renntierhorn (Tapota) zusammengeheftet. Nach beendigter Mahlzeit werden die vorhandnen Hunde an Riemen vorgespannt, und nun geht es mit der Beute heimwärts.

Auf dem Heimweg taucht oben auf einer Eispackung ein Eisbär auf. Der Wind ist entgegen, deshalb haben die Hunde keine Witterung, ehe sie den Kerl sehen. Da aber sind sie nicht mehr zu halten; alle fünf jagen in rasender Eile auf den Bären los, und es entsteht eine ordentliche Schlägerei. Meister Petz ist bald auf zwei Beinen, bald auf vieren; er schlägt und haut um sich und schnappt zu. Aber die Hunde sind ihm zu hurtig, er trifft sie nur selten. Sie tun indes ihre Pflicht und halten das Tier auf, bis die fünf Eskimos mit gefällten Seehundspießen herbeigekommen sind. Jetzt nimmt der Kampf einen ernsteren Charakter an. Es gehört Mannesmut dazu, dem Tier nah auf den Leib zu rücken, und wenn man alle die Narben und Schrammen sieht, mit denen die Eskimos gezeichnet sind, versteht man wohl, daß die Bärenjagd nicht immer ohne Wunden abläuft. Umiktuallu gibt endlich dem Bären den Todesstoß, und da liegt er nun! Das Fleisch wird unter den Jägern verteilt, aber Umiktuallu behält die Bärenhaut.

Bei der Heimkehr wird die Beute den Frauen übergeben. Der Seehund ist nicht sehr groß, er kann in die Hütte hineingezogen und da abgezogen werden. Nujakke ist eine tüchtige Frau, und bald ist der Seehund abgezogen und zerlegt. Speck und Fleisch werden gleichmäßig unter alle verteilt. Nichts wird weggeworfen. Die Haut und die Gedärme fallen dem zu, der das Tier erlegt hat. Die Gedärme sind die größten Leckerbissen für diese Leute; sie werden geleert und in den Kochtopf gelegt, um sie zu wärmen. Von einem eigentlichen Kochen ist keine Rede. Dies ist eine be-

hagliche Stunde im Hause — obgleich das Haus selbst eigentlich nur für eine Schneewehe gerechnet werden kann. Kachkochnelli liegt auf der Britsche, streckt sich behaglich aus und plaudert und singt dabei. Die Ruhe schmeckt ihm recht gut nach der anstrengenden Jagd in Sturm und Kälte draußen. Nujakke ist am Kochtopf beschäftigt, und Kallo und klein Nulieiu schmiegen sich mit flehenden Blicken an sie an. Speck ist genug da, es wird also nicht am Feuer gespart. Der Lichtschein fällt auch auf ein paar Gesichter drüben an der Tür . . . . aber Nujakke ist eine verständige Hausmutter; sie weiß, wenn alle, die betteln, etwas bekommen sollen, bleibt ihr selbst nichts übrig, und sie tut deshalb, als sehe sie die dort drüben gar nicht. Für Kallo und Nulieiu aber muß sie ein paar Zoll Darm abschneiden . . .!

Die Seehunde, die an den Fangorten der Netschjilli vorkommen, sind ausschließlich „Snadd" oder kleine Seehunde. Sie sind sehr fett und haben ein delikates Fleisch. Wenn nie Klappmützen hierher kommen, so hat das seinen Grund in dem zu seichten Wasserstand dieser Gegend. Die Strecke quer hinüber von der Insel Matty nach Boothia Felix und die Etasunde sind selbst für einen großen Seehund zu seicht; es gibt auf beiden Seiten Klappmützen genug. In Ogluli fangen die Eskimos eine ganze Menge davon. Merkwürdig genug, werden diese großen riesenstarken Tiere auf dieselbe Weise und mit denselben Geräten gefangen wie die Snadden. Es kommt einem unfaßlich vor, daß ein Mann eine solche Robbe an einem Riemen festhalten kann. Aber manchmal läuft es auch schlimm ab. Tolimao, ein starker und großer Mann von hundertsiebenundsiebzig Zentimetern, der erste unter diesen Fängern, spürte im letzten Winter eine ungewöhnlich starke Klappmütze auf. Es war ein schweres Stück Arbeit; aber Talimao ließ die Leine nicht los und wollte sie auch nicht loslassen. Er stemmte die Füße vor und hielt sie mit beiden Fäusten fest. Aber die Robbe war stärker als er, sie riß ihn um und zog ihn ins Loch hinein — das Loch der Robbe ist natürlich bedeutend größer als das der Snadden — mit Kopf, Armen und Schultern. Tolimao ließ aber doch nicht los, er blieb so quer über dem Loch liegen, bis seine

Kameraden herbeikamen und ihm heraushalfen. Und Talimao bekam die Robbe!

Wenn der Frühling vor der Tür steht, so gegen Ende März, kommt die Zeit, wo das Weibchen seine Jungen zur Welt bringt. Um nun nicht unter vier Meter dickem Eis von dem Ereignis überrascht zu werden, weitet es zu guter Zeit eines seiner vielen Atemlöcher aus. Zugleich gräbt es sich allmählich in den Schnee über dem Eis hinein und hat nun die schönste Schneehütte mit dem Eis als Fußboden und der mächtigen Schneedecke darüber. Hier gebiert sie das Junge; oft wird sie hier von den Hunden aufgespürt. Wenn das Junge schon groß genug ist, plumpst es mit der Mutter ins Wasser hinein, ist es aber noch neugeboren und zu klein, dann wird es die Beute der Eskimos.

So vergeht die Zeit; der Juni kommt heran, und der Schnee schmilzt auf dem Eise. Da kommt der Seehund heraus und sonnt sich und erfreut sich an dem klaren Himmel und dem hellen Tag nach dem neunmonatlichen Aufenthalt in der dunkeln Tiefe. Um diese Zeit fangen die Eskimos eine Menge Seehunde. Sie entdecken sie als schwarze Punkte weit draußen auf dem Eise und schleichen sich zu ihnen hin, was aber oft ein ungeheuer schweres Kunststück ist. Der Jäger bewaffnet sich mit Lanze, Messer, Löffel und Verbandsachen (Topota). Ein kleines Seehundfell wirft er überdies noch über die Schulter, und dann geht es auf den schwarzen Punkt zu, so weit er sich herangetraut. Dann legt er sich nieder und kriecht nur noch auf dem Bauche weiter. Der Seehund ist über dem Eise ebenso wachsam wie darunter; und wenn kein Packeis da ist, hinter dem sich der Eskimo verstecken kann, hat dieser eine schwere Aufgabe zu lösen. Den Blick unverwandt auf seine Beute gerichtet, schlängelt er sich vorwärts; sobald der Seehund den Kopf hebt, muß er anhalten und sich platt niederlegen, bis das Tier sich wieder beruhigt hat. Wenn er ganz nahe herangekommen ist, legt er das Seehundfell unter den Ellbogen und gleitet, um den Laut zu dämpfen, auf diesem vorwärts. Zeigt der Seehund Zeichen von Unruhe, dann versucht der Eskimo einen von dessen Genossen nachzuahmen: er grunzt und

klopft mit dem Messer aufs Eis, ganz in derselben Weise wie der Seehund mit den Flossen. Auf diese Weise schleicht er sich zu dem Tier hin. Glückt es ihm, es nicht zu erschrecken, ehe er auf Wurfweite herangekommen ist, dann richtet er sich plötzlich auf und schleudert seine Lanze stark und sicher nach dem Seehund. Dies ist natürlich der kritische Augenblick, wo viele Seehunde entkommen, aber viele werden doch auch die Beute des Jägers. Unsre norwegischen Seehundfänger wissen von der Beschwerlichkeit dieser Seehundjagd auf dem Eise zu erzählen! Oft dauert eine solche Jagd mehrere Tage; der Jäger nimmt deshalb Eßvorrat mit, und er ißt und schläft auf dem Eise. Welche unermüdlichen Menschen das sind!

Dann ist es Juli geworden; der Himmel ist blau, die Sonne sendet warme Strahlen herab, die Vögel fliegen umher, und eine Fülle von Blumen blüht an allen Hügeln. In Netschjilli wird Zelt neben Zelt errichtet, und die Kajake warten darauf, bezogen zu werden.

* * *

Ich konnte nie so recht ins reine darüber kommen, wie die verschiednen Stämme die Jagdgebiete unter sich verteilt hatten. Aber ich glaube, es ist annähernd richtig, wenn ich mitteile, daß die Itchjuochtorvikeskimos ihr Seehundfanggebiet von der Insel Matty nordwärts hatten, die Netschjilli von dieser Insel südlich bis Point Ogle auf dem Festland; die Ogluli von Ogle westwärts durch die Simpsonstraße und nach Ogluli hinein. Die Killnermiuneskimos hatten auf diese Weise ein sehr großes Feld bekommen: von dem Kobberminefluß bis in die Mitte von Ogluli. Vielleicht ist dieser Stamm zahlreicher als die andern, oder es sind diese Gegenden ärmer an Seehunden, was mir aber doch nicht wahrscheinlich ist. Im Lauf des Winters treffen sehr häufig zwei Stämme auf der Jagd zusammen; aber weit entfernt davon, daß durch solche Zusammenstöße Schlägereien und Blutvergießen entstünde, geben sie im Gegenteil das Signal zu einer Reihe von Festlichkeiten. Deshalb sind auch die Grenzen zwischen den einzelnen Jagdgebieten nicht scharf gezogen.

Die Zeitrechnung halten die Eskimos mit der größten Genauigkeit ein, das heißt, im Rahmen eines Jahres. Wenn der Eskimo nach Jahren rechnen soll – oder wie er sagt, nach Sommern und Wintern –, täuscht er sich böse und kommt zu den merkwürdigsten Resultaten. Der alte Kachkochnelli sollte uns einmal sagen, wie alt seine Tochter Alerpa oder Kodleo sei. Er mühte sich lange ab; auf die gewöhnliche Weise der Eskimos zählte er an den Fingern ab und zog bald am Zeigefinger, bald an der Daumenspitze mit äußerst tiefsinniger Miene. Endlich war er fertig mit seiner Rechenaufgabe; Alerpa – eine erwachsne, vollentwickelte Frau – war sieben Jahre alt! Aber die verschiednen Monate im Jahr wissen sie ganz genau auswendig. Wenn wir mit ihnen verabredeten, daß wir uns in so und so viel Monaten wieder treffen wollten, waren sie immer zur Stelle.

Nach Angabe des Uhus teilen die Eskimos das Jahr in dreizehn Monate mit folgenden Namen ein:

1. Kapidra, Januar, bedeutet: Es ist kalt — der Eskimo friert.
2. Hikkernaun, Februar: Die Sonne kehrt zurück.
3. Ikiakparni, März: Die Sonne steigt.
4. Avonivi, April: Der Seehund wirft.
5. Netschialervi, Mai: Die Seehundjungen gehen ins Wasser.
6. Kavaruvi, Juni: Die Seehundjungen wechseln die Haare.
7. Noerui, Juli (1): Das Renntier wirft.
8. Itchjavi 1, Juli (2): Die Vögel brüten.
9. Itchjavi 2, August: Die Jungen sind ausgebrütet.
10. Amerairui 1, September: Das Renntier zieht südwärts.
11. Amerairui 2, Oktober: Das Renntier zieht südwärts.
12. Akaaiarvi, November: Die Eskimos legen Depots an.
13. Hikkernillun, Dezember: Die Sonne verschwindet.



Besuch von Netschjillieskimos an Bord

Der Unterschied zwischen dieser Monateinteilung und der unsrigen ist nicht groß. Die Jahreszeiten werden nach der Beschaffenheit des Eises und des Schnees berechnet:

Opingan, Frühling (Juni und Juli): Wenn der Schnee auf dem Eise verschwindet und dieses aufgeht.

Avra, Sommer: Wenn kein Eis da ist — August und September.

Okeo, Winter: — die übrigen acht Monate.

Die Eskimos haben also nur drei Jahreszeiten. Den Herbst haben sie ausgeschlossen.

Ein ganzer Tag wird eingeteilt in:

Obla — Morgen,
Onon — Abend,
Onoa — Nacht.

Als einen Beweis, wie gut diese Leute ihre Zeit innerhalb des Rahmens eines Jahres einhalten, kann ich anführen, daß Talurnakto am fünfundzwanzigsten März 1905 zu uns sagte, jetzt sei es ein Jahr her, seit wir uns zum erstenmal gesehen hätten. Unser erstes Zusammentreffen mit den Netschjilli hatte am achtzehnten März 1904 stattgefunden. Das ist nicht schlecht gerechnet, notabene — ohne Kalender.

Auf die religiösen Vorstellungen der Eskimos will ich mich nicht einlassen. Die Mitteilungen, die ich auf diesem Gebiet erhielt, waren sehr lückenhaft und unzusammenhängend, und in der Hauptsache der Phantasie des einzelnen überlassen. Wenn diese Leute überhaupt einen Glauben an ein höheres Wesen haben, dann verstehen sie jedenfalls sehr gut, das zu verbergen. Ein Leben nach dem Tode denken sie sich allerdings. Die guten Menschen kommen auf den Mond, die bösen in die Erde hinab. Die Sterne sind für die bestimmt, die nicht ganz gut und nicht ganz böse sind. Naturerscheinungen, wie Nordlicht, Sternschnuppen, Donner, Blitz, Regenbogen und so weiter, betrachteten sie mit vollkommner Gleichgültigkeit.

Das Leben war ihnen unverkennbar eine Freude. Aber andrerseits flößte ihnen der Tod nicht die geringste Furcht ein. Waren sie krank oder ging es ihnen schlecht, dann

nahmen sie mit aller Seelenruhe Abschied vom Leben und erstickten sich. Während unsres Verkehrs mit ihnen kamen zwei solche Fälle vor.

Auf unsrer Reise mit der Gjöa kamen wir im ganzen mit zehn verschiednen Eskimostämmen zusammen und hatten da gute Gelegenheit, zu beobachten, welchen Einfluß die Zivilisation auf sie ausübte, indem wir Vergleiche anstellten zwischen den Eskimos, die mit ihr in Berührung gekommen, und solchen, die vollständig unberührt von ihr geblieben waren. Und ich möchte es als meine feste Überzeugung aussprechen, daß die Eskimos, die vollständig abgesondert von jeder Zivilisation leben, unbedingt die glücklicheren, die gesünderen, die rechtschaffeneren und die zufriedeneren sind. Es müßte auch den zivilisierten Völkern unabweisbare Pflicht sein, die Eskimos, wenn sie in Berührung mit ihnen kommen, zu beschützen und sie durch Gesetze und strenge Vorschriften vor den schlechten und gefährlichen Seiten der sogenannten Zivilisation zu bewahren. Ohne das gehen sie unweigerlich zugrunde, was ich später noch näher nachweisen werde. Dem königlich dänischen Grönland-Handel gebührt alle Ehre für die Art und Weise, wie er seine grönländische Kolonie behandelt. Man sollte hoffen, daß sich die andern Nationen ein Beispiel an den Dänen nähmen und sich ihrer Verantwortung für diese prächtigen, mutigen Naturkinder dort droben unter dem Pol bewußt wären.

Meine besten Wünsche für meine Freunde, die Netschjilli-eskimos, fasse ich zusammen in dem einen, daß ihnen die Zivilisation niemals nahen möge!

Achtes Kapitel

Abschied vom Gjöahafen

Mit dem lebhaftesten Interesse sahen wir, wie bei den zunehmenden Frühlingstagen die einförmige Schneedecke, die uns von allen Seiten umgab, allmählich von immer neuen Tierspuren in den verschiedensten Mustern gestreift und wie karriert wurde. Einige Fuchsspuren hatten wir ja den ganzen Winter hindurch wahrgenommen, dann waren eines Morgens die ersten Schneehühner dagewesen, und sie hatten mit ihren trippelnden, befiederten Füßen einen wunderlichen, bizarren Freudentanz aufgeführt. Dann war eines Tages ein neuer Einschlag in das Gewebe geflochten, und zwar von den ersten Wühlmäusen. Diese Spuren liefen lange gerade aus, dann plötzlich im Zickzack – wie in Angst – und dann kunterbunt durcheinander mit Fuchsspuren vermischt und mit kleinen roten Flecken auf dem weißen Schnee. Wir verfolgten diese wechselnde Oberfläche des Schnees wie eine Zeichnung, die uns das Nahen des Frühlings verkündete.

An Bord wurden indessen Eis und Schnee entfernt und alle Luken und Ventile geöffnet. Jetzt konnten Luft und Licht erfrischend in die warmen Winterräume der Gjöa hereinströmen.

Mit unsern Eskimofreunden waren wir nun soweit gekommen, daß wir alles, was wir mit ihnen besprechen und verhandeln wollten, ohne große Mühe ausdrücken konnten. Doch ist dies nicht so aufzufassen, als ob wir die Eskimosprache gelernt hätten. O nein, wir waren nach diesem

zweijährigen Zusammensein eher weiter davon entfernt als im Anfang; da wir — Ristvedt und ich auf unsrer Schlittenreise im Jahr 1904, und jetzt im Jahr 1905 der Leutnant und Ristvedt — dem Viktoria-Land entlang mit fremden Eskimos zusammentrafen, verstanden diese von dem, was wir zu ihnen sagten, keine Silbe; aber mit unsern alten Freunden hatten wir uns, wie schon früher gesagt, eine



Lindström nimmt bei den Netschjillieskimos Unterricht im Schneehüttenbau

Kimaller Angudju
Lindström Errera

eigne Sprache zurechtgemacht, und mit dieser konnten wir uns gegenseitig recht gut behelfen. Ich sage „wir", meine aber damit nur sechs von uns, denn der siebente beharrte hartnäckig auf seiner Verachtung der fremden Sprache und blieb bei seinem Nordländisch-Norwegischen, aber die Eskimos verstanden ihn deshalb doch ebenso gut. Sie hatten bisweilen mehr Grütze im Kopf als mancher „Kabluna".

Talurnakto war jetzt ganz einer der unser geworden. Um ihn zu jeder Zeit, auch bei Nacht, in erreichbarer

Nähe zu haben, ließen wir ihn vor Leutnant Hansens Koje auf dem Boden schlafen. Er schnarchte nämlich kolossal und weckte oft die ganze Gjöa damit auf. Dann nahm ihn der Leutnant in Behandlung; zuerst warf er ihm einen Stiefel an den Kopf, worauf Talurnakto zusammenfuhr und leise grunzte. Doch bald begann das Schnarchen aufs neue, und er bekam eine neue kleine Erinnerung. Beim dritten oder vierten Mal hörte dann das Schnarchen wirklich auf. Als der Leutnant das Schiff verließ, avancierte Talurnakto in dessen Koje, und er war höchlich befriedigt darüber. Ein besseres Bild menschlichen Wohlbehagens als Talurnakto könnte man nicht malen, als wenn er, das runde Gesicht gerade noch zur Decke herausschauend und die brennende, mit einem greulich starken Rauchtabak gestopfte Abendpfeife im Mund, so recht mollig in seinem guten Bett lag. Aber die Ventilation auf dem Schiff war gut, deshalb genierte uns das nicht. Wenn er dann die Pfeife weglegte und sich zum Schlafen zusammenschnuckelte, dann dauerte es nicht lange, bis er so laut schnarchte, daß man hätte meinen können, der Kopf müsse ihm zerspringen. Ich hatte mich im voraus mit Wurfgeschossen versehen, und nun ging der Kampf los -- Bücher, Stiefel und ähnliche Gegenstände flogen quer durch die Kajüte. Es endete meist damit, daß Talurnakto zum letztenmal den Kopf zu den Vorhängen herausstreckte, „Gute Nacht“ sagte und dann ganz lautlos schlief. Talurnakto konnte mehr norwegische Worte als unser vorhin genannter Reisegefährte von der Eskimosprache.

Beim Durchgehen der magnetischen Beobachtungen, die wir in der Umgebung der Station gemacht hatten, stiegen mir Zweifel darüber auf, ob nicht am Ende unsre Observatorien zu nahe bei dem Schiff liegen könnten, so daß die große Menge Eisen vielleicht einen störenden Einfluß ausgeübt hätte. Wiik und ich nahmen deshalb eine große Anzahl Beobachtungen auf, die uns jedoch jeden Zweifel benahmen. Der Abstand zwischen dem Schiff und der nächstliegenden Station war ungefähr fünfhundert Meter, und das erwies sich als ganz genügend.

Übrigens standen uns in diesem Frühling viele und

große Arbeiten bevor. Wir mußten uns zum Aufbruch vom Gjöahafen vorbereiten, und da die Holzkisten wieder als Umhüllungen für die Blechkisten verwendet werden sollten, mußten unsre Häuser eingerissen werden. Ferner mußten alle Instrumente eingepackt, der Proviant verstaut und das Schiff selbst segelfertig gemacht werden. Mit dieser letzten Arbeit mußten wir aber doch warten, bis das Frühlingswetter wirklich beständig war, und das konnte man vor dem Juni nicht erwarten.

Mittlerweile strömten immer neue Scharen von Eskimos herbei, und darunter nicht wenige neue und fremde, die alle durch das Gerücht von den großen Schätzen, die sich in Ochjoktu finden sollten, herbeigezogen wurden, und viele von diesen kamen mehrere hundert Meilen weit her. Großes Gepäck hatten sie allerdings nicht bei sich – auf diesen Wegen kann man ja keine Schiffslasten mitnehmen, ja, für die wenigen Seehundfelle, die sie uns anboten, bekamen sie dann einige Stücke Eisen oder Holz, mit denen sie vergnügt wieder abzogen.

Umiktuallu war ein geriebner Geschäftsmann. Er hatte sich gemerkt, daß ich gern gut genähte Kleider haben wollte. Er kaufte nun solche bei seinen Kameraden und verkaufte sie mir dann wieder mit einem bedeutenden Aufschlag. Im Laufe des Winters hatte er sich eine Menge Kugeln und Pulver für seinen Vorderlader eingetauscht. Indessen hatte ihm sein Bruder, der Uhu, seine Remingtonflinte, die ich ihm geschenkt hatte, geliehen, und nun mußte er sehen, daß er seine Vorderladermunition mit Remingtonpatronen vertauschte. Er kam also zu mir und fragte, ob ich auf den Tausch eingehen wolle. Er war ein außerordentlich guter Jäger, und als er mir versprach, uns die Keulen der Renntiere zu bringen, die er erlegen würde, willigte ich ein. Einige Tage nachher erschien er auch an Bord, um den Handel abzuschließen. Mit der unschuldigsten Miene von der Welt übergab er mir alle seine Kugeln; aber das Pulver behielt er. Ich tat, als sei alles in Ordnung und holte meine Remingtonpatronen, während Umiktuallu mit dem ganzen Gesicht grinste, weil ihm seine List offenbar

gut gelungen war. Ich zählte ihm die Patronen vor — vierhundert Stück — und begann ganz ruhig das Pulver herauszunehmen. Da hielt er meinen Arm an und sagte, ohne Pulver und ohne Zündkapsel könne er doch die Kugeln nicht gebrauchen.

„O nein," erwiderte ich, „aber es ist bei mir mit deinen Kugeln ganz dasselbe."

Hierauf rückte er mit dem Pulver heraus. Der Tausch ging vor sich, und Umiktuallu lachte selbst über seinen mißglückten Streich.

Eines Tages überraschte mich der erfinderische Lund mit einem ganz neuen Gewehr. Das war sein Meisterwerk als Erfinder, und es war auch wirklich gar nicht übel. Ristvedt hatte ihm allerdings ein wenig beistehen müssen, aber das gereicht ihm ja nicht zur Herabsetzung. Das Gewehr war eine wirkliche Rarität, das seinen Platz in jedem Museum verdient hätte. Der Lauf war ein Stück von einem eisernen Rohr, das zu den Petroleumsbehältern im Maschinenraum gehörte. In dem alten Depot auf der Insel Beechey hatte Lund ein altes Gewehrschloß gefunden und mitgenommen. Das Merkwürdige an diesem Büchsenschloß aber war, daß der Namen des Büchsenmachers Andresen in Tromsö darauf stand. Wie es auf die Insel Beechey gekommen ist, kann niemand wissen. Möglicherweise hatte es einem der schottischen Walfischfänger gehört, die ab und zu Beechey aufsuchen. Jetzt hatte Lund es verwendet. Der Gewehrkolben war aus Birkenholz, von dem wir einige Stücke an Bord hatten. Daß die Schußwaffe eigentlich schön gewesen wäre, will ich nicht behaupten. Es war ein Vorderlader, und wir waren alle sehr gespannt, wie der Probeschuß ablaufen würde. Das Gewehr wurde weit draußen aufs Eis gelegt und von dem Drücker eine Zündschnur aufs Schiff geleitet, damit man es von da aus abschießen konnte. Der Versuch fiel ausgezeichnet aus, und mit Stolz konnte Lund seinen Freund Utchjunein ein Gewehr aus seiner eignen Fabrik verehren! Utchjunein erlegte auch mehrere Renntiere mit der Waffe, sagte aber, er müsse sehr nahe an die Tiere herankommen, um sie töten

zu können, auch „zische“ das Gewehr ab und zu ein wenig.

Eines Tages erschien der Uhu an Bord, froh und vergnügt wie immer. Er hatte viel vom Seehundfang zu erzählen. Die Eskimos fingen jetzt bis zu sechzehn Seehunde am Tage; sie verbrachten jeden Abend unter Tanz und Spiel und aßen Seehundfleisch, so viel sie überhaupt in sich hineinstopfen konnten. Ich lud den Uhu in meine Kajüte ein, und da saßen wir – er, Talurnakto und ich – und plauderten wie gute alte Freunde miteinander. Plötzlich teilte mir Talurnakto mit, der Uhu habe das Schlüsselbein gebrochen – bei einem Fall auf einen Eisklotz. Mit Wiiks Hilfe legte ich einen Verband an und sagte dem Uhu, er müsse sich jetzt vierzehn Tage lang ruhig verhalten. Um ihn kontrollieren zu können, lud ich ihn ein, während dieser Zeit bei uns an Bord zu wohnen, was er mit Freuden annahm. Talurnakto freute sich nicht minder auf die Gesellschaft seines guten Freundes, und die beiden verbrachten manche liebe Stunde über dem Belagerungspiel.

Ostern rückte jetzt immer näher herbei, und der Koch machte große Vorbereitungen. Am Gründonnerstag kam mein alter Freund Atikleura mit Frau und Kind an. Wir hatten einander nun seit einem Jahre nicht mehr gesehen. Das Gewehr, das ich ihm geschenkt hatte, brachte er mit, und es war sauber geputzt und glänzend blank, wie neupoliert, dazu auch überaus hübsch aufbewahrt in einem Futteral aus Renntierfell, das seine Frau genäht hatte. Im vorigen Jahre hatte er sich zur Zeit des Eisgangs mit seinem alten Vater Kagoptinner und seiner Familie nach Netschjilli begeben, den Sommer und den ersten Teil des Winters dort zuzubringen.

Ich hatte im vorigen Jahre Lachs bei ihm bestellt, und nun kam er mit siebzig schweren fetten Lachsen an, die er im Herbst in Netchjilli gefangen hatte. Desgleichen verehrte er mir zwei große Behälter mit Seehundspeck, vier Renntierhäute und ein Bärenfell. Als Gegengabe erhielt er eine Säge, eine Axt, ein Messer und hundert Patronen; darüber strahlte er geradezu. Nalungia bekam Nähnadeln, einen Schneider-

fingerhut, Perlen und Zündhölzer. Jawohl, Perlen! Ich hatte einen großen Vorrat an Perlen von daheim mitgenommen, und Leutnant Hansen hatte in der Hoffnung, große Geschäfte damit zu machen, dasselbe getan. Unsre Enttäuschung war daher sehr groß, als wir sahen, daß die Eskimos hier nicht die Spur von Wert darauf legten. Da kam uns indes Leutnant Hansens Handelstalent zu Hilfe. Es war das erste, und soviel ich mich erinnere, auch das letzte Mal, daß ich dieses Talent bei ihm entdeckte. Er verarbeitete die Perlen zu Ringen, Broschen, Halsbändern und andern Schmuckstücken. Dann ließen wir eines Tages eine große Einladung ergehen, wo die Eskimos in der Kajüte mit Sirup und Hundetalg bewirtet wurden. Als die Stimmung ihren Höhepunkt erreicht hatte, teilte Leutnant Hansen einen Teil seiner Schmuckstücke als Geschenke aus, und zugleich zeigte er den Gästen einige Photographien von grönländischen Eskimos, die reich mit diesem Perlenstaat behängt waren. Von diesem Augenblick an stiegen die Perlen im Wert, und als wir Ogchjoktu verließen, waren sie ein äußerst gesuchter Artikel.

Als ich eines Tages im Eskimolager einen Besuch machen wollte, traf ich einen jungen Ogluli mit Namen Ugpi, der an dem Einbruch im Proviantzelt beteiligt gewesen war. Da den Spitzbuben, wie oben gesagt, die Rückkehr nach Ogchioktu aufs strengste untersagt war, hatte er sich seither in den Hütten versteckt gehalten. Nun wollte es das Unglück, daß er mir gerade in die Hände lief. Ich faßte ihn beim Arm und sagte barsch:

„Was willst du hier, du Dieb! Weißt du nicht, daß ich dir das Herkommen verboten habe?"

Der Bursche wich keinen Schritt zurück und verzog auch keine Miene – er sah mich nur mit einem schlauen Lächeln an. Aber mehrere ältere Eskimos kamen herzu und versicherten mir, der Bursche müsse sogleich das Lager verlassen. Hierauf ging ich in Atikleuras Zelt. Kurz nachher kam dieser selbst mit dem Burschen herein, der sich als sein Schwager, der Bruder von Nalungia, entpuppte. Sie war sehr unglücklich, als sie hörte, er müsse fort, und es rührte mich tief, als ich sah, wie vorsorglich sie ihm eine Tasche

mit Lachs und allerlei andern guten Sachen füllte. Ich erkannte, wie festgegründet unsre Autorität hier war, und in Anbetracht dessen, daß wir ohnedies nicht mehr lange hier bleiben würden, sagte ich zu Atikleura, der junge Missetäter dürfe dableiben, wenn er — Atikleura — mir für seine Ehrlichkeit bürgen wolle. Das tat Atikleura, und alle Teile waren befriedigt. Meine Empörung über jenen Diebstahl war ja ohnehin nicht so sehr groß gewesen. Er war in der Not begangen worden und wäre unter gewöhnlichen Umständen nicht vorgekommen. Den erwachsenen Mitschuldigen gegenüber ließ ich aber doch das Verbot bestehen, und als der alte Terraiu mit seiner Familie auftauchte, um sich wieder bei seinen Freunden niederzulassen, wurde ihm sofort mitgeteilt, daß das Verbot nicht aufgehoben sei. Er mußte also den Ort sogleich wieder verlassen. Ich führe diese Dinge an, um zu zeigen, welchen Respekt wir den Leuten eingeflößt hatten. Und ohne mich zu rühmen, darf ich behaupten, daß das Ziel ohne jegliche Brutalität und Roheit erreicht worden war, ausschließlich dadurch, daß wir jederzeit Recht und Gerechtigkeit hatten walten lassen.

Die arme kleine Kabloka—das vortreffliche Frauchen des Uhu—, die sich immer zu jedem Dienst, um den man sie bat, sofort bereit erklärte, war endlich nach dreijähriger Ehe in andre Umstände gekommen. In diesem Zustande war sie zwanzig Meilen am Tag mit ihrem Manne gewandert. Wahrscheinlich aus Freude über ihren Zustand hatte sie den am weitesten vorstehenden Teil ihrer kleinen Person mit einer Menge Perlen behängt, was im höchsten Grade komisch aussah.

Erst jetzt waren wir auf so guten Fuß mit den Eskimos gekommen, daß sie Vertrauen zu uns hatten und uns in ihre Angelegenheiten einweihten. Schon zu wiederholten Malen hatte ich sie gefragt, ob sie nicht etwas von der Franklin-Expedition wüßten, hatte aber immer nur ausweichende Antworten erhalten. Jetzt endlich brachte ich den Oglulieskimo Utchjunein dazu, mir zu sagen, was er davon wußte. Dieser Utchjunein war ein besonders guter, verständiger Mensch, und seine Angaben stimmten mit denen,

20*

die Schwatka vor fünfundzwanzig Jahren erhalten hatte, genau überein. Das eine Schiff war bis nach Ogluli hingetrieben und an einem Wintertag von Eskimos, im Südwesten von Kap Crozier, der Südwestspitze von King Williams-Land, aufgefunden worden. Sie hatten dann alle Eisen- und Holzteile, die sie losmachen konnten, mitgenommen, und im Frühjahr, als das Eis aufging, war das Schiff gesunken. Die Eskimos hätten damals etwas aus einigen Büchsen, die den unsrer glichen, gegessen, aber sie seien krank davon geworden, einige seien sogar daran gestorben. Von dem andern Schiffe wußten sie nichts. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es auf der Nordspitze von „The Royal geographical Society-Island" im Eis erdrückt worden. Nach diesen Angaben konnten wir als sicher annehmen, daß der einzige unbeschiffte Teil der Nordwestpassage an dem Punkt, wo dieses Schiff gesunken war, begann und bis Cambridge Bay auf Victoria-Land reichte, wo Collinson im Jahre 1852 überwinterte.

Eines Tages kam Talurnakto strahlend und stolz an Bord und erzählte, er habe Atikleura ein blaues Auge beigebracht. Die Sache verwunderte und interessierte mich, und ich versuchte, den Zusammenhang herauszubringen. Ja, es war ganz richtig! Eine Anzahl Männer hatte vor Atikleuras Hütte gestanden und geprahlt. Da hatte Talurnakto eine Bemerkung gemacht, die Atikleura nicht gefiel, und er verabreichte dem kleinen Dicksack eine Ohrfeige. Unter gewöhnlichen Umständen hätte Talurnakto diese Zurechtweisung still hingenommen. Aber jetzt war er ja halb Kabluna, wohnte an Bord und war überhaupt ein Mann von Ehre und Würde. Deshalb holte er aus aller Kraft aus und schlug Atikleura aufs Auge. Weiter ging die Sache nicht – Schlag um Schlag, und damit basta! Die Eskimos nahmen solche Vorfälle mit der größten Ruhe auf.

Es war jetzt Ende April, und die Sonne hatte auf dem Lande an einzelnen Stellen schon den Schnee weggeschmolzen. Wie im vorigen Jahre war der Anblick des nackten Erdbodens ein unbeschreiblicher Genuß für unsre Augen und unsre Gemüter. Am ersten Mai hatte das Eis eine Dicke von hundertachtundachtzig Zentimetern gegen dreihundert-

achtzig im vorigen Jahre. Vom ersten April bis zum ersten Mai hatte es in diesem Jahre um zwei Zentimenter abgenommen, während es zu derselben Zeit im vorigen Jahre noch bedeutend zunahm.

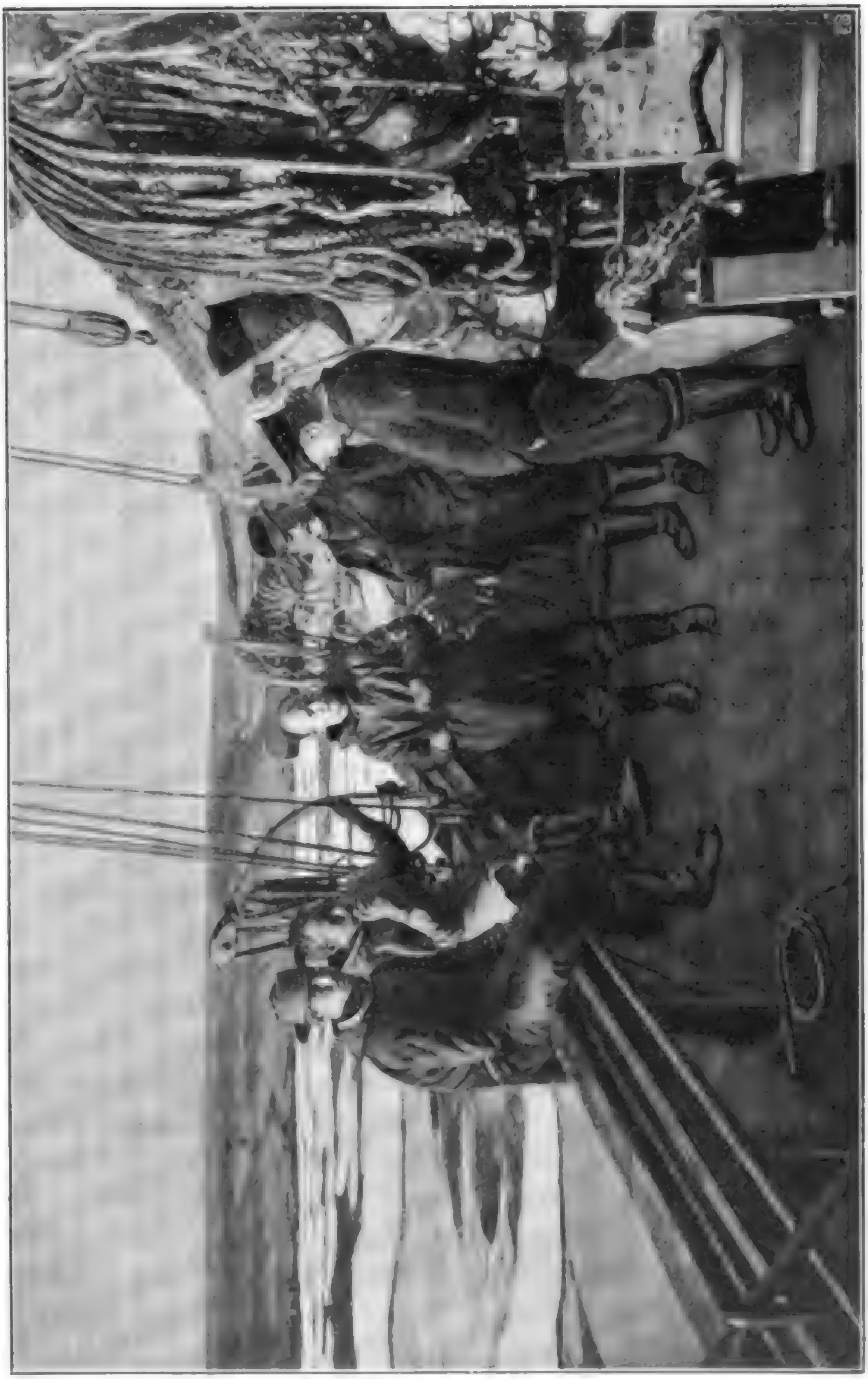
In diesem Jahre gab es nur wenig Schneehühner. Wir bekamen höchstens einmal in der Woche welche zum Essen. Füchse dagegen gab es in Mengen. Ristvedt fing sie in Fallen, und er hätte noch viel mehr bekommen können, wenn er Zeit und Gelegenheit gehabt hätte, regelmäßig nach seinen Fallen zu sehen. Aber das hatte er nicht, und so fand er sehr häufig nur noch die Überbleibsel von gefangnen Tieren, die von ihren Stammesgenossen aufgefressen worden waren. Übrigens hatte der Fuchs jetzt im Frühling eine sehr komische Sitte; er ging aufs Eis hinaus und suchte sich Seehundlöcher. Dann wühlte er, so gut es ging, im Wasser herum; aber viel mehr als den Geruch des Seehundes wurde ihm nicht zuteil.

Bei unsrer Abreise von Hause hatten wir keine Schrotflinten mitgenommen, weil man uns versichert hatte, wir könnten solche mit größter Leichtigkeit in Godhavn bekommen. Nur Ristvedt hatte seine Schrotflinte bei sich. Aber als wir nach Godhavn kamen, war selbst um teures Geld keine Schrotflinte aufzutreiben. Der Vorstand und der Assistent waren indes so freundlich, uns die ihrigen abzutreten. Ich bekam eine einläufige, Leutnant Hansen eine doppelläufige; doch wurde uns zugleich gesagt, es seien keine besonders feinen Waffen. Aber etwas war immerhin besser als gar nichts, und die Flinten taten uns trotzdem gute Dienste. Der Leutnant allerdings mußte sich des öftern schwer über die seinige ärgern; er schoß wiederholt die Läufe weg, und schließlich sah sie aus, wie ein „Schrotrevolver" und bekam den Namen „Gartenspritze". Im Herbst 1904 wurde die Flinte ganz außer Dienst gestellt. Dann fand Hansen sie eines Tages; er putzte sie und schenkte sie dem entzückten Talurnakto, der überzeugt war, daß sie vortrefflich sei, wenn er sich nur nahe genug an die Vögel heranschleiche. Aber eines Nachmittags kam er weinend an Bord. Die hellen Tränen liefen ihm herunter, und er erzählte, die Gartenspritze

sei zersprungen. Er hatte beide Läufe zugleich abgedrückt, und das hatte das alte Möbel nicht ausgehalten. Als er sah, daß wir uns das Unglück sehr wenig zu Herzen nahmen und nur den Mann selbst glücklich priesen, der mit heiler Haut davongekommen war, verwandelte sich sein Weinen bald in Lachen.

Ich genoß einen sehr schmeichelhaften Kredit bei den Eskimos. Unsre beste Tauschware, die Messer, waren uns ausgegangen. Doch hatten wir noch vier große prächtige stählerne Eissägen, und diese konnten ja zu einer Menge Messer verarbeitet werden. Da aber der Messerschmied zurzeit auf Reisen war, mußte ich Wechsel auf künftige Messer ausstellen, die vierzehn Tage nach der Rückkehr des Schmieds eingelöst werden würden. Auch auf Munition stellte ich Anweisungen aus, die ebenfalls durch den Schmied, der zugleich auch Munitionsverwalter war, honoriert werden sollten. Im Anfang waren natürlich die Eskimos sehr verwundert, als sie anstatt eines Messers oder fünfzig Patronen einen Fetzen Papier bekamen, aber als sie die Bedeutung verstanden, wurden alle meine Wechsel ohne weitres auf Treu und Glauben angenommen. So hatte ich im Sommer 1904 mehrere dieser Wechsel ausgestellt, die dann erst im Sommer 1905 präsentiert und zur großen Freude der Besitzer sogleich eingelöst wurden.

Im Anfang Mai schienen alle Frauen auf einmal auf die Idee gekommen zu sein, daß ich einen ungewöhnlich hohen Preis auf Seehundblasen gesetzt hätte. Sie selbst verwahrten im Sommer ihren Seehundtalg in diesen Blasen. Nun kamen sie in großer Anzahl mit ganzen Haufen von diesen aufgeblasnen Dingern an Bord. Eine Weile nahm ich sie an und gab ihnen Nähnadeln dafür; aber da es für einen einzelnen Mann wirklich des Guten zu viel wurde, mußte ich ihnen mitteilen, daß die Blasen außer Kurs gesetzt seien. Natürlich hatte einer meiner Kameraden den Leuten diesen Bären von meiner Blasenliebhaberei aufgebunden. Nach dieser „Blaserei“ hing die ganze Kajüte voll von diesen dickaufgetriebnen Ballons; wo man hinsah, an der Decke, an den Wänden — nichts als Seehundblasen.



Szene auf Deck (Sommer 1904)

Am neunten Mai begannen die Frühjahrsarbeiten im Ernst. Dabei war uns Talurnakto eine gute Hilfe, der übrigens gerade in diesen Tagen in einem ganz neuen Kostüm auftrat. Wiik hatte ihm ein paar Seehundfellhosen von Godhavn geschenkt. Sie saßen auf Talurnaktos Beinen wie die Haut auf einer Wurst, und wenn er sie am Morgen anzog, hatte er seine liebe Not damit. Hatte er sich schließlich hineingezwängt, dann machte er versuchsweise ein paar Kniebeugen — ganz kleine natürlich, denn größere verboten sich von selbst — und erklärte mit inniger Befriedigung, sie seien für Kajakhosen wie geschaffen. Darin hatte er recht; in einer solchen „Zwangsjacke" war es keine Kunst, sich ruhig zu verhalten.

Die eine Hälfte des Segeldaches über der Jacht wurde weggenommen und der Baum frei gemacht. Lindströms unterirdisches Dasein hatte nun ein Ende. Die Küche, die die ganze Zeit über drunten im Raum gewesen war, wurde wieder auf Deck gestellt. Es mutete uns ganz heimelig an, als der alte Kasten wieder auf seinem alten Platz stand — obgleich er natürlich durch den Aufenthalt da unten in dem dunkeln Loch nicht schöner geworden war. Im Laufe des Winters hatte sich drunten im Raum eine Menge Feuchtigkeit angesammelt, und wir schafften nun das Ventilationssegel hinunter, um dort aufzutrocknen. Fünfzig Fässer Petroleum, die auf dem Boden des Schiffs lagen, wurden in die festen eisernen Tanke abgelassen. Die leeren Fässer wurden ans Land geschafft, und da standen sie nun, von den Eskimos eifrig bewundert und ebenso eifrig heimlich begehrt. Ich hatte beschlossen, alle unsre leeren Tonnen, Kisten und Konservenbüchsen, alles alte Holz und dergleichen zu sammeln, in zehn Haufen zu verteilen und dann den tüchtigsten und besten unter den Eskimos zu schenken. Vorläufig mußten sie sich jedoch an dem Anblick und dem Geruch genügen lassen.

Das erste, was wir an Bord schafften, waren zehn Tonnen Ballast — große Felsstücke vom Lande. Um nun den Proviant an Bord zu schaffen, mußten wir erst wieder unsre Kisten haben und mußten also das, was wir gebaut hatten,

wieder einreißen. Den „Magnet“ konnten wir am leichtesten entbehren. Das Variationshaus wollte ich so lange wie möglich aufrechterhalten, um die Beobachtungen fortzusetzen. So brachte also Wiik alle seine Sachen an Bord und nahm seinen Platz in der Kajüte wieder ein. Am fünfzehnten Mai begann das Niederreißen des „Magnets“. Die ganze Station mit allen ihren kleinen Gebäuden war uns ordentlich ans Herz gewachsen, und es erregte geradezu Wehmut, sie niederreißen zu müssen. Als der Magnetgipfel wieder so kahl und nackt dalag wie bei unsrer Ankunft, erschien er uns fast mehr denn damals als ein Bild der Einsamkeit und Verlassenheit. Aber hinter diesem traurigen Gefühl stieg ein andres in uns auf, ein stärkeres, helleres: dies war ja der Anfang zu weiterem Vordringen! Jede Kiste, die wir herunternahmen, brachte uns dem Aufbruch näher, und näher auch dem Ziele unsrer Hoffnung und unsrer Sehnsucht. Ich kann nicht leugnen, daß mir das Herz brannte, wenn ich an den Augenblick dachte, wo wir auf der andern Seite der Nordwestpassage das erste Schiff mit unsrer Flagge grüßen würden! Alle Traurigkeit und alle Wehmut verschwand vor diesem Gedanken, und mit ungeduldigem Eifer rissen wir eine Kiste nach der andern herunter.

Samstag, der zwanzigste Mai, war ein großer Tag auf der Gjöa. Bis gegen Abend verlief er ohne etwas Außergewöhnliches. Um zwölf Uhr mittags stand die Sonne im Süden an derselben Stelle wie sonst; um halb vier hatte Lindström sein gewohntes Mittagsschläfchen beendigt; um halb sieben nahmen wir das Abendessen ein und gedachten, wie gewöhnlich, um halb zehn zu Bett zu gehen. Wiik kam vom Magnetgipfel zurück, wo er die meteorologischen Beobachtungen aufgenommen hatte, und meldete, er habe Leute übers Eis daherkommen sehen. Aber das geschah sehr häufig. Da er indes bemerkt haben wollte – trotz der weiten Entfernung –, daß es ein mit besonders vielen Hunden bespannter Schlitten sei, der mit großer Geschwindigkeit näher komme, schickte ich Talurnakto als Kundschafter aus.

Unsre Eskimofreunde pflegten ja nicht mit Eilzügen zu

reisen. Als Talurnakto nicht zurückkehrte, glaubten wir sicher, es sei eine Eskimofamilie gewesen, die sich jetzt zum Übernachten draußen einrichte. Ich legte mich also ruhig nieder; aber ich hatte noch nicht lange gelegen, als ich auf Deck eilige und unbekannte Fußtritte hörte und gleich darauf ein Mann in die Kajüte hereinplatzte:

„Go morning! You give me' moke!"

Es war Atangala. Mit seinem breitesten und triumphierendsten Lächeln stand er vor mir und reichte mir die Hand, bat mich aber zugleich, sie nicht zu stark zu drücken, da er „ein Weh" daran habe. Was kümmerte ich mich viel um sein Lächeln, um seine Hand und „moke", ich sah nur nach, wo er die Postsachen habe.

„Hast du keine Briefe?"

„Briefe? Ei freilich, draußen auf dem Schlitten, einen ganzen Haufen."

Er war höchst überrascht und auch etwas gekränkt darüber, daß diese Briefe so große Eile haben sollten; aber ich warf nur ein paar Kleidungsstücke über, und dann hinaus mit uns beiden! In größter Eile hatten wir uns alle auf die Strümpfe gemacht, und bald umringten wir Atangalas Schlitten. Aus allerlei Kram und Lumpen zog er schließlich eine hübsche, aber zugelötete Blechbüchse heraus.

Das war die Post!

Ich will es nicht einmal versuchen, meine Gefühle zu beschreiben, als ich diese Blechbüchse in der Hand hielt, die Botschaft aus der lebenden, lärmenden Welt brachte. Wir wußten ja wohl, daß sie keine direkten Nachrichten von unsern Lieben daheim enthalten konnte. Aber es waren doch Nachrichten von der großen menschlichen Gesellschaft, der wir alle angehörten, und von der wir nun so lange ausgeschlossen gewesen waren. Schon allein das Wort „Post" erweckte einen unbeschreiblichen Widerhall in unsern Herzen.

Wir trugen unsern Schatz an Bord und drängten uns um ihn. In einem Nu hatte Lund die Lötlampe bereit, und bald war die Büchse geöffnet. Das erste, was mir in die Hand kam, war ein Brief von Major Moodie, Chef of The Royal North-West Mounted Police und erster Kommandeur

auf „The Arctic“, die der kanadischen Regierung gehörte. Es war die frühere „Gauß“, die für die deutsche Südpolexpedition gebaut und von dieser unter Professor Erik von Drygalski benützt worden war. „The Arctic“ lag jetzt zur Untersuchung der Verhältnisse in der Hudsonbai vor Kap Fullerton bei Roves Welcome, einem Arm der Hudsonbai, wo sie überwinterte.

In einem überaus liebenswürdigen Schreiben bot Major Moodie alle erdenkliche Hilfe an, falls wir in seine Nähe kämen. Außerdem sandte er mir fünf Schlittenhunde. Von dem ersten Offizier der Arctic, Kapitän Bernier, erhielt ich auch einen langen, liebenswürdigen Brief. Seine Aufschlüsse über die amerikanischen Walfischfänger auf der Nordwestküste waren mir außerordentlich willkommen und von höchster Wichtigkeit. Der Kapitän schickte uns außerdem eine Menge Photographien und Zeitungsausschnitte, die wir begierig verschlangen. An demselben Ort überwinterte der amerikanische Walfischfänger „Era“, von dessen Führer, Kapitän Comer, ich einen liebenswürdigen Brief bekam. Auch er schickte mir fünf Hunde. Da ich gehofft hatte, Atangala werde vor Leutnant Hansens Abreise wieder an Bord sein, hatte ich um die Hunde gebeten gehabt. Jetzt kamen sie erst sechs Wochen nach dem Abgang der Schlittenexpedition, und da wir nicht Futter genug für sie hatten, mußte ich sie leider zurückschicken. Major Moodie erbot sich bereitwillig, unsre Postsachen mit nach Hause zu nehmen. Ich habe nicht Worte genug, diesen drei Herren für ihre Hilfe zu danken, die sie uns auf herzliche und liebenswürdige Weise anboten.

Von den vielen und großen Neuigkeiten, die wir erhielten, war der Krieg zwischen Rußland und Japan die wichtigste. Mit Freude und Dankbarkeit nahmen wir die Nachricht auf, daß die dänische Regierung bei Leopoldshavn ein Depot für uns errichtet hatte, das uns möglicherweise noch von großem Nutzen sein konnte.

Bis spät in die Nacht hinein saßen wir beisammen und besprachen alle die Neuigkeiten. Bei der Eile, mit der wir aus den Kojen gekommen waren, hatten wir uns keine Zeit



Fest in der Kajüte

Godfred Hansen — Gustav Wiik — Anton Lund



Fest in der Kajüte

Roald Amundsen — Helmar Hansen — Peder Ristvedt

zu einer sorgfältigen Toilette genommen, und als wir nun eifrig bei den Zeitungen und Briefen saßen, boten wir einen höchst komischen Anblick dar. Atangala benützte die Zeit und Gelegenheit, und er bekam den einen „'moke" nach dem andern. Er war diesmal von seinem Sohn Arnana begleitet, einem Burschen von fünfundzwanzig Jahren, der prächtig aussah. Als ich endlich Zeit fand, mich mit Herrn Atangala zu beschäftigen, berichtete er mir, seine Reise sei ausgezeichnet verlaufen, – obgleich es mit Lebensmitteln äußerst knapp bestellt gewesen wäre – bis er in die Nähe seiner Heimat bei Chesterfield Inlet gekommen sei; der Weg hatte ihn nämlich über seine Heimat geführt. Hier war er auf Moschusochsen gestoßen und hatte natürlich Jagd auf sie gemacht. Eine Patrone hatte sich in seinem Gewehrlauf festgesetzt, und bei dem Versuch, sie herauszubringen, war sie – natürlich – losgegangen, wobei Atangala den Zeigefinger einbüßte. Als er zu seinem Stamm kam, wollten ihn natürlich Freunde und Verwandte überreden, die ganze Postexpedition aufzugeben und daheim in aller Ruhe und Behaglichkeit seinen Finger ausheilen zu lassen. Aber Atangala hatte allen Versuchungen widerstanden und war weiter gezogen. Der Lohn, der ihm nach glücklich vollendeter Reise in Aussicht stand, war ein altes Gewehr nebst vierhundert Patronen. Ich möchte deshalb glauben, daß ihn nicht allein die Aussicht auf Bezahlung zur Pflichterfüllung angespornt hatte, sondern offenbar auch der moralische Trieb, sich als ein Mann von Wort zu zeigen. Unter Verhältnissen wie den unsrigen in Ogchioktu schätzt man natürlich einen solchen Mann doppelt. Dieser ausbedungne Lohn wurde ihm daher beträchtlich erhöht, und er wurde während seines Aufenthalts bei uns als ein hochgeehrter Gast behandelt. Er war natürlich sehr entzückt darüber, aber ganz besonders glücklich war er über das Lob, das ich ihm für seine Ehrenhaftigkeit ausstellte. Am dreiundzwanzigsten Mai vormittags elf Uhr zog er mit den überflüssigen Hunden und mit einer neuen Postsendung abermals südwärts; er sollte womöglich die Arctic erreichen, ehe das Eis aufginge und das Schiff abführe.

Indessen sorgten wir an Bord für unsern Proviant. Die Blechkisten wurden herbeigeholt und in ihre Holzkisten gesetzt, numeriert und in die Proviantliste eingetragen. In zwei Tagen war diese Aufgabe erfüllt, und zum zweitenmal — und wohl auch zum letztenmal — stand unser Proviant zum Einschiffen bereit. Die Eskimos waren uns sehr nützlich; meistens stellten sich einige junge Leute ein, die sogleich zur Hilfeleistung herbeigezogen wurden. Mit drei Eskimos vollbrachte ich die Arbeit an Land, während Lund und Hansen alles an Bord taten. Die Arbeit ging lebhaft und rasch vonstatten. Die Kisten wurden auf Schlitten zum Schiff gefahren, dann an Bord gehoben, in den Raum hinuntergeschafft und da auf ihrem bestimmten Platz verstaut. Ein genaues Verzeichnis wurde aufgenommen, so daß man jederzeit alles leicht finden konnte.

Jetzt tauchten auch die Renntiere allmählich auf; Talurnakto war beständig draußen und erlegte eine ganze Anzahl von ihnen. Am Nachmittag kehrte er zurück, zog aber nochmals hinaus, um die Beute zu Schlitten heimzuschaffen. Ich hatte von den Netschjillieskimos einen Hund gekauft. Er hieß „Achkeamullea" — ein ungewöhnlich leicht auszusprechender Name, wenn man ihn rasch herbeirufen wollte. Ich fand ihn auch etwas lang und taufte den Hund in „Akchja", das heißt Nordlicht. Außerdem behielt ich einen von den Hunden, die Atangala mitgebracht hatte, zurück; dessen Name war indes noch schlimmer, und so taufte ich ihn „Fix". Dieser Fix war bei seiner Ankunft mager wie ein Skelett, aber nach vierzehn Tagen war er so fett, daß er sich kaum noch rühren konnte. Wir fütterten beide Hunde mit Renntierabfällen, und sie mußten für Talurnakto die erlegte Beute nach Hause fahren. Bei einer Balgerei riß indes Fix dem Akchja den ganzen Bauch auf, so daß er bald nachher starb. Das war sehr dumm von dem guten Fix, denn nun mußte er die ganze Arbeit allein tun.

In den letzten Tagen des Mai fand der Winterfang der Eskimos seinen Abschluß, und sie begaben sich zu ihrer Sommerbeschäftigung, Jagd und Fischfang, ans Land. Auf dem Wege kamen sie in großen Scharen nach Ogchioktu,

uns zu begrüßen und womöglich einige Geschäfte zu machen. Bei dieser Gelegenheit verteilte ich meine Belohnungen unter sie. Meine zehn Haufen von Holz und Eisen waren zu elf geworden. Es waren so viele Eskimos da, die uns die ganze Zeit über treu geblieben und von großem Nutzen gewesen waren, lauter gute, fleißige Menschen, denen diese Hilfe von allergrößtem Nutzen sein würde. Und es war ein wahres Vergnügen, die Freude der guten Leutchen über unsre Gabe zu sehen. Besonders Talurnakto war wie aus dem Häuschen vor Freude. Mit der würdigen ernsten Miene eines reichen Mannes ging er davor auf und ab. Armer Kerl! Wenn er zum zweitenmal den Platz eines Mitehemanns in Aklas Haus einnahm, dann adieu Reichtum!

Am ersten Juni 1905 wurden nach neunzehnmonatlichem ununterbrochnem Gang die selbstregistrierenden Instrumente abgestellt. Ganz allein hatte Wiik sie unter sich gehabt, und er war seiner Arbeit mit einer Sorgfalt und Genauigkeit nachgekommen, die ich nicht genug rühmen kann. An diesem Tag war das Himmelfahrtsfest, und deshalb ruhte alle Arbeit. Am Nachmittage versammelte ich alle unsre Eskimofrauen, um sie mit unsern leeren Konservenbüchsen zu bereichern. Wir hatten mehrere hundert solcher Büchsen, und sie lagen auf einem großen Haufen mitten auf dem Hügel. Ich ließ nun die Frauen einen Kreis um den Hügel her bilden und sagte, sobald ich auf drei gezählt habe, dürften sie darauf losgehen, und jede dürfte nehmen, was sie erraffen könne. Die Männer stellten sich hinter ihre Damen, und eins, zwei, drei! stürzten diese, beide Hände wie Schaufeln ausgestreckt, darauf los. Sie warfen die Büchsen durch die Beine nach hinten — Röcke hatten sie ja keine, die sie gehindert hätten — dann fingen die Männer auf, was dahergeflogen kam, und sammelten es. Lachen und Scherzen, Schreien und Brüllen — und die Büchsen flogen, und die Männer liefen — und dann war der Haufen wegrasiert!

An demselben Nachmittag kam eine Familie, die aus Mann, Frau und drei Söhnen bestand. Der älteste von diesen war ein Bursche von fünfundzwanzig Jahren. Er war von seiner Kindheit an gelähmt, und die Eltern zogen ihn auf

einem Seehundfell. Dies hatten sie seit vielen Jahren getan. Der Lahme war ein schöner Bursche, schlank und gut gewachsen, mit langem, rabenschwarzem Haar. Er war auf der Nase tätowiert; und das war der einzige tätowierte Mann, den ich gesehen habe. Außerdem stand er als Angekok – Zauberer – in hohem Ansehen. Damit sie den Kranken besser transportieren könnten, schenkte ich diesen Leuten einen von unsern vielen Schlitten. Sie freuten sich unbeschreiblich darüber, und der junge Mann selbst wußte gar nicht, wie er uns seine Dankbarkeit bezeugen sollte. Er schenkte mir deshalb das Teuerste, was er besaß, seine Zaubererabzeichen. Diese bestanden aus einer Krone und einem Stirnband aus Renntierfell, die ich sehr hoch schätzte, denn sie waren ja ein äußerst wertvoller Zuwachs für unsre ethnographische Sammlung.

Navja wurde nun wieder als Näherin an Bord angestellt. Sie kam nach dem Frühstück und blieb bis zum Abend, bekam auch ihre Kost an Bord. Ihr kleines Söhnchen Nanurlo brachte sie mit. Sie nähte in der Kajüte, und da leistete sie Wiik beständig Gesellschaft, während dieser seine magnetischen Beobachtungen in die Hauptbücher eintrug. Trotz ihrer fünfzig Jahre war Navja wild und ausgelassen wie ein Backfisch; ein rechter Schelm war sie und dazu eine unermüdliche Plaudertasche. Sie hatte Läuse am Körper – was sehr selten war, die andern hatten sie meistens nur auf dem Kopf. Ein gewöhnliches Vergnügen von ihr war, die Hand vorne hineinzustecken und Wiik Läuse hinzuhalten; der aber legte durchaus keinen Wert auf diese Aufmerksamkeit. Als er eines Tages auf Deck gerufen wurde, aber schon nach fünf Minuten wieder herunterkam, hatte Navja die Feder ergriffen und die ganze Seite in dem Hauptbuch mit allen den zierlichen Zahlenreihen versudelt. Sie war sehr stolz auf ihr Werk, wurde aber mit einer Flut von Scheltworten überrascht. Man konnte jedoch Navja nie ernstlich böse sein, und so verzieh ihr auch Wiik schon nach kurzer Zeit. Als Näherin war sie ungemein tüchtig, und sie verarbeitete alle meine feinen Felle zu Kleidern. Aus meinen Bärenfellen machte sie Hosen und aus den

zarten Renntierfellen Anorakke. Für jedes Kleidungsstück, das fertig wurde, bekam sie irgend einen kleinen Gegenstand als Lohn. Am höchsten im Kurs bei ihr, wie bei unsern Eskimodamen überhaupt, stand das emaillierte Blechgeschirr, desgleichen Gefäße aus Porzellan und Steingut. Sie schwärmten für die weiße Farbe, und in ihren Hütten saßen sie stundenlang und leckten und putzten diese Gefäße. Die kleinen Eskimojungen hatten nun ihre Plätze wieder draußen auf dem Eis eingenommen, wo sie kleine Dorsche fingen. Ich machte die Runde bei ihnen, um ihnen zuzusehen, und da konnte ich meiner Lust, selbst ein wenig zu fischen, manchmal nicht widerstehen. Sie gaben mir ihre Leine und fanden die ganze Sache furchtbar komisch. Es war ihnen unbegreiflich, daß ein erwachsner Mann freiwillig kleine Dorsche fangen wollte.

Am zweiten Juni wurde das Variationshaus abgebrochen. Lund und Hansen führten diese Arbeit aus, und mit Hilfe der Eskimos ging sie rasch vonstatten.

Bei meiner Abreise von der deutschen Seewarte hatte mir Professor Neumayer eine Photographie mitgegeben, die ich so nahe wie möglich an dem magnetischen Pol niederlegen sollte. Auf meiner Schlittenfahrt nach dem Pol, im Frühling 1904, hatte ich die Photographie mitgenommen, aber keinen passenden Platz gefunden, wo ich sie hätte vergraben können. Wenn die Stelle von uns mit irgendeinem Wahrzeichen versehen worden wäre, hätten die Eskimos die erste Gelegenheit benützt und alles geplündert. Ich steckte sie also jetzt zu mir, um sie da, wo wir unsre hauptsächlichste Arbeit vorgenommen hatten, unter dem Variationshaus zu vergraben. Als nun das Haus entfernt war und die Eskimos den Platz durchwühlt hatten, benützte ich einen Augenblick, wo niemand zugegen war, und vergrub die Photographie da. Auf die Rückseite der Photographie hatte ich geschrieben: „In tiefer Dankbarkeit und in ehrerbietiger Erinnerung lege ich diese Photographie hier auf der Halbinsel Neumayer nieder. Gjöaexpedition, 7. August 1905. Roald Amundsen." Die Photographie wurde in eine flache Blechkapsel gelegt und unter der zementierten, steinernen

Unterlage, worauf bie Registrierungsinstrumente gestanden hatten, vergraben, und dann wurde die Stelle mit Sand zugeworfen.

Ein langgestreckter Erdhügel in der Form des Hauses bezeichnet die Stelle, wo die Gjöaexpedition neunzehn Monate lang ihre selbstregistrierenden Instrumente stehen hatte. Sollte eine künftige Expedition an diese Stelle kommen und ihre Instrumente genau auf demselben Platz wie wir aufstellen wollen, dann kann diese Blechbüchse als Wegweiser dienen. Die Lage des Hauses wurde dann von Leutnant Hansen aufs genaueste aufgenommen. An der Stelle, wo wir unser Observatorium für die absoluten Vermessungen gehabt hatten, wurde mitten unter dem Instrumentengestell, das die ganze Zeit denselben Platz gehabt hatte, ein gelber Kalkstein von einem Fuß Länge und einem halben Fuß Breite eingegraben, der auf seiner Oberfläche ein eingehauenes G hatte. Dieser Stein wird bei einigem Nachsuchen jederzeit gefunden werden können. Wenn wir an dieser Stelle eine Warte errichtet hätten, würden sie die Eskimos vielleicht wohl ein paar Jahre respektiert haben; aber dann wäre sie unweigerlich eingerissen worden.

Als alles glücklich an Bord verbracht war, kam die Reihe des Herrichtens an die Jacht selbst. Es wäre ja doch möglich, daß wir in diesem Jahre „Menschen" begegneten, und da sollten diese nicht sagen können, wir in Norwegen behandelten unsre Schiffe schlecht. Die Gjöa wurde deshalb von unten bis oben frisch gemalt und geölt. Desgleichen alle unsre Boote, und dann war die Gjöa ebenso fein und hübsch wie an dem Tage, wo sie die Werft verließ. Alle beteiligten sich eifrig an dieser Arbeit. Ristvedt und Lund hatten überdies eine aus Eisen und Holz bestehende geradezu elegante Fallreeptreppe fabriziert, die riesiges Aufsehen erregte, als wir damit nach Francisko kamen.

„Niemand soll sehen können, daß wir zweimal überwintert haben!"

An einem von diesen Junitagen kam ich einmal ins Lager der Eskimos und sah da einen von ihnen mit einem von unsern Tischmessern essen. Ich nahm es ihm sogleich ab und

21*

fragte, woher er es habe. O, es sei ein Geschenk von Talurnakto. Der Sünder wurde herbeigerufen, und er war sogleich geständig. Das Messer war zufällig über Bord geworfen worden; da hatte er es stibitzt. Er versuchte sich gar nicht unschuldig zu stellen, und obgleich das Verbrechen nicht besonders groß war, verbot ich ihm doch – nur um ein Exempel zu statuieren – acht Tage lang den Zugang zum Schiff. Er ging und hielt das Verbot aufs strengste; aber als die Zeit um war, kehrte er ebenso vergnügt lächelnd wieder.

Wir warteten jetzt eifrig auf die Rückkehr der Schlittenexpedition. Als sie nach Verfluß der ersten sieben Wochen nicht zurückgekehrt war, schloß ich daraus, daß sie das Depot bei Kap Crozier unversehrt gefunden hätten. Aber auch in diesem Fall hätten sie am sechzehnten Juni wieder da sein müssen. In der letzten Zeit waren viele Eskimos weit von Ogluli hergekommen, aber keiner wollte etwas von ihnen gesehen haben, und ich wurde allmählich etwas ängstlich. Seit die Eskimos so zahlreich herbeigekommen waren, hatten wir Nachtwache an Bord eingerichtet. Ich legte der Nachtwache nun sehr ans Herz, gute Ausschau zu halten und mich sogleich zu wecken, wenn irgend etwas auftauche, was auf unsre Schlittenfahrer deuten könnte.

Am vierundzwanzigsten Juni, dem Johannisfeiertag, sollte auch bei uns Feiertag sein. Der Tag wurde ein doppeltes Fest, denn morgens um halb sieben kam Lund, der die Wache hatte, zu mir hereingestürzt und rief:

„Da haben wir sie!“

Ich war nicht faul, in die Kleider zu kommen. Es war ein herrlicher Morgen, vollständig windstill mit stechendem Sonnenschein. Drüben an der äußersten Landspitze kamen unsre zwei Kameraden daher. Ich kann kaum ausdrücken, wie froh und erleichtert ich mich bei ihrem Anblick fühlte. Und die Behandlung, die sie ihren Hunden zuteil werden ließen, deutete schon von weitem darauf, daß sie bei guten Kräften sein mußten. In einem Nu war die Flagge aufgezogen, und mit ihr erschienen alle die andern auf Deck. Das war ein Jubel an Bord! Ein „besseres“ Frühstück

wurde aufgetischt, und dabei erfuhren wir sogleich die wichtigsten Erlebnisse.

Die Reise hatte ihnen abwechselnd leichte und harte Arbeit gebracht, aber doch vorzugsweise harte. Das Depot bei Kap Crozier war von Bären vollständig zerstört gewesen, aber schon da hatten sie vier Renntiere erlegt gehabt. Die Überfahrt nach der Viktoriastraße war äußerst



Fest

beschwerlich gewesen. Das Eis war schwierig und aufgetürmt, und an einzelnen Tagen waren sie nicht mehr als zwei bis drei Seemeilen vorgerückt. Um überhaupt vorwärts zu kommen, hatten sie da die größten Umwege machen müssen. Auf der andern Seite der Straße waren sie auf einen neuen Eskimostamm gestoßen, auf die Kiilnermiuneskimos vom Kobberminefluß, die auf dem Seehundfang waren. Während nun diese Eskimos fast gar nichts aus Eisen hatten, waren sie mit Holz weit besser ausgestattet als die Netschjillieskimos. Viel besser waren insbesondre die

Bogen und die Schlitten. Unsre beiden Reisenden tauschten sich um Nägel und kleine Messer so viel Seehundfleisch ein, wie sie brauchten. Sie blieben bei diesen Leuten über Nacht, um einen Rasttag zu halten, der sowohl den Menschen als den Tieren nach der harten Arbeit durch das Eis hindurch sehr nötig war.

Dann setzten sie ihre Reise der unbekannten Ostküste des Viktorialandes entlang fort. Das Land war so niedrig und flach, daß es dem größten Teil der Küste entlang kaum von dem Eise zu unterscheiden war. Während des Vordringens nahmen sie eine Karte von der Küste auf. Auch schossen sie regelmäßig Seehunde, Renntiere und Bären, so daß sie fast immer Überfluß an Lebensmitteln hatten.

Am Freitag, den sechsundzwanzigsten Mai, kehrten sie um, nachdem sie an dem nördlichsten Punkt, den sie erreichten, eine Warte gebaut und einen Reisebericht darin niedergelegt hatten.

Der Rückweg ging rascher und hurtiger vor sich, da sie jetzt keine Vermessungen mehr zu machen hatten. Auf diesem Rückweg wurde das von Dr. Rae in der Viktoriastraße beobachtete Land genau untersucht. Es erwies sich als eine Gruppe vieler kleiner Inseln „The Royal Geographical Society-Island. Diese wurden so gut wie möglich kartographisch aufgenommen, was später von großer Bedeutung für unser weiteres Vordringen war. Das Ogluli-meer zwischen Amerika, Viktorialand und King Williams-Land zeigte sich zum großen Teil mit Inseln angefüllt und offen, wie es auf der alten Karte angegeben ist. Es war gut, daß wir das wußten, für den Fall, daß wir in einer dunkeln Nacht hindurchfahren würden.

Auf dem Rückweg nach Kap Crozier hatten die Reisenden glücklicherweise besseres Eis gefunden, auf dem sie leichter vorwärts kommen konnten. Außer ein paar wunden Hundepfoten war alles in bestem Stand. Die Reise hatte vierundachtzig Tage gedauert mit einem mitgenommnen Proviant für nur fünfzig Tage. Die Expedition hatte also ausgezeichneten Erfolg gehabt, ja man konnte ihn geradezu

glänzend nennen, wenn man das viele schlechte Wetter bedenkt, das die beiden gehabt hatten, sowie alle die sorgfältigen Vermessungen, nebst der Zeit, die sie auf die Jagd hatten verwenden müssen, um sich die notwendigsten Lebensmittel zu verschaffen.

Alles dies erfuhren wir beim ersten Frühstück. Im übrigen verging der Tag der Rückkehr unter Jubel und Freude, in Saus und Braus.

Gegen Ende Juni wurde es sehr heiß, und am Ufer begann das Eis zu schmelzen. Wenn es auf diese Weise weiter ging, konnten wir ein sehr gutes Eisjahr bekommen, wie anno 1903. Das Land war schon fast von Schnee befreit, und die Mücken plagten uns gewaltig.

An Bord mußten wir uns nun in verschiednen Beziehungen anders einrichten, weil Wiik und Ristvedt vom Festland hereingezogen waren. Der Leutnant und ich mußten die Kajüte mit ihnen teilen. Da Wiik beständig mit der Ausführung seiner Beobachtungen beschäftigt war, konnte die Kajüte nicht mehr als Dunkelkammer benützt werden. Eine Dunkelkammer aber mußte der Leutnant haben; die Frage wurde nach allen Richtungen hin besprochen und beraten, und schließlich endete Leutnant Hansen in einer Dunkelkammer, auf deren ursprüngliche Bestimmung ich nicht näher eingehen will. In der Not frißt der Teufel Fliegen, lautet das Sprichwort. Da jetzt aller Proviant an Bord geschafft und dadurch das Proviantzelt leer war, diente es zu den verschiedensten Zwecken. Zuerst als Trockenraum für alle Vogelbälge, die darin aufgehängt wurden, und die bei dem beständigen Luftzug rasch trockneten. Hierauf wurde das Zelt als Kontor und Badehaus benützt. Unser kleines Dampfbad wurde dort aufgestellt und der Eingang so niedrig gemacht, daß er niemand am Waschen verhindern konnte. Den Primus anzünden und ihn wieder löschen, sowie nach vollendetem Bade wieder Ordnung machen, — das war alles, was verlangt wurde. Einen Bademeister gab es nicht. Wir stellten auch einige lange Tische auf, auf denen wir unsre Beobachtungsbücher und magnetischen Kurven, ehe sie verlötet wurden, zu einer letzten Durchsicht ausbreiteten.

Der Uhu, Umiktuallu und Nuliein reisten am zweiten Juni mit ihren Familien westwärts auf die Renntierjagd nach Kamiglu in die Nähe der Insel Eta in der Simpsonstraße. Ich versprach ihnen, dort anzuhalten, wenn wir mit der Gjöa vorüberkämen, damit sie uns die Renntierkeulen an Bord bringen könnten. Wir gaben ihnen eine lange Stange mit einer Flagge daran, die sie aufrichten sollten, damit wir leichter sehen könnten, wo sie sich befänden.

Schon lange hatte ich Lindström ein paar Ferientage versprochen, die er auf die Untersuchung des geheimnisvollen Innern des Landes verwenden wollte. Die Eskimos hatten so viel von einem Fluß – Kaa-aaga-angi – droben im Norden gesprochen, der über und über voll von Lachsen sein sollte. Verschiedne Familien waren jetzt dahingezogen, und es liefen Nachrichten von einem großartigen Fischfang ein. Da gingen denn Lindströms Wünsche nach Kaa-aaga-angi (dem Großen Fluß), und seine Sehnsucht zog ihn immer stärker aus der Küche hinaus und zu dem großen Lachsflusse hin.

Endlich am vierten Juli war seine Expedition zur Abfahrt bereit. Sie bestand aus ihm selbst und Talurnakto als erstem Offizier. Von den andern war dieses Unternehmen schon längst „Expedition zur Erforschung des Innern von King Williams-Land" getauft worden. Ich versuchte es am längsten, dieser Expedition gegenüber meinen vollen Ernst beizubehalten. Lindström hatte sich ja auch wirklich das Ziel gesetzt, seine zoologischen Sammlungen zu erweitern, und die andern Kameraden trieben ein fast lästerliches Spiel mit ihm. Aber man konnte sich in der Tat das Lachen nicht verbeißen, als man diesen zwei Polarforschern nachsah, wie sie sich unter einer Flut von mehr oder minder spöttischen Zurufen langsam vom Schiff entfernten und auf dem Eise dahinwanderten. Sie waren beide von absolut gleicher Gestalt, das heißt, von jenem Typus, der in liegender Stellung am größten aussieht, und sie rollten nun wie zwei Kugeln nebeneinander her. Am nächsten Tage waren Ristvedt und Wiik, die die unglaublichsten Narrenstreiche miteinander ausführen konnten, droben im Eskimolager und wählten sich ein Exemplar von demselben Typus, einen Jungen

mit Namen Tonnich aus. Diese kleine Persönlichkeit wurde mit einer Anzahl verschimmelter Konservenbüchsen ausgestattet und bekam den Auftrag, so lange weiter zu gehen, bis sie Lindström und Talurnakto treffen würde. Ein langer feierlicher Brief an Lindström wurde Tonnich mitgegeben,



Leutnant Hansen als Photograph

worin man seine lebhafte Sorge für die große wissenschaftliche Expedition unter Lindström ausdrückte, nebst der Hoffnung, daß die Hilfsexpedition unter des Eskimos Tonnich Leitung die kühnen Reisenden noch am Leben treffe und ihnen Hilfe bringe, ehe es zu spät sei. Als die Expedition am neunten Juli zurückkehrte, wurde sie mit großen Ovationen — allerlei spöttischen Aufmerksamkeiten — empfangen. Die Ausbeute der Expedition bestand aus vierzig Eiern und einigen Eidervögeln. Der wissenschaftliche Rapport war

kurz: Kaa-aag-angi sei ein Fluß von der Breite des Nidflusses bei Drontheim. Das Tier- und Pflanzenleben sei am reichsten bei der Station!

Leutnant Hansen war indessen an der Herzog der Abruzzen-Spitze gewesen und hatte deren Lage kartographisch aufgenommen. Aber zu dieser Jahreszeit waren Schlittenreisen nichts weniger als angenehm, und der Leutnant kehrte tropfnaß zurück.

Mitte Juli legte ich meine Eskimokleider ab und zog meinen frühern Anzug wieder an. Nachdem ich nun zwanzig Monate lang ununterbrochen Eskimokleider getragen hatte, war ich wohl fähig, ein Urteil über deren Brauchbarkeit abzugeben. Als Winterkleider in diesen Gegenden sind, wie ich schon früher gesagt habe, die leichten Renntierkleider das Beste, was man haben kann; nur müssen sie sehr lose auf dem Körper sitzen. Während der strengsten Kälte und bis zum Frühling trug ich wie die Eskimos einen breiten Gürtel aus Renntier- oder Wolfsfell um den Leib, der die Luft von diesem empfindlichen Körperteil abhält. Im Sommer dagegen sind die Renntierkleider nicht praktisch, weil sie bei Regenwetter durch und durch naß werden. Ich kam zu dem Schluß, daß im Sommer wollnes Unterzeug mit Seehundkleidern darüber das zweckmäßigste sei. An den Füßen trug ich immer Socken aus Renntierfell mit den Haaren nach innen; im Vorfuß Sennesgras und darüber Stiefel aus Renntierfell mit den Haaren nach außen. Das Sennesgras zieht alle Feuchtigkeit an. Wenn man dann jeden Abend das Gras herausnimmt und es trocknet, wird sich nicht viel Feuchtigkeit ansetzen. Und wenn man dann ganz sicher gehen will, dreht man den Strumpf über Nacht um.

Ende Juli wurde in Ogchioktu eine Schwimmschule eingerichtet. Wiik und Ristvedt waren die Lehrer, Hansen und Lund die Schüler. Der Süßwasserteich in der Nähe des Schiffes wurde als Schwimmbassin benützt, und hier wurde jeden Abend gebadet, solange das warme Wetter anhielt. Die Wassertemperatur stieg bis auf fünfzehn Grad, und das ist in den Polargegenden recht annehmbar. Im Anfang wurden Schwimmgürtel benützt; aber die Schüler waren gelehrig, und

so konnten die Hilfsmittel bald weggelassen werden. Bisweilen kamen die Eskimos herbei und sahen ihnen zu. Sie waren überzeugt, daß die Kabluna wahnsinnig geworden seien. Man sollte glauben, diese Leute, die so viel auf dem Wasser leben, könnten alle schwimmen wie die Fische im Wasser. Aber nein, nicht ein einziger von ihnen konnte eine einzige Schwimmbewegung machen; wenn sie ins Wasser fielen, sanken sie unter wie Steine. Wir erlebten später mehrere traurige Beispiele davon. Es ist übrigens keine ungewöhnliche Beobachtung, daß Leute, die viel auf dem Wasser sind, nicht schwimmen können. Ich erinnere nur an unsre eignen Fischer daheim in Norwegen.

Schon längst war verabredet, daß unser treuer Begleiter Talurnakto uns auf der Weiterreise gen Westen begleiten, ja vielleicht ganz mit uns heimreisen solle. Talurnakto fühlte sich schon halb Kabluna; er sah seine Landsleute sehr von oben herab an und unterhielt sich durchaus nicht nur so mit dem ersten besten. Aber als das Eis jetzt allmählich schmolz und die Zeit der Abreise heranrückte, schienen Talurnakto allerlei Bedenken aufzusteigen. Er bekam Anfälle von Schwermut und konnte stundenlang gerade vor sich hinstarren. Im Anfang kümmerte ich mich nicht darum, dachte auch, er habe wohl irgend einen Liebeskummer. Aber eines Tages, als er in der Kajüte neben mir saß, brach er plötzlich in lautes Weinen aus. Da merkte ich denn, daß etwas Ernstliches mit ihm los sein müßte, und erkundigte mich nach seinem Kummer. Schließlich brachte er ihn hervor. Er wage es nicht, mit uns nach „Kabluna nuna“ – dem Lande der Weißen – zu reisen, denn dort werde man ihn totschlagen. Es half alles nichts; so oft ich ihm auch versicherte, wir seien die reinen Engel und wollten nur sein Bestes. Er ließ sich nicht überzeugen und zeigte uns einige Bilder aus dem Burenkrieg. Schließlich sagte ich zu ihm, wenn er nicht von selber gern mitgehe, so wolle und könne ich ihn nicht dazu zwingen. Da fühlte er sich sichtlich erleichtert, und sein altes glückliches Lächeln brach wieder hervor. Er hatte sich offenbar eingebildet, wir hätten seinen Leib und seine Seele in unsrer Gewalt, ja, er sei uns mit Haut und Haar verfallen.

Auf diese Weise ging der Expedition ihr achter Teilnehmer verloren. Da ich aber der Gegenwart eines Eskimos eine gewisse Bedeutung für uns beimaß, wurde bekannt gemacht, daß Talurnaktos Platz frei sei. Und kurz nachher meldete sich der dicke Tonnich — der damals die Ersatzkommission für Lindström gebildet hatte, und der augen-



Tonnich

scheinlich von einer brennenden Sehnsucht nach den südlicheren Gegenden erfüllt war. Dieser Tonnich war nun allerdings nicht gerade der Mann, den ich mir gewünscht hätte; er war dick und schwerfällig und langsam in allen seinen Bewegungen. Da aber kein andrer sich meldete und er selbst für einen Eskimo von ungewöhnlich guter Laune war, sich auch immer musterhaft aufgeführt hatte, wurde er angenommen. Es war ein ganz feierlicher Augenblick, als Tonnich, als achter Mann der Expedition, den Fuß an Bord setzte. Ein Eimer Wasser, Bürste und Seife warteten seiner.

Ohne daß er sich einer großen Wäsche unterzog, konnte keine Rede von „Kablunawerden" sein. Wiik waltete oben auf Deck des Reinigungamtes, und da wurde es, dessen war ich sicher, gründlich besorgt. Er schnitt Tonnich das Haar ab; dann wurde er gekämmt und mit Insektenpulver eingestreut. Nach vollendeter Prozedur wurden ihm Normalunterkleider angezogen. Er meinte nun, die Bekleidung sei damit vollendet, und wollte sich gleich der Expedition vorstellen. Aber er wurde bedeutet, daß dies nicht die gewöhnliche Spaziertracht sei, und erhielt einen funkelnagelneuen, aus unsern heimatlichen Stoffen verfertigten Friesrock nebst Hosen. Noch nie ist irgend jemand stolzer auf seine neue Kleidung gewesen als unser Tonnich. Er lachte vor Freude, zog und zupfte an seinen Kleidungsstücken und betrachtete sich selbst nach allen Richtungen.

Einige Tage später kam Talurnakto mit noch zwei andern Eskimos an Bord, die nicht weniger als siebzig schöne Lachse brachten, von denen die einzelnen drei bis fünf, ja sogar acht Kilogramm wogen. Die Lachse waren in Navjato gefangen worden und noch ganz frisch. Das war nun ein herrlicher Zuwachs zum Lebensmittelvorrat für die Weiterreise. Es handelte sich jetzt nur darum, wie wir sie am besten aufbewahren könnten. Jeden Tag gesalznen Lachs, – das würde auf die Dauer doch etwas langweilig werden. Da schlug Lund vor, er wolle die Fische räuchern. Geräucherter Lachs! Schon bei dem Gedanken daran lief uns das Wasser im Munde zusammen, und Lunds Vorschlag wurde mit stürmischem Jubel aufgenommen. Er machte sich sogleich an die Einrichtung der Ogchioktu-Räucherei. Eine Anzahl leerer Fässer und Kisten war alles, was er verlangte, und eine Schar Eskimojungen wurde zum Herbeischaffen von Brennholz angeworben. An einigen Stellen wuchs eine ganz kleine Art Heidekraut, und solches sollten die Jungen sammeln. Sie kehrten mit mehreren Säcken voll zurück, und bald stieg der Rauch aus der Räucherei lustig empor. Es dauerte auch nicht lange, bis der erste Probelachs aufgetragen werden konnte. Er übertraf unsre kühnsten Erwartungen. Es war geräucherter Lachs von der allerfeinsten Sorte, und er hätte

nicht besser schmecken können, wenn er aus einer der allerersten Räuchereien daheim gekommen wäre.

Am achtundzwanzigsten Juli ereignete sich ein Unfall an Bord, der die ernstesten Folgen hätte haben können. Es war Sonntag, und Lindström war mit der Zubereitung des Mittagessens beschäftigt. Er wollte den Primusapparat ordentlich in Brand setzen, und wie gewöhnlich kniete er vor dem Apparat am Boden, um beim Pumpen bequemer zugreifen zu können. Sein Gesicht war tief über den Brenner gebeugt; als er mit dem Pumpen eben aufhören wollte, platzte plötzlich der Brenner, und die ganze Geschichte flog Lindström ins Gesicht. Er hatte jedoch Geistesgegenwart genug, den Apparat zu ergreifen und hinauszuwerfen. Er fiel aber durch die offenstehende Luke in den Raum hinunter, der glücklicherweise leer war. In der Achterkajüte hörte man den Lärm, und alle Anwesenden eilten herbei. Es war ein schrecklicher Anblick; die Lohe schlug zur Küche heraus. Aber diesmal lagen unsre Wasserschlangen gebrauchfertig an Bord, und so war das Feuer im Handumdrehen gelöscht. Die Küche erlitt keinen Schaden, Lindström allein war schlecht weggekommen. Ich saß mit Lund in eifriger Unterhaltung in der Vorderkajüte. Wir hörten allerdings einen Spektakel, aber das war sonst auch der Fall, wenn die jungen Leute zum Beispiel miteinander rauften. Doch plötzlich kam Lindström mit geschwollnem, rotunterlaufnem Gesicht hereingestürzt. Wie der Blitz fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: „So, jetzt hat die erste wirkliche Schlägerei stattgefunden, und Lindström hat ordentlich Prügel bekommen!“ Er war ganz verwirrt, und es dauerte eine Weile, ehe er die Worte: „Es brennt!“ herausbringen konnte. Lund und ich stürzten hinaus, aber da war schon alles gelöscht.

Lindströms Gesicht und Hände waren böse mitgenommen; er wurde mit Eieröl eingeschmiert, aber er war ganz außer sich vor Schmerzen. Später am Abend wurden sie jedoch etwas leichter, und der Leutnant verband ihm die Wunden. Schon am nächsten Tag war Lindström wieder bei der gewohnten guten Laune, aber er sah schrecklich aus, wie so

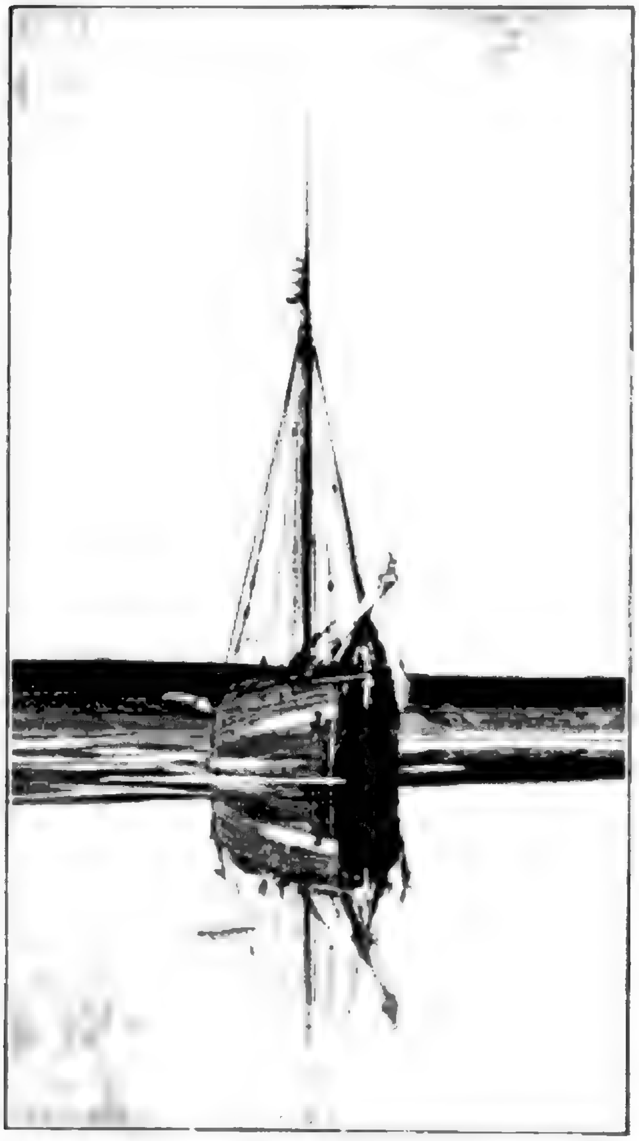
ein recht betrunkner und zerschundner Stromer, und hieß in diesen Tagen das „Beefsteak". Fast vierzehn Tage lang dauerte es, bis er sein früheres Aussehen wieder hatte.

Während dieser Zeit mußte Hansen die Küche übernehmen, und er entledigte sich seiner Obliegenheiten aufs beste. Im Brotbacken war er Lindström sogar über. Was Hansen tat, das tat er nämlich gründlich, und wenn Hansen einen Teig knetete, dann tat er es mit einem Nachdruck, bei dem einem für Teig und Trog hätte bange werden können. Aber das Resultat seines Knetens war dann auch das leckerste Backwerk. Alles, was Hansen tat, wurde von Musik begleitet; er briet Frikandellen nach dem „Vikingsbalk" aus der Frithjofsage — die seine einzige Quelle war — die Rippchen nach der „Eisfahrt", und die Blutwürste nach „König Rings Tod"! Wir konnten daher schon weit drinnen an Land die Speisekarte erraten.

Leutnant Hansen und Talurnakto machten miteinander einen Ausflug an den Pfefferfluß, der ungefähr zwanzig Seemeilen westwärts auf King Williams-Land lag. Sie wollten dort Versteinerungen suchen. Das offne Wasser am Ufer war jetzt so breit, daß sie in einem Prahm hinrudern konnten.

Am sechsundzwanzigsten Juli war der Hafen in diesem Sommer zum erstenmal eisfrei. Wir sahen das Wasser draußen in der Straße immer blauer werden, aber ein Riß war noch nirgends wahrzunehmen. Im vorigen Sommer waren die Flüsse infolge der großen Schneemasse gewaltig hochgegangen, in diesem Jahre liefen sie gleichmäßig und still dahin, und übten so keinen Einfluß auf den Eisgang aus. Wir mußten uns auf die Sonnenwärme und den Wind verlassen. Strömung war auch nicht viel zu bemerken. Dann hatten wir aber auch lange jeden Tag herrlichen, stechend heißen Sonnenschein, und unsre Aussichten waren verheißungsvoll. Aber Ende Juli hörte die Wärme auf und kehrte nicht wieder. Jetzt kam uns übrigens der Wind zu Hilfe. In der Nacht vom einunddreißigsten Juli erhob sich ein starker Boreas aus Nordost mit heftigen Regenschauern, und dann schneite es so dicht,

daß das ganze Land weiß aussah. Da wir schon längere Zeit um unsre Abreise besorgt gewesen waren, beobachteten wir den Nordostwind mit höchster Spannung. Der beste Teil des Sommers war vorüber, und die dunkeln Nächte — unsre schlimmsten Feinde bei einer Seefahrt im Winter — machten sich schon bemerkbar. Das Eis in der Simpsonstraße draußen hatte sich bis jetzt ungewöhnlich ruhig verhalten. Kein offner Wasserstreifen am Land hatte sich gebildet, kompakt und undurchdringlich lag die Eismasse da, wie schon den ganzen Winter hindurch. Die bläuliche Farbe war aber doch eigentlich ein Zeichen, daß nicht viel äußre Kraft dazu gehörte, es aufzubrechen. An der Mündung des Ristvedtflusses war die einzige Stelle mit offnem Wasser, wie eine Bucht, die sich ins Eis hineinerstreckte. Hier konnte wohl ein Sturm hineinfahren und den Eisgang ernstlich ins Werk setzen.



Die Gjöa im Sommerkleid
(Gjöahavn, King Williams-Land)

Der Nordostwind tat denn auch im Laufe des Tages Wunder. Das Eis setzte sich südwärts in Bewegung, und nach vielen Richtungen hin zeigten sich offne Stellen am Lande.

Wir waren nun bereit, sofort abzufahren. Mit Ausnahme der meteorologischen Instrumente und der Hunde, die bis

zum letzten Augenblick an Land sein sollten, hatten wir alles an Bord. Der Raum war mit allen unsern Sammlungen fast ganz vollgepackt. In der großen Luke standen unsre wichtigsten Sachen. Vor allem die beiden großen eisernen, zugelöteten Behälter, in denen wir alle unsre Beobachtungen von diesen letzten zwei Jahren aufbewahrten. Sie waren so eingerichtet, daß sie, ins Wasser geworfen, schwammen, und auf beiden war der Name des Schiffes angebracht. Rund um diese beiden her stand, in kleinen Kisten verpackt, Proviant auf vierzehn Tage, Munition und sonstige Ausstattung, also alles zum Mitnehmen bereit, falls wir das Schiff verlassen müßten. Hier hatte auch jeder von uns seinen Sack aus wasserdichtem Stoff, der die Sachen enthielt, die jeder im Fall der Not am liebsten retten wollte. Alle unsre Boote und Segeltuchkajaks waren in bester Ordnung und wohl imstande, etwas auszuhalten. Wir waren darauf vorbereitet, uns durchloten zu müssen, bis wir auf der andern Seite hinauskämen. Zu diesem Zweck hatten wir uns drei Handlote verfertigt und auf dem Schweinsrücken eine patentierte Winde angebracht, über die die Notleine wie spielend lief. Die Wachen waren schon im voraus folgendermaßen eingeteilt: Ein Mann am Rohr, einer im Ausguck, einer an der Maschine. Wir Deckleute mußten uns so einrichten, daß drei von uns auf Deck waren, während der vierte schlafen durfte. Die Maschinisten wechselten in der Wache ab. Der Koch sollte hilfreiche Hand leisten, wenn immer er abkommen könnte.

Alle ohne Ausnahme wußten, daß es jetzt ein schweres Stück Arbeit galt. Aber das ausgezeichnete Verhältnis, das die ganze Zeit her unter uns geherrscht hatte, machte uns stark in Einigkeit und Zusammenhalt, und obgleich nur sieben Leute, waren wir doch eine Schar, die nicht so leicht unterzukriegen sein sollte.

Von der „Axel Steen-Höhe“ hatte man die beste Aussicht gen Westen über die Straße, und in den folgenden vierzehn Tagen war ich täglich zwei- bis dreimal dort oben. Am zwölften August bekamen wir wieder eine frische nördliche Brise; und wenn wir überhaupt fortkommen wollten,

dann mußte es jetzt sein. Leutnant Hansen, Lund und ich waren schon morgens auf der Steenhöhe. Das Eis, das sich seither am King Williams-Land, längs der Küste von Boothia Point und westwärts, hartnäckig festgehalten hatte, war zurückgewichen, und das Uferwasser war eisfrei. Um vier Uhr nachmittags waren wir wieder droben. Um die Todd-Insel her lag noch immer Eis, aber auf der andern Seite der Insel glaubten wir offnes Wasser zu sehen.

Jetzt war es Zeit; nun mußte ein Versuch gemacht werden. Die Abfahrt wurde auf drei Uhr morgens festgesetzt. Die letzten Vorbereitungen wurden getroffen, die Hunde wurden an Bord geholt; und nach der letzten Beobachtung um neun Uhr abends wurden auch die meteorologischen Instrumente hereingetan.

Mit einem ganz eigentümlichen Gefühl ging ich zum letztenmal an Bord zurück. In meine Freude, endlich fortzukommen, mischte sich auch viel Wehmut. Meine Kameraden hatten dafür gesorgt, daß ich den Gjöahafen nur mit eitel guten Erinnrungen verlassen konnte. Nie hatte es Zank und Streit gegeben. Scherzen und Singen und Lachen steigen in meinem Herzen auf, wenn ich jetzt an diese lange Zeit zurückdenke. Und deshalb sende ich auch in Gedanken meinen Kameraden einen herzlichen Dank für die Tage im Gjöahafen.

Neuntes Kapitel

Die Nordwest-Passage

Die Umschiffung des Festlandes von Nordamerika ist sicherlich eine von den Aufgaben der Polarforschung, die die Menschheit am stärksten beschäftigt haben; und für die Lösung dieser Aufgabe sind mehr Leben geopfert und größere Summen verwendet worden, als für irgend eine andre. Da indes eine ganze Bibliothek von Literatur über die „Nordwest-Passage" vorliegt, will ich lieber darauf hinweisen, als meine Leser ermüden, indem ich ihnen die Geschichte dieser Passage erzähle. Ich beschränke mich deshalb und nenne nur kurz die Namen der Reisen und der Reisenden, die besondre Bedeutung für den Plan und die Ausführung der Gjöaexpedition gehabt haben.

Im Jahre 1585 zog John Davis aus, die Nordwest-Passage zu finden. Das Resultat war die Entdeckung der Straße zwischen Grönland und Labrador, die seinen Namen trägt. Im Jahre 1616 machten Bylot und Baffin einen guten Vorstoß, indem sie die Baffinsbai umschifften und die Lage des Lancastersunds feststellten. Schon im Jahre 1648 umschiffte der Pole Deschnew die Nordostspitze von Asien und entdeckte die Straße zwischen diesem Weltteil und Amerika. Aber seine Entdeckung wurde nur wenig bekannt, und dem Dänen Vitus Bering, der erst im Jahre 1728 durch denselben Sund hindurchdrang, blieb die Ehre der Entdeckung der Beringstraße. Mit diesen Entdeckungen war man ja schon recht weit auf dem

22*

Wege der Nordwest-Passage vorgedrungen, aber es blieb doch noch sehr viel unvollendet. Im Jahre 1778 drang Kapitän James Cook in nördlicher Richtung durch die Beringstraße und entdeckte Icy Cape. Danach ruhte die Frage viele Jahre lang, bis sie von dem tüchtigen englischen Walfischfänger William Scorsby dem Jüngeren im Jahre 1817 abermals aufgenommen wurde. Er glaubte, die Eisverhältnisse hätten sich so günstig verändert, daß der Versuch jetzt erneuert werden müsse. John Roß, Kapitän in der englischen Marine, war es dann, der den Kampf des neunzehnten Jahrhunderts um die Nordwest-Passage eröffnete. Im Jahre 1743 hatte die englische Regierung eine Belohnung von zwanzigtausend Pfund Sterling auf die Lösung dieser Aufgabe gesetzt, und jetzt erneuerte sie das Angebot. Im Jahre 1818 zog John Roß mit den Segelschiffen Isabella und Alexander aus; aber er hatte kein Glück. Er segelte in der Baffinsbai umher, fuhr durch den Smith-Sund und dann südwärts weiter. Bei der Einfahrt in den Lancastersund drehte er plötzlich um. Er behauptete, der Sund existiere nicht, dieser Meeresarm sei eine Bucht. Die Gebirge, die er in der Tiefe der Bucht zu sehen gemeint hatte, nannte er Crokergebirge. Da indes alle seine Offiziere seiner Behauptung widersprachen und daran festhielten, daß wirklich ein Sund da sei, wurde schon im nächsten Jahre Roß tüchtiger erster Offizier, Edward Parry, ausgesandt. Parry bewies nicht allein das Vorhandensein des Sunds, sondern drang auch weit gen Westen vor und überwinterte mit seinen zwei Schiffen Hecla und Griper auf der Insel Melville. Damit war man um einen Riesenschritt vorwärts gekommen, und Parrys Name gehört zu den ersten in der Geschichte der Nordwest-Passage. John Roß aber hatte auch nicht den Mut verloren. Im Jahre 1829 fuhr er abermals gen Norden mit der „Victory", einem Raddampfer. Dies war das erstemal, daß ein Dampfschiff im Polarmeer benützt wurde. Aber es ist ganz natürlich, daß man mit den schweren Radkasten im Eise nicht weit kommen kann. Viermal überwinterte John Roß auf der Ostseite von Boothia Felix, und die Expedition mußte schließlich auf

Booten den Heimweg antreten, weil das Schiff im Eise zerdrückt worden war. Durch diese Expedition war viel erreicht worden. John Roß Neffe, der später so berühmte Polarforscher James Clark Roß, fand und bestimmte die Lage des magnetischen Pols. Auch in geographischer Beziehung wurde die Bekanntschaft mit diesen Gegenden in hohem Grade erweitert, und John Roß errang zum großen Teil seinen verlornen Ruhm wieder. Von dem größten Teil der Küste Nordamerikas wurden durch Bootexpeditionen Karten aufgenommen, besonders von Franklin in den Jahren 1819 bis 1822 und 1825 bis 1827. Dease und Simpson setzten diese Arbeit in den Jahren 1837 bis 1839 fort. Fast die ganze Küste von Nordamerika war also jetzt bekannt, aber noch immer hatte man die Nordwest-Passage nicht gefunden.

Im Jahre 1845 zog Franklin mit der „Erebus“ und der „Terror“ von England aus, und diesmal hegte jedermann die zuversichtlichsten Hoffnungen. Auf seinen beiden früheren Expeditionen hatte Franklin eine hervorragende Tüchtigkeit bewiesen, und sie schien für einen günstigen Erfolg zu bürgen. Von allen den hundertvierunddreißig Männern, die an der Franklinexpedition teilnahmen, kehrte kein einziger zurück. Die Ungewißheit über Franklins Schicksal setzte in den darauffolgenden Jahren die ganze Welt in Bewegung, und eine Menge Ersatz- und Nachforschungsexpeditionen wurden ausgesandt. Viele von diesen lieferten gute Resultate; für die eigentliche Durchfahrt der Nordwest-Passage hatten aber hauptsächlich die Reisen von Sir Richard Collinson und Dr. Sir John Rae eine wesentliche Bedeutung. Der englische Admiral Collinson fuhr 1850 mit der „Enterprise“ in die Beringstraße und untersuchte die Westküste von Prince Albert-Land und Wollastones-Land, wo er überwinterte. Im nächsten Jahre zog er durch die Dolphin- und Unionstraße in den Coronation-Golf und weiter durch die Deasestraße, wo er abermals überwintern mußte, nämlich in der Cambridgebucht auf der Südküste von Viktoria-Land. Seine Lotungen und kartographischen Vermessungen dieser engen, blockierten

Sunde waren später der Gjöaexpedition von großem Nutzen. Ich halte Sir Richard Collinson für einen der tüchtigsten und kühnsten Seefahrer, die die Welt aufzuweisen hat. Er führte sein großes, schweres Schiff in Fahrwasser hinein, wo kaum Platz genug für die kleine Gjöa war. Aber was noch viel größer ist, das ist die Tatsache, daß er das Schiff auch in gutem Zustande wieder heimbrachte. Zu Hause erwartete ihn jedoch nur ein geringer Lohn für seine Heldentat. Sein erster Offizier, Sir Robert Mc. Clure, der sein Schiff „Investigator" in der Mercybucht auf der Nordostküste von Banks-Land hatte verlassen müssen und dann mit Hilfe andrer nach Hause zurückkehrte, erntete alle Ehren, und die Hälfte der ausgesetzten Belohnung fiel auch ihm und seinen Begleitern als Entdeckern der Nordwest-Passage zu. Diese beiden Expeditionen waren für die Umschiffung von höchster Wichtigkeit. Mc. Clure hatte bewiesen, daß man auf dem Wege, den er versucht hatte, nicht durchkommen konnte. Collinsons Verdienst war viel bedeutender; so weit als er überhaupt gekommen war, hatte er einen für Schiffe wirklich passierbaren Weg nachgewiesen. Mc. Clure hatte mit andern Worten eine nordwestliche Durchfahrt gefunden, die nicht passierbar war, Collinson aber eine, die, wenn sie sich auch nicht als eine allgemeine Schiffahrtslinie auswies, doch darauf schließen ließ, daß sie zu durchschiffen sein würde.

Dr. Sir John Rae war einer der Reisenden von der Hudsonbai-Kompanie. Er erwarb sich durch die Erforschung von Nordamerika große Verdienste. Für die Gjöaexpedition war seine Arbeit von unschätzbarem Nutzen. Die Entdeckung der Raestraße, die King Williams-Land vom Festland trennt, ist nämlich sein Werk. Und aller Wahrscheinlichkeit nach ist der Weg durch diese Straße der einzige passierbare für die Umschiffung von Amerika. Dies ist nämlich der einzige Weg, der von dem großen unheilvollen Packeis frei ist. Der mit Recht so berühmte Polarfahrer Admiral Sir Leopold Mc. Clintock deutete in seinem Bericht über die Expedition mit der „Fox" in den Jahren 1857 bis 1859 auf diesen Weg hin und behauptete: wenn

die Nordwest-Passage überhaupt je ausgeführt werden könnte, so müßte es auf diesem Wege geschehen. Ich folgte dem Rat dieses erfahrnen Seemanns und hatte keinen Grund, es zu bereuen.

— — — Am Morgen des dreizehnten August 1905, präzis um drei Uhr, drehte sich das Ankerspill lustig auf der Gjöa. Das Wetter war gerade nicht verlockend: dichter Nebel mit leichtem Gegenwind. Wir fuhren deshalb mit voller Kraft des Motors zum Hafen hinaus. Die Eskimos hatten sich trotz der frühen Morgenstunde am Strande versammelt, um uns das letzte „Manik-tu-mi!“ zuzurufen. Talurnakto lief bis zur äußersten Landspitze mit, und noch lange, nachdem ihn der Nebel unsern Augen entzogen hatte, hörten wir sein:

„Gut Tag! Gut Tag!“

Wir sprangen sozusagen mit beiden Füßen in die zweifelhafte Schiffahrt von früher hinein — in undurchdringlichen Nebel, ohne Kompaß, bei einer Brise, die beständig umsprang und deshalb eine schlechte Richtschnur war. Es wurde unaufhörlich gelotet. Als Wache in den Mastkorb hatte ich Hansen und Lund befohlen, die mir am geeignetsten für diesen Posten erschienen. Jetzt handelte es sich darum, die Schachfiguren gut aufzustellen, wenn das Spiel überhaupt gewonnen werden sollte. Der Leutnant und ich wechselten am Steuer ab — von wo wir auch das Deck besser übersehen konnten. Ristvedt und Wiik hatten die Maschine unter sich.

Der Mann am Lot hatte vollauf zu tun. Das Lot flog auf und ab, man hätte meinen können, das Blei daran müßte schmelzen.

„Zehn Faden auf Erdgrund!“ lautete es. Dann wieder „Acht Faden und Stein! — Zehn Faden und Erde!“ . . .

Der Grund hinter der Simpsonstraße unter King Williams-Land zeigte sich gleichmäßig. Sand und Erdboden wechselten miteinander ab, und die Tiefe hielt sich auf zehn Faden. Auf diese Weise tasteten wir uns sozusagen nach Booth Point durch, wo wir anhalten mußten, weil wir nicht mehr genug sehen konnten, daß wir weiter zwischen das Eis, das

in großen Massen ostwärts trieb, hätten hineinfahren können. Wir ankerten in Lee von einem der großen Riffe vor der Spitze, wo wir gegen das Treibeis geschützt waren. Ab und zu teilte sich der Nebel, und dann sahen wir vor uns die von sehr viel Eis umgebnen Toddinseln. Auf der Westseite der Inselgruppe konnten wir offnes Wasser wahrnehmen – dorthin mußten wir also zu kommen suchen. Um drei Uhr nachmittags lichtete sich der Nebel vollständig, und wir bekamen einen Überblick über unsre Lage. Wir waren nicht weit von den Toddinseln entfernt, die zwar nur aus drei ganz niedrigen kleinern Inseln bestehen, aber doch groß genug sind, eine Menge Eis anzusammeln. Das sah nicht sehr verheißungsvoll aus. Zwischen der Hauptmasse des Eises und der äußersten Insel war allerdings ein Streifen offnen Wassers, aber es war nicht anzunehmen, daß diese schmale Rinne sich weit hinein erstrecken werde; das Eis trieb nämlich sehr schnell ostwärts und legte sich wahrscheinlich an der Westküste der Inseln fest. Wir mußten aber doch dorthinüber, um Ausschau zu halten. Das Wetter war wunderschön geworden, strahlend hell und fast ganz windstill. Nachdem wir die Südspitze der Insel erreicht hatten, waren wir sehr gespannt, ob sich das Eis wirklich auf der Westseite festlege. Eine Rinne, die so schmal war, daß sie aus der Ferne kaum breit genug für einen Prahm erschien, öffnete sich zwischen der Hauptmasse des Eises und der Insel. Nun kam es aber noch darauf an, ob sie tief genug wäre. Alles hing von der Beschaffenheit der Insel ab.

„Ich glaube, wir können durch!" rief Lund aus der Tonne. „Ich sehe zwar Felsen auf dem Boden, aber wir können dicht ans Ufer heran."

Das mußten wir auch durchaus, wenn wir überhaupt durchkommen wollten. Glücklicherweise fiel die Westküste der Insel ohne jeglichen Strand senkrecht ab; aber die Gjöa hätte nicht viele Zoll breiter sein dürfen, sonst wären wir sitzen geblieben. Und wir stießen alle einen Seufzer der Erleichterung aus, als wir gen Westen das offne Meer vor uns hatten.

Bei Hall Point hatten der Leutnant und Helmer

Hansen auf ihrer Bootfahrt im Jahre 1904 zwei offen daliegende Skelette gefunden. Es waren Skelette von Weißen, also von Leuten der Franklinexpedition. Sie begruben die Skelette und errichteten einen Hügel über der Stätte. Wir passierten die äußerste Spitze gerade, als die Sonne unterging, und den Toten zu Ehren fuhren wir in feierlicher Stille an dem Grabe vorüber, während Himmel und Land von einem rotgoldnen matten Licht überflutet waren; unsre kleine siegreiche Gjöa machte vor ihren unglücklichen Vorgängern Honneur.



Itchjuachtorvikeskimo in seinem Kajak

Als ich früh um zwei Uhr am nächsten Morgen auf Deck kam, waren wir gerade vor der Douglasbucht. Tonnich, der in der Gegend bekannt war, sagte uns die Namen der verschiednen Hügelketten am Land. Er entdeckte auch das Lager unsrer Eskimos. Auf dem Kamiglu lag es, einem kleinen Hügel von ungefähr dreißig Meter Höhe. Die Zelte hoben sich vom Horizont ab, und wir konnten auch die Stange mit der kleinen Flagge sehen. Da der Nebel jetzt in großen Wogen auf uns eindrang und auf dem engsten Teil der Simpsonstraße zwischen der Insel Eta und dem Land lag, richteten wir unsern Kurs in gerader Linie auf Kamiglu. Auf der Festlandseite war der Grund sehr ungleich, und wir mußten deshalb eine gute Strecke vom Land entfernt ankern. Der Nebel hüllte das Schiff

dicht ein, und um die Aufmerksamkeit der Eskimos zu erwecken, ließen wir in kurzen Zwischenräumen das Nebelhorn ertönen.

Schon nach kurzer Zeit bewegte sich ein Kajak aus dem Nebel heraus auf uns zu, und ein lustiges „Manik-tu-mi!“ erklang zu uns herauf. Es war Nulieiu, dem bald mehrere folgten. Sie waren alle sehr erfreut, uns wiederzusehen; Lund und ich setzten uns in den Dorry, um sie an Land zu begleiten. Der Nebel belästigte die Eskimos nicht im geringsten. Sie lachten uns aus, als wir sie fragten, ob sie denn den Weg finden könnten, und fuhren eilig davon. Obgleich wir drei Viertelstunden rudern mußten, kamen wir genau an ihrem Landungsplatz an. Um ohne eine Spur von Sonnenschein und bei absoluter Windstille mit solcher Sicherheit vorwärts zu kommen, mußten diese Leute wirklich mit einem sechsten Sinn begabt sein.

Am Land war der Nebel weniger dicht. Kamiglu war eine nach allen Seiten steil abfallende Halbinsel und nur durch einen schmalen Streifen Land, zwischen eingeschobnen Lagunen im Osten und Westen, mit dem Lande verbunden. Auf dem Gipfel hatten unsre Freunde ihre Wohnungen in sieben Zelten in einem wahren arktischen Paradies. In den Lagunen unten holten sie so viele Fische, wie sie brauchten, und rings um die ausgedehnten Seen weiter im Lande drinnen weideten große Renntierherden. Die Eskimos hatten eine gute Jagd gehabt und waren reich mit Fleisch versehen. Aber das meiste lag in Depots draußen auf dem freien Felde. Sie waren zwar gleich bereit, es zu holen, aber das hätte uns mehrere Stunden aufgehalten, deshalb begnügten wir uns lieber damit, was im Lager selbst zu finden war. Wir gingen umher und sagten unsern alten Freunden Lebewohl; es konnte ja lange dauern, bis wir uns wiedersähen. Gleichzeitig holten wir so viel Fleisch und getrockneten Lachs zusammen, wie wir bekommen konnten.

Vor Umiktuallus Zelt stand dessen Pflegesohn Maniratcha oder Manni, wie wir ihn der Kürze wegen nannten, in einer Hose aus Seehundfell und einer verschmierten alten Joppe, die er sich an Bord eingetauscht hatte. Er sah auch aus,



Eine Eskimofähre (Kamiglu 1905)

als habe er vergessen, sich am Morgen zu waschen – was übrigens jedem passieren kann . . .! Vor mehreren Monaten hatte Manni in Ogchioktu angefragt, ob er nicht mit uns in das Land der Weißen reisen dürfe! Ich hielt damals seine Bitte nur für eine Kundgebung seines Mutes, ohne ihr Ernst oder größere Bedeutung beizulegen. Aber es verhielt sich doch anders. Manni hatte eben jetzt erfahren, daß Tonnich bei uns an Bord war und wir also nicht auf ihn rechneten. Und nun stand er vor dem Zelt und schluchzte zum Herzbrechen. Ich trat zu ihm und fragte ihn, ob er denn wirklich eine so brennende Lust zu der Reise habe. Dem Jungen liefen die hellen Tränen herunter, und er tat mir von Herzen leid, als er mir versicherte, das sei sein einziger Wunsch in diesem Leben. Ich schämte mich meiner Wortbrüchigkeit und ärgerte mich gleichzeitig, denn ich hätte Manni viel lieber mitgenommen als Tonnich. Manni war ein frischer, lebhafter Junge von nicht mehr als siebzehn Jahren. In meiner Verlegenheit sagte ich, er dürfe mich vorläufig an Bord begleiten, ich wollte dann sehen, was sich tun lasse.

Morgens um sieben begann sich der Nebel zu lichten, und ich hielt es fürs beste, nun an Bord zu gehen, um abfahren zu können, sobald das Wetter sichtig würde. In unserm Boote nahmen wir sechsunddreißig herrliche Renntier-

keulen mit, sowie einen ganzen Haufen gedörrter Lachse. Der Uhu, Manni und zwei Eskimos fuhren mit uns, außerdem noch vier andre in ihren Kajaks. Gegen acht Uhr waren wir an Bord, und da war der Himmel beinahe ganz klar. Nur über der Insel Eta lag noch Nebel. Ich rechnete mit den Eskimos ab und bezahlte sie für Fleisch und Fisch mit Munition. Hierauf wurde der Fall „Manni“ mit meinen Kameraden verhandelt. Wir stimmten alle überein, daß wir lieber Manni haben wollten als Tonnich, der seit seiner Ankunft an Bord den sehr wohlverdienten Namen „Freßsack“ bekommen hatte. Da kam der junge Herr selbst zu mir her, und ich redete ihn also an:

„Nun, mein lieber Tonnich, willst du jetzt wirklich durchaus mit in das Land der Kabluna reisen?“

Hierauf erklärte er mir augenblicklich und mit verblüffender Offenherzigkeit: O nein -- er habe gar keine rechte Lust mehr. Diese Leute waren wirklich nicht so leicht zu verstehen. Vor drei Tagen hatte er ums Leben gern mitkommen wollen, und nachdem er nun ein Leben wie der Vogel im Hanfsamen gehabt hatte – war ihm die Lust vergangen. Ich nahm die überraschende Nachricht jedoch mit Seelenruhe auf, denn jetzt war die Sache mit Manni ja in Ordnung. Doch nein, noch nicht ganz. Noch hatte der Pflegevater Umiktuallu ein Wort dreinzureden – derselbe angenehme Pflegevater, der früher seinen andern Pflegesohn erstochen hatte. Er mußte erst seine Erlaubnis zu der Abreise des Jungen geben. Und diese Erlaubnis gab er mir nicht so ohne weitres. Er war mit an Bord gekommen und wollte eine Bezahlung für den Jungen. Eine Feile und ein altes Messer befriedigten indes seine Ansprüche – übermäßig hoch war also der Preis für den Pflegesohn nicht.

Jetzt hatte sich der Nebel ganz verzogen. Zum letztenmal sagten wir dem Uhu und unsern andern besten Freunden vom Netschjillistamm herzlich Lebewohl und fuhren ab. Es war ein herrlicher, klarer Sommertag mit warmer Luft und vollständiger Windstille. Mitten in der Simpsonstraße lag Eta wie ein Riese, der unserm Vordringen wehren zu wollen schien. Die beiden Sunde, die diese Insel gegen King

Williams-Land im Norden und gegen das Festland im Süden bildet, waren nicht breit. Wie man sich erinnern wird, hatten der Leutnant und Helmer Hansen festgestellt, daß der nördliche Wasserlauf für die Gjöa unpassierbar sei. So setzten wir denn unsre ganze Hoffnung auf den südlichen. Dieser war nicht breiter als drei Viertelseemeilen, und wir wußten, daß er von Untiefen und Riffen blockiert war. Wir hatten schon längst wegen dieser Straße verhandelt, und uns graute vor ihr. Jetzt waren wir also da, und es ging darum mit der allergrößten Vorsicht vorwärts. Keiner von uns wird diese Vormittagwache so leicht vergessen! Ich glaube, dies war unsre aufregendste Durchfahrt. In dem Sunde wurde das Wasser immer flacher, aber der Ausguck meldete, er sehe tieferes Wasser jenseits des Riffes, über das wir hinüber müßten. Das Lot war fortwährend in Tätigkeit, und der Steuermann hatte keine Zeit, zu schlafen. Von einer Seite zur andern ging das Steuer die ganze Zeit hin und her, wie durch dichtes Eis hindurch, und da wir schließlich aus dem Etasund glücklich hinauskamen, kann ich bezeugen — ich, der die Wache am Steuer hatte — daß die Passage wenig Ähnlichkeit mit einer geraden Linie hatte. An der seichtesten Stelle war das Wasser nur drei Faden tief.

In Ogluli konnten wir wieder aufatmen, der Nachmittag war wunderschön; es war glühend heiß und ganz windstill. Eine kleine Eisbank lag im Wasser, tauchte da und dort auf und blinkte blaugrün in der Sonne. Das Lot ging noch immer auf und ab, aber nicht mehr so fieberhaft wie am Vormittag. Der Steuermann döste und machte es sich bebequem.

Jetzt endlich konnten wir uns auch etwas mit Manni beschäftigen, der bisher sich selbst überlassen worden war. Ristvedt, der die Nachmittagswache an der Maschine hatte, wurde der Auftrag gegeben, Manni zu einem Kabluna zu machen. In Anbetracht der Menge Seife und Insektenpulver, die er dabei verbrauchte, konnte ich wohl hoffen, daß Manni sauber wurde. Wir brachten es nicht übers Herz, ihm sein schönes, langes Haar abzuschneiden, aber es wurde tüchtig gekämmt, und wir bemerkten später keine Läuse mehr an

ihm. Sein Anzug fiel ein wenig bunt aus; eine blaue Trikotjacke, Kniehosen aus Seehundfell, weiße Strümpfe, des Leutnants alte ausgeschnittne Lackschuhe, und auf dem Kopf eine alte hellblaue Bademütze, die ich einmal in der Welt draußen in irgend einem Badeorte gekauft hatte. Von der ersten Stunde an gewann Manni unser aller Herz, sein Lachen verjagte die mißmutigste Laune, und ihm selbst gefiel es offenbar außerordentlich gut bei uns. Er war aber auch in das Paradies der Eskimos gekommen: an den Ort, wo man so viel ißt, wie man nur herunterbringen kann. Ich hatte eigentlich vor dem Übergang in der Lebensweise etwas Angst für Manni gehabt, aber in dieser Beziehung hatte er niemals etwas zu klagen; er rauchte auch gern Tabak.

Im Laufe des Abends tauchte von Süden her Eis auf, und in kurzer Zeit war das ganze Meer südwärts von uns dicht mit Eis gefüllt. Die Kante der Eispackung erstreckte sich in nordwestlicher Richtung und zwang uns, denselben Weg zu machen. Wir fuhren die ganze Zeit daran entlang und sahen eine Menge kleiner Inseln dazwischen. Es war Dronning Maud-Meer, das so mit Eis angefüllt war. Ich hatte gehofft, südlich von den Nordenskjöldinseln weiterfahren und mich immer am Ufer halten zu können. Aber davon konnte keine Rede sein. Das Eis war sehr dicht, und man mußte hübsch außen herumfahren, um weiterzukommen. Die Tiefenverhältnisse hinderten uns glücklicherweise nicht; mit den Handloten fanden wir jetzt keinen Grund mehr.

Sobald am fünfzehnten August der Tag graute, lag, soweit wir von Norden nach Süden sehen konnten, die große neuentdeckte Inselgruppe vor uns. Die Situation war klar: das Eis umgab die ganze Inselgruppe, und wir konnten weder südlich noch nördlich darum herum kommen – wir mußten also mitten hindurch. Der Formation der Inseln nach hielten wir es für wahrscheinlich, daß das Fahrwasser zwischen den einzelnen Inseln unrein und von allerlei Teufelszeug erfüllt sei. Wir mußten durch einen schmalen Eisgürtel hindurch, der die ganze Ostseite der Inselgruppe entlang in ungefähr einer halben Seemeile Entfernung lag. Wir merkten uns den Punkt, wo das Eis am schwächsten zu sein schien,

fuhren mit voller Kraft darauf los und hielten uns gut fest. So klein die Gjöa auch war, ordentliche Stöße konnte sie doch austeilen, und ohne große Schwierigkeit gelangten wir durch den Gürtel hindurch. Nun mußten wir im offnen Wasser am Lande südwärts hinfahren, um zu sehen, ob sich nicht weiter nach Süden zwischen den Inseln eine Durchfahrt fände. Das Lot war jetzt wieder unaufhörlich in Tätigkeit, und die Tiefe an der Ostküste hielt sich auf dreizehn Faden. Dann hörte der offne Wasserstreifen am Lande plötzlich auf und bog, als eine schmale Straße, zwischen zwei ganz kleine Inseln hinein. Die Rinne war wahrscheinlich von der Strömung geschaffen worden, und diese Durchfahrt war nicht sehr einladend; aber es war unser einziger Weg, hindurch mußten wir. Als wir westwärts abbogen, wurden die Tiefenverhältnisse ungleich, die Angaben des Lots sprangen von siebzehn auf fünf Faden Tiefe, und umgekehrt. Von dem weichen Sandgrunde waren wir auf ungleichen Felsengrund gekommen. Es war ein ganz verwirrtes Chaos, in das wir nun hineingeraten waren, überall ragten spitzige Felsen, niedrige Scheren von den verschiedensten Formen über das Wasser heraus, und wir schwankten im Zickzack hindurch wie Betrunkne. Das Lot ging auf und ab, auf und ab, der Steuermann sah starr geradeaus und folgte dem Mann im Ausguck, der wie ein Verrückter in der Tonne droben hin und her sprang und mit den Armen von Steuerbord nach Backbord schlegelte, während er sich von der einen Seite nach der andern warf und guckte und spähte.

„Nun sehe ich eine große seichte Stelle, die sich von dem einen Holm ganz hinüber nach dem andern erstreckt!"

„Wir müssen darauf halten und untersuchen!"

Die Anker waren bereit, niederzufallen, falls das Wasser zu seicht würde; und mit langsamer Fahrt näherten wir uns der Untiefe. Ich stand am Steuer und konnte vor Aufregung kaum ruhig stehen. Mit Mühe und Not gelangten wir hinüber. Am Nachmittag wurde es schlimmer als je. Das Wasser war so voller Riffe, daß wir wie durch ein ungepflügtes Feld fuhren. So ungern ich es tat, mußte ich jetzt doch ein Boot klarmachen und vor uns her loten lassen.

Dies verlangte alle Mann auf Deck, und die fünf Stunden Schlaf, die man bei der Freiwacht bekommen hätte, konnte man nur schwer entbehren. Aber es war nicht zu ändern. Auf diese Weise krochen wir vorwärts, und um sechs Uhr abends waren wir draußen in der Viktoriastraße und hatten die schwierige Inselgruppe hinter uns. Die Straße, durch die wir hindurchgefahren waren, tauften wir Palanderstraße, zur Erinnerung an den tüchtigen Kapitän der „Vega". Die Inseln südlich davon bekamen den Namen Nordenskjöldinseln, nach dem Leiter der Vegaexpedition. Leutnant Hansens kartographische Aufnahme dieser Inselgruppe erwies sich als vollständig genau.

Die Viktoriastraße war mit schwerem Eis angefüllt, das aber so lose war, daß wir hindurchkommen konnten. Vor der Insel Lind lag das Eis ganz dicht, aber wir schlüpften durch eine schmale Rinne hinein, und kamen glücklich auf der andern Seite heraus, wo wir wieder offnes Wasser hatten. Als wir morgens die Segel setzen wollten, zerbrach die Gaffel. Um sie zu reparieren, entschloß ich mich deshalb, in die Cambridgebucht, Collinsons Winterhafen, hineinzufahren.

Victorialand war flach und einförmig. Die Deasestraße ist tief genug, wenn man sich nur ein paar Seemeilen weit von der Küste entfernt hält. Von allen Landzungen und Felsenvorsprüngen erstrecken sich Untiefen ins Wasser hinein.

Am siebzehnten August, morgens um fünf Uhr, gingen wir auf der Westseite von Kap Colborne vor Anker. Und das war ein bedeutender Markstein auf unsrer Expedition. Denn jetzt hatten wir mit der Gjöa das bisher unüberwundne Glied der Nordwest-Passage durchschifft. Von jetzt an fühlten wir uns förmlich in verkehrsreichen Gewässern. Da und dort war ein Lotwurf auf der Karte angegeben, und besonders beruhigend wirkte das Bewußtsein, daß wir vor uns ein Stück der Passage hatten, das schon von einem großen Schiff befahren worden war.

Mount Pelly, der von Collinson erwähnt wird, ist ein ausgezeichnetes Wahrzeichen und leicht kenntlich. Obgleich

nicht mehr als achthundert Fuß hoch, machte er sich doch mächtig geltend, wie er da in seiner Einsamkeit aus der Ebene aufragte. Ich hatte beschlossen, hier an Land zu fahren und einen Bericht niederzulegen, aber der Wind stand so stark vom Land her, daß ich den Plan aufgeben mußte. Wir reparierten also die Gaffel und nahmen sonst einige kleine Arbeiten vor. Übrigens gebrauchten wir den Tag zum Ausruhen, was uns allen nach den Anstrengungen not tat. In solchen Fällen ist es sehr gut, wenn man einen Koch hat, auf den man sich verlassen kann; wir konnten das Schiff Lindström ruhig überlassen; er war als Seemann ebenso tüchtig wie als Koch.

Am nächsten Morgen um drei Uhr stachen wir wieder in See. Collinsons Beschreibung des Fahrwassers war uns eine große Hilfe. Er hatte eine durchgängig ausgezeichnete, zuverlässige Beschreibung geliefert. Die großen Inseln fielen jetzt auch jäh ab, und das Fahrwasser war tief und rein.

Wir fuhren durch den Sund zwischen der Insel Finlayson und den beiden ungefähr eine Seemeile entfernt liegenden kleinen Holmen hindurch. Da sahen wir zwei Kabellängen südwestwärts von der Insel das Riff, das Collinson angibt. Das Meer war ganz eisfrei.

Der Kompaß, der sich nach der Durchfahrt durch den Etasund wieder zu rühren begonnen hatte, wurde jetzt ganz lebhaft. Aber wir mußten seine Angaben natürlich mit der größten Vorsicht aufnehmen. Am nächsten Tag passierten wir die Richardson-Inseln. Sie sind hoch und steil, und ziemlich reich an Vegetation. Da kleine Scheren und Holme die Öffnungen zwischen den Inseln ausfüllen, ist es nicht leicht, sie voneinander zu unterscheiden.

Am Nachmittag fuhren wir unter die Miles-Inseln, um da für die Nacht zu ankern. Aber Gegenströmung und Gegenwind zwangen uns zur Aufgabe dieses Plans. Die Miles-Inseln sind zahlreicher, als die Karte angibt. Sie sind alle steil gegen Osten und senken sich sanft gegen Westen ab. Wir backten in der Nacht des zwanzigsten August in der Nähe der Insel Douglas, und fuhren beim ersten Tagesgrauen westwärts weiter. Der enge Sund, der in die

Dolphin- und Unionstraße zwischen den dortigen kleinen Inseln und Kap Krusenstern hindurch führt, ist sehr schwer zu finden. Wir fuhren deshalb nordwärts mitten hinein zwischen die Insel Douglas und Kap Krusenstern, um zu sehen, ob sich die Öffnung nicht zeige. Hier gerieten wir aber in eine große Untiefe, die seichter und immer seichter wurde, bis sie uns den Weg in dieser Richtung ganz versperrte; mit andern Worten: wir mußten uns südwärts wenden, um hindurchzugelangen. Um ganz ins klare darüber zu kommen, beschlossen wir, an der Insel Douglas vor Anker zu gehen, und von da die notwendigen Messungen vorzunehmen. Auf der Westseite der Insel, eine halbe Seemeile vom Land entfernt, wurde bei fünf Faden Tiefe und Felsengrund der Anker ausgeworfen. Die Insel Douglas ist ganz klein und flach. Hier fanden wir auch etwas Treibholz, das vom Kobberminefluß hergetrieben wird. Eine Anzahl alter Steinhaufen deutete daraufhin, daß die Eskimos die Insel besuchten. Leutnant Hansen machte die notwendigen Vermessungen, und obgleich wir keine Öffnung sahen, wußten wir jetzt doch, wo sie zu finden sein müßte.

Manche werden wohl denken, wir hätten diese Vermessungen auch unter Segel vornehmen können und hätten nicht nötig gehabt, anzuhalten und dadurch die Reise in die Länge zu ziehen. Das mag richtig sein. Aber man darf nicht vergessen, daß unsre Lage nicht ganz gewöhnlich war. Wir hatten das Auflaufen auf der Insel Matty noch zu frisch im Gedächtnis, und so weit es in unsern Kräften stand, sollte ein solches Erlebnis durchaus vermieden werden. Lieber nahmen wir uns ein paar Stunden Zeit, als daß wir in dem äußerst zweifelhaften Fahrwasser mit ungleichem Felsengrund und geringer Tiefe unter dem Kiel, unsicherm Kompaß und nur wenigen Leuten das Schiff aufs Spiel setzten. Wir standen jetzt sozusagen vor der Vollendung der Aufgabe, die wir uns zum Ziel gesteckt hatten, eine Aufgabe, die so viele vor uns vergebens zu lösen versucht hatten –, und mit diesem Ziel vor Augen fiel es uns leicht, unsre eigne Sehnsucht zu bezwingen, so schnell wie möglich vorwärts und aus allen Schwierigkeiten hinauszukommen.

Sobald der Tag graute, waren wir wieder unterwegs. Wir mußten südwärts von den Untiefen zwischen dem Festland und der Insel Douglas halten. Hier wurde auch das Wasser tiefer. Da wir endlich südlich genug gekommen zu sein glaubten, drehten wir westwärts und richteten den Kurs auf den Punkt, wo wir die Öffnung zu finden hofften. Das war eine aufregende Fahrt. Glücklicherweise hielt die Tiefe sich – wir fanden nirgends weniger als sieben Faden Wasser – und wir gelangten ungehindert bis unter das Festland, wo die Durchfahrt gefunden wurde. Um drei Uhr nachmittags passierten wir die Liston- und Sutton-Inseln und gelangten in die Dolphin- und Unionstraße. Meine Erleichterung, nachdem wir diese letzte schwierige Lücke in der Nordwest-Passage überstanden hatten, war unbeschreiblich.

Ich will nicht leugnen, daß ich in diesen letzten Tagen sehr aufgeregt gewesen war. Der Gedanke, daß auf dieser schwierigen Fahrt unser ganzes, bis jetzt so wohlgelungnes Unternehmen stranden könnte, war nicht angenehm, aber er hatte mir die ganze Zeit über bänglich nahe gelegen. Auf mir allein lag alle Verantwortung für die Leute und für das Schiff. Und ich konnte mich ja der Vorstellung, daß wir möglicherweise unverrichteter Sache zurückkehren müßten, nicht entschlagen. Das war nicht sehr ermutigend. Während der Stunden, in denen ich mir hätte Ruhe und Schlaf gönnen können, wälzte ich mich in diesen Tagen unter solchen Vorstellungen hin und her, die natürlich nicht einschläfernd wirkten. Trotz aller Vorsicht und trotz der wachsamen Zuverlässigkeit meiner Gefährten konnte doch jeder Augenblick unliebsame Überraschungen bringen.

Ich konnte nicht mehr essen. Bei jeder Mahlzeit plagte mich ein nagender Hunger, und doch konnte ich keinen Bissen hinunterbringen. Als wir dann endlich glücklich aus der Klemme heraus waren und ich wieder ruhig geworden war, hatte ich einen geradezu raubtierartigen Hunger zu stillen – und ich will lieber nicht berichten, was ich alles verzehrte.

Jetzt konnten wir auch den anstrengenden Wachdienst

23*

von achtzehn Stunden am Tag auf die normale Ordnung von sechs Stunden reduzieren. Mit kurzen Unterbrechungen durch Nebel und Gegenwind ging es gleichmäßig westwärts. Von der Insel Clerk sahen wir nichts, obgleich sichtiges Wetter war und wir sie gut im Gesichtskreis hätten haben sollen. Ihr Dasein muß deshalb bezweifelt werden. Von Zeit zu Zeit begegneten wir kleinen Eisschollen, die uns daran erinnerten, daß wir uns in den Polargegenden befanden und auf alles gefaßt sein müßten.

Am sechsundzwanzigsten August, abends um vier Uhr, bekamen wir plötzlich luvwärts ein hohes Land in Sicht. Die Luft war sehr unklar, und da wir nach dem Besteck auf der Höhe von Kap Parry sein sollten, glaubte ich, was wir sahen, sei das Kap. Gegen Morgen klärte sich das Wetter auf, und ich konnte da konstatieren, daß das Land nicht Kap Parry auf dem amerikanischen Festland, sondern Nelson Head auf Baringsland war. Der Irrtum war ja recht bedeutend, aber mein Kummer darüber verminderte sich, als ich später von den amerikanischen Walfischfängern hörte, welche oft geradezu komischen Irrtümer sie sich in diesen Gewässern zuschulden kommen ließen. Wahrscheinlich sind diese Gebirge da herum sehr eisenhaltig, und der Kompaß wird deshalb ganz verrückt. Dazu kommt noch die starke Strömung, und diese beiden im Verein können auch den allergewissenhaftesten Seefahrer noch viel mehr irreführen, als uns, da wir Nelson Head für Kap Parry hielten. Wir waren ja mit den Verhältnissen hier vollständig unbekannt. Nachdem wir uns orientiert hatten, ging es mit dem vollen Wind und Strömung von achter mit großer Geschwindigkeit vorwärts.

Um acht Uhr morgens war meine Wache vorbei, und ich ging zu Bett. Nachdem ich eine gute Weile geschlafen hatte, wurde ich durch ein rasches Hin- und Herlaufen auf Deck geweckt. Es war offenbar irgend etwas los da droben, und ich ärgerte mich nur, daß die guten Leute wegen eines Eisbären oder Seehunds so ein Leben verführten. Aber dann stürzte Leutnant Hansen zu mir in die Kajüte herein mit den unvergeßlichen Worten:

„Schiff in Sicht!“

— rief's und verschwand und ließ mich allein!

Die Nordwest-Passage war vollendet! Der Traum meiner Knabenjahre — in diesem Augenblick war er verwirklicht! Eine sonderbare Empfindung schnürte mir den Hals zu; etwas überanstrengt und abgearbeitet war ich — wohl war es eine Schwäche von mir, aber ich fühlte, wie mir die Tränen in die Augen stiegen. Schiff in Sicht! das Wort hatte eine magische Wirkung. Mit einem Schlag waren die Heimat und alle lieben Menschen mir so nahe, als streckten sie die Hände nach mir aus. Schiff in Sicht!

In aller Eile kleidete ich mich an. Als ich fertig war, machte ich einen Augenblick vor Frithjof Nansens Bild an der Wand halt. Es war, als sei das Bild jetzt lebendig geworden, als blitze er mich mit seinen Augen an und nicke mir zu. „Ich wußte es ja“, schien er zu sagen. Ich nickte wieder — lächelnd und glücklich — und ging auf Deck.

Es war ein wundervoller Tag. Der Wind hatte sich etwas nach Osten gedreht, und mit dem Wind auf den Billen und vollen Segeln ging es eilig vorwärts. Es war, als verstehe die Gjöa, daß jetzt das schlimmste überstanden sei — sie war so merkwürdig leicht in ihren Bewegungen. Weit im Norden lag Nelson Head. Das flachgipflige Vorgebirge nahm sich sehr stattlich aus in der Morgensonne, die auf dem weißen Schnee glühte und dunkelblaue Schatten in die parallel abwärts laufenden Spalten der Bergwände warf. Große glänzende Dünungen wiegten das Schiff sanft auf und ab, und die Luft war mild und weich; all dies sahen wir in einem einzigen Augenblick. Aber es hielt meine Aufmerksamkeit nicht lange gefesselt. Von allem zwischen Himmel und Erde waren jetzt die beiden Mastspitzen dort draußen am Horizont das einzige, wofür wir uns interessierten. Alle Mann waren auf Deck, und alle Fernrohre waren auf das uns entgegenkommende Schiff gerichtet. Auf allen Gesichtern lag ein Lächeln; gesprochen wurde nicht viel. Jetzt ließ einer das Fernrohr sinken.

„Ich möchte wohl wissen — —“

Und wieder wurde es vor die Augen gehalten. Ein andrer ließ das Fernrohr sinken und begann wieder:

„Ich möchte wissen —!"

Als der Rumpf des fremden Schiffes sichtbar wurde, hißten wir unsre norwegische Flagge. Langsam stieg sie hinauf bis unter die Gaffel; alle Augen folgten ihr. Ein leises Murmeln von allerlei vergnügten Worten klang zu der Flagge hinauf — es war, als liebkosten alle sie. Verwaschen war sie und verschiedentlich mitgenommen, aber sie trug ihre Schrammen mit Ehren.

„Möchte wissen, was er denkt, wenn er uns sieht!"

„Er denkt, das sei eine verflucht schöne Flagge!"

„Es ist wahrscheinlich ein Amerikaner."

„Möchte wissen, ob er nicht eher englisch ist!"

„Ja — was wir für Leute sind, das sieht er ja jetzt an der Flagge."

„O ja — er sieht ja, daß wir Leute aus dem alten Norwegen sind."

Die Schiffe näherten sich einander mit großer Geschwindigkeit.

„Jetzt steigt die amerikanische Flagge in die Höhe!" rief der Mann im Ausguck, der das große Fernrohr auf das Schiff gerichtet hatte. Und ganz recht — bald sahen wir es alle — das Stern- und Streifenbanner unter seiner Gaffel. Er hatte unsre Flagge gesehen und erkannt, das war klar. Der Dampf wirbelte an den Seiten dick heraus; er hatte augenscheinlich einen Motor wie wir auch und kam rasch vorwärts.

Jetzt war es Zeit, sich für das erste Zusammentreffen ein wenig fein zu machen. Vier von uns sollten an Bord des andern Schiffes, die drei andern mußten auf der Gjöa bleiben. In aller Eile wurden unsre besten Kleider hervorgeholt. Jeder kleidete sich nach eignem Belieben. Die einen zogen Eskimokleider vor, andre unsre heimatliche Friestracht. Einer fand Seehundstiefel für die Gelegenheit am passendsten, andre entschlossen sich für gewöhnliche Seemannstiefel. Auf Deck wurde auch aufgeräumt, so gut es eben ging. Von seinem Mastkorb aus konnte der Amerikaner durch sein Fernrohr unser Deck bis ins kleinste übersehen. Und wir wollten



Erstes Zusammentreffen der Gjöa mit Walfischfängern nach Vollendung der Nordwest-Passage

einen so guten Eindruck wie möglich machen. Wir waren einander jetzt so nahe, daß wir von unserm Deck das ganze Schiff übersehen konnten. Es war ein kleiner schwarzangestrichener Zweimaster, der einen starken Motor haben mußte; es schäumte tüchtig vor seinem Bug, und seine Segel hatte er auch gesetzt. Wir machten nun das Boot klar, ließen die Maschine beidrehen und ließen den Dorry, unser seetüchtigstes Fahrzeug, hinab. Es war zwar nicht schön von Ansehen, und der Herr Chef hatte auf dem Achterbrett mit der Flagge nicht gerade einen bequemen Sitzplatz; aber das Boot stimmte mit seinem Schiff überein, und wir waren ja auch nicht auf einer Lustreise. Der Amerikaner hatte seine Maschine gestoppt und erwartete uns. Mit zwei Mann an den Riemen waren wir bald neben ihm. Ein Tauende wurde uns heruntergeworfen; ich ergriff es, und nun war ich wieder in Verbindung mit der Zivilisation. Sie trat mir zwar nicht mit überwältigender Pracht entgegen. Die „Charles Hansson“ aus San Francisco sah nicht danach aus, als sei sie mit übertriebnem Luxus ausgestattet. Eine Falltreppe war überdies überflüssig, da das Schiff tief im Wasser lag. Wir faßten nach der Reeling und kletterten hinauf. Der erste Eindruck war höchst eigentümlich. Auf Deck war jeder Fußbreit Platz so besetzt, daß man nicht wußte, wie man durchkommen sollte. Eskimofrauen in roten Röcken und Neger in den buntesten Kleidern wimmelten durcheinander, gerade wie in einer Art Märchenwelt. Ein ältrer Mann mit weißem Haar und Bart trat mir vom Achterdeck her entgegen. Er war frisch rasiert und fein angezogen. Das war offenbar der Führer des Schiffes.

„Sind Sie Kapitän Amundsen?“ lautete sein erstes Wort.

Ich war sehr erstaunt, daß man so weit draußen in der Welt etwas von uns wußte, und antwortete bejahend.

„Ist dies das erste Schiff, dem Sie begegnet sind?“

Als ich dies bejahte, leuchtete es in seinem Gesicht auf, und wir drückten einander lang und herzlich die Hände.

„Ich freue mich über die Maßen, daß ich der erste bin, der Sie nach vollbrachter Nordwest-Passage willkommen heißen darf.“

Hierauf wurden wir äußerst freundlich in seine Kajüte

eingeladen. Es war kein großer Raum, aber doch ungefähr ebenso groß wie die Kajüte auf der Gjöa. Kapitän James Mc. Kenna, der Führer von „Charles Hansson“, war ein mittelgroßer, korpulenter Mann von fünfzig bis sechzig Jahren, Daß er ein alter Gast im Eismeer war, sah man ihm wohl an. Das tiefgefurchte, kupferrote Gesicht erzählte von Kälte und bösem Wetter. Jovial und behaglich war er auch. Er fragte uns, ob es uns an irgend etwas gebreche, in welchem Fall er uns gerne aushelfen wolle, so gut er könne. Das einzige, was uns jetzt noch fehlte, waren Nachrichten aus der Heimat, aber leider –, die konnte er uns nicht geben. Das heißt, einige alte Zeitungen habe er, aber . . .

„Alte! Ja für Sie! Für uns sind sie nagelneu!“

Er brachte einen Haufen herbei. Und durch einen merkwürdigen Zufall fiel mein erster Blick auf eine Überschrift die ich wie versteinert anstarrte.

„Krieg zwischen Norwegen und Schweden.“

Ich verschlang den Artikel in aller Eile, aber er gab nur mäßige Auskunft. Kapitän Mc. Kennan war schon lange unterwegs und konnte uns nichts weiter mitteilen. Wir fragten auf dem ganzen Schiff herum, ob vielleicht irgend jemand etwas Neues wisse, aber umsonst. Und diese Ungewißheit war peinlicher als die absolute Unwissenheit von vorher. Aber es war nichts zu machen, wir mußten uns in Geduld fassen.

Nach einem sehr guten Mittagessen erkundigten Leutnant Hansen und ich uns so genau wie möglich nach dem ferneren Wege von hier ab. Mc. Kenna war der Senior der amerikanischen Walfischfängerflotte und kannte die Küste von Nordamerika besser als irgend sonst einer. Ganz besonders dankbar waren wir für amerikanische Karten über die Weiterreise. Sie waren von neuerem Datum als unsre eignen und enthielten viele Einzelheiten. Mit Randbemerkungen und Kursrichtungen des alten erfahrnen Seefahrers waren sie ein wahrer Schatz für uns. Sie waren freilich ziemlich mitgenommen, und wir gingen deshalb sehr behutsam mit ihnen um.

Dann fragten wir nach den Eisverhältnissen. Ob er glaube, daß wir weiter nach Westen ohne Hindernisse vor-

dringen könnten. Er sagte, er sei auf der Herfahrt bei der Insel Herschel von Eis aufgehalten worden, wir aber würden so spät im Jahre wohl kaum auf große Hindernisse stoßen. Die Insel Herschel würden wir jedenfalls mit Leichtigkeit erreichen. Er war überzeugt, daß er selbst auf dieser Insel überwintern werde, und wir könnten vielleicht dort nochmals zusammentreffen. Vor dem Einwintern wollte er jetzt noch nach Banks-Land auf die Walfischjagd. Bis jetzt habe er kein Glück gehabt und keine gefangen. Sein Motor sei sehr stark, und er werde uns wahrscheinlich auf der Rückkehr nach der Insel Herschel noch einholen. Außerdem gab er uns auch alle nur möglichen Aufschlüsse über das vor uns liegende Fahrwasser. Eine sehr angenehme Nachricht war die Mitteilung, daß die ganze Küste entlang westwärts ebner Lehmboden sei, so daß wir sicher nach dem Lot fahren könnten. Wir waren mit sichrer Fahrt nicht verwöhnt; dieser ganze übrige Teil unsrer Reise kam uns deshalb wie eine Lustfahrt vor.

Da der Wind sich hielt und ich ihn benützen wollte, verabschiedeten wir uns nach zwei Stunden Aufenthalt an Bord von unserm liebenswürdigen Wirt. Beim Abschied schenkte er uns einen Sack Kartoffeln und einen Sack Zwiebeln. Da es schon lange her war, seit wir dergleichen Sachen zum letztenmal gekostet hatten, nahm ich die Gabe mit Dank an.

An Bord wurden wir mit großer Spannung erwartet. Wir beschlossen, die Nachricht von dem Kriege zwischen den vereinigten Ländern vorerst mit großer Vorsicht aufzunehmen. Die Kartoffeln und die Zwiebeln waren der Mittelpunkt der Freude – die meisten von uns waren selig über diese Eßwaren.

Dann ließen wir unsre Flagge herunter und setzten unsre Fahrt mit vollen Segeln fort. Mc. Kenna fuhr gen Osten, sein Glück auf dem Walfischfang zu versuchen.

Am nächsten Abend passierten wir die Franklin-Bucht. „Die rauchenden Klippen", die mehrere der älteren Reiseberichte schildern, waren noch immer in Tätigkeit; dicker Rauch wallte von ihnen auf. Die Bucht war mit Eis an-

gefüllt; so konnten wir leider nicht landen, um die Naturerscheinung etwas mehr in der Nähe zu sehen. Am Rande dieses Eises stand ein Bär, der uns mit offenbarem Interesse betrachtete. Sogleich regte sich in unsern Jägern der Blutdurst; zwei holten die Flinten herbei, und ein Boot wurde ausgesetzt. Als Freund Petz Lunte roch, stürzte er sich ins Wasser und schwamm davon; aber er wurde rasch eingeholt, und eine Kugel machte seinem Leben ein Ende. Es war ein verhältnismäßig kleines Tier, doch hatte er ein besonders schönes Fell. Der gewaltige Nimrod bekam das Fell, und das Fleisch gaben wir den Hunden, die darin schwelgten. Bärenfleisch ist nicht schlecht, aber wir hatten noch Überfluß an Renntierfleisch, und mit dem kann es das Bärenfleisch nicht aufnehmen. Wir fuhren weiter, doch bald entdeckten die Jäger neues Wild. Auf einer Eisscholle lagen zwei Bären, anscheinend schlafend, denn sie gaben kein Lebenszeichen von sich. Zur unverkennbaren Enttäuschung der Jäger ließ ich sie aber in Frieden ruhen; der Wind war günstig, und wir mußten ihn benützen. Eis war massenhaft da, aber es war lose, und wir konnten uns hindurchzwängen. Doch hatten wir jetzt sechs Stunden vollständig nächtliches Dunkel, während denen wir bei diesen Eisverhältnissen durchaus nicht weiterfahren konnten.

Als wir abends am Eise anlegten, war es ganz windstill. Bei Tagesgrauen reichte das Eis bis dicht an Kap Bathurst heran – ohne offnes Wasser auch nur von eines Zentimeters Breite. Von Nordwesten und über Norden nach Osten war das Eis lose. Ich hielt es fürs beste, zu warten und mich in Geduld zu fassen. Wenn die Brise aus Nordwesten im Laufe des Tages abflaute, war zu hoffen, daß das Eis vom Lande weg triebe und der Weg für uns frei würde. Mit diesem Nordwestwind kam auch der Nebel herbei, und bald konnten wir die Hand nicht mehr vor den Augen sehen. Im Laufe des Tages flaute denn auch ganz richtig der Wind ab. Der Nebel hob sich, und um fünf Uhr nachmittags hatten wir herrliches, klares Wetter. Im Eise entstand auch gleich eine Bewegung, aber leider nicht zu unsern Gunsten. Eine

schwere Eismasse trieb nämlich von Osten her und drohte, uns ganz abzusperren. Im Norden war das Eis noch immer lose, aber es dauerte sicher nicht lange, bis die herantreibenden Massen daraufdrücken würden. Um nun nicht ganz eingeschlossen zu werden, ließ ich den Motor in Gang setzen und nordwärts fahren, weil ich hoffte, auf diesem Wege vielleicht das Eis umgehen und etwas weiter westlich wieder unter Land fahren zu können. Wir kamen gerade noch hinaus, ehe die Eismassen aufeinanderprallten; aber da war es schon so dunkel, daß wir nichts mehr sehen konnten. Wir mußten also stoppen und zu dem alten Mittel greifen — zum Backen.

Am nächsten Morgen zeigte es sich, daß wir während des Backens zu weit westwärts gekommen waren. Aber der Schaden war nicht sehr groß, wir waren jetzt zu einer bestimmten Überzeugung gekommen: auf diesem Wege konnten wir nicht weiter vordringen. Wir mußten also unsern alten Platz wieder zu erreichen suchen; dort müßte sich die geringste Veränderung in den Eisverhältnissen geltend machen. Der Südostwind nahm zu, das Zurückkreuzen kostete sehr viel Mühe. Und als wir unsern frühern Platz erreichten, war schon die erwünschte Veränderung eingetreten, das Eis hatte sich verteilt, und nun konnten wir unsern Kurs auf Kap Bathurst richten. Dort trafen wir einen offnen Streifen Uferwasser, der zwar nicht sehr breit war; da wir aber dicht unter Land gehen konnten, gelangten wir hindurch. Das Land fällt hier steil ab.

Morgens um fünf Uhr passierten wir zwei amerikanische Walfischfänger, deren Boote auf dem Walfischfang ausgesetzt waren. Wir wollten sie in ihrer Arbeit nicht stören, hatten auch kein besondres Interesse, uns mit ihnen einzulassen, und so fuhren wir an ihnen vorüber. Ich wollte an die Insel Bailey fahren, dort in aller Ruhe Wasser einnehmen und aus den Vorderschifftanks in die Maschinentanks Petroleum ablassen. Aber da der Wind frisch aus Südosten blies, und es mit guter Geschwindigkeit vorwärts ging, konnten diese Arbeiten ebensogut unterbleiben. Als wir Kap Bathurst passierten, sahen wir eine Menge Eskimos

an Land. Sie winkten uns aus Leibeskräften und zogen sogar eine Flagge auf. Ein großes Holzhaus erschien uns als ein Gruß der Zivilisation.

Am dreißigsten August um vier Uhr nachmittags passierten wir bei ausgezeichnetem Wind und ohne Eis in Sicht die Insel Bailey. Mc. Kenna hatte uns geraten, die ganze Zeit unter Land zu halten. Aber unter den gegebnen Verhältnissen erschien es uns zu verführerisch, quer nach der Insel Herschel hinüberzufahren und dadurch den Weg abzukürzen, — was wir dann auch taten.

Bei Kap Bathurst trafen wir auf das dicke, braune Wasser, das der Mackenziefluß herauswälzt. Hier nützt es gar nichts, wenn man auch von dem Mastkorb in dem schmutzigen Wasser noch so eifrig nach Untiefen ausschaut, und wir mußten uns also ganz an das Lot halten. Der Boden war übrigens gleichmäßig, nur der Wind wühlte das Wasser auf, und allmählich zeigten sich große Wellen. Und das waren keine gewöhnlichen Wellen, blaue Wogen mit weißen Schaumkronen, sondern braune Wellen, die, mit Sand und Geröll vermischt, gelb aufschäumten. Auf der Karte war hier eine Untiefe von drei und einem halben Faden angegeben, und in diese wollten wir bei dem herrschenden Wetter nur ungern hineingeraten. Die Lage wurde auch noch ziemlich verschlimmert durch eine große Menge Treibeis, in dem wir plötzlich mitten drin waren — bei einer Geschwindigkeit von sieben Knoten Fahrt. Es lief aber doch gut ab, und als der Tag graute, war alles in Ordnung. Die Brise hielt den ganzen Tag vor, aber das Wetter war unsichtig; und wir mußten jetzt Mc. Kenna recht geben, denn wir liefen plötzlich auf die große Eispackung zu, wo kein weiteres Vordringen möglich war. Wir hielten daher bei dem jetzt etwas östlicheren Wind südwärts, der Eiskante entlang. Die Tiefe hatte zehn bis achtzehn Faden, nahm aber nach Süden ab. Als wir abends um acht Uhr auf acht Faden gekommen waren und es zugleich stockdunkel wurde, backten wir bis zum Anbruch des Tages. Während der Nacht kamen wir auf fünf Faden Tiefe. Um vier Uhr morgens fuhren wir bei langsamer Fahrt unter un-

aufhörlichem Loten westwärts. Es war ein undurchdringlicher Nebel; aber am Abend vorher hatten wir doch so viel gesehen, daß der Weg gen Westen offen war. Es lagen da aber einige Inseln, vor denen wir Angst hatten. Da wir nun nach einer halben Stunde vorsichtigen Weiterfahrens immer noch fünf Faden Tiefe hatten, dachte ich, wir seien jetzt weit genug vom Lande entfernt, und setzten bei voller Geschwindigkeit des Motors auch alle Segel auf. Da ging es flott vorwärts. Um fünf Uhr zerriß der Nebelschleier, und wir sahen da etwa eine Seemeile südlich von uns eine Insel. Das mußte die Insel Hooper sein. Gleichzeitig sahen wir auch zwei Barken, die warteten, wie sich die Sache entwickeln würde. Gleich nachher schloß sich der Nebel wieder, und aus Osten kamen Schneewolken daher. Die Gjöa fuhr mit aller Geschwindigkeit, daß das Wasser um sie her aufschäumte. Wir gebrauchten die Nebelhörner, und heulten und tuteten den herankommenden Schiffen zu Ehren. Wir passierten eine Eiszunge nach der andern, und die zwangen uns beständig, weiter südwärts auf den Mackenziefluß zuzuhalten.

Um elf Uhr vormittags wurde es wieder hell, und da sahen wir die beiden Barken weit hinter uns. Sie nahmen denselben Weg wie wir und holten uns bald ein. Es waren die „Alexander“ und die „Bowhead“ von San Francisco unter der Führung der Kapitäne Tilton und Cook. Bowhead war ein alter Bekannter; dieses Schiff war nämlich in Norwegen gekauft worden, wo es unter dem Namen „Haardraade“ viele Jahre lang zu Eismeerfahrten gebraucht worden war. Beide riefen uns an und erboten sich zu jeglicher Hilfe. Wir hatten indes keine Hilfe nötig; deshalb dankten wir ihnen freundlich und ließen sie weiterfahren. Sie teilten uns mit, daß sie jetzt aus dem Eise hinaus und heimfahren dürften. Aber zuerst müßten sie nach der Insel Herschel, und dort hofften wir gegenseitig, uns wiederzusehen – spätestens in ein paar Tagen. Diese Hoffnung ging freilich nicht so rasch in Erfüllung, wie wir gedacht hatten.

Während der Nacht auf den zweiten September hatten wir wieder eine höchst unbehagliche Fahrt bei vier Faden Tiefe,

viel Eis und einer wahrhaft ägyptischen Finsternis. Wir backten, so gut wir konnten, und am Morgen arbeiteten wir uns nach dem Lande durch, um das Uferwasser zu gewinnen. Dieses war nicht breit, aber glücklicherweise dicht am Ufer tief genug für uns. Um zwei Uhr nachmittags nahm der Wind zu und brachte heftige Regengüsse, und vorwärts ging es mit fliegender Eile. Lund war im Ausguck, ich am Steuer. Wir hatten getoppte Segel; in dem geringen Seegang zwischen dem Eise wurden wir nicht von den Wogen belästigt, und eine raschere Fahrt hatten wir noch nie mit der Gjöa gemacht. Aber mit dem Steuer mußte man flink bei der Hand sein, und als wir nach einer halben Stunde im Uferwasser waren, hatte ich ordentliche Merkmale davongetragen. Meine Hände waren voller Blasen und meine Kleider von Schweiß getränkt. Das Lot war die ganze Zeit in Tätigkeit; am Strand hatten wir zwei Faden Tiefe. In das offne Wasser, das zu schmal war, darin zu kreuzen, konnten wir nichts andres tun, als uns an einem der feststehenden Eisberge zu vertäuen. Wir warfen zwei Eisanker aus. Das Land, unter dem wir lagen, war Kap Sabine, das aus ungefähr sechzig Fuß Höhe jäh gegen das Meer abfällt und oben abgedacht ist. Wir ließen den Koch allein an Bord zurück und begaben uns alle an Land. Der ganze Strand war mit Treibholz bedeckt; ungeheure Mengen waren hier aufgestapelt, und Balken von fünfzig Fuß Länge waren nichts Seltenes. Für uns war der Anblick von all diesem Holz eine wahre Wonne. Unsre Gaffel war nun so oft zerbrochen und wieder ausgebessert worden, daß sie nicht mehr zu gebrauchen war; und hier lag ja Gaffelholz genug. Wir zerstreuten uns am Strande und suchten das beste Material; wir durften ja nur wählen. Selbst hier am Hügel gegen Norden, wo nur während der kurzen Nächte etwas Sonnenschein hinfiel, wuchs ein reicher Blumenflor. Wir pflückten große Sträuße Vergißmeinnicht und andre Blumen zum Schmuck für die Kajüte. Dann erstiegen wir den Hügel und schauten uns um. Soweit das Auge reichte, erstreckten sich lange, mit hohem, wogendem Gras bewachsene Wiesen, und in den Talsenkungen stand Buschwerk von mehr als Manneshöhe. Uns

erschien das Land wie ein Paradies; am Strande lagen einige Enten, aber sonst sahen wir nichts Lebendiges, zur großen Enttäuschung unsrer Jäger. Wir gingen etwas weiter landeinwärts und trafen hier eine Anzahl verlassener Eskimohütten. Ein paar alte Schlitten und Bogen, sowie der verrostete Lauf eines Vorderladers konnten in diesen Gegenden ebensogut Überbleibsel von Weißen wie von Eskimos sein.

Am nächsten Morgen sahen die Eisverhältnisse nicht wesentlich besser aus. Aber der Wind war abgeflaut, so daß wir mit dem Motor in dem schmalen Uferwasser weiterfahren konnten. Das neue Gaffelmaterial nahmen wir mit an Bord; dann zogen wir die Anker auf und fuhren weiter. Nach etwa einer Stunde meldete der Mann im Ausguck, daß ein Boot von Land abgefahren sei. Zuerst glaubten wir, es seien Eskimos, doch sahen wir bald, daß das Boot mit zwei Weißen und einem Eskimo bemannt war. Wir nahmen die Leute an Bord, und merkwürdigerweise redete uns der eine der Männer sogleich norwegisch an. Es war der Norweger Christian Sten, der zweiter Steuermann auf dem Schuner Bonanza von San Francisco gewesen war. Der Schuner war gleichzeitig mit uns von daheim abgefahren und hatte, wie wir auch, zweimal in diesen Regionen überwintert. Das Schiff war durch wiederholtes Auflaufen und Zusammenstöße mit dem Eise ruiniert, und vor einigen Tagen hatte man es bei King Point an Land schaffen müssen, weil es sonst gesunken wäre. Sten wohnte jetzt mit einem der Harpunierer und einigen Eskimos am Land, um über den Proviant und die andre Ausstattung Wache zu halten. Der Führer des Schiffs, Kapitän Mogg, war mit der übrigen Mannschaft in Booten nach der Insel Herschel gefahren und wollte von da mit einem andern Schiff südwärts nach San Francisco reisen.

Jetzt sahen wir auch das Wrack unter dem steilabfallenden Kap vor uns.

Sten sagte uns, das Eis reiche dicht bis King Point heran, und vorläufig könnten wir nicht weiter kommen. Er zweifelte jedoch nicht daran, daß das Eis sich noch ablösen würde. Er hatte es sogar schon erlebt, daß das Eis am neunten Oktober noch aufgegangen war.

Um zwölf Uhr mittags erreichten wir das Land und fanden alles, wie Sten uns gesagt hatte. Wir fuhren bis zu einem großen Grundeis hin, das an der äußern Seite des Wracks lag und befestigten die Gjöa daran.

Wie wenig ahnten wir, daß King Point unser Aufenthaltsort für zehn Monate werden sollte!

Wir ruderten an Land, um die Bonanza und Stens kleine Kolonie anzusehen. Kapitän Tilton auf der Alexandra



Der gestrandete Walfischfänger „Bonanza" bei King Point
Bonanza Gjöa
Unser Wohnhaus

war der älteste Kapitän derselben Reederei, der auch die Bonanza gehörte, und er hatte, als er vor zwei Tagen vorübergefahren war, Sten den Auftrag gegeben, uns alle nur erdenkliche Hilfe zuteil werden zu lassen. Wir waren zwar gut versehen; aber auf ein so freundliches Angebot hin gab es ja immer irgend etwas, was man sich noch wünschte. Wir tauschten gegenseitig eine Anzahl Konserven aus, da wir gern die amerikanischen versuchen wollten, während Sten sich nach norwegischen sehnte. Auch bekamen wir

noch viele andre Kleinigkeiten, und ich will die Gelegenheit benützen, hier meine Erkenntlichkeit auszusprechen für alle Vorteile, die wir von Sten und von der Bonanza gehabt haben.

Sten hatte schon viele Winter an der nordamerikanischen Küste zugebracht und konnte uns daher auch viele wertvolle Aufschlüsse über Land und Leute geben. Er kannte auch die hier wohnenden Eskimos, was höchst wichtig für uns war.

Um diese Zeit hatte sich nun auch Manni vollständig in die Verhältnisse an Bord eingelebt. Er war wie ein Kabluna gekleidet, und da er ein ungewöhnlich tüchtiger Jäger war, hatte ich ihm einen Karabiner und eine Schrotflinte geschenkt, auf die er sehr stolz war, und die er aufs beste behandelte. Ich fragte ihn nun, ob er uns denn nicht lieber verlassen und an Land gehen möchte, aber er antwortete mit einem bestimmten Nein. Ich nahm ihn mit zu den Eskimos, die bei Sten wohnten, und siehe da, sie konnten einander verstehen. Das eine oder andre Wort mochte wohl verschieden sein, aber im großen ganzen war es ein und dieselbe Sprache. Diese Eskimos – es waren ein Mann und drei Frauen – stammten aus der Gegend des Kotzebue-Sundes in der Nähe der Beringstraße und waren mit den Walfischfängern hierher gekommen. Sie nannten sich selbst Nunatarmiuneskimos. Die Bewohner der Küste hier nannten sich Kagmallikeskimos; aber die Zivilisation hatte schon einen so verderblichen Einfluß auf sie ausgeübt, daß sie, die mehrere hundert Familien stark gewesen, jetzt auf ganz wenige zusammengeschmolzen waren. Die Kagmallikeskimos waren größer und schöner gewachsne Leute als die Nunatarmiunesen. Sten war eben dabei, sich auf einem kleinen Platz am Bergabhang ein Haus zu bauen, dicht bei dem großen Proviantlager und allem andern, was an Land gebracht worden war. Wir machten auch einen Besuch an Bord der Bonanza. Sie lag gekentert am Ufer. Der Vordermast war gekappt, aber der Großmast stand noch. Von diesem war eine Trosse nach demselben Eise herübergezogen, wo wir auch festlagen, eine andre Trosse ging an Land hinüber. Der Raum war voller Wasser, eine Menge leerer Gefäße und

Tonnen schwammen darin herum. Von dem Schiff war viel Material weggehauen. Und mit Erlaubnis nahmen auch wir, was wir nötig hatten, besonders Takelwerk, Blöcke, Laternen und ähnliches mehr. Einen kleinen Ofen nahmen wir mit großer Freude entgegen. Wenn wir noch einen Winter unterwegs bleiben müßten – und es sah fast danach aus – könnte er uns sehr gute Dienste leisten. Wir hatten aller-



Eskimos bei King Point

dings Material genug, um Öfen daraus zu machen; und einen guten Schmied, der einen Ofen machen konnte, hatten wir auch; aber es war doch ganz gut, wenn die Arbeit schon getan war. Die etwas veränderte Kost schmeckte uns auch herrlich. Namentlich die amerikanischen eingemachten Früchte wurden an Bord mit großem Jubel begrüßt.

Aber auch für Sten waren wir zu rechter Zeit gekommen. Er hatte viel Arbeit vor sich und brauchte notwendig Hilfe. Diese hätte er freilich später von den Eskimos mit Leichtigkeit bekommen können; aber es war eben doch viel besser für ihn, wenn seine Arbeit getan wurde, bevor Schnee fiel.

24*

Wir waren nicht die einzigen, die eine Veränderung im Eise ersehnten. Eine große Anzahl Eskimos war mit ihren Booten auf dem Wege von der Insel Herschel nach dem Mackenziefluß, etwa vier Seemeilen westwärts, vom Eise aufgehalten worden. Sie hatten ihre Boote an Land ziehen müssen und waren jetzt aufs Warten angewiesen. Vom Gipfel auf King Point konnten wir das Takelwerk eines Schuners in der Richtung von Key Point, fünfzehn Seemeilen westwärts, wahrnehmen. Dieses Schiff gehörte den Eskimos. Sie hatten es sich um Pelzwerk erhandelt und lagen damit nun dem Walfischfang ob. Jetzt war es auf den Grund gelaufen, kam aber doch wieder los, ehe es zufror, und wendete sich nun nach der Insel Herschel. Die hier ansässigen Eskimos sind lauter Seeleute und Walfischfänger; die Amerikaner nehmen daher keine große Besatzung mit, da sie hier Leute genug finden, die tüchtiger und angenehmer sind als ihre eignen.

Ristvedt und Manni waren auf der Jagd gewesen und kamen mit einer Menge Schneehühner zurück. Der Leutnant und ich verlegten uns auf den Fischfang, und wir lieferten manches gute Gericht Fische in die Küche. Lund arbeitete im Schweiße seines Angesichts, die neue Gaffel fertig zu bringen, ehe wir weiterführen. Wiik und Hansen hatten sich auf meine Anfrage hin bereit erklärt, Sten beim Bau seines Hauses zu helfen, das unter Dach kommen sollte, bevor Schnee fiel. Die Hilfe der beiden tüchtigen Menschen war leicht zu erlangen gewesen – und ihnen selbst schmeckte die Veränderung, sowohl in der Arbeit als auch in der Kost.

Die Tage vergingen, aber im Eise zeigte sich keine Veränderung. Wir mußten uns mit dem Gedanken vertraut machen, hier zu überwintern. Die Frage war nur, ob wir auch genügend Platz hätten. Die Bucht vor uns war sehr seicht und voller feststehender Eisberge, so daß wenig Aussicht auf eine größre Eispackung da war. Sten erzählte, es hätten einmal drei Walfischfänger hier überwintert, aber während dieser Zeit hätten sie keine einzige Bewegung im Eise wahrgenommen. Gegen Osten war das Uferwasser noch

offen, so daß wir Shingle Point, fünfzehn Seemeilen weiter ostwärts, hätten erreichen können, wo sich ein kleiner Hafen finden sollte. Aber dies war höchst unsicher, und da wir hier Gesellschaft und Hilfe am Ort hatten, entschlossen wir uns, da zu bleiben, wo wir waren.

Jede Nacht nahm das Eis jetzt um Zolles Dicke zu, und bald war unser Schicksal auch für diesen Winter besiegelt. Am Samstag den neunten September konnten wir übers Eis gehen, und damit mußte der dritte Winter als begonnen betrachtet werden.

Zehntes Kapitel

Der dritte Winter

An demselben Tag, wo das Eis gangbar wurde, bekamen wir unsern ersten Besuch. Es war ein Missionar, Mr. Fraser, der von der Insel Herschel kam und nach Fort Mc. Pherson wollte, der nördlichsten Station der Hudsonbai-Gesellschaft am Mackenziefluß. Als Führer hatte er einen Eskimo, namens Roksi, bei sich. Die beiden waren vom Eise aufgehalten worden und wohnten nun am Strand, ungefähr vier Seemeilen westwärts von uns in einem Zelt. Von Mr. Fraser hörten wir, daß im Hafen von Herschel fünf Schiffe vom Eise eingeschlossen seien, ferner lägen noch sechs andre weiter ostwärts, man wisse nicht wo. Nun waren also nicht weniger als zwölf Schiffe hier oben im Eis, und davon waren nur drei aufs Überwintern eingerichtet. Das sah nicht günstig aus.

Roksi war ein Kagmallikeskimo, und da sein Vater Häuptling gewesen war, hielt er sich für eine bedeutende Persönlichkeit. Seine Stammesgenossen ließen sich aber durch diesen Adel nicht imponieren und lachten ihn aus. Diese Eskimos hatten übrigens die häßliche Gewohnheit, sich an jedem Mundwinkel ein Loch in die Unterlippe zu bohren und als Schmuck große Hornknöpfe hindurch zu stecken. Die zivilisierten von ihnen hatten allerdings die Knöpfe wieder herausgenommen; die Löcher zogen sich dann wieder zusammen, ließen aber häßliche Narben zurück.

Am Montag den elften September begannen wir den

Bau unsres Hauses. Wir wollten uns diesen Winter aus Treibholz zwei Häuser bauen, das eine zum Wohnen und das andre als Observatorium für die magnetischen Variationsinstrumente. Das Wohnhaus sollte aus zwei Räumen bestehen, aus einer Schlafstube für vier Mann und einem Raum, der Küche und Eßzimmer zugleich wäre. Am liebsten hätten alle am Land gewohnt. Um die Feuchtigkeit an Bord zu vermindern, ließ ich die ganze Küche an Land bringen.



Chr. Sten Roksi

Außerdem hatten unser Koch und Sten innige Freundschaft geschlossen, und dieses Verhältnis wollten wir so viel wie möglich ausnützen. Sten war nämlich ein ausgezeichneter Koch; in seinem jetzt vollendeten Haus hatte er einen großen prächtigen Herd, wo die herrlichsten Gerichte zubereitet werden konnten. Der Leutnant und ich wollten mit Manni an Bord bleiben und das Schiff bewachen. Der Architekt und der Schmied übernahmen den Bau des Hauses. Die Form einer Erdhütte erschien ihnen dafür am praktischsten. Hansen und Wiik halfen ihnen. Als Bauplatz war der flachste Teil des Hügels gewählt worden. Der ganze Vor-

mittag wurde auf das Sammeln des Baumaterials verwendet; und schon am Abend standen beide Langwände fertig.

An Bord richteten der Leutnant und ich uns aufs beste ein. Der Ofen, den wir uns von der Bonanza angeeignet hatten, war aufgestellt, und er verbreitete nun all die Wärme, die wir in den vorhergehenden Wintern entbehrt hatten. Dazu mußte jedoch Brennholz gesägt und gespalten werden, und es dauerte nicht lange, bis Manni diese Arbeit übernehmen konnte. Er mußte ja etwas zu tun haben. Ferner lag ihm das Reinhalten der Kajüte ob, was darin bestand, daß er jeden Morgen das Gröbste hinauskehrte. Früher hatten wir nicht Zeit gehabt, dies öfter als einmal in der Woche zu tun, und da sah es nicht sehr schön bei uns aus. Außerdem verlegten der Leutnant und ich uns aufs Fischen. Jeden Morgen hackten wir das Eis auf und fingen so viele Fische, wie wir brauchten. An einem Morgen fingen wir regelmäßig zwanzig bis dreißig von den „Weißfischen", die sich an der Küste von Nordamerika in Unmengen finden. Sie gleichen am ehesten einem großen Hering. Der Leutnant hatte überdies auch eines unsrer Segeltuchboote ausgesetzt und machte darin mit Vorliebe Jagd auf Enten. Auch Manni ergab sich weiter drinnen im Lande der Jagd und kehrte dann mit Gänsen, Enten und Schneehühnern zurück. So hatten wir die ganze Zeit über genug frisches Fleisch.

Schon am fünfzehnten September war das Wohnhaus unter Dach. Die beiden Zimmer hatten so ziemlich dieselbe Größe. Im Innern waren für vier Mann feste Kojen aufgeschlagen. Vor jeder Koje war eine Bank und in der Mitte des Zimmers ein kleiner Tisch. Außerdem hatte Wiik einen eignen Klapptisch, wo er seine magnetischen Kurven zeichnen konnte. Als Ofen diente einer unsrer Petroleumtanks, den Ristvedt dazu eingerichtet hatte. Zu Röhren wurden eiserne Platten von der Bonanza verwendet, die Ristvedt zusammenklopfte. Das äußre Zimmer diente, wie gesagt, als Küche und Eßzimmer zugleich. Der Herd war gleichfalls aus einem Petroleumbehälter hergestellt. Eine Platte mit sechs Löchern bekamen wir von Sten, der doppelt versehen war. Aus diesem Material stellte unser sinnreicher



Unser Wohnhaus bei King Point

Schmied den herrlichsten Herd her, den man sich nur denken kann. Wenn Lindström etwas extra Feines und Merkwürdiges zubereiten wollte, ging er aber doch zu Sten in dessen Küche. Einen Backofen hatte er nicht, und er buk sein Brot nach wie vor auf dem Primusapparat. Und da dies vielleicht die Hausfrauen interessieren kann, teile ich mit, daß unser braver Lindström über drei Jahre lang das leckerste Backwerk in einem kleinen Backofen auf dem Primus gebacken hat. Zum Backen von acht Brotlaiben brauchte er einen halben Liter Petroleum. Neben dem Herd stand ein langer Tisch, wo wir alle miteinander, acht Mann hoch, unsre Mahlzeiten einnehmen konnten. Ein kleiner Anrichtetisch und eine Truhe zur Aufbewahrung von verschiednen Gegenständen vollendeten die Einrichtung des Eßsalons. Vor dem Eßzimmer war ein kleiner Flur, wo man sich den Schnee abklopfen konnte, ehe man eintrat. Das Haus war von Norden nach Süden gebaut und der Boden mit Brettern belegt, die zu diesem Zwecke von Hause mitgenommen worden waren. Obgleich der Bauplatz der ebenste Teil des ganzen Hügels war, fiel der Boden doch ein wenig ab, worüber besonders Lindström brummte. Nun, er war ja auch den ganzen Tag in seiner Küche beschäftigt. Das Haus wurde innen mit Segeltuch bezogen und außen mit Moos

gedeckt. Wenn nun der Schnee kam und alles miteinander begrub, dann hatten wir ein feines Haus. Licht erhielten wir durch Dachfenster nach Osten. An der Ostseite des Hauses wurde ein Schuppen errichtet zur Unterbringung des Brennholzes.

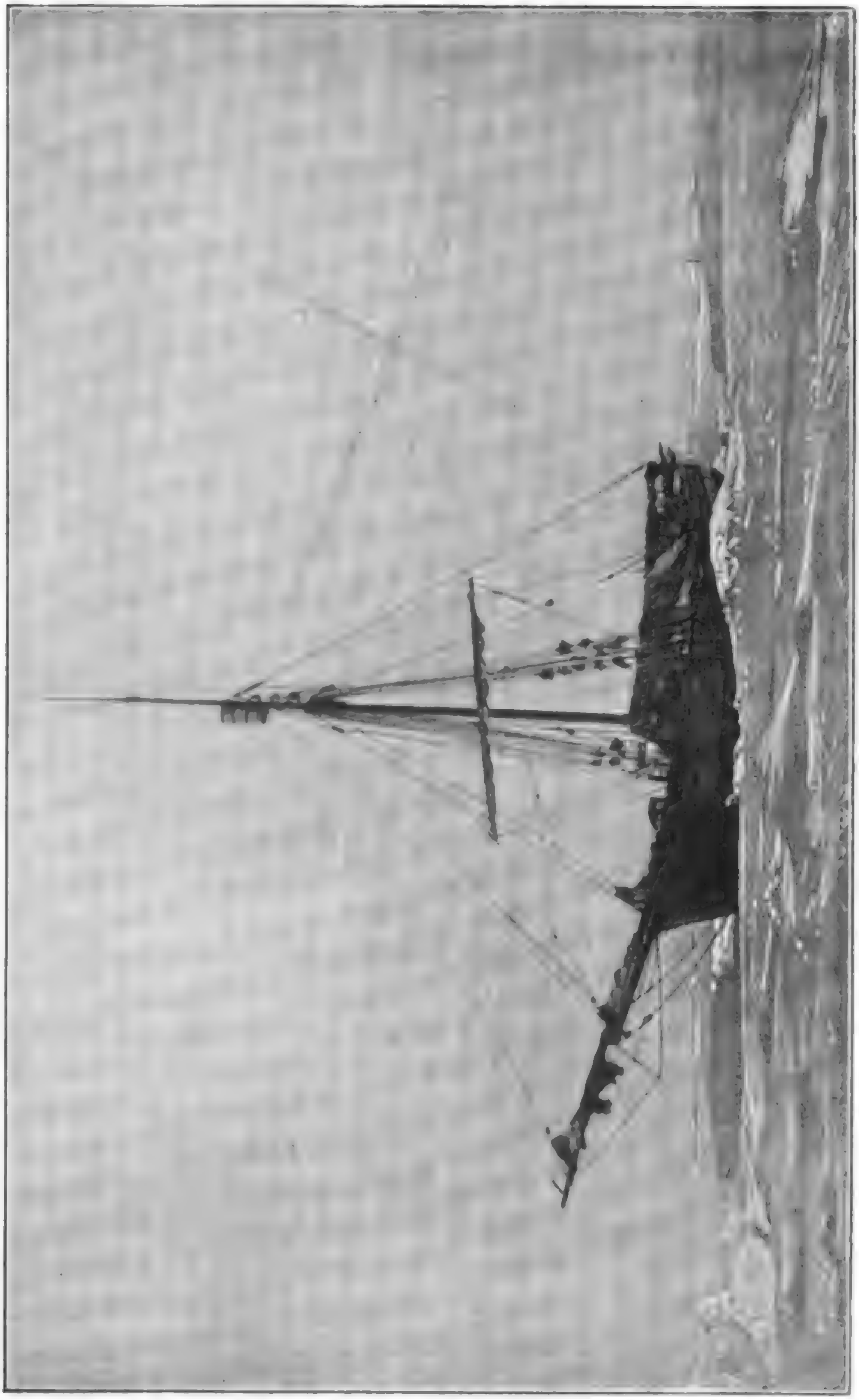
Nachdem das Wohnhaus unter Dach war, machten sich Ristvedt und Wiik an den Bau des Variationshauses. Der



Unser Registrierhaus bei King Point
(Die Pfähle dienen dazu, bei Schneesturm den Weg zu markieren)

Platz dazu lag ungefähr zweihundert Meter von dem andern entfernt auf einer freiliegenden Landspitze, die im Norden jäh gegen das Meer abfiel. Zuerst wurde ein Zelt aufgestellt, in dem Wiik durch eine Reihe von Beobachtungen die Nord-Südlinie in der Richtung des magnetischen Meridians bestimmte, nach dem das ganze Haus gebaut werden sollte. Nach Süden zog sich ein langer Hügelkamm hin, der in die großen Ebnen auslief. Zur Orientierung bei Schneestürmen bezeichneten wir den Weg dorthin durch eingerammte Pfähle.

In dieser Zeit erhielten wir regelmäßig Besuch, besonders



Im Winterquartier unter King Point
(Mondscheinphotographie)

von Eskimos, die wie wir auch im Eis eingesperrt waren. Ab und zu war auch der Missionar dabei. Nachdem er die Reise nach Fort Mc. Pherson endgültig aufgegeben hatte, kam er eines Tages mit Roksi an Bord, sich zu verabschieden. Ich lud die beiden zum Mittagessen ein, und bei Tische erzählte Roksi – der recht gut englisch sprach – hier in diesen Gegenden hätten die Eskimos ein Wort, das unserm „Danke" entspreche. Es hieß „Kojenna". Der Missionar wollte behaupten, dieses Wort sei von der christlichen Mission eingeführt worden, aber Roksi verneinte das. Der Missionar wurde sehr erregt und sagte, Wörter wie „Amen" und „Halleluja" seien doch jedenfalls durch die Mission gekommen. „Weit entfernt," erwiderte Roksi, „wir haben Amen und Halleluja lange vor der Mission gehabt." Dies sagte er mit einer so sichern Überlegenheit, daß wir in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

Nachdem die Häuser gebaut waren, kam das Schiff an die Reihe; es wurde mit Segeltuch überzogen, und die letzten Wintervorbereitungen wurden getroffen. Diesmal machten wir den Eingang hinten am Steuerbord. Eine kleine Kajütentür von der Bonanza wurde in das Segeltuch eingesetzt und eine große, breite Treppe von da aufs Eis geführt; so sah es bei uns wirklich ganz herrschaftlich aus.

Eines Tages zog die erste große Eskimokarawane vorüber. Sie bestand aus den Eskimos, die mit ihren Booten im Eise festsaßen und nun zu Schlitten nach Fort Mc. Pherson reisten. Es war ein Zug der bunt, ja festlich aussah, als er mit klingenden Schellen an dem aus Seehundfell gearbeiteten Geschirr zwischen der Bonanza und der Gjöa hindurchfuhr. Es erinnerte geradezu an die Weihnachtsfahrten auf dem Lande daheim. Diese Eskimos fuhren in ganz andrer Weise als die Netschjilli. Meistens waren die Hunde in einer langen Reihe angespannt, die im Gänsemarsch hintereinander zogen, manchmal aber auch paarweise. Sie waren so gut angeschirrt, daß sie nicht aus der Reihe herauskommen konnten, was seine Vorteile aber auch seine Nachteile hatte.

Sten hatte sein Haus mit Rasen bedeckt, und der Eskimo Kunak war jetzt mit dem seinigen, das dicht neben Stens

lag, auch fertig geworden. Wenn nun der Winter seinen Einzug mit schweren Schneestürmen hielt, fand er die Kolonie auf King Point gerüstet.

Im ganzen waren es zwanzig Seelen, die während der nächsten zehn Monate an diesem Orte kampierten.

Auf der Gjöa wohnten Leutnant Hansen, Manni und ich, in unserm Haus drüben die andern fünf Leute von der



Die Kolonie bei King Point
Kunaks Haus
Stens Haus

Gjöa. Fünfzig Meter weiter westwärts lag Stens Haus, das aus Brettern und Planken von der Bonanza errichtet war und ganz villenmäßig aussah. Es bestand aus zwei Zimmern; in dem inneren wohnte Sten mit seiner Frau Kataksina und seinem Töchterchen Anni. Das Zimmer war behaglich und geräumig. Der vordere Raum war Küche und Wohnraum für die beiden Familien. Der Harpunierer Jimmi mit seiner Frau hatte ein großes bequemes Bett dicht am Herd, wo es allerdings ein wenig heiß werden konnte. Ich denke an die Backtage; da wird es wohl fünfzig Grad Wärme gehabt



Kunak mit Familie im Sommer bei King Point
Kunak

haben. Aber noch schlimmer stand es für den Eskimo Neiu und seine Frau, die in einem kleinen Verschlage gerade über dem Herd wohnten. Wie diese Menschen das aushielten, war mir ein Rätsel; sie zogen übrigens bald auf die Jagd hinaus und hielten sich den größten Teil des Winters im Freien auf. Die beiden Zimmer erhielten ihr Licht von einem riesigen Fenster im Dach. Vor der Küche war ein großer, in zwei Teile geteilter Flur; der eine davon war die Werkstatt, der andre diente als Speisekammer. Von der Werkstatt gelangte man in einen großen geräumigen Holzschuppen aus Balken und Segeltuch. Von da führte dann eine Tür ins Freie. Alles war praktisch und gut eingerichtet.

Wand an Wand mit Sten hatte sich Kunak sein kleines Haus gebaut. Dieses hatte nur ein Zimmer, und die Einrichtung bestand aus zwei Betten, Tisch und Ofen. Übertrieben kann diese Einrichtung nicht genannt werden, wenn man bedenkt, daß Kunak seine alte Mutter, seine Frau und zwei Kinder bei sich hatte. Er bekam oft Gäste, und dann lagen bis zu zehn Menschen in seinem Hause.

In der Kolonie gab es ungefähr ebensoviel Hunde wie Menschen.

Wir sammelten aus allen Kräften Brennholz für den Winter. Es war ja genug da, und damit es uns nicht verschneie, stellten wir es in großen Haufen zusammen und fuhren dann davon ein, so viel wir brauchten. Zur besondern Freude des Kochs wurde eine wichtige Entdeckung gemacht. Das Wasser im See war vollkommen süß und lieferte ein in jeder Beziehung vortreffliches Trink- und Kochwasser. Das klingt merkwürdig; aber der See bekommt sein Wasser von dem großen Mackenzie, der nicht weit entfernt ist.

Wir waren alle oft erkältet, insbesondre Manni, den wir trotz seines Widerspruchs mehrere Tage hintereinander das Bett hüten lassen mußten. Er litt auch an Nasenbluten – ja, es verging fast kein Tag, an dem er nicht aus der Nase geblutet hätte.

Schon lange hatte ich mir das Eis daraufhin betrachtet, ob es denn nicht bald möglich wäre, zu Schlitten nach der



King Point (Der Strand ist mit Treibholz bedeckt)

Insel Herschel zu gelangen, weil ich mich da nach der Post erkundigen wollte, die in der nächsten Zeit von dort abgeschickt werden sollte. Wir sehnten uns ja alle brennend nach Botschaft aus der Heimat. Ich hatte mich mit Sten verabredet, der mit den Walfischfängern auf der Insel Herschel verhandeln wollte. Die Eskimos westwärts von uns hatten versprochen, Nachricht zu geben, sobald das Eis passierbar



Das Land zwischen King Point und Key Point

wäre. Besonders bei Key Point wollte es nicht so recht fest werden; dort ergießt sich nämlich ein großer Fluß ins Meer.

Am Sonntag den vierundzwanzigsten September kam ein Eskimo vorbei, der nach Herschel wollte. Wenn er dorthin gelangen könnte, dann müßte es uns andern doch auch möglich sein. Am Dienstag darauf machten wir uns denn auch morgens in aller Frühe mit einem Schlitten und einem guten Hundegespann auf den Weg. Die Schneebahn war nicht sehr gut, denn der neugefallne Schnee war noch nicht fest geworden, und wir mußten uns durch große lockre Schneewehen hindurcharbeiten. Vier Seemeilen westwärts stießen wir auf das erste Eskimolager von mehrern Zelten.

Alle Boote waren an Land gezogen, die Eskimos lebten von Fischen, die sie aus dem Eise des Sees herausholten. Noch einige Meilen weiter westwärts war wieder ein Lager. Diese Eskimos waren bedeutend zivilisierter als die Neschjilli. Die Gastfreundschaft hielten sie sehr hoch. Wenn man sie besuchte, wurde einem immer mit Tee und frischem Weißbrot aufgewartet. Die Eskimos hier an der Küste von Alaska trinken mehr Tee als irgend ein andres Volk.

Wir hielten uns meist auf dem Eise dicht unter Land, wo wir den besten und bequemsten Weg hatten. Da wir das Marschieren noch nicht gewohnt waren, hielten wir am ersten Tag bei Key Point an, fünfzehn Meilen von King Point und zwanzig Meilen von Herschel entfernt. Wir errichteten ein Zelt am Ufer, sammelten Brennholz und machten es uns bequem. Ich hatte Manni mitgenommen, ihm die großen Schiffe und die vielen Kabluna zu zeigen. Der Eskimo Neiu war auch mit uns.

Am nächsten Morgen zogen wir weiter. Der Weg auf dem Eise war hier abscheulich; unter dem Schnee stand wohl einen halben Fuß tiefes Wasser. Wir wateten in dem Brei, und unsre Renntierstiefel wurden durch und durch naß. Aber wir kamen doch vorwärts, und um halb fünf Uhr nachmittags waren wir am Herschelhafen.

Ein ganz ungewohnter Anblick wurde uns hier zuteil. Vier große Schiffe lagen nebeneinander, und auf dem Eise dazwischen wimmelte es von Menschen. Unsre Ankunft machte großes Aufsehen. Sten und Neiu waren ja den meisten von früher bekannt, aber Manni und ich in der Netschjillitracht waren etwas ganz Neues. In einem Nu waren wir von einer bunten Menge umringt — Mulatten, Negern, Gelben, Weißen. Auch die Kleidung dieser Menschen war höchst mannigfaltig; die meisten Eskimos gingen in Kablunakleidern, und die meisten Kabluna in Eskimotracht. Unter Kabluna verstehen die Eskimos hier alle Menschen einer fremden Rasse. In Beziehung auf den Neger setzt er aber doch ein „maktok“ hinzu und nennt ihn Maktokkabluna, was so viel heißt wie „der schwarze Weiße“.

Da ich beschlossen hatte, Kapitän Tilton auf der

„Alexandra“ aufzusuchen, begab ich mich dorthin. Ich wurde mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen und in eine freundliche, behagliche Kajüte geführt. Kapitän Tilton war ein großer, kräftiger Mann, der älter aussah, als er in Wirklichkeit war, mit wenig Haar und einem weißen Schnurrbart. Nach kurzer Zeit kamen auch die andern Schiffsführer herbei. Das Leben, das sie in diesen Gegenden führen, hatte allen ein gemeinsames Gepräge gegeben; sie hatten alle eine ziemliche Leibesfülle und nur wenig Haar.

Daß die Verhältnisse auf mehrern dieser amerikanischen Walfischboote nicht so waren, wie sie hätten sein sollen, ist wohl kaum zu bezweifeln. Aber da ich keine positiven Beweise habe, will ich die vielen und mannigfaltigen wunderbaren Geschichten, die mir während meines Aufenthalts hier zugetragen wurden, lieber unberührt lassen. Von Kapitän Tilton wurde ich übrigens vom ersten Augenblick an mit der größten Liebenswürdigkeit behandelt. Er bot mir jede nur erdenkliche Hilfe an, und dabei war er doch selbst keineswegs reichlich versehen. Am meisten aber freute ich mich über einen Brief von Hause. Er war allerdings recht alt, fast anderthalb Jahre, aber darum nicht weniger willkommen. Vom Konsul Henry Lund in San Francisco bekam ich auch einen Brief, und die Kapitäne berichteten mir, wie viel dieser Herr für mich getan hätte. Alle hatten von ihren Reedern Befehl erhalten, mir zu helfen, wo sie nur könnten.

Ehe ich Herschel verließ, machte ich dem dortigen Missionar, Herrn Whittaker, einen Besuch. Er wohnte mit seiner Frau und zwei Töchtern auf dem Festland in einem Hause, das außer den Wohnräumen für ihn und seine Familie auch noch die Räume für Kirche und Schule der Eskimos enthielt. Ich wohnte einem Gottesdienst an, und es war mir ein wahres Vergnügen, die Eskimos singen zu hören. Als ein praktischer Mann, was jeder Missionar sein sollte, hatte Herr Whittaker seine Leute genau studiert und dabei herausgefunden, daß sie den Gesang liebten. Da fügte er sehr viele Gesänge in den Gottesdienst ein und predigte nur ganz kurz und bündig. Die Folge davon war eine volle Kirche. Der Missionar war ein echter englischer „Sportsman“,



Die Flotte der amerikanischen Walfischfänger bei der Insel Herschel (1905—1906)

von hoher, schlanker und elastischer Gestalt und großer Körperkraft, die ihm unter den gegebnen Verhältnissen sehr zustatten kam; denn bisweilen mußte der Pfarrer hier auch die Polizei darstellen. Die Eskimos haben einen häßlichen Fehler; sobald sie Branntwein bekommen, betrinken sie sich, und dann sind sie nicht leicht zu regieren. Herr Whittaker hatte gewiß eine recht schwierige Stellung an diesem Ort, wo so viele schlechte Elemente zusammenkamen, die auf die verschiedenste Weise den Bestrebungen des Pfarrers und Missionars entgegenarbeiteten. Er und seine Familie waren daher recht froh, daß im nächsten Frühjahr ihr Aufenthalt hier zu Ende ging. Die beiden Töchterchen waren sechs und neun Jahre alt, zwei ungewöhnlich liebe Kinder. Beide sprachen fließend englisch und die Eskimosprache. Das jüngste wurde leider krank und starb im nächsten Frühling. Es war ein ergreifender Anblick, als die Eltern beim Verlassen der Insel die Kleine auf dem Schlitten mitnahmen.

Manni hatte sich königlich amüsiert. Er war ununterbrochen eingeladen gewesen und hatte an dem „Hola-hola" oder Tanz der Eskimos teilgenommen. Die Eskimotänze sind aber hier von den Kablunatänzen beeinflußt und bieten nichts Interessantes mehr. Gut bewirtet war Manni auch worden. Renntier- und Seehundfleisch, sowie Walfischspeck hatte er so viel bekommen, wie er nur hinunterbringen konnte – und das war nicht wenig. Die Eskimos wohnten in kleinen, elenden, niedrigen Holzhäusern auf dem Lande; sie sahen nicht sehr gesund aus, und Manni war nach dem Besuche auch sehr erkältet.

Die Post sollte am zwanzigsten Oktober über Fort Mc. Pherson nach Fort Yukon abgehen. Dort sollte sie warten und dann für die verschiednen Kapitäne Telegramme zurückbringen.

Mit einer Antwort für uns sah es daher vor dem Monat Mai nicht hoffnungsvoll aus, denn die Post wird über Edmonton nach Fort Mc. Pherson gebracht und von dort durch Indianer nach der Insel Herschel befördert. Das war eine zu lange Wartezeit, und wir fragten deshalb bei den Walfischfängern



Winterleben auf der Insel Herschel (1905—1906)



Theatervorstellung auf der Insel Herschel

an, ob sie etwas dagegen hätten, wenn ich die Post am zwanzigsten Oktober begleiten würde. Wenn ich selbst dorthin käme, könnte ich gewiß alles allein besorgen. Meinem Wunsch wurde mit der größten Liebenswürdigkeit entsprochen und mir alles Notwendige zur Verfügung gestellt. Kapitän William Mogg, der Führer der gestrandeten „Bonanza", wollte auch mit der Post weiterreisen und versuchen, San Francisco zu erreichen, um dann im nächsten Jahr mit einem neuen Schiff wieder in die nördlichen Breiten zu ziehen. Das war wirklich ein mutiger Plan von diesem älteren Manne, der überdies solche Reisen gar nicht gewohnt war.

Am neunundzwanzigsten September, morgens um neun Uhr, traten wir die Rückreise nach der Gjöa an. Mogg begleitete uns, er wollte einen Teil seines Proviants bei King Point holen. Ohne größere Mühe reisten wir den ganzen Tag, und um elf Uhr abends waren wir am Ziel. Am Abend sahen wir ein wundervolles Nordlicht. Wir sprachen auch bei unsern Nachbarn im nächsten Eskimolager vor und

wurden mit Tee und Weißbrot bewirtet. Hier trafen wir eine Schlittenexpedition, die von Kapitän Mc. Kenna ausgesandt war und nach der Insel Herschel sollte. Von ihr erfuhren wir, die „Charles Hanson" sei vor Kap Toker jenseits vom Mackenziedelta im Eise stecken geblieben. Diese Schlittenexpedition wußte auch, daß vier von den andern Schiffen die Insel Bailey erreicht hätten; aber von dem fünften wußte sie nichts. Über dieses verschwundne Schiff liefen den ganzen Winter hindurch die abenteuerlichsten Gerüchte um. Es war ein kleiner Schuner, nicht größer als die Gjöa, namens Olga. Das Schiff war zuletzt in nördlicher Richtung fahrend gesehen worden, und man war sehr in Sorge, es sei entweder im Eise erdrückt oder nach dem Pol getrieben worden.

Bei unsrer Rückkehr hatten wir sechsunddreißig Seemeilen zurückgelegt, was für uns ungeübte Fußgänger eine ordentliche Leistung war.

Während meiner Abwesenheit war an Bord und an Land fleißig gearbeitet worden. Lund hatte ein neues meteorologisches Häuschen verfertigt, in das kein Nebel hineindringen konnte. Schon am nächsten Tage stellte ich mit Ristvedt alle meteorologischen Instrumente auf, so daß



Eskimozelt bei King Point

wir die Beobachtungen am ersten Oktober beginnen konnten. Auch der Bau des Observatoriums für die magnetischen Variationsinstrumente war weit vorgeschritten und wurde am zweiten Oktober fertig. Es hatten vier bis fünf Fuß Erdboden herausgesprengt werden müssen, und das ganze Observatorium lag nun unter der Erde, nur das Dach schaute noch heraus. Für dieses Haus war Holz von der Kajüte der Bonanza verwendet worden. Das ganze Haus wurde mit Dachpappe und alten Segeln überzogen.



Kaffeegesellschaft bei King Point

Jetzt fuhren täglich in beiden Richtungen Eskimos vorbei, und es war kein ungeteiltes Vergnügen, diese umherstreifenden Gäste zu jeder Zeit um sich zu haben. So kamen einmal vier ganze Familien zugleich und schlugen ihre Zelte dicht bei der Bonanza auf. Die Eskimos ließen sogleich ihre Hunde los, die nicht gerade überfüttert waren. Sie rannten denn auch alle schnurstracks auf Beute. Kapitän Mogg hatte seinen Schlitten gepackt, um zur Abreise am nächsten Morgen parat zu sein. Unter anderm Proviant hatte er auch eine Anzahl gefrorner Fische darauf, mit denen er den andern Kapitänen aufwarten wollte, weil diese noch keine Fische gehabt hatten. Selbstverständlich fielen nun diese Hunde über den bepackten Schlitten her und fraßen

die Fische auf. In der Nacht brachen sie dann in Stens Proviantthaus ein und stahlen — nach Stens eigner Angabe — zweihundertfünfzig gefrorne Fische. In unserm Holzschuppen fanden sie eine nagelneue Renntierhose, die Lund gehörte, — diese fraßen sie mit Stumpf und Stiel auf.

Als die Missetaten am nächsten Morgen an den Tag kamen, gab es einen fürchterlichen Spektakel. Ich stand hinter einem Holzhaufen und beobachtete den kleinen, runden Kapitän Mogg, als er nach seinem Schlitten sah. Er stand vor seiner leeren Fischkiste und fluchte auf amerikanisch, daß es eine Art hatte. Vor seinem Hause ging Sten, den Karabiner über der Schulter, in kriegerischer Haltung auf und ab; drunten aber in ihren Zelten sangen und lachten die Eskimos, während sie sich zum Aufbruch rüsteten, augenscheinlich in vollständiger Unkenntnis des Vorgefallenen. Sten wartete offenbar auf sie; ich lief zu ihm hinüber und sagte mit fröhlichem Gesicht:

„Nun, Sten, guten Morgen! Wie gehts?"

Wütend drehte er sich um:

„Zweihundertfünfzig Stück haben mir die verdammten Schweinehunde gestohlen; aber nicht ein einziger Eskimo kommt von hier weg, ehe er nicht jeden einzelnen bezahlt hat!"

Indessen aber sah ich nichts andres, als daß die guten Eskimos ihre Vorbereitungen mit aller Seelenruhe fortsetzten. Als ich nach dem Gabelfrühstück wieder hinauskam, waren sie schon weit draußen auf dem Eise. Ich fragte Sten, ob er denn eine Bezahlung oder Erstattung für seine Fische bekommen habe? Nein, das habe er nicht, antwortete er, aber jeder von den Eskimos habe garantiert, er werde ihm im Frühjahr die Fische wiederbringen. Sten sagte mir nicht, worin diese Garantie bestand, und ich habe meine Zweifel, ob sie viel wert gewesen ist.

Übrigens war Sten der gefälligste Mensch von der Welt. Als er hörte, ich wolle die Post begleiten, machte er sich flugs an die Herstellung eines neuen Schlittens. Ich besaß nun allerdings Schlitten genug, und auch recht gute, hatte aber das Herz nicht, sein wohlgemeintes Aner-

bieten auszuschlagen. Auch dachte ich, auf meiner Postreise würde ich wohl nicht besonders viel Verwendung für einen Schlitten haben; deshalb sei es nicht von so großer Wichtigkeit, wie der Schlitten konstruiert sei, den ich mitnähme.

Stens Frau, Kataksina, verfertigte neue Stiefel und neue Kleider für mich, und zu diesem Zweck hatte Sten sogar noch mehrere andre Eskimos angeworben.

Da mir sehr viel daran lag, eine genügende Menge frisches Fleisch für den Winter zu bekommen, beschloß ich, unsre Nimrode, Hansen und Ristvedt, auf eine Jagdexpedition auszuschicken. Der Eskimo Neiu hatte die Ofenwärme in Stens Küche vermutlich satt bekommen, denn er nahm die ihm angebotne Stelle eines Führers der Expedition mit Freuden an. Sie wurden auf acht Wochen ausgerüstet und bekamen zwei von unsern und vier von Stens Hunden mit. Ich selbst behielt für meine Postreise vier Hunde zurück. Unsre beiden Hündinnen hatten leider die Zeit schlecht gewählt: sie konnten jeden Tag niederkommen, und durften also jetzt nicht benützt werden.

In der ersten Hälfte des Oktobers fiel der Fischfang außerordentlich reich aus. Zwischen dreißig und vierzig Stück am Tage, — das war das regelmäßige. Wir reinigten die Fische sogleich beim Herausnehmen aus dem Netz und hängten sie am Takelwerk auf, wo sie augenblicklich gefroren. Das Takelwerk der Gjöa bot überhaupt in dieser Zeit einen lustigen Anblick. Gar manchem Fisch- und Wildhändler wäre das Wasser im Munde zusammengelaufen, wenn er alle die herrlichen Bündel von Schneehühnern, Enten, Gänsen und Fischen gesehen hätte, die daran baumelten.

Manni war jetzt Leutnant Hansens Schüler geworden; er lernte Schreiben und das Zifferblatt lesen. Besondre Gaben zeigte er nicht; aber er lernte doch ziemlich rasch seinen Namen schreiben und sagen, wie viel Uhr es war — jedenfalls innerhalb eines Spielraums von fünf Minuten. Schneller ging es mit dem Brettspiel, dessen Geheimnisse er sich so aneignete, daß sein Herr und Lehrmeister wirklich manchmal den kürzern zog. Während dieser Spielpartien saß

meistens auch ich in der Kajüte mit einem Buch und las unter der angenehmen Begleitung der leisen und wohlbedachten Bemerkungen. Aber wenn Manni gewann, dann brach er in ein solches Freudengeheul aus, daß jeder literarische Genuß in seiner Nähe für eine Weile ganz unmöglich wurde.

Jetzt vor meiner Abreise waren alle eifrig mit Briefschreiben beschäftigt; jeder wollte ja den Seinen Nachricht geben. Zum Schlusse kamen alle Briefe in eine Messingbüchse, die zugelötet wurde. In diesen Gegenden muß man starke Briefumschläge haben.

Am zwanzigsten Oktober war meine Ausrüstung fertig. Der von Sten verfertigte Schlitten leuchtete im Glanz seines Firnis und seiner neuen Beschläge. Die nagelneue von seiner Frau genähte Decke vermehrte den Eindruck von Eleganz. Die Ladung des Schlittens wog vorerst nur hundert Kilogramm; in Herschel würde ich schon noch mehr zu verpacken bekommen. Ich nahm Jimmi mit, um ihn den ersten Blick in die Zivilisation tun zu lassen. Er konnte mir außerdem in diesen Gegenden eine sehr gute Hilfe sein. Am einundzwanzigsten Oktober früh um sechs Uhr verabschiedeten wir uns von unsern Kameraden und zogen ab.

Es war ein herrlicher Tag. Der Weg war ausgezeichnet, da die Kälte noch nicht ernstlich hereingebrochen war. Wir fuhren den Strand entlang, wo der Wind den Schnee fast ganz weggeblasen hatte, und da ging es mit großer Geschwindigkeit vorwärts. Wir waren beide in Netschjillitracht; aber es dauerte nicht lange, da mußten wir die Oberkleider abwerfen und in den Unterkleidern weitermarschieren.

Nachdem wir Key Point erreicht hatten, bemerkte ich etwas Sonderbares. Ganz von drinnen aus der Bucht kam etwas gerade auf uns zu. Es sah am ehesten aus wie ein Luftballon, der am Rande des Eises hinschleifte. Als die Erscheinung näher kam, sahen wir, daß es ein Schlitten mit einem Segel war. Bei der frischen Brise trieb das Segel den Schlitten sehr rasch vorwärts, die Hunde mußten sich recht in acht nehmen, da sie sonst leicht hätten unter den Schlitten geraten können. Der Schlitten kam auf uns zu und

schlug dieselbe Richtung ein wie wir. Wir versuchten gleichen Schritt mit ihm zu halten, blieben aber mehr und mehr zurück. Auf dem Schlitten waren vier Eskimos. Plötzlich hielt der Schlitten; der Führer wendete sich an mich und schlug mir vor, alle drei Schlitten zusammenzukoppeln und alle Hunde vorzuspannen. Ich nahm das Anerbieten mit Freuden an; in wenigen Minuten war es getan, und bei günstigem Wind ging es nun rasch der Insel Herschel zu. Der liebenswürdige Eskimoführer sprang auf die andre Seite seines Schlittens; so konnten wir uns unterhalten. Es war ein ungewöhnlich einnehmender Mensch, der gut englisch sprach; er war von der Art der Menschen, zu denen man gleich Vertrauen faßt, und erinnerte mich an den besten von meinen Freunden in Ogchioktu: an den Uhu. Meine Freude war deshalb ebenso groß wie meine Überraschung, als Jimmi – so hieß er – mir mitteilte, er sei der Mann, der die Post von Herschel nach Fort Yukon bringen solle. Er sagte mir auch auf meine Erkundigungen ganz ehrlich, von der Abgangszeit und über den Weg wisse er selbst nichts, denn er habe diese Reise noch nie gemacht. Er habe von den weißen Männern Befehl erhalten, die Post zu übernehmen, und da wolle er gehorchen. Ich erfuhr später, daß keiner von den andern Eskimos sich auf diese Postfahrt einzulassen gewagt hatte. Als Bezahlung war Jimmi ein Walfischboot versprochen worden, was der höchste Wunsch dieser Eskimos ist. Mit einem Walfischboot fühlen sie sich für den Rest ihres Lebens geborgen.

Um drei Uhr nachmittags hatten wir die Insel Herschel erreicht.

* * *

Nach meiner Abreise verlief auf der Gjöa alles still und gleichmäßig. Leutnant Hansen führte an meiner Statt das Kommando. Es wurde eine Reihe von Jagdexpeditionen unternommen, von denen man nie mit leeren Händen zurückkehrte. Kunak, der Wand an Wand mit Sten wohnte, wurde nach dem Mackenziedelta geschickt, Elche zu jagen, die dort in großen Mengen zu finden waren. Es kamen beständig

Sendungen von Elchfleisch an Sten, die er mit uns teilte. Auch andre Eskimos kamen und boten uns Elchfleisch zum Kauf an, sowie eine Menge Hasen.

Das Wetter war in diesem Winter ausnahmsweise schlecht; ein Schneesturm löste den andern ab. Weihnachten kam heran, und unter den vereinten Anstrengungen der Kolonie wurde diese Zeit festlich und vergnügt begangen. Aber Nebel und Stürme trieben auch im Neuen Jahr unverändert ihr Spiel und machten den Leuten das Leben so sauer, wie es nur solche unerträglichen Schneestürme machen können. Sie wirbeln alles zu einem undurchdringlichen Nebel zusammen, blenden einem die Augen und dringen in jede Fuge und Spalte hinein. Eines Abends wollte Manni vom Wohnhaus an Bord zurückkehren. Es war ein Hundewetter erster Sorte, und als Manni nicht kam, wurde der Leutnant ängstlich um ihn. Er ging also an Land, ihn zu suchen, und fand ihn – in Stens Haus. Manni hatte sich auf der kurzen Strecke verirrt gehabt.

Anfangs März erhielten sie eine Postsendung an Bord. Es waren eine Anzahl Zeitungen und ein Telegramm, das ich mit „The Royal North-West Mounted Police", die Dawson City am fünfundzwanzigsten Dezember verließ, abgeschickt hatte. Durch diese Zeitungen und durch Briefe von mir erhielten sie genaue Kenntnis über die Ereignisse daheim in Norwegen, und zugleich erhielt jeder Grüße von den Seinen.

Am zwölften März, abends um sechs Uhr, war ich wieder an Bord und brachte Briefe und Zeitungen für alle miteinander.

An Bord fand ich alles in schönster Ordnung. Leutnant Hansen hatte während meiner Abwesenheit die meteorologischen Beobachtungen übernommen, und Wiik hatte die magnetischen Beobachtungen ohne Unterbrechung fortgesetzt.

Ehe ich abreiste, hatte ich Befehl gegeben, den Walfischfängern zehn Kisten oder zwölfhundert Kilogramm Mehl auszuliefern, weil sie damit sehr schlecht versehen waren. Dies geschah nicht ohne Stolz darauf, daß die Gjöa nach einem Aufenthalt von zwei und einem halben Jahr im Eise den Amerikanern noch diese Hilfe leisten konnte.

Der Tag nach meiner Rückkehr wurde gefeiert; Veranlassung dazu hatten wir ja genug.

Kurz nachher reiste Ristvedt mit Jimmi nach der Insel Herschel, um einen Arzt zu konsultieren. Ein Sandkorn war ihm ins Auge geflogen, und er konnte es nicht wieder herausbringen. Am sechzehnten März nahmen wir eine Liste über unsern Proviant auf und konnten feststellen, daß wir reichlich versehen waren. Ein paar Tage später kehrte Ristvedt, von seinen Schmerzen befreit, zurück, und er war ganz erfüllt von der Gastfreundschaft, die ihm Kapitän Mc. Gregor und Frau auf der Karluk erwiesen hatten.

Wir benützten die ersten schönen Tage zum Bau eines großen luftigen Hauses auf dem Berggipfel — für unsre Sammlungen. Wenn die Sonne jetzt wieder ordentlich herauskam, mußten unsre Felle und Pflanzen gelüftet werden. Für diese Sammlungen waren wir mindestens ebenso besorgt wie für unser eignes Leben.

Am zweiundzwanzigsten März hatten wir eine Maximal-Temperatur von zwei Zehntel Grad über Null, zum erstenmal in diesem Winter. Der Frühling kündigte sich allmählich an.

Neiu war gerade jetzt mit neunzig Hasen zurückgekehrt. Ich beschloß daher, einige von unsern Jägern noch einmal mit ihm und seiner Frau auf die Hasenjagd auszusenden. Wir hatten jetzt keinen Mangel an Schrotflinten mehr, denn die Walfischfänger hatten uns mit solchen versehen. Am Tage nach ihrer Abreise kamen die Eskimos und verkauften uns hundertvierzig Pfund Elchfleisch und vierzig Hasen. Wir schwelgten geradezu in frischem Fleisch.

Wiik war in den letzten Tagen nicht so recht wohl gewesen; doch erschien das nicht so schlimm, daß wir dem Unwohlsein größere Bedeutung beigelegt hätten. Er klagte über Mangel an Appetit, und am sechsundzwanzigsten abends auch über heftige Schmerzen in der rechten Seite. Ich gab ihm Naphtha, was die Schmerzen linderte. Am nächsten Tag mußte er liegen bleiben; und er klagte wieder über dieselben Schmerzen. Ich vermutete eine leichte Rippenfellentzündung, woran er, wie er mir jetzt sagte, früher schon gelitten hatte. Nach dem Arzneibuch von Uchermann behandelte ich ihn

nun mit kalten Umschlägen. Außerdem bekam er Naphtha, wenn sich ab und zu Atemnot einstellte. In der Nacht auf den achtundzwanzigsten hatte er gut geschlafen, und am nächsten Vormittag lachte und scherzte er wieder mit uns. Am Nachmittag stellten sich jedoch die Schmerzen abermals ein. Ich ließ deshalb die nassen Umschläge weg und legte ihm ein Senfpflaster auf. Am Abend hatte er hundertvier Pulsschläge, und die Temperatur zeigte neununddreißig fünf Zehntel Grad. Um vier Uhr wurde ich gerufen. Wir hatten eine elektrische Leitung zwischen dem Schiff und dem Wohnhaus, und ich hatte befohlen, mir zu klingeln, wenn irgend eine Veränderung eintreten sollte. Wiik klagte über heftigere Schmerzen, und die rechte Seite war leicht geschwollen. Das Senfpflaster hatte nicht gewirkt; es war wohl zu alt gewesen.

Ich legte nun einen Senfteig auf, und der wirkte sofort. Die Temperatur war unverändert: neununddreißig fünf Zehntel Grad. Gegen Morgen glaubte ich eine entschiedne Besserung wahrnehmen zu können. Der Kranke schlief Stunden lang und hatte keine Schmerzen mehr. Ich gab ihm etwas Fieberarznei, die ihm gut tat. Um Mittag war die Temperatur auf neununddreißig zwei Zehntel Grad heruntergegangen. Er verlangte etwas zu essen und aß mit verhältnismäßig gutem Appetit. Um neun Uhr abends zeigte die Temperatur achtunddreißig vier Zehntel Grad. Der Puls hatte hundertsechzehn Schläge, ging aber gleichmäßig. Ich nahm den Senfteig weg, der sehr gut gewirkt hatte, stach die Wasserblasen auf und legte einen Lappen mit Borvaseline darauf.

Am dreißigsten März schrieb ich in mein Tagebuch: „Wiik geht es viel besser. Temperatur heute morgen achtunddreißig acht Zehntel Grad, mit ruhigem Puls und hundertsechzehn Schlägen. Die Temperatur heute abend siebenunddreißig sechs Zehntel Grad, Puls hundertvierzehn und ruhig. Appetit steigend, Verdauung gut.“

An diesem Abend war ich in der Aussicht auf Wiiks baldige Wiederherstellung sehr vergnügt. In der darauffolgenden Nacht wurde ich nicht geweckt und war deshalb überzeugt, unsern Patienten so gut wie hergestellt anzutreffen, wenn ich zum Frühstück ins Wohnhaus hinüber-

käme. Doch ich wurde traurig enttäuscht. In der Nacht hatte der Kranke einen heftigen Schüttelfrost bekommen. Lindström, der ihm am nächsten lag, hatte ihn mit einer Menge Kleider zugedeckt. Da dies aber nichts half, bat Wiik Lindström, er solle sich selbst auf ihn legen. Der hatte es getan, und schließlich hatte der Anfall nachgelassen. Alsdann hatte Lindström den Ofen angezündet und im Zimmer warm gemacht. Er sagte, er habe mich nicht wecken wollen, weil draußen ein ganz toller Schneesturm gewütet habe. Das war natürlich verkehrt von Lindström gewesen; aber er hatte es in bester Absicht getan, und wahrscheinlich hätte ich auch gar nicht helfen können. Als ich am Morgen ankam, war die Temperatur achtunddreißig acht Zehntel Grad und der Puls hundertsechzehn. Als ich dann um elf Uhr wieder maß, war zwar die Temperatur auf achtunddreißig sechs Zehntel Grad gefallen, aber der Puls erschreckte mich. Im Gegensatz zu vorhin war er jetzt sehr unregelmäßig. Ich befahl daher Jimmi, meinen Begleiter auf meiner Reise nach Alaska, sich zur Abfahrt nach Herschel fertig zu machen, um einen Arzt zu holen. Draußen blies ein heftiger Nordwestwind mit dichtem Schneegestöber, und Jimmi wollte bis zwei Uhr morgens warten, da es jetzt schon spät war und er die Insel nicht mehr vor Einbruch der Dunkelheit hätte erreichen können. Ich schrieb an Kapitän Tilton, auf dessen Schiff sich der Arzt befand, und auch einen Krankheitsbericht an den Arzt selbst. Indessen aber wurde Wiiks Zustand immer bedenklicher, und ich wendete alle meine Überredungskunst an, Jimmi zur sofortigen Abreise zu bewegen. Aber das Wetter war jetzt so, daß selbst ein Eskimo sich nicht hinauswagte.

Als ich gegen fünf Uhr abends gerade die letzten Vorbereitungen für Jimmis Abreise am nächsten Morgen traf, begann die elektrische Klingel plötzlich heftig zu läuten. Dieses Klingeln bedeutete nichts Gutes, und ich eilte so rasch wie möglich hinüber. Aber ich kam nur gerade noch zu den letzten Atemzügen unsres armen Freundes zurecht.

Es war ein unsäglich trauriger Augenblick. Ich drückte dem Toten die Augen zu, und still und tief betrübt saßen

wir eine Weile neben der Leiche. Wiik war uns allen ein guter Freund gewesen; mit seinem fröhlichen Sinn und seinem frischen Humor hatte er viel zu dem allgemeinen guten Einvernehmen beigetragen. Wohl ist der Tod ein unheimlicher Gast; aber auf uns, in unsrer Lage, so weit von allen Verwandten und Freunden entfernt, wirkte er vielleicht noch niederdrückender als sonst. Dann gingen wir so schnell wie möglich wieder an unsre Arbeit – dieses große Hilfs- und Trostmittel.



Gustav Juel Wiik (Winter 1905)

Da ich mir über die Art der Krankheit nicht ganz klar war, hielt ich es fürs sicherste, alles aus dem Hause herausschaffen zu lassen. Sten bot uns Platz bei sich an, und ich nahm das liebenswürdige Anerbieten mit großem Danke an. Die Küche wurde drüben bei Sten eingerichtet, und wir nahmen jetzt alle unsre Mahlzeiten dort ein. Lindström und Lund zogen auf das Schiff in den Achtersteven, bis die Vorderkajüte eingerichtet wäre. Nun war das Haus ganz verlassen, und wir vernagelten es.

Ein paar Tage später ging Sten auf die Insel Herschel,

und bei seiner Rückkehr sagte er, es hätte gar nichts geholfen, wenn auch nach dem Arzt geschickt worden wäre, dieser sei gegenwärtig mit Arbeit überlastet; einige Vergiftungsfälle verlangten Tag und Nacht seine persönliche Gegenwart.

Am dritten April hatte Lund den schwarzgestrichnen Sarg vollendet, und Wiiks Leiche wurde hineingelegt. Wir stellten ihn in dem innern Zimmer auf zwei Schemel, schraubten den Deckel zu und breiteten eine Flagge darüber. Der Sarg sollte vorerst hier stehen bleiben, denn die Sonne mußte die festgefrorne Erde etwas erweichen; dann erst konnten wir unsern Freund begraben. Ofenröhren und andre kleine Öffnungen wurden der Ventilation wegen angebracht und das Haus dann aufs neue zugenagelt.

Am fünften April kehrten unsre Jäger zurück. Von einigen Eskimos hatten sie den Tod unsres Gefährten erfahren. Auf ihren Schlitten brachten sie zweihundertsiebenunddreißig Hasen. Sie erzählten auch, es gebe unglaublich viele von diesen Tieren. Die Jagd wurde in folgender Weise betrieben. Quer durch ein langgestrecktes Gebüsch hindurch bildeten die Jäger eine Kette. Unter Schreien und Rufen trieben sie dann die Hasen vor sich her: die dummen Tiere verlassen das Gebüsch nicht, sie bleiben ganz am Rande zusammengekauert sitzen und werden so eine leichte Beute der Jäger. Diese Hasen sind viel kleiner als die unsrigen; wir rechneten auf zwei Mann einen Hasen.

Fast das erste, was die Walfischfänger tun, wenn sie sich zum Überwintern hier oben einrichten, ist, daß sie ein Eishaus bauen. Es mag sich ordentlich überflüssig anhören: ein Eishaus im Polarmeer! Aber im Sommer ist es sehr nützlich. Wir hatten es versäumt, uns bei Zeiten eins zu bauen, deshalb mußten wir uns jetzt nach einem Aufbewahrungsort für das frische Fleisch umtun. Wir ergriffen den Ausweg, der sich schon so oft als praktisch erwiesen hatte — wir gingen auf die „Bonanza“ und sahen nach, ob sich nicht dort irgend eine Hilfe fände; und wirklich, wir wurden auch diesmal nicht enttäuscht! Unter dem Kajütendeck war ein großer, prächtiger Kellerraum. Im Herbst hatte er sich mit

Wasser gefüllt, das jetzt festgefroren war; mit andern Worten: wir hatten den feinsten Eiskeller fix und fertig vor uns. Die Hasen wurden zusammengebunden und da unten aufgehängt; und so hatten wir die ganze Zeit über frisches Fleisch.

Der erste Frühlingsbote war ein Fuchs, der am vierten April herbeigeschlichen kam.

Lindström zog sehr bald zu seinem Freund Sten hinüber, was insofern praktisch war, als er dort drüben seine Hauptbeschäftigung hatte. Diese beiden Dicksäcke der Kolonie verband bald eine unverbrüchliche Freundschaft. Wenn wir nach dem Abendessen an Bord zurückgingen, kam eigentlich vor dem nächsten Morgen keiner von uns nochmals an Land; Lindström und Sten waren dann die Alleinherrscher droben in Stens Hause. Eines Abends hatte ich meine Pfeife vergessen und kehrte deshalb in das Haus zurück, sie zu holen. In dem Holzschuppen angekommen, hörte ich Lachen und lautes Rufen drinnen.

„Aha," dachte ich, „da hättest du vielleicht schon früher untersuchen sollen, was das Band zwischen den zwei Unzertrennlichen bildet; das deutet ja auf wahre Orgien – vielleicht Unfug mit den Mädchen . . .!"

Wie ein Racheengel stand ich plötzlich vor ihnen – und konnte mich überzeugen, daß sie bei dem unschuldigsten Kartenspiel saßen und sich dabei amüsierten wie die Kinder. Ich erfreute mich eine Weile an ihnen und verschwand dann mit meiner Pfeife und meinem stolzen Bewußtsein.

Am zwölften April kehrten die Jäger wieder zurück, diesmal mit einundsiebzig Hasen und fünf Schneehühnern.

Manni war ein ausgezeichneter Bursche. Immer seelenvergnügt, zuverlässig und gutmütig. Sein Hauptvergnügen war die Jagd, und er war fast beständig draußen im Freien. Da er nun Ristvedt und Hansen auf die Jagd begleitete, ermahnte ich ihn, das Tabakkauen aufzugeben. Diese Unsitte war mir von jeher zuwider; der junge Mensch brauchte sich wahrhaftig nicht diese Schweinerei anzugewöhnen. Ristvedt und Hansen kauten Tabak, wie andre ein Butterbrot verzehren, ganz besonders, wenn sie auf der Jagd waren. Sie versuchten es, Manni zu verlocken; aber nein, er rührte ihren

26*

Tabak nicht an. Das Rauchen hatte ich ihm erlaubt, ihm aber zugleich gesagt, ein Übermaß könnte gefährlich werden. Und so war er auch darin äußerst mäßig. Da ich bei seinen vielen Erkältungen immer ein wenig ängstlich war, befahl ich ihm, bei der Rückkehr von einem Ausflug stets die Kleider zu wechseln. Und Ristvedt berichtete nun, Manni habe sich, so oft er nach Hause gekommen sei, von Kopf bis zu Fuß umgezogen. Nichtsdestoweniger war er jetzt



Frühlingsbild aus King Point

gründlich erkältet, wahrscheinlich angesteckt von den Eskimos, die vollständig gleichgültig gegen sich sind.

Die Osterzeit kam und ging, ohne daß wir ihr besondre Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Eine Zigarre pro Mann am Osterfest, – das war fast der einzige Extragenuß.

Am vierzehnten April besuchte uns der Inspektor von „The Royal North-West Mounted Police", Mr. Howard, mit einem Sergeanten, einem Indianer und einem Eskimo. Mr. Howard war in Uniform, was einen hier oben ganz merkwürdig anmutete. Er kam von Fort Mc. Pherson und sollte

nach der Insel Herschel, um die kanadische Obrigkeit zu repräsentieren. Von Herschel kam auch ein Schlitten an mit einem Teil von Missionar Whittakers Eigentum. Dieser Schlitten sollte fünfzehn Meilen westwärts nach Shingle Point.

Der Frühling hatte begonnen, und damit auch der Verkehr. Am nächsten Tag traf wieder ein Schlitten von Osten her ein. Diesmal waren es einige Eskimos mit einem Weißen, die im Auftrage von Mc. Kenna Zucker holen sollten. Der Weiße machte fast den Eindruck eines Idioten. Eine seiner großen Zehen war ihm stark erfroren; Leutnant Hansen nahm sie jetzt in Behandlung. Später erzählte der Mann Sten, er sei mit dem zweiten Maschinisten von der „Charles Hansson" zusammengewesen, dieser aber sei unterwegs krank geworden, und er habe ihn, nur mit einer wollnen Decke zugedeckt, zurücklassen müssen. Das erschien uns nicht als übertrieben gute Fürsorge. Charlie — so nannte der Mann sich — hatte weiter nichts an den Füßen, als ein paar gewöhnliche Strümpfe und Seehundkamikken, und das ist in diesen Gegenden sehr wenig. In Herschel kam heraus, daß er Mc. Kenna durchgebrannt war, und zwar mit dem zweiten Maschinisten, der also irgendwo am Strande gestorben sein mußte. Mit den Eskimos, die Zucker holen wollten, war er nur zufällig zusammengetroffen.

Um die Mitte des Monats reisten Leutnant Hansen und Ristvedt nach Herschel; sie sollten sehen, ob wir noch zwei Mann bekommen könnten. Ich hätte gerne einen andern Mann für die Küche gehabt, weil Lindström lieber bei der Maschine sein wollte — und dann noch einen Mann auf Deck.

Mittlerweile hörten wir, es seien Renntiere in der Gegend gesehen worden, wir schickten deshalb Hansen mit einer Eskimofamilie auf die Jagd. Alle unsre Hunde, mit Ausnahme von Nikodemus, den ich von Eagle City mitgebracht hatte — waren in einem miserabeln Zustand, teils durch Raufereien, teils durch andre Unglücksfälle. Hansens Expedition wurde deshalb das „Invalidenkorps" genannt. Er kehrte auch schon am ersten Abend wieder zurück und erklärte, das Petroleum sei ausgelaufen und habe alles Brot verdorben. Es blieb uns nichts andres übrig, als den

„Invaliden“ neues Brot zu geben und sie am nächsten Tage wieder ausziehen zu lassen.

Am zweiundzwanzigsten April kam Herr Whittaker mit Frau und Tochter an. Sie übernachteten bei uns und reisten am nächsten Morgen weiter.

Jetzt trafen die Schneehühner in großen Scharen ein. Die dichtbesetzten Höhenzüge sahen aus, als seien sie lebendig geworden; aber die Vögel waren so scheu, daß man fast nicht auf Schußweite zu ihnen hinkommen konnte. Manni



Sommerbild aus King Point

machte von Tag zu Tag Fortschritte in der Gelehrsamkeit. Zu einer tiefern Kenntnis der Kablunasprache brachte er es allerdings nicht. Die größten Fortschritte machte er im Brettspiel und im Patiencelegen. Manchmal war es recht schwer, ihm irgend eine Beschäftigung anzuweisen, wenn er mit seinem vorgeschriebnen Tagewerk – Reinmachen, Holzspalten, Wasserholen und auf die Jagd gehen – fertig war. Da machte er wohl ein Brettspiel mit dem Leutnant, oder er legte allein eine Patience.

Leutnant Hansen und Ristvedt kehrten bald wieder von Herschel zurück, wo es ihnen als Gästen des Kapitäns

Mc. Gregor auf der Karluk ausgezeichnet gegangen war. Mit gewohnter Zuvorkommenheit überließen die amerikanischen Walfischfänger uns die erbetnen zwei Mann, die ich am ersten Juni abholen lassen könnte.

Für diese zwei neuen Mitglieder genügte aber der Platz an Bord nicht mehr. Wir mußten daher unsre Wohnräume zu erweitern suchen. Eine Rücksprache mit Lund genügte; er hatte sogleich einen Plan bei der Hand. Wir beschlossen, auf jeder Seite der Vorderkajütentreppe ein Stübchen einzurichten, eins für Hansen und eins für Lund. Die wenigen Bretter, die wir von Christiania mitgenommen hatten, und die schon bei dem Observatorium auf King Williams-Land und im Wohnhaus auf King Point verwendet worden waren, mußten jetzt abermals herhalten. Sie genügten auch gerade für diese beiden Zimmerchen. Ja, klein waren sie und auch nicht elegant eingerichtet, aber als sie fertig angestrichen und ausgestattet waren, sahen sie ganz hübsch und bequem aus.

Ende April schmolz der Schnee mit jedem Tag sichtbar zusammen. Auf allen schneefreien Stellen wimmelte es von „Hiksien“, einer Art Erdratten, die so feist und fett waren, daß sie aussahen, als hätten sie den ganzen Winter über nichts andres getan als sich gemästet. Ihr Fell wird als Futter für Mäntel benützt, und deshalb ist das Tier sehr gesucht. Man braucht aber wenigstens sechzig Felle zu einem Mantel. Mannis Frühlingsjagd betand hauptsächlich im Hiksienfang. Teils erlegte er sie mit der Flinte, teils fing er sie in Fallen. Er stellte die Fallen vor ihren Löchern auf und legte sich mit einer Schnur ein Stück weit davon in den Hinterhalt. Wenn die Ratte herauslugte, um zu sehen, was da draußen vorgehe, zog Manni an seiner Schnur, und der Hals des kleinen Viehs steckte in der Schlinge!

Auch die Wärme wurde beständig. Die Temperatur hielt sich jeden Tag auf dem Gefrierpunkt, und auf dem Eise draußen bildeten sich allmählich Wassertümpel.

Nach einem achttägigen Jagdausflug kehrte Hansen mit vierzehn Renntieren zurück. Die meisten davon hatte der Eskimo Anakto mit einem unsrer Krag-Jörgensenkarabiner

erlegt. In diesem Winter waren überhaupt die Krag-Jörgensenwaffen geschätzt, und sie standen weit über den Winchestergewehren. Übrigens war Hansen mit dem Hereinschaffen des Fleisches, das uns die Eskimos lieferten, vollauf beschäftigt. Eine ganze Menge Eskimos — für Walfischfänger wenigstens eine Menge — lag jetzt der Jagd ob; und wenn man in diesen schwierigen Gegenden mit ihnen hätte wetteifern wollen, hätte man wirklich selbst ein Eskimo sein müssen. Die Renntiere waren außerdem sehr scheu und über die Maßen ängstlich und schreckhaft.


Anakto (Eskimo von der Insel Herschel)

In den letzten Tagen des Aprils wurde ich sehr überrascht durch den Besuch eines Mannes, mit dem ich auf meiner Postreise in der Nähe von Rampart House am Porcupine weit drinnen in Alaska zusammengetroffen war. Er hieß Mr. Darrell; ein höchst merkwürdiger Mann, von einer Körperkraft, einem Mut und einer Ausdauer, die ihresgleichen suchten. Er mochte wohl um die vierzig sein, war klein von Gestalt, aber sehr breit gebaut und hatte ganz hellblondes Haar. Als der Teil der amerikanischen Walfischfängerflotte,

der bei der Insel Bailey überwinterte, die Postsachen südwärts schicken wollte, ließ man sie durch einige Eskimos nach Fort Mc. Pherson verbringen mit der Bitte an den Kommandeur, sie durch Indianer nach Fort Yukon weiter zu befördern. Wegen der ungeheuern Schneemenge, die im Laufe des Winters gefallen war, wagte sich indes kein Indianer über die Berge zwischen dem Peel River, einem Arm des Mackenzie, und dem Porcupine. Mr. Darrell war damals bei der Hudsonbai-Kompanie angestellt. Als er von der Weigerung der Indianer hörte und wohl wußte, wie viel für die Walfischfänger dabei auf dem Spiele stand, entschloß er sich, selbst die Post weiter zu befördern. Er rüstete sich mit einem „Taboggan", einem kanadischen Schlitten, den ich später beschreiben will, sowie mit Hunden aus und machte sich mutterseelenallein auf den Weg. Das klingt fast wie Wahnsinn. Aber Darrell hatte in seinem Leben schon viele Schlittenfahrten gemacht und hatte auch seine guten Gründe dafür, die Einsamkeit einer vielleicht oft zweifelhaften Gesellschaft vorzuziehen. Die öden Felsgegenden zwischen dem Peel und Porcupine sind in der Regel nicht schlimmer zu überschreiten als andre auch. Aber die Indianer hatten recht: die ungeheuern Schneemassen hatten große Hindernisse geschaffen. Mr. Darrell sah bald, daß ihm die Hunde gar nichts nützen konnten. Sie stapften und wateten immer nur in dem tiefen Schnee umher. Rasch entschlossen ließ er sie daher zurück und machte sich, seinen Taboggan selbst hinter sich herziehend, allein auf den Weg. Der Taboggan war klein und so wenig wie möglich belastet. Darrell mußte sich schrecklich plagen, kam aber doch vorwärts. Bei Rampart House, einer kleinen Handelsstation am Porcupine, ruhte er ein paar Tage aus und verschaffte sich wieder einen kleinen Proviantvorrat. Ein paar Tagemärsche von da hatte ich ihn auf meiner Reise mit der Post von Eagle City getroffen. Ganz allein kam er mit seinem Taboggan dahergezogen und hoffte, in einer Woche Fort Yukon zu erreichen. Damals pflogen wir keine lange Unterhaltung; aber er sagte, er wolle den Heimweg über die Insel Herschel nehmen, und ich lud ihn zu uns an Bord

ein, Rast bei uns zu halten. Er nahm die Einladung an, aber ich hätte nie geglaubt, daß ich den Mann wiedersehen würde. Und nun, am neunundzwanzigsten April, kam er ganz ruhig mit seinem Taboggan dahergezogen, genau so, wie ich ihn am Porcupine verlassen hatte. Es war uns eine große Freude, ihn ein paar Tage bei uns beherbergen zu können. Dann zog er unverdrossen seines Weges weiter. Ich sah ihm nach, bis er verschwand, und dachte in meinem Herzen, mit Leuten von solchem Schlag könnte man den Himmel stürmen, wenn es sein müßte.

Einige Zeit nachher brachte mir ein Eskimo einen auf ein kleines Stück Papier geschriebnen Brief von ihm. Es stand nicht viel darin. Es sprach uns seinen Dank aus und erwähnte nur flüchtig, er habe auf dem letzten Teil seiner Reise beinahe das Leben eingebüßt. Der Eskimo, der uns den Brief überbrachte, erzählte uns die nähern Umstände, die der bescheidne Mann nicht genannt hatte. Mr. Darrell hatte sich im Mackenziedelta verirrt – was sehr leicht vorkommt, wenn man dort nicht ganz genau bekannt ist –; im letzten Augenblick war er von einigen Eskimos noch gerettet worden.

Am zweiten Mai in aller Frühe wurde ich dadurch geweckt, daß jemand die Kajütentreppe herunterkugelte. Das war schon oft passiert – die Treppe war sehr steil –, und ich öffnete die Augen nur halb, um zu sehen, wer es diesmal gewesen sei. Aber siehe da, mitten in der Kajüte stand ein Indianer, der eine Menge unverständlicher Worte heraussprudelte. Als er fertig war, fragte ich ihn ganz ruhig in englischer Sprache, was er wolle. Er antwortete in recht gutem Englisch, er habe die Post für mich. Da wurde ich rasch wach, und eilig nahm ich ihm die beiden Briefe ab, die er bei sich hatte.

Dies war die erste regelmäßige Post, die über Edmonton und Fort Mc. Pherson nach Herschel gekommen war. Leutnant Hansen und ich waren die Glücklichen: jeder von uns erhielt einen Brief. Der meinige war von meinem Bruder und allerdings etwas alt, aber darum nicht minder willkommen. Wenn man daheim eine Ahnung hätte, wie sehr man unter solchen Verhältnissen einen Brief schätzt, ich glaube, dann würde noch mancher andre schreiben!



Helmer Hansen (Frühjahr 1905)

Regelmäßig einmal in der Woche fuhr Hansen seine Fleischvorräte herein. Als er damit zu Ende war, hatten wir vierzehnhundert Pfund Renntierfleisch an Bord. Wir litten also keinen Mangel. Die Eskimos verkauften uns das Fleisch zu fünf Cents das Pfund, was der reguläre Preis am Ort war; und außerdem wurden sie auch noch von uns verköstigt.

Am sechsten Mai kehrten die Postführer von der Insel Herschel zurück; sie wollten aber sogleich weiter nach dem Fort. Wir gaben ihnen zu essen und rüsteten sie gut mit Proviant aus. Außerdem gaben wir ihnen einige Briefe und ein Telegramm mit, auf dessen eilige Absendung ich den allergrößten Wert legte. Es war die Mitteilung von Wiiks

Tod. Ich wollte mein äußerstes tun, zu verhindern, daß Wiiks Mutter von andrer Seite die Nachricht bekomme, es stehe alles gut; denn ihre Enttäuschung, wenn sie die Wahrheit erführe, müßte dann um so bittrer sein. Ich ließ das Telegramm offen und schickte es Mr. Firth, dem Vorstand von Fort Mc. Pherson. In einem Brief teilte ich ihm meine Gründe mit, warum ich das Telegramm mit der allerersten Gelegenheit abgesendet haben wollte. Zugleich bat ich ihn, die Auslagen einstweilen für mich zu bereinigen. Das Telegramm kam nie an. Die Post von dem Fort traf im August mit uns in Herschel zusammen; aber es war kein Wort von Mr. Firth an mich dabei.

Wir hatten einen herrlichen Mai. Sobald das Frühlingswetter beständig wurde, brachten wir alle unsre Sachen zum Auslüften und Trocknen ins Freie. Das war auch sehr nötig. Bei einem solchen garstigen Schneewinter, wie dem eben vergangnen, schlägt sich überall Feuchtigkeit nieder. Lindström spannte Fischnetze über einige Böcke, und in ihnen breitete er seine Sammlungen zum Trocknen aus. Selbst die ausgeblasenen Eierschalen wurden auf diese Weise ordentlich gelüftet.

Schon am achten Mai trafen die beiden neuangeworbnen Männer von den Walfischfängern ein. Ich war unleugbar höchst erstaunt, da ich sie nicht vor dem ersten Juni erwartet hatte. Ihre Abmusterungspapiere waren indes in Ordnung. Der eine war ein Norweger, Ole Foß aus Fredrikstadt. Er machte einen sehr guten Eindruck und erwies sich auch während seines ganzen Aufenthalts an Bord der Gjöa als ein tüchtiger, zuverlässiger und guter Mensch. Der andre war ein junger Amerikaner, namens Beauvais, und dieser sollte Lindström in der Küche ablösen.

Doktor Wight sandte mir einen Brief, worin er anfragte, ob er mit der Gjöa südwärts fahren könne. Er habe Nachrichten von einer schweren Erkrankung in seiner Familie bekommen und wünsche so rasch wie möglich nach Hause zu gelangen. Da aller Wahrscheinlichkeit die Gjöa früher als irgend einer der Walfischfänger in die zivilisierte Welt zurückkehrte, antwortete ich dem Doktor, er sei uns will-

kommen. Aber nun hatten wir auch kein Winkelchen mehr für weitere Gäste.

Ich hatte beschlossen, das magnetische Observatorium als Grabstätte für Wiik einrichten zu lassen. Dieser Platz schien mir in jeder Beziehung ganz dazu geeignet. Wiik hatte das Observatorium gebaut und es benützt und seine Freude daran gehabt. Es lag auf dem freiesten und besten Platz mit der Aussicht auf das Eismeer. Am achten Mai waren die Arbeiten in der gefrornen Erde beendigt.

Am folgenden Tag, dem neunten Mai, vormittags um halb elf Uhr, versammelten wir uns zum Begräbnis. Alle Flaggen wehten auf Halbmast. Wir trugen den Sarg aus dem Hause heraus und banden ihn auf einem unsrer Schlitten fest. Dann zogen wir ihn zur Grabstätte hinauf. Noch einmal legte unser Kamerad den Weg vom Wohnhause nach dem Observatorium zurück, diesmal aber, um nie wieder zurückzukehren. Auf dem Gipfel vor dem Eingang hielten wir an. Ich sprach den letzten Abschiedsgruß und betete ein Vaterunser. Die Feier dauerte nicht lange, aber ich glaube, wir werden sie nicht vergessen. Der Sarg wurde



Wiiks Grab bei King Point

hineingezogen, auf zwei kleine Holzböcke gestellt und mit der norwegischen Flagge zugedeckt. Die Grabstätte wurde dann mit Treibholz aufgefüllt und zugemauert. Im Sommer errichteten wir ein hohes Kreuz auf der Nordseite des Grabes, deckten es mit Rasen zu und schmückten es mit Blumen. Die amerikanischen Walfischfänger versprachen mir, jedes Jahr danach zu sehen und es in Ordnung zu halten.

Die Hügel wurden nun allmählich grün, und die Bäche plätscherten und murmelten. Das Wasser aus den Bächen schmeckt bedeutend besser als das Eiswasser, und das Wasser, das wir aus dem See holten, war manchmal so erdig gewesen, daß wir es nicht mehr trinken konnten. Es gibt kein besseres Trinkwasser, als das, welches frisch und rein aus der Erde hervorsprudelt.

Ganz zufällig macht man bisweilen höchst interessante Beobachtungen. So stellte ich zum Beispiel eines Tages bei sechs Grad Kälte ein mit Wasser gefülltes Likörglas auf den Schiffsrand. Ich nahm immer ein Glas Wasser in das Instrumentenhäuschen mit, um meine Thermometer anzufeuchten. Der Rand war grün angestrichen, und ich sah zu meiner Verwunderung, daß das Wasser trotz der Kälte nicht gefror. Als ich hierauf das Glas auf etwas Weißes setzte, gefror das Wasser sofort. Der Himmel war die ganze Zeit über bedeckt gewesen.

Da das Wohnhaus nun wieder leer war, stellten wir unser Bad darin auf und benützten es fleißig. Ich war der erste, der badete, dann kam die Reihe an Manni. Die andern hatten ihm weiß gemacht, er solle gekocht werden, und er ging daher mit äußerst bedenklicher Miene in sein Bad. Als er merkte, daß er angeführt worden war, lachte er herzlich.

Der Eskimo Neiu hatte sich mit Sten wegen eines Sackes Mehl überworfen. Im Zorn zog er aus der Hütte aus und stellte zwischen dem Treibholz am Ufer sein Zelt auf. Von da aus ging er auf die Jagd, und eines Tages kam er mit einem Luchs daher, den er weit draußen auf dem Eis geschossen hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach mußte der Luchs in einem Anfall von Verrücktheit da hinausgelaufen sein.

Der siebzehnte Mai wurde wie jedesmal mit einer Festmahlzeit und dem Aufziehen der Flaggen gefeiert.

Wir hatten in diesem Frühjahr sehr viel zu tun, bis wir seeklar waren. Der Übergang von Petroleum zu Brennholz hatte allerlei Veränderungen im Gefolge gehabt. Die Küche zum Beispiel hatte ganz anders eingerichtet werden müssen. Ein Petroleumbehälter war als Herd hineingestellt und mit einem Rohr versehen worden, das sich draußen in der Luft in den seltsamsten Ausbuchtungen und Ecken wand und krümmte. Diesem Kunstwerk lag sicher ein tiefsinniger Gedanke zugrunde; die Absicht war, dem Herd bei jeder Art von Wind einen ordentlichen Zug zu verschaffen. In der Theorie war das ausgezeichnet, aber in der Praxis zeigte das Rohr mit seinem Hut eine unangenehme, aber unfehlbare Neigung, mit dem Großsegel in Kollision zu kommen, was dem Führer einer Jacht allerdings nicht unbekannt ist. Der ganze Raum mußte neu verladen, alle unsre Sammlungen mußten an Bord verbracht werden, und so weiter und so weiter.



Manitchja mit Familie bei King Point

Der Leutnant gab Manni fleißig Unterricht, und ich bewunderte seine Geduld aufrichtig. Noch jetzt höre ich die beiden:

„— A—b heißt ab, b—a heißt ba, ab—ba: abba."

Nach einem halbjährigen eifrigen Studium waren sie noch immer bei — „Abba", und selbst jetzt noch stolperte Manni über dies schwierige Wort. In der letzten Zeit hatte ich übrigens allerlei Anzeichen bemerkt, als ob der Junge halb und halb Lust hätte, sich bei den Eskimos hier niederzulassen.

Einerseits hätte ich ihn nur ungern verloren, andrerseits aber wollte ich ihn auch nicht gegen seinen Willen mitnehmen. Ich fragte ihn daher eines Tages, ob er am liebsten wieder zu den Eskimos übergehen wolle, — und Manni bejahte meine Frage. Am nächsten Tag ging ich zu einem Eskimo namens Manitchja, einem außergewöhnlich tüchtigen Mann, und fragte ihn, ob er Manni bei sich aufnehmen wolle. Manitchja war hoch erfreut über das Anerbieten; er hatte nur ein Kind, eine Tochter, und ein Zuwachs zu der Familie, wie Manni, war nicht zu verachten.

An demselben Tag verließ Manni, mit Kleidern, Tabak, Zündhölzern, Seife, zwei Gewehren und Munition reich versehen, die Gjöa. Er hüpfte und tanzte vor Freude, ich aber dachte mir mein Teil. Nun begann ein andres Leben für den guten Manni, als er bei uns gehabt hatte. Arbeit vom Morgen bis Abend, und wenn er abends hungrig heimkam, vielleicht kaum satt zu essen. Das erste, was seine neuen Eltern taten, war, daß sie ihm sein prächtiges Haar abschnitten. Mannis Anblick tat einem nachher ordentlich weh. Am nächsten Tag zog er mit ihnen westwärts auf den Seehundfang. Nach drei Wochen kehrten sie zurück, und Manni machte uns einen Besuch, wobei er mir ein Bündel Vogelwild brachte. Er war schon recht abgemagert, und seine lustigen Augen hatten einen wehmütigen Ausdruck angenommen. Dazu entwickelte er einen fast unheimlichen Appetit; alles, was wir ihm vorsetzten, aß er rein auf. Als er fertig war, verabschiedete er sich von jedem einzelnen besonders. Ich erriet ja wohl, was er wünschte, aber

ich wollte, er solle selber kommen und darum bitten. Vierzehn Tage später erschien er wieder an Bord. Auch diesmal hatte er ein Bündel Vögel mit. Aber sein Aussehen war jetzt recht miserabel. Er war geradezu abgefallen, bleich und mager, und da sagte ich sogleich zu ihm:

„Möchtest du wieder zu uns an Bord kommen?"

Das freudestrahlende Lächeln und die Dankesbezeigungen, die uns als Antwort zuteil wurden, werden mir unvergeßlich



Sommerphotographie vom Gipfel auf King Point hinunter
Gjöa Bonanza

sein. Und damit war das verlorne Schaf wieder in unsrer Mitte. Alle an Bord hatten Manni lieb gewonnen, und es herrschte über seine Rückkehr allgemeine Befriedigung unter uns. Ja, selbst der Eskimohasser Lindström lächelte an diesem Tag.

Manitchja war natürlich überrascht, als er hörte, Manni sei wieder Kabluna geworden; aber er machte keine Schwierigkeiten.

Die einzige Art, wie wir jetzt unser Renntierfleisch aufbewahren konnten, war, es zu trocknen. Ich ließ deshalb

durch die Eskimofrauen aus einem großen Teil unsrer Keulen die Knochen herausnehmen und das Fleisch aufhängen. Das also getrocknete Fleisch war uns von großem Nutzen.

Der Frühling brach hier viel früher an als auf King Williams-Land. Schon am zwanzigsten Mai waren alle Zugvögel da. Übrigens hatten die Seehunde hier etwas ganz Eigentümliches an sich. Das Fleisch der Männchen roch so abscheulich, daß selbst die Hunde es nicht fressen wollten. Wahrscheinlich hing das mit der Paarungszeit zusammen. Auf King Williams-Land hatten wir nie etwas von diesem Geruch wahrgenommen, obgleich die Seehunde dort von derselben Art waren wie hier, nämlich „Snadde".

Ende Mai zogen der Leutnant und ich an Land, weil die Kajüte frisch gestrichen werden sollte. Diese Malerarbeit war Lindströms erstes Geschäft, seit er als „Mädchen für alles" angestellt war, und er machte seine Sache recht gut. Beauvais übernahm von dieser Zeit an die Küche.

Es war jetzt außerordentlich angenehm am Land; des



Merkmal für das magnetische Stativ (King Point)

Morgens erwachte man bei herrlicher Luft und dem schönsten Vogelgezwitscher. Der Juni begann mit kühlerem Wetter. Die Maximaltemperatur am ersten Tag war minus ein und fünf Zehntel Grad. Die Hunde hatten jetzt ausgedient, und ich übergab sie Sten; wir behielten nur Silla mit ihrem Söhnchen Ole. Außerdem hatte ich versprochen, Nikodemus nach San Francisco zu bringen; der wurde also auch behalten.

Am sechsten Juni zogen wir wieder an Bord, in die schöne, frischgestrichne Kajüte. Mitten an der Wand prangte unsres Königs Familie in dem schönsten Rahmen, der auf King Point hatte hergestellt werden können, von einer Flaggendekoration umgeben und mit einem „Alles für Norwegen!" darunter. Das Ganze sah wunderhübsch aus. Auf der einen Seite davon hing eine Karte, auf der die nordwestliche Durchfahrt der Gjöa aufgezeichnet war, und auf der andern Seite ein Bild von Nansen.

Nachdem die Schneeschicht auf dem Eise am Ufer geschmolzen war, schwand auch das Eis dahin, das ausschließlich aus sehr schlammigem Süßwasser aus dem Mackenzie bestand und deshalb leicht schmolz. Es wurde sehr bald äußerst porös, so daß man nur schwer darauf gehen konnte.

Unsre beste Zeit war nun vorbei, denn jetzt kamen Mücken. Am achtundzwanzigsten abends trafen sie ein, von einem Sturm aus Südosten dahergejagt. Mit jedem Tag wurde es schlimmer, und wenn wir nicht Gazestoff gehabt hätten, der zu Mückenschleiern verwendet werden konnte, wären wir wohl kaum lebend aus dieser Plage hervorgegangen.

Am dreißigsten Juni nahm ich alle magnetischen Instrumente herein. Auf der Stelle, wo das Gestell gestanden hatte, errichtete ich eine Holztafel mit der Inschrift: „Gjöa 05–06." An demselben Abend wurden auch die meteorologischen Beobachtungen abgeschlossen.

Am zweiten Juli stieg bei einem heftigen Südwind die Temperatur auf achtzehn Grad Wärme. Wir zogen die Anker auf und legten uns neben die Bonanza. Dieses alte Wrack war uns schon oft eine gute Hilfe gewesen und sollte es auch noch ferner sein. Als das offne Wasser am

27*



Die beiden ersten Walfischfänger fahren in den Hafen von King Point ein (11. Juli 1906)
Alexander Jeanette

Ufer breiter wurde, hielten wir uns unter dem Achter der Bonanza, wo wir vor dem Eise, das zur Zeit der Flut hin und her wogte, geschützt waren. Bei voller Ladung hatten wir jetzt einen Tiefgang von sieben Fuß voraus und acht achteraus. Die Hauptmasse des Eises trieb hin und her und drohte wiederholt, sich am Strand neben uns festzusetzen, tat es aber glücklicherweise schließlich doch nicht. Auf der andern Seite von dieser Eismasse sahen wir viel offnes Wasser. Aber ehe die Walfischfänger sich zeigten, hatten wir nichts da draußen zu tun. Wenn sie nicht ausfuhren, konnten wir es noch weniger. In diesen Tagen entwickelte sich übrigens ein großer Verkehr auf dem Eise, und viele Eskimos zogen vorüber.

Und endlich, am Abend des zehnten Juli, entdeckten wir drei Walfischfänger in dem offnen Wasser jenseits der Eismasse; es war nur noch ungewiß, ob es ihnen glücken würde, sich hindurchzuzwängen. Aber der eine fuhr weiter ostwärts die Küste entlang, und am nächsten Morgen war er bei uns im Uferwasser.

Jetzt war unsre Zeit gekommen, und alles war zur Abfahrt bereit.

Elftes Kapitel

Unter Eskimos und Indianern
Auf Ski und Schneereifen durch Kanada und Alaska

Als ich am einundzwanzigsten Oktober nachmittags auf der Insel Herschel eintraf, war noch nicht alles zu der bevorstehenden Postreise bereit. Die Kapitäne hatten mich gebeten, ein paar Tage früher einzutreffen, damit ich bei den Ausrüstungsvorbereitungen zugegen wäre und mit meinen Begleitern wegen des einzuschlagenden Weges beraten könnte. Wie früher auch ging ich an Bord der „Alexander“, wo ich mit gewohnter Gastlichkeit aufgenommen wurde.

Auch Kapitän Mogg wollte mit der Expedition südwärts reisen, und die andern Kapitäne hatten ihn gebeten, die Oberaufsicht über die Postsendungen zu übernehmen; er war also mit andern Worten der Leiter der Expedition. Ich selbst aber sollte als eingeladner Gast dabei sein. Kapitän Mogg war ein alter Polarfahrer und hatte auch schon Schlittenexpeditionen zu Lande gemacht, wenn das auch allerdings jetzt schon eine Reihe von Jahren her war. Er legte den größten Eifer an den Tag und plagte sich redlich mit der Ausrüstung. Ich hatte allerlei Vorräte von der Gjöa mitgebracht, aber Kapitän Mogg fand deren Mitnahme durchaus nicht praktisch. Als Gast konnte ich natürlich nicht darauf bestehen, und ich beschloß daher, mein Urteil für mich zu behalten und mich ganz der Erfahrung des Führers zu über-

lassen. Nur bei einer Büchse Pemmikan von sechs Kilogramm Gewicht ärgerte ich mich, daß auch sie zurückgeschickt werden sollte, und ebenso über Kapitän Mogg selbst, der nicht glauben wollte, daß Pemmikan der beste Schlittenproviant sei, den es gebe. Doch gab ich auch hier nach; denn Kapitän Mogg schien geradezu einen Haß auf mein gutes Pemmikan geworfen zu haben. Es war ja sicher besser so, als wenn die Reise schon von Anfang an mit Uneinigkeit, Streit und Zank begonnen hätte. Für meine fünf Hunde hatte ich ungefähr auf einen Monat Pemmikan und Fischmehl bei mir. Mogg hatte für seine sieben Hunde getrocknete Fische. Aber schon jetzt zeigte es sich, daß er von dieser Ware keinen genügenden Vorrat unterbringen konnte. Da wir jedoch in drei Wochen bei den Indianern zu sein hofften, glaubten wir, wenn wir unser Hundefutter zusammenwürfen, doch, bei etwas beschnittnen Rationen, auskommen zu können. Unser eigner Proviant bestand aus Bohnen und Speck, die zusammen gekocht und in gefrornem Zustand in angemessne kleine Rationen verteilt worden waren, ferner Weizenkakes, Reis, Zucker, Butter, Tee, Kaffee, Schokolade, Milch, Feigen, Rosinen und Spezereien. Dies war freilich eine viel reichhaltigere Proviantliste, als ich sie gewohnt war. Aber ich hatte doch meine stillen Zweifel, ob die Mannigfaltigkeit sich an Nahrhaftigkeit mit der einfacheren, die wir auf unsern Schlittenexpeditionen gehabt hatten, werde messen können. Außerdem hatten wir Zelt und Zeltstangen, Ofen, Lampe, Schlafsäcke und vieles andre Gute bei uns. Da wir wußten, daß wir unsre Schlitten nicht sehr lange würden gebrauchen können, sondern bei dem losen tiefen Schnee bald zu dem „Taboggan", dem kanadischen Waldschlitten, übergehen müßten, schnallten wir zwei solcher Taboggane auf unsre Schlitten. Der Taboggan hat die Form eines zwölf Fuß langen Ski, der aber sechsmal so breit wie ein gewöhnlicher Ski und stark gebogen ist. Bei dieser Gelegenheit sah ich dieses Beförderungsmittel zum erstenmal und war sehr gespannt, wie es sich im Gebrauch bewähren würde.

Am dreiundzwanzigsten abends war alles zur Abreise

bereit und die umfangreiche Post der Walfischfängerflotte unter Schloß und Riegel auf Moggs Schlitten untergebracht. Die Eskimos und Mogg trugen Fellkleider wie die hier ansässigen Eskimos, ich war in Netschjillitracht. Manni klagte nach dem langen und anstrengenden Weg von King Point nach Herschel über Schmerzen in den Beinen und bat mich, ihn nach der Gjöa zurückkehren zu lassen. Gegen seinen Willen wollte ich ihn nicht mitnehmen; ich brachte ihn deshalb auf einem Schlitten unter, der am nächsten Tag nach King Point fahren sollte.



Roald Amundsen
bei der Abreise von Eagle City (1905)

Am letzten Abend versammelten wir uns alle in der Kajüte der „Alexander". Kapitän William Mogg, unser Führer, war ein Mann von gewaltiger Leibesfülle, hatte aber einen kleinen Kopf und kurze, dünne Beine. Wenn er sich bewegte, machte es immer den Eindruck, als rolle er im Zickzack daher. Er war von Geburt ein Engländer, hatte aber seine Heimat schon sehr früh verlassen und endigte jetzt als Walfischfänger. Der Eskimo Jimmi bestätigte auch



Jimmi,
Mitglied der Postexpedition

während der ganzen Reise den außerordentlich günstigen Eindruck, den ich gleich bei unserm ersten Zusammentreffen auf dem Eise von ihm bekommen hatte. Jimmis Frau hatte ich mir als ein recht junges, anziehendes Geschöpf vorgestellt. Aber Kappa sah mehr wie seine Mutter als wie seine Frau aus. Sie war mit einem Walfischfänger von dem Kotzebuesund nach Herschel gekommen und hatte da Jimmi getroffen, der ein Kagmallikeskimo war. Die beiden waren sowohl auf der Insel Herschel als auf Fort Yukon gesetzlich getraut worden; es wäre ihnen also wohl schwer gefallen, sich scheiden zu lassen. Kappa sah in ihren mit Kaliko überzognen Fellkleidern aus wie eine kleine Heudieme. Ich schätzte sie auf vierzig Jahre; sie war aber in Wirklichkeit bedeutend jünger. Zwischen mir und Kappa entspann sich ein recht freundschaftliches Verhältnis, und ich betrachtete sie fast wie eine ältere Tante.

Am vierundzwanzigsten, morgens um neun Uhr, standen wir alle fix und fertig da. Nun konnte die Reise losgehen. Eine Menge Leute von den Mannschaften der verschiednen Schiffe hatten sich versammelt, dem Abgang der Post anzuwohnen. Ein leichter Nordostwind blies uns bei zwanzig Grad Kälte um die Ohren; aber da wir in südwestlicher Richtung reisen sollten, belästigte er uns nicht sehr. In fliegender Eile ging es über die glatte Schneedecke auf dem

Eise dahin. Ich hatte fünf gut eingefahrne Hunde vor meinem Schlitten, der auch bedeutend leichter war als der andre, und so kam ich diesem bald voraus. Der andre Schlitten war mit sieben Hunden bespannt, die nicht alle gleich gut und auch nicht alle miteinander eingefahren waren. Sie machten ihren Führern, Kappa und Jimmi, recht viel Beschwer. Mogg war auf meinem Schlitten untergebracht. Das Fahren mit Hunden ist in diesen Gegenden so eingerichtet, daß der Führer vor dem Gespann herläuft und ihm den Weg zeigt.

Wir fuhren zuerst der Ostseite der Insel entlang bis zu deren südlichstem Ende. Hier ging es über den schmalen Sund und dann auf das Festland. Der Schnee lag noch nicht gleichmäßig auf dem Erdboden; ab und zu sahen Grasbüschel daraus hervor. Ich zog meine Ski an, und da war ich aller Sorgen ledig. Die andern trugen kanadische Schneereifen. Die Schneereifen hier in Alaska sind breiter als die breiten kanadischen, und sie haben überdies eine umgebogne Spitze, die beim Gehen eine große Hilfe ist. Ich habe mit den kanadischen Schneereifen nie ordentlich gehen können, aber auf diesen hier bewegte ich mich mit Leichtigkeit.



Kappa, Mitglied der Postexpedition

Zuerst mußten wir über einen schwierigen Felsenrücken. Wir waren des Marschierens noch ungewohnt; so war das für uns alle ein schweres Stück Arbeit. Endlich waren wir droben, und dann ging es auf der andern Seite leichter wieder hinunter. Am Fuße des Hügels gelangten wir an das gefrorne Bett des Herschelflusses. Diesem Flusse sollten wir nun in seiner ganzen Länge folgen. Sein Delta war hier ein Chaos von Sandbänken und Kiesanhäufungen, und man konnte sich nur schwer hindurchfinden. Aber Jimmi und Mogg kannten die Gegend genau; sie waren ja schon oft auf der Renntierjagd hier gewesen. Es war hier auch eines der besten Gebiete für die Renntierjagd. Tausende und Abertausende von erlegten Renntieren sind im Laufe der Jahre von hier zu den Walfischfängern an die See hinuntergebracht worden. Und in diesem Jahre mußte die Jagd natürlich noch großartiger werden, da so viele schlecht verproviantierte Schiffe bei der Insel Herschel überwinterten. Weiter südlich wurde das Flußbett deutlicher und bestimmter. An vielen Stellen war das Eis glänzend hell, und mitten darin ragten Felsenspitzen draus hervor. Dieser Weg ruinierte meine Schlittenkufen. Aus Mangel an andrem Material hatten wir die Kufen mit galvanisiertem Eisen beschlagen müssen, und dies bewährte sich noch schlechter, als ich gefürchtet hatte. Die Beschläge wurden ganz losgerissen, so daß das Holz der Kufen splitterte, und das hielt die Hunde auf. Ich versuchte dem dadurch abzuhelfen, daß ich die Kufen mit einem Stein glättete; aber da es nicht mehr weit zum Rastplatze war, gab ich die Arbeit auf und versuchte, dem andern Schlitten, dessen Beschläge in bester Ordnung waren, nachzukommen, so gut es eben ging.

Um halb fünf Uhr nachmittags erreichten wir die Bank im Flusse, die Jimmi als ersten Lagerplatz bestimmt hatte, weil er wußte, daß hier immer Treibholz zu finden war. Der erste Tag einer Schlittenreise ist immer der anstrengendste, und wir sehnten uns nach Ruhe. Um die notwendigen Vorbereitungen rasch zu erledigen, wurde das Aufstellen des Zeltes Kappa und Jimmi übertragen, denen Mogg half, der alles Notwendige aus dem Schlitten nahm, während ich Brennholz sammelte. An diesem Abend war das eine

leichte Arbeit, da auf der Bank kleine, förmlich schon gespaltne Stücke verstreut lagen. Später war es nicht immer so leicht, das Holz für den Abend zu sammeln.

Als ich fertig war, schloß ich mich den andern beim Errichten des Zeltes an, was hier in einer für mich unbekannten Weise vor sich ging – ja auch die Konstruktion des Zeltes selbst war mir ganz fremd. Dieses Zelt bestand aus dem Tuch und – achtzehn Zeltstangen. Der Platz wird zuerst so gut wie möglich vom Schnee befreit, und dieser wird als eine Mauer rund um das Zelt aufgehäuft. Dann werden die Stöcke in den Boden getrieben. Letztere sind eigentlich eher zu einem Halbkreis zusammengebogne Weiden. Zwölf von diesen Stöcken werden an der Langseite, sechs auf der Schmalseite des Zeltes gegeneinander gesteckt. Wenn sie hineingetrieben sind, werden sie gebogen und zusammengeschnürt, so daß jedesmal ein ganzer Bogen entsteht. Hierauf wird das Tuch darüber gezogen, und dann ist das Zelt fertig und hat die Form einer Heudieme oder einer Iglu. Dieses Zelt hat einen einzigen Vorteil: man kann die Stangen höher und niedriger zusammenbiegen und das Zelt also je nach Wetter und Wind einrichten. Aber in allen andern Be-



Das Zelt der Postexpedition

ziehungen ist es auf einer Reise wie der unsern äußerst unpraktisch. Vor allem dauert es viel zu lange, bis so ein Zelt aufgerichtet ist. Dann muß man bei dem vielen Zusammenbinden, das nötig ist, die Handschuhe ablegen. Das Innere wird nie so hoch, daß man darin stehen kann. Unser Zelt war nie über vier und einen halben Fuß hoch. Nun, daran gewöhnten wir uns ja mit der Zeit. Aber dann der Transport! Es ist möglich, daß ein ganz zusammengenähtes Zelt schwerer zu verpacken ist als dieses leichte Tuch; aber auch das ist zweifelhaft. Aber nun die achtzehn Stangen, die alle, den Bogen nach außen, in die Höhe standen, und die, wenn sie endlich mit vieler Mühe auf dem Schlitten verpackt waren, diesen in ein Stachelschwein verwandelten, das sich unterwegs unaufhörlich festhakte. Jimmi war ein stiller Mann; aber so oft er diese achtzehn Zeltstöcke verpacken mußte, fluchte er auf englisch und in der Eskimosprache, daß es eine Art hatte! Ein gewöhnliches spitziges Zelt aus drei Stangen war diesem pilzförmigen weit vorzuziehen. Auf einer Landreise findet man außerdem sehr leicht eine Talsenkung oder sonst einen Schutz vor dem Wind, und damit wird der Wert des einzigen nachweisbaren Vorteils eines solchen Pilzzeltes aufgehoben.

Jimmi und Kappa hatten allerdings große Übung in dieser Arbeit und konnten das Zelt in verhältnismäßig kurzer Zeit aufrichten. Mogg packte aus, was man zum Abendessen und für die Nacht brauchte, Kappa richtete das Zelt ein, und Jimmi machte Feuer an. Mogg war der Koch für den Abend. Mittlerweile knabberten wir alle an getrockneten Feigen, wovon jeder eine Handvoll erhalten hatte, und die während der Wartezeit herrlich schmeckten. Nachdem die Hunde gefüttert und die Schlitten für die Nacht gut verwahrt waren, klopften wir uns den Schnee von den Kleidern und gingen hinein. Der Platz war sehr beschränkt. Ich hatte den meinigen dicht beim Ofen an der einen Langseite; gerade vor mir lag Mogg. An der andern Langseite lagen Jimmi und Kappa. Ich mußte meine Beine geradezu zusammenklappen. Mogg drehte sich nur herum, wenn er etwas wollte, und die Eskimos waren durch lange Übung

die reinen Schlangenmenschen geworden. Nach vollendeter Mahlzeit fielen wir alle in süßen Schlummer.

Morgens um halb fünf Uhr erwachte ich und sah mich um. Keiner von den andern schien sich vorerst um irgend eine Arbeit zu bekümmern. Ein regelmäßiges Schnarchtrio deutete vielmehr auf das vollständige Gegenteil. Ich nahm die Sache indes mit Ruhe auf und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Nach einer Weile erwachte Mogg; er sah zuerst auf seine Uhr und dann auf mich. Ich tat, als ob ich den Schlaf des Gerechten schliefe, und bald stimmte Mogg wieder in das Schnarchkonzert ein. Nach einer weiteren Viertelstunde erwachten die Eskimos. Sie wechselten flüsternd ein paar Worte miteinander und legten sich wieder zum Schlafen nieder. Meiner Berechnung nach mußte aber die Morgenarbeit zwei volle Stunden in Anspruch nehmen; wenn wir also bei einigermaßen guter Zeit fortkommen wollten, dann mußten wir jetzt damit anfangen. Meine Reisegefährten lagen unbeweglich da; so stand ich denn auf und machte mich ans Werk. Der behagliche Posten des Morgenkochs war offenbar dem „Gast" zuerteilt. Jawohl, und ich mußte ihn auch die ganze Zeit über beibehalten. Es war wirklich recht gut, daß die Expedition einen Mann bei sich hatte, der bei Zeiten aus dem Schlafsack herausfinden konnte. Die Morgenarbeit war indes keine verwickelte Aufgabe. Man wärmte die Überreste vom vorhergehenden Abend; das war die Hauptsache. Während ich dies tat, hatte ich Zeit zum Nachdenken und zum Schreiben. Die andern schnarchten, daß das Zelt bebte. Als ich annähernd fertig war, weckte ich meine Reisekameraden, was geraume Zeit in Anspruch nahm; denn die Ofenwärme wirkte geradezu wie ein Schlafmittel auf sie. Aber schließlich kamen sie doch auf die Beine, und das Frühstück wurde eingenommen. Dann packten wir die Schlitten, brachen das Zelt ab und fuhren weiter.

Mehrere der älteren Schiffsoffiziere auf der Insel Herschel hatten gemeint, es sei noch etwas zu früh für unsre Reise. Sie hatten ihre Erfahrungen auf vielen solchen Schlittenreisen gesammelt und fürchteten, die Flüsse seien noch nicht ganz

zugefroren. Wir sahen bald, daß sie recht gehabt hatten. Die Flüsse schlängelten sich in kurzen Windungen zwischen steilen Felsenpässen hin und waren an vielen Stellen noch offen; dadurch wurde der Durchgang äußerst schmal. Mit Freude begrüßte ich nach zwei und einem halben Jahre zum erstenmal wieder den Anblick von wirklichen Felsen. Die bis zu vierhundert Fuß hohen, steilen Ufer bestanden größtenteils aus Felsen, im Gegensatz zu den Erd- und Mooshügeln, die wir bisher gesehen hatten. Überdies sollten wir, wie ich wußte, an diesem Tag auch die Baumgrenze erreichen, und so schaute ich mich bei jeder Biegung des Wegs gespannt um. Und als sich endlich der erste Fichtenbaum auf einem Felsenhang vom Himmel abhob – ein sehr zerzauster und zerblasener kleiner Weihnachtsbaum, der zu einer Felsenspalte heraushing – machte er einen wunderbaren Eindruck auf mich. Ja, nun waren wir aus der Polargegend heraus, waren auf heimatlichem, menschlichem Boden. Am liebsten hätte ich in diesem Augenblick alles im Stich gelassen und wäre auf den Felsen hinaufgeklettert, den gekrümmten Stamm zu umarmen und den Tannenduft einzuatmen — den Waldesduft – Waldesduft –!

In dem engen Paß fuhren plötzlich scharfe Windstöße aus Süden daher, die Hunde, Schlitten und Menschen auf dem glatten Eise, wo man nicht festen Fuß fassen konnte, umrissen. Das war im höchsten Grade ermüdend und hielt uns nicht wenig auf. Nachdem ich so den ganzen Tag vor dem Schlitten hergelaufen war, schmeckte mir an diesem Abend die Ruhe besonders gut. Wir hatten auf einer kleinen Landzunge einen herrlichen Lagerplatz mit einem Fichtenwäldchen davor gefunden. Eine schwere Arbeit war aber vorher noch das Sammeln des Brennholzes. Die Eskimos, die hier gewöhnlich vorüberkommen, holen da alles trockne Holz aus dem Walde, und man muß oft weit und breit suchen, bis man genug für eine Nacht findet. Ich nahm die Axt auf die Schulter, fühlte aber recht gut, wie sehr meine Beine den ganzen Tag angestrengt worden waren. Der Schnee zwischen den Tannen war tief, und ich konnte nur schwer vorwärts kommen. Ich hatte ja wohl meine Ski, mußte aber

jetzt schon einsehen, welche Vorteile die eigentlichen Schneereifen hier boten. Man kann sie leichter an- und ausziehen, und in einem Gelände, wie dem, das ich vor mir hatte, kann man auf ihnen sich auch leichter drehen und wenden. Zu andern Zeiten wieder hätte ich freilich meine Ski nicht um viel Geld entbehren wollen.

Die Eskimos in diesen Gegenden haben sehr oft Gelegenheit, Ski zu sehen. Bei den Überwinterungen auf der Insel Herschel vertreiben sich einzelne von den Mannschaften häufig die Zeit mit Skilaufen auf den Hügeln. Es waren öfters Norweger darunter, die den Eskimos einen Skilauf erster Güte zeigen konnten. Aber für den Gebrauch auf einer Reise wie der unsrigen hatten sie kein Vertrauen zu den Ski. Sie betrachteten sie häufig von allen Seiten, schüttelten aber doch bedenklich den Kopf. Ehe ich mich von meinen Reisegefährten trennte, hatten sie aber doch Achtung vor meinen Ski bekommen.

Am nächsten Tage wurden wir durch Wasser aufgehalten, das auf dem Eise stand. Es war nicht der offne Fluß, sondern Wasser, das oben über das Eis hinlief. Solche Überschwemmungen des Eises gab es häufig, selbst bei der stärksten Kälte. Wir marschierten weiter; schließlich wateten wir bis über die Knöchel im Wasser. Gegen Mittag mußten wir nachgeben und an Land gehen. Hier schlugen wir unser Lager in einem engen, rechts und links von hohen Felswänden eingeschlossenen Paß auf. Am Abend spannte ein prachtvolles Nordlicht sein zitterndes Farbenband von einem Felsengipfel zum andern.

Am nächsten Tage war das Wasser gefroren, und mit einiger Vorsicht konnten wir unsern Weg fortsetzen. Jetzt umgab uns eine wilde zerrissene Natur mit mächtigen Schluchten, die von großen und kleinen Felsstücken angefüllt waren. Die Felsen reichten bis dicht an den Fluß hinab, waren aber sonst nicht besonders hoch. Sie wurden aber immer höher, je weiter wir kamen. In unmerklicher aber gleichmäßiger Steigung ging es über dem Flußbett empor.

Am siebenundzwanzigsten vormittags passierten wir ein

kleines Seitental, das sich nach Westen erstreckte. Hier glich die Landschaft plötzlich einer echten norwegischen Wald- und Berggegend. Das kleine Tal war dicht mit Fichten bestanden, und aus seiner Tiefe ragte ein gewaltiger schneebedeckter Bergkegel mindestens zweitausend Fuß hoch empor. Und wie in einem Märchen lagen drunten im Tal zwei Zelte, aus deren Schornsteinen friedlicher Rauch aufstieg. An diesen Menschen vorüberzugehen, – davon konnte selbstverständlich keine Rede sein, und so wandten wir uns den Zelten zu. Die Leute könnten ja möglicherweise frisches Fleisch haben und es uns verkaufen wollen. Wir trafen die Eskimos bei der ersten Morgenarbeit. Die Eskimos sind meist keine frühen Vögel; sie ziehen den Tag lieber am Abend in die Länge. Mit gewohnter Gastlichkeit boten sie uns sogleich Tee und frisches Brot an. Dieses Brot backen die Eskimos im Handumdrehen. Mehl, Wasser und Backpulver werden in die Pfanne getan und zu einem herrlichen Polarkuchen gebacken. Mit etwas Sirup schmeckt es vortrefflich. Während des Tees erzählten sie uns, der Fluß sei weiterhin wieder offen, wir sollten nur über den Bergrücken und jenseits wieder aufs Eis hinunter. Sie waren in der Gegend gut bekannt und boten sich uns als Führer an, wenn wir bis zum nächsten Tag warten wollten. Dazu ließen wir uns leicht überreden. Diese Leute – vier an der Zahl, zwei Männer und zwei Frauen – waren auf der Jagd. Am Tage zuvor hatten sie ein Renntier und einige Wildschafe erlegt. Das Wildschaf ist ein sehr schönes Tier, glänzend weiß, mit spiralförmig geringelten Hörnern. Aber es ist wachsam und rasch wie der Blitz; deshalb ist es nicht leicht, es zu erlegen.

Als der Schmaus zu Ende war, und die Jäger wieder aufbrachen, machten wir uns an das Aufstellen des Zeltes. Den übrigen Teil des Tages aßen wir uns hauptsächlich an dem frischen Fleisch satt, das wir uns eingetauscht hatten. Ich hatte vom ersten Augenblick an gewußt, daß die zugemessenen Portionen bei so harter Arbeit für einen Mann ungenügend wären. Deshalb benützte ich jede Gelegenheit – und so auch diese – mich durch eine so kräftige Unter-

lage wie nur möglich für die schmale Kost der kommenden Tage zu stärken. Jimmi hatte in Beziehung auf seinen Magen dieselbe Beobachtung gemacht und verfolgte denselben Plan. Kappa aß, wie alle Frauen, nur wenig, und Mogg hatte Magendrücken und aß gar nichts. Außerdem hatten wir eine schreckliche Last mit den Hunden, weil sie sich mit den fremden fortwährend balgten; wir mußten immer wieder hinauslaufen und sie auseinander jagen.

Am Abend kehrten die Jäger mit zwei Renntieren zurück. Sie hatten ein Rudel von sechzehn Stück gesehen und erzählten, die Renntiere hätten den ganzen Winter über hier ihren Wechsel. Wir erhandelten eine große Keule, die wir in kleine Stücke zerschnitten und mitnahmen.

Der Weg über den Bergrücken am nächsten Tage war ein hartes Stück Arbeit. Er war steil und voller Wurzeln und Baumstümpfe, glücklicherweise aber war er weder sehr hoch, noch sehr breit, und nach viel Mühe und Beschwer standen wir endlich wieder drunten auf dem Flußeise. Vormittags elf Uhr erreichten wir das „Windloch", einen berüchtigten, von jedermann nur mit Grausen genannten engen Paß zwischen fünfzehnhundert Fuß hohen Felswänden. Das ganze Eis war mit größeren und kleineren, von den Felsen herabgewehten Steinen übersät. Wer einen solchen Stein auf den Kopf bekäme, dem könnte das Lachen vergehen. Es stürmte jetzt auch gewaltig, und ich mußte mich platt auf das Eis legen, während die Hunde mit den Schlitten holter di polter davonjagten. Unsre hier bekannten Eskimos nannten es ein „gemäßigtes" Wetter für diesen Ort — und ich war nur froh, daß wir wenigstens kein „schlechtes" getroffen hatten.

Nach einiger Zeit stießen wir auf eine Eskimofamilie mit zwei Taboggan. Der Mann war ein guter Freund von Jimmi und in der Umgegend der Insel Herschel als einer der tüchtigsten Jäger wohlbekannt. Er hatte nicht weniger als sechzig Renntiere ringsum auf dem Felde zerstreut liegen und war nun auf dem Wege nach Herschel, sich Hilfe zum Hereinfahren zu holen. Es war erst ein Uhr mittags, als wir diesen Leuten begegneten, aber trotzdem beschlossen

wir, hier mit ihnen zu rasten, das Lager aufzuschlagen – und ihr Fleisch zu versuchen. Jimmi und ich blinzelten uns hinter dem Rücken unsres Führers zu und freuten uns schon auf den Leckerbissen. Dies war das zweite Mal, daß mitten am Tage freiwillig Halt gemacht wurde, aber ich widersetzte mich nicht. Der Fluß war weiterhin an mehreren Stellen offen; es eilte also nicht mit dem Weiterkommen. Außerdem konnte es für Menschen und Hunde nur gut sein, wenn sie sich ordentlich satt essen durften; ja wenn wir etwas Extraproviant mit auf den Schlitten bekämen, wäre es noch besser. Mogg hatte einen ganzen Sack voll Tee mitgenommen, und der kam uns gut zustatten; denn die Eskimos verkaufen gern ihre unsterbliche Seele für ein Pfund Tee.

Je weiter südwärts wir kamen, desto milder wurde der Charakter der Landschaft. Die Felsen rundeten sich und fielen sanft gegen das Flußbett ab. Der Schnee war hier auch fester, und wir hatten also auch guten Grund unter uns, während wir vor unsern Schlitten herliefen. Wir trafen eine Menge Renntierspuren, ab und zu sogar eine Wolfsspur. Der Wolf zieht, wenn er Futter genug findet, südlichere Gegenden vor; und das war in diesem Jahre der Fall. Wenn wir jetzt im Flußbett auf Oberwasser stießen, zogen wir unsre Wasserstiefel an und kamen so besser vorwärts.

Am dreißigsten erreichten wir die Quelle unsres Flusses, ein von großen Bergen umgebnes Becken; ich schätzte den höchsten dieser Berge auf ungefähr viertausend Fuß. Hier hatte die Eskimofamilie, mit der wir zuletzt zusammengetroffen waren, ein Depot errichtet. Diese Eskimos legen ihre Depots in etwas andrer Weise an als unsre Netschjillifreunde. In Mannshöhe errichten sie eine Art Plattform auf vier Füßen, legen das Fleisch darauf und decken es mit Fichtennadeln gut zu. Dann kann Meister Reineke ruhig daher kommen und schnüffeln und daran hinaufspringen, so viel er will – er wird ebensoviel davon bekommen wie einst von den berühmten Trauben.

Mogg zeigte mir einen Felsen, an dessen Fuß sich vor

ein paar Jahren ein Roman abgespielt hatte. Eine Anzahl Leute von der Walfischfängerflotte hatten eine Verschwörung angezettelt und waren mit Schlitten, die mit Proviant, Waffen und Munition schwerbeladen waren, durchgebrannt. Einige Offiziere wurden mit einer Anzahl Eskimos ausgesandt, die Ausreißer aufzuhalten. Und dort auf dem Felsen waren sie eingeholt worden, gerade als sie sich Schneehütten gebaut hatten. Sie wurden aufgefordert, sich zu ergeben, antworteten aber nur mit Flintenschüssen, und das Gefecht begann. Zwei der Flüchtlinge wurden erschossen, zwei ergaben sich, und die andern flohen in den Wald. Man sollte meinen, sie wären da elendiglich zugrunde gegangen, mitten im Winter, ohne Nahrungsmittel, ohne Kleider. Aber fünf davon hatten nach unsäglichen Leiden doch Fort Yukon erreicht, die übrigen waren umgekommen.

Wir überschritten das Becken und schlugen auf der andern Seite unser Lager auf. Am nächsten Tag hatten wir nur einen zwei- bis dreistündigen Marsch zu machen, bis zu einer mit Fichten bestandnen Landzunge, wo wir anhielten und unsre Schlitten wieder mit dem Taboggan vertauschten. Wir machten uns sogleich ans Umladen. Ich hätte nie geglaubt, daß ich alle meine Sachen auf einem so kleinen Taboggan unterbringen könnte, und es wäre mir auch nie gelungen, wenn ich ihn allein hätte packen müssen. Aber Jimmi brachten das Kunststück zustande. Einen Taboggan richtig zu packen, ist nämlich wirklich eine Kunst. Die Ladung darf nicht zu hoch sein, denn dann fällt der Schlitten um, sie darf aber auch nicht zu breit sein, denn dann steht sie auf den Seiten über und hält den Taboggan auf. Sie muß also niedrig und schmal sein, und das gibt eine sehr umständliche Packerei, wenn man vielerlei bei sich hat. Nach hinten muß er überdies etwas schwerer gepackt sein. Unsre Schlitten wurden an zwei Bäume gelehnt, und auch noch andre Gegenstände wurde zurückgelassen, die wir entbehren zu können meinten. Auf dem Rückwege wollten wir sie dann wieder mitnehmen. Auf dem Flusse hatten wir die Grenze zwischen Kanada und Alaska überschritten.

Schon früh am Nachmittag waren wir mit unsrer Arbeit

28*

fertig, und dann pflegten wir im Zelt mit großem Wohlbehagen der Ruhe. Es war ein schöner Abend; wir hatten den ganzen Zeltboden mit frischen, grünen Fichtenzweigen bestreut, und im Ofen brannte und knisterte lustig das dürre Holz. Irgend ein Topf stand immer über dem Feuer; Wasser konnte man nie genug bekommen. Wir hatten Spielkarten bei uns, und Jimmi und Kappa waren leidenschaftliche Spieler. Sie kannten eine unglaubliche Menge verschiedner Spiele, von denen ich nicht das geringste begriff, bei denen sie sich aber königlich ergötzten und wie die Kinder schrieen und jauchzten. Wenn es allmählich warm wird – und es kann in so einem Zelt recht warm werden – über dreißig, ja bis zu vierzig Grad – ist es immer am besten und auch am behaglichsten, wenn man die Fellkleider auszieht, weil sie sonst leicht feucht werden. Unser Anstandsgefühl verbot uns, uns ganz auszukleiden, und so behielten wir das Hemd an, obgleich das eigentlich auch noch hätte ausgezogen werden sollen. Aber Kappa mußte ja zu dem schönen Geschlecht gerechnet werden.

Mitten an der Decke hing eine Laterne, die eine heimelige Helle verbreitete. Mogg und ich schrieben in unsre Tagebücher.

Von Jimmi und Kappa lernte ich etwas, was ich auf keiner Schlittenreise getan hatte – nämlich, mich jeden Morgen zu waschen. Wenn ich es vergaß, kam Kappa gleich mit Wasser und Seife herbei. Sie selbst konnten es sich merkwürdigerweise gar nicht denken, daß sie den Tag beginnen könnten, ohne sich vorher gewaschen zu haben.

Am nächsten Morgen um acht Uhr zogen wir weiter. Jimmis Kenntnis des Weges war hier zu Ende. Aber wir gingen getrost vorwärts. Die Berge, die vor uns lagen, sollten nach der Karte neuntausend Fuß hoch sein. Ich erlaube mir in aller Untertänigkeit, diese Angabe auf höchstens fünftausend herabzusetzen. Schon am dritten November standen wir auf dem Gipfel an der Wasserscheide zwischen den Flüssen, die südwärts strömen, und denen, die sich ins Eismeer ergießen. Da oben herrschte vollständige Hochgebirgsnatur, aber die Baumgrenze war auf keiner Seite weit unterhalb des

Gipfels. Sehr stürmisch konnte es da droben wohl nicht sein, denn der Schnee war lose und tief, und unsre Hunde mußten sich mühselig hindurcharbeiten; die meinigen besonders plagten sich jämmerlich, weil mein Taboggan aus Fichtenholz nur schlecht gearbeitet war und bald wie eine Egge hin und her schwankte. Der andre Taboggan war aus Birkenholz und glatt wie Eis. Die Marschordnung bildete sich in folgender Weise: an der Spitze Kappa oder Jimmi, um den Weg zu zeigen und den Hunden die Spur auszutreten, dann Mogg, der als Dampfwalze figurierte — er rollte vorwärts und machte immer eine gute Bahn. Alle drei trugen Schneereifen und traten eine gerade breite Spur für den Taboggan aus. Hinter ihnen kamen die Hunde mit dem ersten Taboggan und dann ich mit dem meinigen. Da sah ich, wie gut die gebräuchlichen Hundegeschirre sind; die Hunde sind gezwungen, im Gänsemarsch zu ziehen und der Spur zu folgen, ob sie wollen oder nicht. Dies ist für den, der hinterher kommt, von größter Wichtigkeit.

Oben auf der Höhe hatten wir eine kleine Talsenkung vor uns und waren sofort überzeugt, daß dieser Weg an den Porcupine führen mußte; und wenn wir diesen erst erreicht hatten, dann waren wir geborgen. Es ging jäh ins Tal hinab, aber der Schnee war weich, und ich freute mich auf eine lustige Schlittenfahrt. Ich spannte also die Hunde los, setzte mich auf meinen Taboggan und fuhr getrost bergab. Aber ich hatte die Rechnung ohne die Hunde gemacht. Als sie den Taboggan hinabsausen sahen, stürzten sie vor, um ihre Plätze wieder einzunehmen. Voraus kamen sie mir, aber ihre Plätze erlangten sie deshalb doch nicht. In wilder Eile taumelten wir die Bergwand hinunter — Taboggan, Hunde und ich, holter di polter — bis wir im Tale unten von selbst anhielten. Ich hatte den größten Teil des Abstiegs unter den Hunden und unter dem Schlitten gemacht und war wütend über die dummen Tiere, die mir meine Schlittenfahrt verdorben hatten. Ich stand auf, klopfte mir den Schnee von den Kleidern, schaute mich um und erblickte Mogg, der auf einem andern Weg heruntergekommen war, in einer kleinen Entfernung; er hielt sich den Bauch vor

Lachen. Auf dem Berggipfel droben aber lagen Kappa und Jimmi und wollten sich vor Lachen ausschütten. Ich wollte schon meinen Zorn an den Hunden auslassen und sie ordentlich durchwalken — aber schließlich konnte ich nicht anders: ich mußte mitlachen. Die Eskimos waren klüger als ich mit ihrem schweren Taboggan. Auf jeder Seite faßte einer von ihnen an, und so fuhren sie ganz vergnüglich herunter.

Das kleine Tal erstreckte sich zuerst in südöstlicher Richtung und lief dann in gerader Linie südwärts — dann verlor es sich wieder im Hochgebirge. Es hatte also keine große Ausdehnung. Aber gerade vor uns stand die Sonne hell am Mittagshimmel und zeigte uns den Weg. Wenn wir direkt darauf zugingen, so müßten wir ohne Zweifel jenseits des Gebirges an den Porcupine gelangen. Wir peilten also die Sonne und zogen vergnügt weiter. Jetzt hatten wir die Wahl zwischen zwei Pässen. In solchen Fällen sind die Eskimos von unschätzbarem Nutzen. An den gewöhnlichen Formationen erkennen sie sogleich, wo man am leichtesten vorwärts kommt. Diesmal waren indes Jimmi und Kappa geteilter Meinung, aber die Kappas klang am überzeugendsten, und Jimmi gab schließlich der weiblichen Beredsamkeit nach. Jimmi hatte aber doch recht gehabt, wie sich später herausstellte, was natürlich Kappa nicht zugeben wollte.

Oben auf dem Gebirge wurde es allmählich empfindlich kalt. Wir hatten kein Thermometer bei uns; aber dem Schneegestöber nach schätzte ich die Temperatur auf über dreißig Grad. Wir machten uns jetzt schon früh am Morgen, solange es noch dunkel war, auf den Weg; ab und zu spendete uns ein Nordlicht eine zauberhafte Beleuchtung. Jetzt bereute ich oft, daß ich nicht auch eigentliche Schneereifen mitgenommen hatte. In dem hohen Schnee sanken die Ski oft tief ein, auch blieben sie gerne an Weidengebüschen oder an großen Grasbüscheln hängen. Übrigens sind die Taboggane für diese Gegend nicht sehr praktisch; sie überschlagen sich beständig und rufen eine Menge Scheltworte und Zornausbrüche hervor.

Am vierten endlich stießen wir auf ein wirkliches Flußbett. Es war allerdings nicht breit — nur eine Bachrinne —,

aber auf beiden Seiten durch hohe Ufer scharf abgegrenzt. In gestrecktem Galopp liefen die Hunde dahin. Bald aber zeigte es sich, daß der Bach sehr viele Windungen machte, und daß wir den Weg bedeutend abkürzen könnten, wenn wir quer über Land führen. Am nächsten Tag erreichten wir dann ein großes, breites Flußbett. Es war der Coleenfluß – wie wir später herausfanden – einer der vielen Nebenflüsse des Porcupine. Die Bahn war hier ausgezeichnet: mit ein paar Zoll Schnee auf dem Eise. Und hier konnte ich zeigen, was man mit Ski zu leisten vermag. Mogg, der auf seinen Schneereifen mühselig übers Gebirge hatte traben müssen, weil die Hunde ihn nicht vorwärts gebracht hatten, durfte sich jetzt ruhig auf meinen Schlitten setzen – auf dieser Bahn hätten meine Hunde die doppelte Last ziehen können – , und dann gings los! Jimmi war an der Spitze, aber die Schneereifen glitten nicht von selbst weiter wie meine Ski, und bald sauste ich an ihm vorüber.

„Na, Jimmi, was sagst du jetzt zu den Ski?"

Bald war ich weit voraus. Ganz ohne Gefahr war diese Fahrt auf dem Eise indessen doch nicht. Teils war der Fluß offen, was man nicht immer aus der Ferne wahrnehmen konnte, teils war die Eisdecke sehr dünn, und wenn man nicht sehr gut aufpaßte, konnte man da leicht einbrechen.

Die hohen, spitzigen Felsengipfel blieben immer weiter hinter uns zurück; endlich verschwanden sie, und wir gelangten in einen großen Wald.

Die zwei bis drei ersten Stunden am Morgen waren für die Menschen und für die Hunde immer am schwersten, besonders aber für die Hunde. Da waren sie noch starr und steif vom vorhergehenden Tag, und überdies waren sie am Morgen auch faul. Aber Jimmi machte sie bald geschmeidig, und dann ging es wie geschmiert. Wir hatten übrigens die Rationen der Hunde schon etwas beschneiden müssen, und das machte sich bald geltend. Sie wurden mager, und ihre Kräfte nahmen ab. Unser eigner Proviant reichte noch für ein paar Tage, das heißt, wenn wir so vorsichtig damit umgingen wie bisher.

Am siebenten November, nachmittags um halb drei Uhr, machte Jimmi plötzlich Halt; sein scharfer Blick hatte etwas Ungewöhnliches auf dem Eise entdeckt. Er lief darauf zu und rief:

„Itkillich tomai!“ Indianerspuren!

Seine Stimme hatte einen freudigen Klang. „Jetzt ist bald alle Sorge vorbei!“ schien sie sagen zu wollen. „Jetzt dürfen wir uns bald alle miteinander so recht satt essen!“ Wir verfolgten die Spuren und gelangten nach kurzer Zeit an ein Blockhaus. Ich war aufs äußerste gespannt. Nun endlich war also die Stunde gekommen, wo ich die wirklichen Indianer sehen würde, die während meiner Knabenjahre meine Phantasie so oft mit aufregenden Bildern erfüllt hatten. Ich erwartete wirklich, die Tür aufgehen und einen kupferroten Mann mit Federn im Haarschopf erscheinen zu sehen, der mit geschwungnem Tomahawk und mit dem Rufe: „Hugh!“ auf uns losstürzte.

Oder vielleicht läge er auch auf der Lauer hinter einem der Bäume im Walde . . . . . .

Die Tür ging auf, und heraus trat ein ganz friedlicher Mann, in einem schwarzen Anzug, mit einem schwarzen Hut auf dem Kopfe. Er blieb ruhig stehen und sah uns an. Wir begrüßten ihn freundlich in englischer Sprache, und ebenso freundlich antwortete er, gleichfalls englisch. Kurz darauf kam auch die Frau zu uns heraus. Alles dieses hätte ebensogut auf einer Fußreise in Telemarken vor sich gehen können; diese Leute sahen genau aus wie norwegische Gebirgsbewohner.

Wir blieben zwei Tage bei ihnen und fütterten während dieser Zeit uns und die Hunde ordentlich heraus. Um Tee und Licht verkauften sie uns gefrorne Fische und etwas Elchfleisch.

Am zehnten zogen wir in demselben Flußbett weiter; da und dort zeigten sich jetzt Birken, und auch andres deutete darauf, daß wir in südlicher Richtung weiter drangen. Am Nachmittag des zwölften stießen wir auf die Spuren von einem Taboggan und Schneereifen; wir folgten ihnen, bis es dunkel wurde. Dann schlugen wir unser Lager auf und

folgten am nächsten Morgen wieder diesen Spuren. Aber dann verloren wir sie in dem aufsteigenden Nebel. Gegen zehn Uhr vormittags meldete Jimmi, er sehe eine Blockhütte am Ufer, und sein Adlerblick hatte ihn nicht getäuscht. In der Hütte fanden wir zwei weibliche Wesen vor. Aber da fühlte ich mich in meinen Kindheitserinnerungen tief gekränkt. So konnten doch unmöglich die „Squaws" der tapfern Mohikaner, ja nicht einmal die der hinterlistigen Irokesen ausgesehen haben! Der einen von diesen Weibern hing die Unterlippe auf die Brust herunter, die andre machte einen schiefen Kopf und sah uns mit bösem Blick an. Zwei abschreckende Vogelscheuchen waren es. Die Begrüßung zwischen ihnen und unsrer Kappa war aber überströmend herzlich; sie lachten und schwatzten und schnatterten durcheinander, wie nur alte Weiber schnattern können. Keines verstand von dem, was die andern sagten, auch nur ein einziges Wort.

Für Tee und Kakes handelten wir ein Bündel getrocknete Fische von ihnen ein. Der Mann der einen und der Sohn der andern waren vor zwei Tagen zu einem Händler gereist, der seinen Sitz am Porcupine hatte. Die freundlichen Damen erklärten uns zu unsrer großen Befriedigung: wenn wir den Spuren der Männer folgten, könnten wir den Weg bedeutend abkürzen und zwei Tage sparen. Die mit dem bösen Blick begleitete uns, um uns auf die Spur zu leiten. Nur mit der größten Anstrengung gelangten wir den Berg hinauf bis zum Walde hin, wo die Spur zu erkennen war. Mehrere Male mußten die Taboggane ganz in die Höhe gehoben werden. Aber nachdem wir oben angelangt waren, wo unsre Führerin uns verließ, erwies sich die Spur als wirklich sehr gut, und nun ging es rasch vorwärts. Hier im Walde mußte ich die praktischen Geschirre der Hunde noch mehr loben. Wenn jeder Hund seinen eignen Zugriemen gehabt hätte, wäre unweigerlich jeder nach einer andern Seite an die Bäume gerannt und hätte sich festgefahren, so aber und in einer gut ausgetretnen Spur war das Fahren mit dem Taboggan ein Kinderspiel. Jetzt brauchte ich nicht mehr vor den Hunden herzulaufen, um sie anzufeuern und

zu leiten; es ging alles von selbst. Ich lief nur voraus, um mich den Eskimos, die vor mir waren, zuzugesellen. Mogg lag auf dem Schlitten und sang und trällerte. Die allgemeine Stimmung war höchst vergnügt infolge der Gewißheit, daß wir spätestens in einer Woche Fort Yukon erreicht haben würden. Als ich die Eskimos eingeholt hatte, hörte ich unsern stillen Jimmi jauchzen und jubilieren, während sich Kappa am Taboggan festhielt und einen Freudensprung um den andern machte.

Am vierzehnten abends witterten die Hunde Menschen und Nahrung; sie liefen wie noch nie. Es ging ziemlich steil bergab; aber die Hunde jetzt aufzuhalten, davon konnte keine Rede sein. Ich lief auf Ski voraus; die vielen Erdhügel und Baumstümpfe, über die ich hinwegsauste, ließen mich für die Schlitten hinter mir erzittern. Endlich war der Porcupine und die kleine Indianerkolonie erreicht, wo die oben erwähnten Händler wohnten. Der arme Mogg kam zuletzt an; er hatte sich nur mit Mühe und Not auf dem Taboggan festhalten können, und auf meine Nachfrage sagte er, er habe durchaus keine Gelegenheit gehabt, die interessante Waldlandschaft zu bewundern.

Um nicht die schrecklichsten Balgereien zwischen unsern und den Hunden der Indianer zu riskieren, schlugen wir unser Zelt in einiger Entfernung von der Indianerniederlassung auf. Der Händler entpuppte sich selbst als ein Indianer. Er war ein Prachtexemplar von einem Manne, sechs Fuß hoch, mit dunkelm Haar und einem kühnen Knebelbart. Er trug einen schwarzen Anzug mit einem Streifen aus weißem Fuchspelz um den Hals. Sein Laden war nicht besonders reich ausgestattet; etwas getrockneter Lachs, — das war alles. Er meinte, wir könnten den noch übrigen Teil des Weges nach Fort Yukon in vier Tagen zurücklegen. Wir kauften Lachs bei ihm und fütterten uns und die Hunde ordentlich damit. Am nächsten Tage verabschiedeten wir uns von dem braven John Albert — so hieß er — und zogen weiter.

Wären wir in der Gegend bekannt gewesen, dann hätten wir unsern Weg bedeutend dadurch abkürzen können, daß wir da und dort quer über Land gefahren wären. So aber mußten

wir die ganze Zeit dem gewundnen Flußbett entlang ziehen. Wir kamen an verschiednen Blockhütten vorbei, die aber unbewohnt waren. Es muß sehr viel Hasen in diesen Gegenden geben; oft war die Schneedecke ganz durchzogen von Hasenspuren, und ab und zu fanden wir einen Hasenkadaver – wahrscheinlich hatten wir einen Raubvogel in seiner Mahlzeit verscheucht. Wenn die Hunde einen solchen Leckerbissen witterten, fuhren sie wie besessen drauf los. Natürlich bekam dann nur der erste die Beute, aber das lernten die andern nie. Unverdrossen jagten sie jedesmal wieder in erneuter Hoffnung darauf los; selbst der Dicksack Fix, der letzte im Gespann, rannte so toll, daß fast das Geschirr zerriß. Fix war der Hund, den ich von jenen Hunden zurückbehalten hatte, die mir Atangala einst mit der ersten Post nach Ogchioktu gebracht hatte. Während meines Aufenthalts in Eagle City später wurde er so fett, daß ich ihn zurücklassen mußte. Er konnte dem Schlitten nicht mehr folgen, selbst dann nicht, wenn er nur hinterdreinsprang.

Am achtzehnten trafen wir wieder auf frische Spuren, und da sie auf dem Lande weiter führten, folgten wir ihnen. Am Nachmittag wurden die Hunde plötzlich alle ganz aufgeregt. Sie mußten irgend etwas gewittert haben, und zwar etwas ganz Besondres, sonst wären sie nicht so gelaufen. Um fünf Uhr sahen wir ein Haus, und nach einer halben Stunde waren wir bei den Indianern in Salmon Creek. Wir erregten einen ganzen Aufruhr, als wir ankamen. Eins fiel mir zuallererst auf; daß nur ein einziger Mann da war, aber ein ganzer Haufen Weiber. Wie ich später hörte, waren alle Männer nach Fort Yukon unterwegs, wo sie Geschäfte abschließen wollten. Der „alte Thomas“ war allein zurückgeblieben. Er lud uns ins Haus ein und erzählte, er habe schon öfters denselben Weg gemacht wie wir, und schließlich kam es heraus, daß er und Mogg alte Bekannte von der Insel Herschel waren. Wir wurden mit einer beispiellosen Gastfreundschaft beherbergt. Das eine Zimmer, in dem schon fünf Menschen wohnten, wurde ausgeräumt, damit wir da hausen könnten. Es waren zwei Öfen vor-

handen, die beständig brannten. Der alte Thomas war ein merkwürdiger Mann. Er sprach vier Sprachen – englisch, französisch, die Eskimo- und die Indianersprache – und wußte gar viel von seinen mannigfaltigen Reisen zu erzählen. Mogg, der gegen Eskimos und Indianer gutmütiger war als gegen seine eignen Stammesgenossen, schenkte ihm von allem, was er hatte: ein wenig Tabak, Tee, Zündhölzer und so weiter. Bei unsrer Abreise am nächsten Morgen erklärte der Alte Mr. Mogg für einen Engel. Ich tat ihm nicht kund, wie weit ich mit dieser Beurteilung übereinstimmte.

Die Gastfreundschaft, die uns geschenkt worden war, hatten die Hunde sich ohne weitres genommen. Gott mag wissen, auf welche Weise! – sie hatten das Depot gestürmt und sich so gründlich darin verlustiert, daß sie sich am nächsten Morgen nicht rühren konnten. Wir hätten Fort Yukon eigentlich noch an demselben Abend erreichen sollen, aber die Hunde waren so überfressen, daß sich alle raschen Bewegungen von selbst verboten. Wir mußten also noch einmal das Zelt aufrichten. Am nächsten Vormittag begegneten wir vier Indianern mit Tabogganen. Es waren die Männer der Kolonie auf dem Heimweg. Sie nahmen sich prächtig aus in ihren perlengestickten Kleidern; die Hundegeschirre aus Seehundfell waren auch gestickt und mit Schellen verziert. Diese Leute verlangen übrigens ungeheure Preise für ihre Kleider. Ich fragte einmal nach dem Preis einer Juppe: es wurden fünfunddreißig Dollar dafür verlangt. Alle Arten von Kleidungsstücken sind sehr teuer in Alaska.

Am zwanzigsten November, nachmittags um halb ein Uhr, erreichten wir Fort Yukon. Es liegt an dem steilen Flußufer, wo sich der Porcupine mit dem Yukonfluß vereinigt. Als Festung oder Fort machte es auf mich nicht gerade einen imponierenden Eindruck. Zwei weiße Handelsleute wohnten hier, und ich muß da den tüchtigen und sehr liebenswürdigen Mr. Jack Karr nennen. Sonst besteht die Kolonie aus einigen dreißig Indianerhütten. Das Geschäft der Handelsleute besteht im Eintauschen von Pelzwerk, das die Indianer ihnen bringen. Es ist auch eine Schule und eine Missionsstation da.

So ungern ich es tat, aber hier mußte ich meine liebe Netschjillitracht ablegen. Sie war der Gegenstand allzu großer und allzu scherzhafter Aufmerksamkeit vonseiten der zahlreichen Dorfjugend, die, wo ich ging und stand, in großer Zahl hinter mir her lief.

So erfreut ich war, am Ziel meiner Wünsche angekommen zu sein, so wartete meiner auf Fort Yukon doch eine große Enttäuschung. Ich hatte gehofft, hier eine Telegraphenstation zu finden. Aber leider befand sich die nächste Telegraphenstation erst in Eagle City, zweihundert Meilen südlicher, weiter flußaufwärts. Da war nun nichts zu machen. Mein Ziel war, mich mit der Heimat in Verbindung zu setzen, und wenn ich das erreichen wollte, mußte ich also bis Eagle City vordringen.

Jimmi und Kappa blieben zurück. Kappa war von der Reise ziemlich angegriffen und mußte ausruhen. Mogg und ich warben einen Indianer als Führer an, der uns für den nächsten Teil des Yukonflusses unentbehrlich war. Der Fluß ist voller Inseln; diese bilden ein ganzes Netz von Sunden und Kanälen, die man kennen muß, um sich hindurchzufinden, und der Postverkehr war noch nicht so regelmäßig eingerichtet, daß eine genügend sichre Spur ausgetreten gewesen wäre. Die von Fort Yukon abgehende Post hat ihren Endpunkt in Circle City. Dort wird sie von einem andern Postführer übernommen, der sie weiter südwärts befördert. Die ganze Postverbindung zwischen Fort Yukon über Eagle nach Dawson City wird von vier Führern besorgt, die Schlitten und Hunde und – zwischen Eagle und Dawson – auch Pferde benützen. Die Entfernung von Yukon bis Dawson wird von den Postführern auf dreihundert Seemeilen geschätzt.

Als wir in Yukon ankamen, war von meinem Taboggan nur noch die Hälfte übrig. Von den vier Brettern waren zwei vollständig abgenützt. Ich mußte mir deshalb in Yukon von einem Indianer einen neuen kaufen. Die Taboggane waren jetzt nur leicht beladen, da wir weder ein Zelt noch sonstige Ausstattung brauchten. Das wenige, was wir mitführten, hatte ich auf meinem Taboggan, der Führer Charlie



Lee Provosts Hütte

hatte seinen eignen, und auf diesem war Mogg untergebracht. Mit Windeseile ging es auf dem Fluß dahin. Charlie setzte unverkennbar seinen Ehrgeiz darein, zu zeigen, was ein Indianer leisten könne; er führte den Zug an und lief aus Leibeskräften vor den Hunden her. Aber bei der jetzt so geringen Last und mit der großen Übung waren meine Hunde ganz unüberwindlich: sie hielten sich dicht hinter Charlies Taboggan, und dann kam ich auf meinen Ski. Mr. Charlie gewann keinen Vorsprung vor uns.

Am Abend erreichten wir eine für die Postführer errichtete Blockhütte. Sie war sehr warm und behaglich und hatte zwei Räume, einen für den Taboggan, den andern für die Menschen. In diesem waren zwei Betten, zwei Stühle, ein Tisch und ein Ofen. Die mit frischen Fichtenzweigen belegten Bettstellen waren nach der langen Tagereise von achtundzwanzig Meilen außerordentlich einladend. Am nächsten Tage kamen wir an einer kleinen Hütte vorüber, worin ein Holzfäller wohnte. Natürlich mußten wir ihn begrüßen, und wir trafen in Mr. Lee Prevost einen ganz seltnen Menschen. Er schien mit allen guten menschlichen Eigenschaften begabt zu sein und wußte uns durch seine Persönlich-

keit und seine großartige Gastfreundschaft so für sich einzunehmen, daß wir zur Nacht bei ihm blieben.

Am sechsundzwanzigsten erreichten wir Circle City. Hier verabschiedeten wir uns von unserm Führer, und zwar ohne Bedauern. Er hatte sich als ein vorlauter, eingebildeter Mensch entpuppt, dessen hauptsächliches Bestreben gewesen war, uns zu zeigen, daß er von der Mission den Unterschied zwischen Weißen und Farbigen habe verstehen lernen. Aus diesem Grunde benahm er sich höchst dumm und unangenehm. Ja, ein guter Unterricht kann oft eine schlechte Wirkung haben.

Circle City ist eigentlich ein ganzes „Städtchen". Die Beweise dafür waren Tanzhaus und Wirtshaus, sowie Schlägereien nach dem Vergnügen und betrunkne Menschen.

Hier erfuhren wir zu unsrer großen Freude, daß der Postführer, Mr. Harpar, gerade am nächsten Morgen südwärts ziehen sollte. Welch ein Vorteil für uns! Da konnten wir in seiner Begleitung reisen. Die Postführer in Alaska sind tüchtige Schlittenführer. Sie haben nur die allerbesten



Ein Erdhaufen, der für eine Million Dollars Goldstaub enthält (Nome)

Hunde, die aber sehr verschieden von den Polarhunden und in der Regel kurzhaarig und hochbeinig sind. In dem tiefen Schnee sind die langen Beine gut, und da die Hunde in Häusern übernachten, brauchen sie den dicken Pelz nicht.

Von Circle City an weiter südlich trifft man die sogenannten „Roadhouses“, kleine Blockhütten, wo man „Kost und Logis für Reisende“ findet. Sie liegen dem Fluß entlang, mit ungefähr zwanzig Meilen Abstand. Gewöhnlich haben die Blockhütten drei Zimmer: Gastzimmer, Küche und ein Stübchen für den Besitzer. In ersterem werden so viel Leute untergebracht, wie überhaupt zum Übernachten angekommen sind. Wenn nicht Betten genug da sind, muß man die Lagerstatt mit andern teilen; man ist ja in solchen Gegenden, wo man den ganzen Tag unterwegs war und dann todmüde in ein solches Haus kommt, nicht so besonders heikel. Für uns, die wir aus den nördlichen Gegenden kamen, waren diese „Hotels“ wahre Wunder an Komfort und Eleganz. Aber sie waren auch teuer. Der Schlafplatz kostete einen Dollar – ob man allein schlief oder nicht –, jede Mahlzeit anderthalb Dollar. Für einen vollen Tag brauchte man nach deutschem Gelde seine fünfundzwanzig Mark. Aber in Alaska sind die Preise fabelhaft hoch, und wenn Gold in der Nähe gefunden wird, dann steigen sie ins Unerschwingliche. Daran sind natürlich



Fort Egbert bei Eagle City (Alaska)

die Kosten des schwierigen Transportes schuld. In Fairbanks am Tananafluß wurden, nachdem der letzte große Goldfund gemacht worden war, für ein paar Schneeschuhe vierzig, und für einen Hund fünfzig Dollar bezahlt. Selbst diese Preise sind aber verschwindend klein im Vergleich zu denen, die damals in Klondyke bezahlt wurden, als die letzte Goldwut dort ausgebrochen war. Von einem zuverlässigen Gewährsmann habe ich gehört, es seien damals zweitausendfünfhundert Dollar für ein Hundegespann geboten worden, und dieses Angebot nicht angenommen worden. Und dementsprechend waren auch alle andern Preise.

In großer Spannung näherte ich mich jetzt Eagle City. Endlich sollte ich in direkte Verbindung mit der Heimat treten können und erfahren, wie es in meinem Vaterland aussah. Jetzt bogen wir um die letzte Landzunge, und dann waren es nur noch zwei Meilen! Eagle City liegt vor uns, der Rauch steigt blau und dunkel zum Schneehimmel empor. Welch ein wunderbarer, entzückender Gedanke: in wenigen Stunden stehst du in Verbindung mit deinen Lieben!

Als wir Eagle City erreichten, verließen wir das Eis und fuhren in die Stadt hinein, um uns sofort nach der Telegraphenstation zu begeben. Sie lag in der Nähe von Fort Egbert.

In Fort Egbert lagen zu der Zeit zwei Kompagnien des dritten Infanterieregiments. Die Offiziere nahmen uns aufs herzlichste auf, und ich konnte mein hochwichtiges Telegramm abschicken. Es war auch die allerhöchste Zeit, denn kurz nachher zerriß die Leitung infolge der strengen Kälte.

Ich blieb zwei Monate in Eagle City und wartete auf die Post von Hause. Diese Zeit steht mit vielen lieben, schönen Erinnerungen in meinem Gedächtnis. Ich wohnte bei Mr. Frank N. Smith, dem Vorstand der großen Handelsgesellschaft „The Northern Commercial Company“. Wir haben ein Sprichwort, das heißt: „Die Gäste machen einem zweimal eine Freude: wenn sie kommen und wenn sie gehen“. Aber im Hause von Mr. Smith merkte ich nicht das geringste von solchen Gedanken. Während ich jetzt

— so lange nachher — diese Zeilen niederschreibe, schicke ich dieser Familie in Gedanken einen warmen, aufrichtigen Dank aus tiefstem Herzen.

Am dritten Februar zog ich wieder gen Norden. Mit allen meinen Postsachen von Hause, mit Briefen und Zeitungen beladen, freute ich mich, rasch zurückzukommen.

Auch auf der Rückreise hatte ich reichlich Gelegenheit, die große Gastfreundschaft in Alaska kennen zu lernen. Mr. Jack Carr in Fort Yukon, dessen Gast ich drei Tage lang war, tat alles, mir den Weg übers Gebirge zu erleichtern. Großen Dank schulde ich auch Mr. Daniel Cadzow in Ramparthouse am Porcupine. An diesem letzten Verbindungspunkt mit der Zivilisation verbrachte ich noch gute Tage, ehe ich wieder den Gang ins Gebirge antrat. Mit innigem Dank gedenke ich auch der kühnen Postführer auf dem Yukonfluß; sie haben mir immer und überall mit Rat und Tat beigestanden.

Dann ging es weiter und weiter nordwärts. Die Peitsche knallte, und die Hunde zogen an, nordwärts — zu der Gjöa und zu meinen Kameraden!

Zwölftes Kapitel

Schluß

Das erste Schiff, das in das offne Wasser hineinfuhr, war die „Bowhead" unter der Führung von Kapitän Cook. Bei Kap Sabine warf es Anker aus, um Treibholz einzunehmen, wovon dort eine große Menge lag. Als die beiden andern Fahrzeuge sahen, daß es der Bowhead gelungen war, das Eis zu umschiffen und in die offne Wasserrinne zu gelangen, folgten sie auf dem gleichen Wege nach; aber sie langten erst am Nachmittag an. Wir konnten über das Eis hin die beiden Schiffe „Alexander" und „Jeannette" aus San Francisco erkennen. Um den Übergang des Dr. Wight von der „Alexander" auf die Gjöa noch vor der Abreise in Ordnung zu bringen, mußte ich notwendig mit Kapitän Tilton sprechen; wir blieben deshalb vorläufig liegen und warteten. Wir hatten ohnedies auch noch sehr viel zu tun. Lindström hatte in den letzten Tagen eine große Menge Weißbrot gebacken, das er jetzt eben in ein Holzgefäß verpackte. So hatten wir auf lange Zeit frisches Weißbrot. Aber sein Backofen stand noch immer im Hause drüben an Land, und wir konnten nicht abfahren, ehe unser Tausendkünstler ankam. Diese letzten Stunden wurden auch noch dazu benützt, immer noch mehr Holz zu sammeln. In jedem möglichen und unmöglichen Winkel der Jacht wurde Brennholz verstaut. Ganz leicht vertäut und jeden Augenblick bereit, die Anker zu lichten, lag die Gjöa an der Steuerbordseite des Wracks.

29*

Es war ein herrlicher, ganz windstiller Nachmittag. Auf dem Hügel lagen die Hunde und machten es sich bequem. Hätten sie geahnt, was ihnen bevorstand, wären sie wohl kaum so ruhig gewesen. Uns waren unsre flinken Tiere lieb geworden, trotz allen ihren Untugenden und allen den Widerwärtigkeiten und Sorgen, die wir mit ihnen gehabt hatten.

An Bord der Bonanza hatten sich die Eskimos versammelt, um uns abfahren zu sehen; alle waren da, Kataksina mit der kleinen Anni auf dem Rücken, Kunak, Neiu mit Weibern und Söhnen. Wir warteten jetzt mit zunehmender Ungeduld; es war auch gar nichts mehr zu tun. Und endlich — endlich erschienen die beiden dicken Freunde oben auf dem Hügel, jeder mit seiner Last Brot auf dem Rücken. Sten wollte bis zur „Alexander" mitfahren und dann mit diesem Schiffe zurückkehren. Voller Spannung sahen wir die beiden dicken Herren über das schmale Landungsbrett balancieren. Wir hielten den Atem an, ebensosehr ihrer selbst wegen, als wegen der Brote, und dann hieß es:



Sommer bei King Point



Wir senkten langsam die Flagge, — ein letzter Gruß
von den Kameraden

„Los! Volldampf voraus!“

Und unsre liebe Gjöa begann den letzten, abschließenden Teil ihrer langen Reise.

Als wir an Wiiks Grab vorbeifuhren, senkten wir die Flagge und schickten ihm unsre letzten Grüße. Dann stieg die Flagge wieder in die Höhe, und wir fuhren weiter.

Am Strand ging es sehr lebhaft zu. Alle unsre guten Freunde und Bekannten, Weiße und Eskimos, waren bei dem Treibholz beschäftigt; sie grüßten und winkten, und wir winkten als Gegengruß beständig mit der Flagge. Inzwischen näherten wir uns der „Alexander“, und ich ließ halten, um das Schiff zu erwarten. Als es dicht herangekommen war, rief uns Kapitän Tilton eine ganze Menge

zu, wovon wir kein Wort verstehen konnten. Er mußte es sehr eilig haben, denn er hielt nicht an, sondern fuhr nach King Point weiter. Da ich, wie schon gesagt, Doktor Wight versprochen hatte, ihn auf unser Schiff zu nehmen, blieb uns nichts andres übrig, als zu wenden und hintendrein zu fahren; ein großer Schaden war das ja nicht.

„Alexander“ und „Jeannette“ legten an, und wir taten dasselbe, als wir an ihre Seite kamen. Sobald wir Sten an Land gesetzt und den Doktor an Bord geholt hatten, wendeten wir wieder und fuhren in der alten Richtung weiter. Vor Kap Sabine stoppten wir und schickten zu der „Bowhead“, die immer noch da lag, ein Boot hinüber und baten um etwas Tran. Hierzu hatte mir Dr. Wight Mannis wegen geraten, der trotz aller bisher versuchten Mittel seine Erkältung nicht los werden konnte.

Nach einigen Stunden kam der Maschinist und meldete, der ganze Maschinenraum stehe voller Wasser! Schöne Geschichte! Das hatte also der Winter in aller Stille bewirkt — das Schiff hatte ein Leck! Sofort wurden die Pumpen in Tätigkeit gesetzt; aber wir fanden bald, daß im Kühlraum nicht mehr Wasser war als gewöhnlich. Wie sich bald zeigte, war das ganze Unglück von etwas altem Eis innen im Schiff hergekommen, das plötzlich aufgetaut war und die Verbindung zwischen dem Maschinenraum und dem großen Laderaum geöffnet hatte, wodurch alles Wasser nach hinten lief. Diesmal waren wir also mit dem Schrecken davongekommen.

Der Motor arbeitete gut, und wir machten drei Knoten. Ein leichter Ostwind bei bewegter See deutete an, daß die Bucht vor dem Mackenzie offen sei. Endlich waren wir um das Eis herum und richteten nun unsern Kurs westwärts. Der Wind nahm zu, und die Wogen gingen hoch. Als ich morgens um sechs Uhr auf Deck kam, hatten wir King Point achter vor dwars. Ich nahm das Fernglas zur Hand und erkannte die vertrauten Orte: Das Wrack, die Häuser, das Grabkreuz! In der klaren Luft ragte dieses hoch empor: „Grüßet daheim! Grüßet daheim!“ schien es uns zuzurufen.

Aus Südosten machte sich ein ordentlicher Wind auf, und nun hatten wir eine herrliche Fahrt gen Westen. Als wir die Insel Herschel erreichten, lag diese ganz von Eis umgeben da. Aber was tat uns das? Wir hatten nichts auf der Insel zu tun und konnten nun die klugen Herren Schiffer auslachen, die uns noch zuletzt gesagt hatten, wir müßten in den Hafen hineinfahren und da mindesten vierzehn Tage warten. Wir sahen ja vor uns – vor der Insel – die günstigsten Eisverhältnisse, der Aussage der Herren zum Trotz.

Aber ach, die Stimme der Erfahrung sollte man nie ungehört verhallen lassen! Wir waren auf unserm stolzen Wege noch nicht weit gekommen, als wir entdeckten, daß das offne Wasser nur eine sich nach Westen erstreckende Bucht im Eise war: eine Sackgasse, die nicht hinausführte. Wir mußten hübsch umkehren und in den Hafen einlaufen. Ein frischer Ostwind öffnete diesen für uns; aber wir mußten ganz nahe an die Nordostspitze der Insel hinfahren, und dort gab es nur neun Faden Tiefe. Wir gelangten aber doch hin, und am dreizehnten Juli, morgens um halb drei Uhr lagen wir vor Anker.

Nun bekamen wir reichlich Gelegenheit, die Insel Herschel und den alles bedeckenden Schnee zu studieren. Als Franklin im Jahre 1826 diese Insel in einem Boot passierte, entdeckte er den herrlichen Hafen auf der Ostseite der Insel nicht. Er sagte deshalb, der enge Sund von der Insel bis zum Mackenzie sei der einzige Zufluchtsort für ein Schiff. Franklin ahnte damals nicht, welche große Bedeutung die Insel Herschel als Hafen bekommen sollte. Der Hafen bietet vor allen Winden Schutz. Der Südwest bläst allerdings direkt herein, aber er kann nicht leicht Schaden anrichten. Nur bei einem Wetter, wie man es überhaupt nur einmal in einem Menschenalter erlebt, ist es allerdings vorgekommen, daß dieser Wind kleinere Schiffe im Hafen auf den Strand geworfen hat. Franklin hat also die Insel entdeckt und ihr den Namen gegeben. Aber kühne amerikanische Walfischfänger haben sie zu dem gemacht, was sie heute ist. Es gibt nur sehr wenige Häfen

an der nordamerikanischen Küste, und die Entdeckung der Insel Herschel war daher von großer Bedeutung für die Walfischfänger. Im Jahre 1889 drangen diese zum erstenmal hinein. Aber dann vergingen noch viele Jahre, bis es ein wirklicher guter Hafen war, und viele Menschenleben sind dabei zugrunde gegangen. An dem ersten Unglück, das über die sich durchkämpfende Walfischfängerflotte hereinbrach, war weder Wind noch Wetter schuld. Im Jahre 1865, während des Krieges zwischen den Nord- und den Südstaaten, fuhr ein den Südstaaten gehöriges Kriegsschiff nordwärts, verbrannte dreißig Schiffe und vernichtete dadurch dreißig Millionen Dollar. Im Jahre 1876 saßen vor Barrow-Point dreißig Schiffe im Eise fest. Ungefähr siebzig Mann stark, verließen die Mannschaften ihre Schiffe und retteten sich. Aber von den siebzig Mann wurde keiner wieder gesehen. 1897 wurde auch eine Anzahl Schiffe im Eise zerdrückt. Zu Ende des Jahres 1905 legte sich das Eis einen Monat früher als gewöhnlich an der Küste fest und schnitt jeden Verkehr ab. Aber damals ging kein Schiff zugrunde, weil alle noch den Hafen hatten erreichen können. Alles in allem kommt die Jagd auf den kostbaren Bowhead-whale, Balaena mysticetos, teuer genug zu stehen.

Von dem Bowhead- oder Bartenwal werden einzig und allein die Barten verwendet. Alles andre bekommen die Fische. Aber dafür ist auch der durchschnittliche Wert eines solchen Walfisches heutzutage zehntausend Dollar. Der Walfischfang ist aber weder leicht noch ungefährlich. Der Bartenwal ist ungewöhnlich wachsam und wird von dem geringsten Lärm erschreckt. Sobald man einen Walfisch in Sicht bekommt, wird deshalb der Propeller gestoppt, und man verwendet nur noch Segel. In weiter Entfernung wird das Boot ausgesetzt, und nun beginnt die eigentliche Jagd. Gerudert darf nicht werden, auch hier kommen nur Segel zur Verwendung. Das kleine Boot fährt direkt auf das Ungeheuer los; im Steven steht der Harpunierer mit der Harpune. Geschossen darf unter keinen Umständen werden, denn ein einziger Schuß würde alle Wale auf Meilen im Umkreise verscheuchen. Als Sprengstoff wird Tonit verwendet. Wenn der



Vegetation bei King Point

Wal nicht auf den ersten Wurf getötet wird, dann schwimmt er wie rasend davon, und um ihm folgen zu können, muß man rasch die Leine loslassen, genau wie bei dem Fang der „Bottlenose“ zwischen Jan Mayen und den Färöern. Wenn Eis im Fahrwasser ist, muß man sehr vorsichtig sein. Ist man gezwungen, die Leine abzuschneiden, so hat man damit einen Wert von vierzigtausend Mark ins Wasser geworfen. Der erlegte Wal wird zum Schiff bugsiert, der Kopf wird abgeschnitten und an Bord genommen, der Körper aber losgelassen. Dann werden die Barten herausgenommen, und der Kopf wird auch über Bord geworfen.

Der erste Bartenwal wurde im Beringmeere im Jahre 1843 gefangen. Fünf Jahre später fuhr der erste Walfischfänger durch die Beringstraße und zog bald viele andre nach sich. 1905 bestand die Walfischfängerflotte aus vierzehn Schiffen, die alle, mit Ausnahme der „Bonanza“, mit einer Hilfsmaschine versehen waren. In diesem Jahre hatte die Brigg „Jeannette“ den größten Fang gemacht, im ganzen elf Walfische. Seit sechzig Jahren wird dieser Fang nun mit kolossalem Gewinn betrieben, aber auch mit großer Gefahr und vielen Verlusten.



Eskimogräber auf der Insel Herschel

Jahr um Jahr werden alle diese Menschenleben und alle diese Riesensummen aufs Spiel gesetzt, einzig und allein, um die Barten auf den Weltmarkt zu bringen. Ich fragte, wozu dann dieser kostbare Stoff verwendet werde, und erfuhr: hauptsächlich zur Herstellung von Korsetts.

Ja, eine Frauengestalt ist etwas Kostbares!

Nach meinen Erfahrungen im Polarmeer werde ich nun künftig für die Reformtracht stimmen.

Alle Eskimos im Hafen waren — trotz der frühen Morgenstunde — auf den Beinen. Nach der Abfahrt der Walfichfängerflotte waren wir jetzt der „Hahn im Korbe" und wurden mit der größten Zuvorkommenheit behandelt.

Nach einigen Stunden Schlaf begaben wir uns auf den höchsten Punkt der Insel, die Eisverhältnisse in Augenschein zu nehmen. Westwärts lag viel Eis. Dem Lande entlang war offnes Wasser, aber von unserm Standpunkt aus konnten wir nicht entscheiden, ob es breit genug für uns wäre. Und doch wäre es außerordentlich nützlich gewesen, wenn wir dieses offne Wasser hätten erreichen und von da die erste Gelegenheit zum Weiterkommen benützen können. Denn früher oder später müßte sich ja eine Gelegenheit zeigen. Der einzige Zugang zu dem offnen Uferwasser war der schmale Sund zwischen der Insel und dem Festlande. Die Ansichten über die Tiefenverhältnisse in diesem Sund widersprachen sich, und um Sicherheit darüber zu erlangen, machte sich Leutnant Hansen in Begleitung von Helmer

Hansen, dem Doktor und Foß, sowie einem Eskimo – letzterer machte den Lotsen – auf den Weg. Der Lotse nützte allerdings nicht viel. So oft das Lot herausgezogen und seichtes Wasser konstatiert wurde, sagte er nur: „Water very small!“, was allerdings nachher recht nützlich zu hören war.

Die Untersuchung ergab sehr unebnen Grund; selbst wenn wir uns schließlich durch die Rinne hätten hindurchschlängeln können, wäre das Unternehmen doch zu gewagt gewesen, und wir beschlossen daher, zu warten. Auf dem Rückweg traf die Expedition mit einigen Eskimos zusammen, die einen guten Fischfang gemacht hatten, und von ihnen kaufte sie eine Menge herrliche frische Fische.

Von nun an ging jeden Tag einer von uns auf den Hügel hinauf und schaute sich die Eisverhältnisse an. Der Hügel lag ganz auf der Westseite der Insel, und der Weg dahin kostete einen tüchtigen Marsch von zwei Meilen. Das Terrain war auch äußerst beschwerlich. Aber welche Vegetation war auf dieser Insel! King Point war die reine Wüste dagegen. Hier war die Erde geradezu mit Blumen



Gräber von Walfischfängern auf der Insel Herschel



Eskimohütten auf der Insel Herschel

übersät, und Lindström war glückselig. Früh und spät war er mit seiner grünen Botanisierkapsel unterwegs und kehrte immer mit allerlei Raritäten zurück. Der reichste Blumenflor stand hinter dem Kirchhof. Der Begräbnisplatz auf Herschel hatte zwei Abteilungen; eine für die Walfischfänger, die andre für die Eskimos. Die Gräber der Walfischfänger waren durchgängig wohlgepflegt und mit angestrichnen Kreuzen versehen; die der Eskimos dagegen machten einen merkwürdigen Eindruck. Es sah fast aus, als habe ein Kaufmann seinen ganzen Warenvorrat darauf ausgebreitet. Die Eskimos legen nämlich ihre Toten in ganz gewöhnliche Holzkisten, die sie dann in einer schnurgeraden Linie auf dem offnen Hügel nebeneinander stellen. Nur ganz wenige hatten ihre Kisten auf Holzböcke gestellt, die meisten standen auf der Erde. Man dachte unwillkürlich: wenn diese Leute ihre Lieben wiederfinden wollten, dann müßten sie die Kisten mit Zetteln versehen.

Bei der ersten Ankunft der Walfischfänger auf der Insel war diese von ungefähr fünfhundert Kagmallikeskimos bewohnt gewesen. Jetzt sind nur noch ganz wenige von dieser ersten Rasse da, und diese wenigen sind fast lauter Mischlinge von den ursprünglichen Einwohnern und den Eskimos, die die Walfischfänger mitgebracht haben. Sie

wohnten in kleinen, so weit ich es beurteilen konnte, höchst ungesunden Holzhäusern. Außerdem gab es noch eine Anzahl größrer Warenschuppen und Speicher. Das frühere Haus des Missionars wurde jetzt von Major Howard mit seinem Stabe bewohnt. Dieser Mann hatte durchaus keine leichte Aufgabe; er soll mit einem Mann die Ordnung unter Hunderten aufrecht erhalten und außerdem auch den Zoll von den Amerikanern erheben, die sich hier ja auf kanadischem Boden befinden.

Manni war fleißig auf der Entenjagd draußen, denn Enten gab es hier herum ohne Zahl. Ich verbot ihm, an Land zu gehen; er sollte von den vielen verschiednen Krankheiten, die die Eskimos von der Zivilisation als Geschenk erhalten haben, nicht angesteckt werden. Unter anderm ist Syphilis sehr verbreitet. Am meisten aber fiel dem Fremden die heranwachsende Generation dieser Bevölkerung auf. Sie trug das Gepräge einer sehr wechselnden Mischung, und einen reinen Eskimotypus sah man nur höchst selten. Nicht allein in den Gesichtszügen, nein, auch in ihrer Kleidung unterschieden sich diese Kinder voneinander. Da kam einem zum Beispiel ein kleines Mädchen entgegen, in einem roten Kleidchen, schwarzen Stiefeln und einem Babyhut, der dem Kinde reizend stand. Das konnte doch kein



Tupsi, Eskimofrau von der Insel Herschel

Eskimokind sein. Dann kam die Mutter dazu, und sie war zwar kein reiner Eskimotypus, aber doch ein halber. Das Kind war die dritte Mischlingsgeneration. Ganz lächerlich wirkte die Mischung von Neger und Eskimo. Man hat keinen Namen für diese Ausgabe, aber höchst komisch war sie.

Die Eskimos auf der Insel Herschel sind nun so an die Kost der Weißen gewöhnt, daß sie ganz übel dran sind, wenn sie sie entbehren müssen. Ganz besonders empfinden sie den Mangel an Mehl, und in diesem Jahre hatten selbst die Weißen kaum genügend gehabt; deshalb war für die Eskimos nicht viel übrig geblieben. Gerade zu der Zeit, wo wir da waren, warteten diese armen Menschen sehnsüchtig auf den Tender der Walfischfänger, der für alle die Leute Lebensmittel bringen sollte. Der Tender war in diesem Jahre nicht weiter als bis Barrow Point gekommen, wo die Walfischfänger sich dann holten, was sie bestellt hatten. Die Eskimos waren daher diesmal bitter enttäuscht worden.

Obgleich der Missionar abwesend war, wurde doch jeden Sonntag Gottesdienst gehalten. Ein alter Häuptling, namens Tomachsina, leitete den Gottesdienst, und Doktor Wight spielte Orgel.

Hier lernten wir auch die ersten Gemüse der Insel kennen, nämlich „Kagmallikkartoffeln", wie die Walfischfänger sie nannten. Es war die Wurzel der „poligonum bistorta", die sowohl roh als auch gekocht recht gut schmeckt. In der Eskimosprache hieß sie „Masku". Sie hat die Form einer gelben Rübe mit einer Kartoffelschale und ist von etwas süßlichem Geschmack. Die Eskimos sammelten ganze Säcke voll und verkauften uns davon.

Am zwanzigsten Juli bekamen wir nordöstlichen Wind, den uns alle Walfischfänger als den besten zum Losmachen des Eises gepriesen hatten, und er entwickelte sich rasch zu einem ordentlichen Blasius. Aber der Mann, der an dem Tage den Ausguck hatte, kehrte mit der Botschaft zurück, daß draußen das Eis dichter als je liege. Am einundzwanzigsten ruderte ich mit Ristvedt, Lund und dem Doktor an Land, um zu sehen, ob dieser Wind nicht doch schließlich auf das Eis

eingewirkt hätte. Wir mußten zwei Seemeilen der Ostküste entlang rudern, weil wir von dort aus einen leichteren Anstieg zum Hügel hatten. Auf unsrer Fahrt begegneten wir Manni, der am Morgen in einem Segeltuchboot auf die Entenjagd ausgezogen war. Er hatte noch keine erlegt, und wir riefen ihm irgend etwas zu, an das ich mich jetzt nicht mehr erinnern kann. Am Landungsplatz zogen wir das Boot ans Ufer und stiegen zum Aussichtspunkt empor. Die Eisverhältnisse sahen an diesem Tage günstig aus.

Als wir uns auf dem Rückweg unserm Boot näherten, sagte Lund plötzlich:

„Ich glaube wahrhaftig, sie flaggen an Bord!"

„Was kann denn dort los sein?"

„Aber die Flagge ist nicht ganz aufgezogen!"

Die Ferngläser wurden gebraucht: jawohl, auf der Gjöa wehte die Flagge auf Halbmast. Dieser Anblick macht einen furchtbar unheimlichen Eindruck. Doch trösteten wir uns mit dem Gedanken, daß vielleicht einer unsrer Eskimos am Lande gestorben sei. Im stillen aber glaubten wir es nicht. Ich selbst dachte sogleich an Manni -- und ich glaube, die andern auch. Wir liefen den Hügel hinunter, ließen das Boot liegen und nahmen den Weg über Land zurück, bis wir dem Schiff gerade gegenüber waren. Man hatte uns schon von Bord aus gesehen, und wir wurden in einem Boot übergeholt.

Ach leider, es handelte sich um Manni, — er war ertrunken.

Als wir an Bord waren, erzählte mir der Leutnant die traurige Geschichte. Er hatte im Gespräch mit den andern auf Deck gestanden, als sie Manni daherkommen sahen, der aufrecht in seinem Boot stand und nach einem Entenstrich spähte. Sie waren es ja gewohnt, ihn so zu sehen, und gaben deshalb nicht besonders acht auf ihn. Als sie einen Augenblick später wieder in dieser Richtung sahen, war das Boot leer, und daneben spritzte das Wasser auf. Manni war ins Wasser gefallen. Blitzschnell ließen Hansen und Foß eines der andern Boote hinunter, und der Leutnant eilte in den Mastkorb, um von dort die Bewegungen zu dirigieren.

Nach höchstens fünf Minuten war das Boot an der Stelle, wo sie das Aufspritzen gesehen hatten. Aber Manni war und blieb verschwunden. Das Seegelboot lag aufrecht, aber voller Wasser auf der See. Die Ruder schwammen in der Nähe, aber der Junge und das Gewehr waren nirgends zu sehen. Eine große Welle mußte in das Boot geschlagen sein, während Manni nach den Enten spähte, und da war er über Bord gefallen. Er kam nicht ein einziges Mal an die Oberfläche – und hier zeigte es sich nun, welch ein Unglück es ist, daß die Eskimos nicht schwimmen lernen wollen. Ich meldete das traurige Ereignis sogleich bei der Polizei an und bat den Chef, für das Begräbnis zu sorgen, falls die Leiche an Land treiben würde. Aber die Eskimos meinten, Manni würde nie gefunden werden: die Strömung führe ins offne Meer hinaus.



Manni (Sommer 1906)

Manni auf diese Weise verlieren zu müssen, war ein schwerer Schlag für uns. Alle hatten den Jungen lieb gewonnen, und wir hätten ihn gar zu gerne in die zivilisierte Welt mitgenommen, um zu sehen, was da aus ihm zu machen wäre . . . .

Am nächsten Tage war ich wieder auf unserm Aussichtspunkt. Es sah aus, als weiche das Eis in westlicher Richtung zurück. Aber es konnte möglicherweise dieselbe Bucht

sein, in der wir schon einmal hatten umkehren müssen. Solange der Nordostwind darüber hinwehte, wäre uns das Hinausfahren vielleicht teuer zu stehen gekommen; nach Rücksprache mit meinen Kameraden beschloß ich zu warten, bis der Wind abgeflaut hätte.

Am dreiundzwanzigsten Juli, morgens um ein Uhr, flaute der Wind vollständig ab, und sogleich rüsteten wir uns zum Aufbruch. Der Anker wurde gelichtet; es blies noch immer aus Nordosten, aber ganz schwach. Wir fuhren dem Eis entlang, das sich von der Südwestspitze der Insel und weiter westwärts dem Festland entlang zusammenhängend erstreckte. An der Innenseite dieses Eises war das Uferwasser offen, und nun handelte es sich darum, einen Eingang zu finden. Das Eis hatte tiefe Buchten, und ungefähr fünfzehn Seemeilen vom Hafen entfernt hatte eine von diesen ihre größte Tiefe. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis der schmale Eisgürtel, der sie von dem Uferwasser trennte, aufgehen mußte. Vorläufig konnten wir freilich noch nicht hindurch, und wir fuhren daher westwärts weiter. Bald öffnete sich das Eis gegen Norden, aber diesen Weg wollten wir ja nicht. Wir fuhren daher weiter, bis wir endlich alle sahen, daß wir abermals in eine Bucht ohne Ausgang hineingeraten waren. Und so mußten wir am vierundzwanzigsten, abends um elf Uhr, einfach wieder nach Herschel zurückkehren. Wir mußten gegen Nordosten kreuzen, und es dauerte lange, bis wir den Hafen wieder erreicht hatten. Wir alten, seegewohnten Leute nahmen es mit Ruhe hin, aber unsre neuen Mitglieder waren äußerst ungeduldig; ganz besonders aufgeregt war der Doktor. Am sechsundzwanzigsten Juli, morgens um zwei Uhr, lagen wir dann endlich wieder auf dem alten Platze.

Gleich nach dem Frühstück ging der Mann, der den Ausguck hatte, an Land, und bei seiner Rückkehr meldete er große Veränderungen, aber nicht zum Guten, sondern zum Schlimmeren. Wir setzten unsre Hoffnung nun auf einen tüchtigen Seewind; aber einen solchen bekamen wir eben nicht. Nachmittags schickten wir Hansen aus. Er sollte die Ostküste der Insel nach Mannis Leiche absuchen; aber er kehrte unverrichteter Sache zurück.

Ein Teil des Brotes, das Lindström gebacken hatte, war verschimmelt und mußte über Bord geworfen werden. Das Brot, dem Sirup zugesetzt war, hielt sich dagegen gut. Lindström war jetzt der zweite Maschinist des Schiffes, und überdies dessen Bäcker. Er richtete sich drunten in dem Maschinenraum eine kleine Bäckerei ein, von der viele gute Kaffeekuchen und Brotlaibe heraufkamen. Bei dieser Einrichtung hatte er nur ein einziges Bedenken gehabt: der erste Maschinist — Ristvedt — esse so „furchtbar gern Kuchen".

Am dreißigsten fuhr der erste Walfischfänger in den Hafen ein. Es war die Barke „Belvedere", der sowohl Lebensmittel als auch Brennmaterial ausgegangen waren. Am ersten August rapportierte der Mann vom Ausguck ungewöhnlich gute Eisverhältnisse, und ich wollte sogleich versuchen, hinauszukommen. Um halb fünf Uhr nachmittags fuhren wir ab, und eine Stunde später wurden wir von der Belvedere eingeholt, die an uns vorbei westwärts fuhr. Sie mußte so rasch wie möglich weiter zu kommen suchen, weil unter ihrer Mannschaft Skorbut ausgebrochen war. Wir fuhren der Eiskante entlang, und am zweiten August abends um neun Uhr vertäuten wir am Eis, sieben Seemeilen von Land und zehn Seemeilen von Demarcation Point entfernt. Diese Zeit benutzten wir dazu, Süßwasser einzunehmen. Auf dem Eise waren große, tiefe Tümpel voller Süßwasser. Den ganzen dritten August lagen wir, dicht vom Eise umringt, still. Es war der Geburtstag unsres Königs, und ihm zu Ehren wehte unsre Flagge vom Mast. Wir feierten den Tag so festlich wie nur möglich — hauptsächlich mit einigen Bohnen mehr im Kaffee und ein paar Rosinen im Kaffeebrot. Wir hatten jetzt nicht viel andres mehr für Festlichkeiten übrig. Aber es ist wohl möglich, daß selbst unserm König seine Festmahlzeit an diesem Tage nicht besser geschmeckt hat, als uns, seinen Untertanen, die da oben mitten im Eis ihm zu Ehren geflaggt hatten.

In der Nacht wurden wir etwas ängstlich. Das Eis schob sich ineinander; aber zum Glück nicht in gefährlicher Weise. Das Steuer wurde etwas aufgehoben, ging aber gleich wieder hinunter. Am vierten August morgens um

sechs Uhr wurde das Eis weich, und wir kamen hinaus. Es herrschte Nebel und westlicher Wind, der ungünstigste Wind, den wir hätten haben können. Es blieb uns nichts andres übrig, als wieder einmal nach Herschel zurückzukehren, und morgens um halb drei Uhr lagen wir zum drittenmal auf unsrem alten Platz. Die „Belvedere" war schon zurückgekehrt und konnte auch nichts andres berichten, als was wir schon wußten, daß nämlich das Eis gegen Nordwesten fest liege. Schuner „Herman" war auch eingelaufen. Später am Abend kam die „Karluk". Die Schiffe versammelten sich allmählich, um den Tender abzuwarten, der sie mit Brennmaterial und Proviant versorgen sollte. In den zwei nächsten Tagen kamen „Treasure" und „Bowhead", und nun lagen sieben Schiffe im Hafen. Die Walfischfänger hatten beschlossen, bis zum zehnten August da liegen zu bleiben. Wenn der Tender dann noch nicht da wäre, wollten sie zu ihm hinaus nach Barrow Point fahren.

Am neunten August kam zum zweitenmal eine Postsendung von Edmonton und Fort Mc. Pherson. Sie kam per Boot und brachte uns frische Neuigkeiten. Große Aufregung rief natürlich die Nachricht von dem Erdbeben und der Feuersbrunst in San Francisco hervor. Mit der Post traf ein Herr Steffensen ein, der uns erzählte, eine dänische Expedition unter der Führung von Herrn Mikkelsen sei auf dem Wege hierher, und er solle sich ihr hier anschließen. Sie habe den Auftrag, im Norden nach Land zu suchen. Wir waren nun froh, daß wir nach Land im Süden suchen sollten.

An demselben Tage erhob sich ein sehr starker Wind aus Nordosten. Nachmittags um ein Uhr traf die so lange vermißte und ängstlich erwartete „Olga" im Hafen ein. Sie hatte bei Minlo Inlet auf King Albert-Land überwintert, wo sie Eskimos getroffen hatte. Dies waren wahrscheinlich die Kilnermiumseskimos vom Kobberminefluß gewesen, derselbe Stamm, mit dem Leutnant Hansen und Ristvedt auf ihrer Schlittenreise im Jahre 1905 zusammengetroffen waren. Die „Olga" hatte mehrere Mann verloren und, was besonders hart war, darunter ihre beiden Maschi-

30*

nisten, weshalb sie nicht einmal ihren Motor in Gang setzen konnte und ganz auf ihre Segel angewiesen war. Sonderbarerweise hatte sich die Besatzung in der Zeitrechnung um zwei Tage getäuscht. Von der „Olga" aus hatten die Leute eine Menge Walfische gesehen, hatten aber mit so wenig Mannschaft nicht Jagd darauf machen können. Um sieben Uhr abends fuhr die „Bowhead" aus, um sich nach dieser Menge von Walen umzusehen.

Am nächsten Tag fegte der Nordostwind noch immer gleich stark daher; ich aber war der Insel Herschel nun ziemlich überdrüssig und wollte lieber nach unsrer alten Eisbucht zurückkehren, und nachsehen, ob nicht der scharfe Nordostwind durch den schmalen Eisstreifen, den wir das letzte Mal dort gesehen hatten, einen Weg geschaffen hätte. Nachdem wir einen großen Vorrat Treibeis an Bord genommen hatten, lichteten wir den Anker und fuhren ab. Eine starke, nach Westen führende Strömung brachte uns schnell hinaus. Wir fuhren den ganzen Tag bei nebliger Luft südwestwärts, ohne daß wir einen vollständigen Überblick übers Eis hätten bekommen können. Abends erhob sich ein dichter Nebel, der uns bald wie eine Mauer umgab. In kurzer Zeit kamen wir von zwölf Faden Tiefe auf siebeneinhalb Faden, und wir folgerten daraus, daß wir nicht weit von Land entfernt sein könnten. Wir fanden hier Grundeis und legten daran an, um helles Wetter abzuwarten. Die Entfernung von Land schätzten wir auf zwei Seemeilen. Am nächsten Morgen mußten wir aber an einem andern Grundeis anlegen, weil der Teil, an dem wir lagen, sich ablöste und fortgetrieben wurde. Um sechs Uhr nachmittags hob sich der Nebel, und da bot sich uns ein erfreulicher Anblick dar. Wir waren in das Uferwasser hineingekommen; so weit wir dem Lande entlang sehen konnten, hatten wir offnes Fahrwasser. Im Norden lag das Eis dagegen noch groß und unbeweglich da. Wir machten Feuer unter der Maschine und fuhren ab. Es sah wirklich aus, als sei jetzt endlich der böse Zauber gebrochen. Das Uferwasser war vorerst noch recht schmal, wurde jedoch schon am nächsten Tage breiter. Aber der Nebel war noch immer

dicht, und wir hatten keinerlei Fernsicht. Ein leichter Wind aus Nordwesten zwang uns, zu kreuzen; der Motor allein konnte uns nicht hindurchzwängen. Übrigens war gerade unter solchen Verhältnissen der Motor von ungeheuerm Nutzen. Hätten wir in dem schmalen, von Eis angefüllten Fahrwasser und bei der schwachen Brise nur die Segel zum Kreuzen gehabt, dann hätten wir eine bedauerlich lange Zeit gebraucht. In einer solchen schwierigen Lage, wo es sich darum handelte, auf Eis loszugehen, war der Motor von unschätzbarem Wert. Und da dies unaufhörlich der Fall war, hatten wir unserm Motor eine bedeutende Zeitersparnis zu verdanken. Bei Icy Reef kamen wir mehrere Male sehr nahe an Land, und da fiel uns eine große weiße Fläche auf, die zwar wie eine Lagune oder ein Teich aussah, dies aber doch nicht sein konnte, weil alsdann das Eis schon geschmolzen gewesen wäre. Es mußte also der Gletscher bei Icy Reef sein, von dem uns auf der Insel Herschel ein Mann berichtet hatte, der von Gambden Bay auf die Insel gekommen war, Proviant einzukaufen. Der Gletscher war nicht groß, aber nach unsrer Beobachtung der einzige an der ganzen Nordküste. Das Fahrwasser rings um Icy Reef her ist voller Packeis und voller Überreste von Süßwassereis. Leider hatten wir keine Zeit, an Land zu gehen und die Erscheinung näher zu untersuchen.

Am vierzehnten, morgens um zehn Uhr, passierten wir Manning Point, wohin immer viele Eskimos kamen. Wir sahen auch eine Menge Hütten, sowie aufgestapeltes Treibholz, aber keine lebende Seele. Während der Nachmittagwacht drängte uns das Eis immer weiter gen Süden. Dies gefiel mir nicht, weil Collinson die Gambden Bay, wo wir offenbar jetzt waren, als seicht und unrein bezeichnet. Wir kamen dann auch auf zwei und drei Faden Tiefe, gelangten aber doch wieder in offnes Wasser und konnten weiter nördlich halten; hier nahm auch die Tiefe rasch zu. Am Abend verwandelte sich der Nordostwind in einen kleinen Sturm, daß wir reffen mußten. Wegen des Nebels, des heftigen Windes, und besonders wegen unsrer Unsicherheit darüber wo wir uns befänden, beschloß ich, an einem Grundeis

anzulegen und zu warten. Plötzlich tauchte gerade vor uns Land auf. Wir glaubten, es seien die Flaxman-Inseln, konnten es aber nicht mit Sicherheit behaupten.

Es ist oft gar nicht so bequem, wenn nur wenige Leute an Bord sind. An diesem Abend mußte daher Lindström die meteorologischen Beobachtungen machen, das Lot auswerfen, das Brot backen und den Motor versorgen. Und alle andern waren, jeder auf seinem Platz, ebenso in Anspruch genommen. So viel ist sicher: mit ungeschickten, unwilligen Leuten hätte unsre Reise niemals gemacht werden können. In schwierigen Lagen hielten wir brüderlich zusammen; und wenn die Schwierigkeiten überstanden waren, dann teilten wir auch die Freude darüber wie ein Mann. Wir vertäuten die Gjöa am Packeis, das voll von großen, alten Eispackungen war. Es mußte also hier nicht immer so still und ruhig gewesen sein wie jetzt. Doch kam mir dieses Eis kleiner und jünger vor als das Eis bei Grönland.

Den ganzen nächsten Tag mußten wir des Nebels wegen still liegen. Als dieser einmal zerriß, machte der Leutnant sogleich eine Beobachtung und konstatierte, daß wir wirklich drei Seemeilen nördlich von den Flaxman-Inseln lagen. Am nächsten Morgen flaute der Wind ab, und der Nebel lichtete sich so weit, daß wir uns umsehen konnten, und so fuhren wir, bei gesetzten kleinen Segeln und mit dem Motor im Gang, ab und vorsichtig weiter. Es wurde unaufhörlich gelotet, und wir fuhren mit einer Geschwindigkeit von vier Seemeilen. Das Eis war sehr morsch, und wir kamen tüchtig vorwärts. Am Nachmittag passierten wir eine der vielen Sandbänke, die dort dem Ufer entlang liegen. Um fünf Uhr wurde das Eis westwärts untraktabel, und ich beschloß, an der Innenseite der nächsten Sandbank anzulegen; dort sollte nach Aussage der Walfischfänger das Wasser tief genug sein. Aber zuerst mußte man hineinkommen. Die Walfischfänger hatten gesagt, man könnte zwischen einigen von diesen Riffen hindurchfahren – aber hier im Nebel war es ja unmöglich, diese Sandhügel voneinander zu unterscheiden, und wir mußten uns förmlich vorwärts tasten. Alles wurde zu einem raschen Ankern, das möglicherweise

notwendig sein könnte, bereit gemacht, und dann fuhren wir auf die Sandbänke zu. Das Wasser wurde immer seichter; als wir nur noch neun Fuß hatten, warfen wir den Anker aus und versuchten mit einem Boot weiterzukommen. Beim Loten zeigte es sich, daß hier kein Eingang war. Vom Mast aus sah ich eine andre Einfahrt; diese war offen und hatte einen niedrigsten Wasserstand von drei und einem halben Faden.

Innerhalb der Sandbänke bekamen wir ganz offnes Wasser, weil die Sandbänke das Eis am Hereindrängen hinderten.

Morgens um fünf Uhr waren wir dicht vor der Insel Cross, wo ein Kreuz als Wahrzeichen aufgerichtet ist. Vormittags um neun Uhr bekamen wir eine größere Tiefe von fünf bis sieben Faden, und nun waren wir also wieder im Meere draußen. Durch diese Hineinfahrt zwischen die Schären hatten wir viel gewonnen; das Eis außen hätte uns noch lange aufhalten können. Das Fahrwasser hier ist wegen seiner großen Eismassen berüchtigt. Der Nebel lichtete sich nur selten. Mittags um zwölf Uhr waren wir gerade vor einer der Thetis-Inseln, aber vor welcher, – das war nicht herauszubringen. Westwärts von den Riffen war das Fahrwasser gut und eisfrei. Bei der Harrisonbucht stießen wir indes schon wieder auf Eis, und wir mußten, so ungern wir es taten, wieder südwärts fahren. Im Lauf der Nacht kamen wir über die Bucht hinüber und sahen da unter Kap Halkett bei zwei und einem halben Faden Tiefe die Landmarke der Pacific Shoal. Das Eis lag die ganze Zeit sehr dicht und zwang uns, recht nahe am Land zu fahren; und gerade wie in alle die andern Buchten, waren wir jetzt auch gezwungen, in die Smith-Bay hineinzufahren. Die Smith-Bay war von den Walfischfängern nicht befahren worden. Wir fanden sie aber gut und von gleichmäßiger Tiefe. Die geringste Tiefe hatten wir bei Kap Halkett, aber weiter drinnen und westwärts davon fanden wir vier bis fünf Faden Tiefe. Um sechs Uhr nachmittags bekamen wir Kap Simpson in Sicht, und damit waren wir über der Bucht hinüber. Das Eis schien ganz dicht bis an das Kap hinanzureichen. Die-

ganze Ostseite war auch mit Eis angefüllt, aber an der Innenseite fanden wir das Uferwasser breit genug für uns. Wir suchten hineinzukommen, mußten aber drehen und wenden, weil das Wasser viel seichter wurde; und schließlich mußten wir am Grundeis anlegen. Leider fanden wir aber nur eine ganz kleine Eismasse, wo wir vertäuen konnten, und das ist manchmal gefährlich. Der Wind hielt sich die Nacht über, und am nächsten Morgen schien sich das Eis merklich verändert zu haben. Wir machten also einen neuen Versuch, in das Uferwasser hineinzukommen; aber ein jäher Übergang von zwei auf anderthalb Faden Tiefe zwang uns zu einem eiligen Rückzug. Das Eis an der Außenseite war dicht, und wir mußten abermals am Grundeis anlegen; diesmal fanden wir nur eine noch kleinere Scholle, und die Gjöa war nicht sehr gut befestigt.

Gegen Abend nahm der Ostwind bedeutend zu; jetzt konnte er ein kleiner Sturm genannt werden. Das luvwärts vor uns gelegne Eis wurde weggetrieben, und hohe Wogen schlugen über unser Grundeis herein. Der Himmel war bewölkt, es war stockdunkel, und die Wogen wälzten sich schäumend über das Grundeis hin. Zugleich kam eine Menge loses Eis dahergetrieben und prallte teils auf das Grundeis, teils auf unser Schiff. Mit Bootshaken mußten wir die Stöße so gut wie möglich abschwächen. Zum Glück hatten wir beide Eisanker ausgeworfen, was auch wirklich nötig war, denn die Wahrscheinlichkeit, daß unser Eis brechen würde, war sehr groß. Aber in der dunkeln Nacht und bei dem vielen Treibeis waren die Ketten nur schwer zu regieren. Endlich graute der Tag, und selten haben wir den Tag mit größrer Freude und Erleichterung begrüßt, als nach dieser bösen Nacht. Doch ehe wir diese unheimliche Umgebung verlassen konnten, mußten wir die Eisanker einholen; aber es mußte ein mutiger Mann sein, der die an der kleinen Scholle befestigten Anker losmachen würde. Ich wählte Hansen zu dieser Arbeit. Er hatte vor nichts Angst, und hurtig wie ein Eichhörnchen, brauchte er gewöhnlich nur eine Wendung, wozu andre zwei gebrauchten. Trocken gelangte er allerdings nicht wieder an Bord. Aber Hansen

war auch früher schon naß geworden und nahm das nicht so genau.

Der Ostwind hatte große Umwälzungen im Eise hervorgebracht. Wir fuhren ganz an den Rand des Eises heran und folgten ihm bei drei Faden Tiefe. Drei Seemeilen von Kap Simpson entfernt lag auf einem Riff Packeis von beträchtlicher Höhe. Da das Wetter noch immer unsichtig war und der Wind mit schweren Windstößen daherfegte, suchten wir Schutz unter einem nahe liegenden Grundeis, an dem wir dann auch anlegten. Nichts ist leichtsinniger, als wenn man zwischen Eis hineinfährt, das man nicht übersehen kann; man kann da in Buchten hineingeraten, aus denen man nicht mehr herauskommt, und muß dann eine unfreiwillige Reise nach dem Nordpol machen. Und in diesen Gegenden, wo wir jetzt waren, ist diese Gefahr größer als sonst wo. Die Strömung, die Nansen sich mit so glänzender Geschicklichkeit zu Nutzen gemacht hatte, dieselbe Strömung, die schon gegen hundert amerikanische Schiffe mit fortgeführt hat, und die im Jahre 1879 die „Jeannette" unter De Longs Führung mitnahm, — sie führt hier in der Nähe von Point Barrow mit ihrer stärksten Kraft in nordöstlicher Richtung vorüber, — zu manchen Zeiten mit geradezu reißender Schnelligkeit.

Während wir uns so durch das Eis hindurcharbeiteten, schlug unglücklicherweise einer unsrer Schraubenflügel gegen einen vorstehenden Eisblock. Die Maschine hielt jäh an, und trotz aller Anstrengungen von seiten der Maschinisten konnte der Motor nicht wieder in Gang gesetzt werden. Die Schraubenflügel selbst waren unbeschädigt, aber die Achse hatte sich verbogen. Wir regten uns nicht darüber auf und ertränkten unsern Ärger in der Freude, daß das Mißgeschick nicht schon früher eingetreten war. Das Grundeis, an dem wir diesmal angelegt hatten, war groß und sicher, und wir waren gegen alle Möglichkeiten gesichert; die Gjöa lag gerade vor dem Eingang der Fatigue-Bay. Während der Nacht war das Eis bald dicht, bald lose, und der Wind flaute ab. Morgens um sechs Uhr lichteten wir den Anker und fuhren westwärts weiter.

Schwere Eismassen trieben an uns vorüber, und wir mußten uns vorsichtig zwischen ihnen hindurchschlängeln. Beim Setzen des Großsegels zerbrach die Gaffel, und jetzt war guter Rat teuer – keinen Motor und kein Segel – denn ohne Großsegel konnte mit der Gjöa nicht manövriert werden. Wir zogen das Sturmsegel auf, und bei dem achterlichen Wind ging es ganz gut. Eine Stunde später war die Gaffel geschindelt und das Großsegel wieder gesetzt. Nun ging es rasch westwärts durch zerteiltes Eis hindurch; aber es gefiel mir gar nicht, daß so viel Eis zwischen uns und dem Lande war. Gegen Mittag verdichtete sich das Eis, und von einem Weiterkommen konnte keine Rede sein. Wir fuhren zu einer Eismasse hin, die wir für Grundeis hielten, und legten da an. Das Wetter war noch immer unsichtig. Das Eis, an dem wir angelegt hatten, trieb westwärts, und wir mußten von ihm loszukommen suchen. Um zwei Uhr nachmittags lichtete sich der Nebel, und da sahen wir über einer langen, niedrigen Landzunge zwei Schiffsmasten aufragen. Dort mußte also Kap Barrow sein. Die Schiffe waren wohl auf der Westseite unter Lee gegangen und warteten nun, bis sie weiter fahren könnten. Das Treibeis zwischen uns und dem Uferwasser wurde allmählich lose, und wir beschlossen, uns hindurchzuzwängen. Die Aussicht, mit den Schiffen dort drüben in Verbindung zu kommen, lockte uns auch. Um halb vier Uhr nachmittags entdeckten wir eine viel weichere Eispackung. Wir fuhren ab und richteten den Kurs bei vollen Segeln auf die loseste der Eismassen. Ich hatte Lund, als den erfahrensten von uns allen, in den Mastkorb beordert; jetzt, wo wir nur die Segel hatten, nützte es uns mehr als je vorher, daß wir erfahrne und geprüfte Leute an Bord hatten. Ein Segelschiff durch dichtes, großes Eis hindurchzuführen, – dazu gehört eine jahrelange Übung; mit einem Dampfboot kann sich jeder hindurchzwängen. Glücklicherweise hatten wir eine kleine Strecke offnes Wasser vor uns, deshalb erreichten wir eine ordentliche Geschwindigkeit, bis wir an das Eis hinkamen. Es gab einen tüchtigen Stoß, als die Gjöa daraufprallte. Alles auf Deck, was nicht niet- und nagelfest

war, stürzte um, aber das Eis teilte sich vor dem Bug. Mit wahrer Wut arbeiteten wir alle mit Bootshaken, stießen das Eis zurück und schafften es weg, so gut es eben ging. Und mit vollen Segeln drang die Gjöa ins Eis hinein; sie preßte und drückte — weiter und weiter. So ging es Zoll für Zoll vorwärts, und bald war nicht mehr viel davon übrig. Wir nahmen einen kräftigen Anlauf zum letzten Stoß. Es war, als ob die gute Gjöa selbst verstünde, daß es jetzt darauf ankomme. Sie war auf zwei große Eisschollen gestoßen, die ihr die Nordwest-Passage versperren wollten; und nun rannte sie darauf los, um sie zu durchschneiden und hindurchzukommen. Die Kameraden kämpften auf beiden Seiten mit ihren Bootshaken — einen zähen, rasenden Kampf. Und Millimeter um Millimeter wich das Eis.

Ein wilder Jubelschrei erhob sich an Bord, als das Schiff hindurch war. Der „Böig" war besiegt, wir waren draußen im offnen Wasser, auf dem freien Weg nach der Heimat. Mit freudestrahlenden Gesichtern wurde der Kurs nach Westen gerichtet. Näher und immer näher kamen wir den Schiffen — das heißt: den Nachrichten aus der Heimat, von unsern Lieben und der Welt draußen. Wir wußten ja, an Bord dieser Schiffe lagen Briefe, die auf uns warteten. Riff an Riff zog sich an der Küste entlang; durch sie hatten sich bis tief ins Land hinein große Lagunen gebildet. Um halb sechs Uhr nachmittags begann es tüchtig zu regnen, und wir konnten nichts mehr sehen. Wieder mußten wir am Eis anlegen. Eine Stunde später verzog sich der Nebel wieder, und nun sahen wir die Masten von fünf Schiffen. Rasch wurden unsre Segel wieder gesetzt, und wir waren bald wieder unterwegs. Zum Glück hatte sich der Nordostwind die ganze Zeit gehalten, und wir vermißten unsern Motor nicht. Die Tiefe war auch gut; der geringste Wasserstand zeigte zwei und einen halben Faden.

Abends um zehn Uhr segelten wir um Point Barrow: Amerikas Nordwestspitze, herum. Wohl war es schon spät, aber wir wollten den Schiffen doch noch unsre Flagge zeigen.

Sie hatten uns schon gesehen, denn ein Boot kam uns entgegen. Einar Mikkelsen war darin, der Leiter der

anglo-amerikanischen Polarexpedition. Er lag jetzt hier mit seinem Schiff „The duchess of Bedfort“ und wartete auf das Abflauen des Windes, vorher konnte er nicht ostwärts fahren. Wir gingen unter Land und ankerten. Dann erhob sich ein ordentlicher Spektakel: die Dampfpfeifen grüßten weithin, und Flaggen flatterten von den Masten. Der Tender der Walfischfängerflotte, „Harold Dollars“, und der Schuner „Montrey“ fuhren herbei, und Willkommgrüße und Gratulationen strömten über uns herein. Der Tender lag schon lange hier und hatte es nicht im Sinn, weiter zu fahren, was unter den gegebnen Verhältnissen sehr vernünftig war. Die „Montrey“ war eines der beiden Schiffe, die im Herbst hinausgelangt waren, sie hatte hier angelegt und betrieb von hier aus den Walfischfang, hatte aber jetzt auch die Absicht, nach Osten weiter zu fahren. Eine Dampfschaluppe von dem amerikanischen Zollkutter „Thetis“, die zwei Seemeilen weiter entfernt lag, fuhr auch herbei und brachte neue Gäste. Später setzte ich nach dem Tender über und fragte nach Postsachen. Wen anders aber sollte ich da treffen, als meinen alten Freund Mogg, meinen Reisegenossen von Alaska! Er war Eislotse auf dem Tender. Ein großes Paket Briefe, sowie ein aus Äpfeln und Zigarren bestehendes Geschenk war meine herrliche Ausbeute. In dieser Nacht wurde auf der Gjöa nicht früh schlafen gegangen; alle Briefe mußten gelesen und alle Neuigkeiten besprochen werden. Alle hatten gute Nachrichten von Hause bekommen.

Die wichtigste Angelegenheit war jetzt unsre zerbrochne Gaffel. Wir mußten durchaus Material zu einer gründlichen Reparatur bekommen, denn die letzte war nur sehr notdürftig gewesen.

Auf dem Tender erhielt ich am nächsten Morgen vier gute Bretter, und die Gaffel wurde sogleich in Angriff genommen. Es dauerte auch nicht lange, da war sie wieder brauchbar. Mit allen den vielen Unterbindungen hatte sie aber jetzt ein recht invalidenmäßiges Aussehen. Sie war unmäßig dick, und ich bekam ordentlich Angst, unsre Winde würde sie nicht mehr in Bewegung setzen können. Abends war ich noch einmal auf dem Tender, und der liebenswürdige

Kapitän verkaufte mir nicht allein einen gehörigen Vorrat Proviant, sondern auch noch viele andre Sachen, die uns den Aufenthalt an Bord angenehm machten: Obst, Zigarren und auch amerikanische Konserven, über die wir uns besonders freuten.

Als ich wieder an Bord der Gjöa kam, war eine große Eisscholle gegen uns angetrieben und drückte auf unsre Ankerketten. Wir zogen den Anker auf, setzten die Segel und kamen von der Scholle weg. Da wir nun doch schon die Segel gesetzt hatten, konnten wir ja ebensogut gleich weiter fahren. Wir segelten also — wahrscheinlich zur großen Überraschung der andern Schiffe — in westlicher Richtung davon. Gleichzeitig kamen die „Treasure" und die „Karluk" von der Insel Herschel an. Abends um elf Uhr passierten wir die Thetis, die auf dem Wege zu den andern war, da sie die Ordnung am Ort aufrecht zu halten hatte. Wir zogen natürlich unsre Flagge auf — man begrüßt ja die Leute, wie es die Sitte verlangt. Aber der Führer der Thetis dachte nicht so; die amerikanische Flagge zeigte sich nicht.

Die Brise aus Nordosten hielt sich, war aber ziemlich flau. Einzelne Regenböjen klatschten nieder. Bei Kap Belcher sagten wir dem letzten Eise Lebewohl, das in kleinen Schollen vor der Landspitze schwamm. Später sahen wir kein Anzeichen von Eis mehr. Ich hatte Angst gehabt, die Gjöa hätte bei dem letzten Kampf mit dem Eise ein Leck davongetragen. Anstatt dessen war das Schiff dichter geworden als vorher. Statt zweihundert Pumpenstößen waren jetzt nur noch vierzig nötig. Aber kurz nachher kam die alte undichte Stelle doch wieder zum Vorschein.

Am vierundzwanzigsten August hatten wir zum erstenmal Windstille. Solange wir guten Wind gehabt hatten, war es freilich ohne Motor gut gegangen, das war nicht schwer gewesen. Aber jetzt war es anders, und jetzt machte sich auch der Ärger Luft, und der Maschinist mußte herhalten.

„Du, Schmied, warum ist denn die Kaffeemühle nicht im Gange?"

Durch die Luke regnete es spitzige Bemerkungen auf

die armen Maschinisten hinunter, die sich im Schweiß ihres Angesichts mit der beschädigten Schraube plagten.

Während der ganzen Zeit, von Grönland bis hierher, hatten wir keine Walrosse gesehen. Jetzt aber tauchte da und dort eines im Wasser auf. In größern Mengen aber sahen wir sie nicht. Je weiter wir südwärts kamen, desto wärmer wurde es; und diese Veränderung tat uns äußerst wohl. Wenn man auch ein noch so begeisterter Polarfahrer ist, so schmeckt einem die Wärme eben doch, besonders wenn man sie so lange hat entbehren müssen. Einzelne Seevögel, die wir auch seit langer Zeit nicht mehr gesehen hatten, Krabbentaucher und andre, flogen vorüber; selbst der Anblick einer Qualle erweckte Freude. Dies alles waren ja lauter Zeichen, daß wir uns milderen Regionen näherten. Am dreißigsten August, vormittags um elf Uhr, bekamen wir Kap Prince of Wales in Sicht. Das ist der östliche Torpfeiler der Beringstraße. Da aber der Gipfel in Nebel gehüllt war, konnten wir nicht recht bestimmen, ob es die richtige Landspitze war. Von diesem Kap erstreckt sich ein schmaler, langer Sandrücken fünfundzwanzig Seemeilen gen Norden. Auf beiden Seiten davon ist tiefes Wasser, und man kann deshalb durch Lotungen nicht leicht entscheiden, auf welcher Seite davon man sich befindet. Hat man Unglück, dann gerät man leicht zwischen das Riff und das Festland hinein. Wenn uns dies passiert wäre, hätte unsre Lage unter den gegebnen Verhältnissen recht bedenklich werden können; die See ging hoch; eine Regenböje nach der andern zog daher, und die Gjöa schwankte bedeutend auf und ab. Um ganz sicher zu sein, steuerten wir hinaus, sobald wir Land in Sicht hatten. Nachmittags um halb zwei Uhr hellte sich das Wetter auf, und nun sahen wir den Fairway Rock, eine eigentümlich wie eine Heudieme geformte Klippe, die jäh aus dem Meere aufsteigt. Ein besseres Wahrzeichen konnte es nicht geben; und nun konnten wir wieder in den rechten Kurs hineinkommen. Als wir in die Straße hineinfuhren, sahen wir auch einen kleinen Schimmer von den Diomed-Inseln. Diese sehen unfruchtbar und unbewohnt aus, beherbergen aber doch

einen ganzen Eskimostamm, dessen Männer und Frauen von den Walfischfängern sehr geschätzt werden. Einen Hafen gibt es da allerdings nicht; aber die Walfischfänger legen immer dort an, wenn sie im Frühjahr nordwärts fahren, und tauschen die verschiedensten Dinge ein. Auch nehmen sie meistens Eskimos von da mit, weil diese Leute für sehr tüchtig gelten.



Anton Lund (Frühling 1906)

Als wir zwischen den Inseln und dem Lande dahinfuhren, versammelten wir „alten Leute" uns auf Deck und tranken das erste Glas auf die endlich mit einem Schiff vollführte Nordwest-Passage. Ich hatte gehofft gehabt, diese Stunde etwas festlich begehen zu können, aber das Wetter erlaubte es nicht. Ein kleines Gläschen Schnaps war alles; selbst die Flagge konnten wir nicht hissen, der Wind hätte sie hurtig in Fetzen zerrissen.

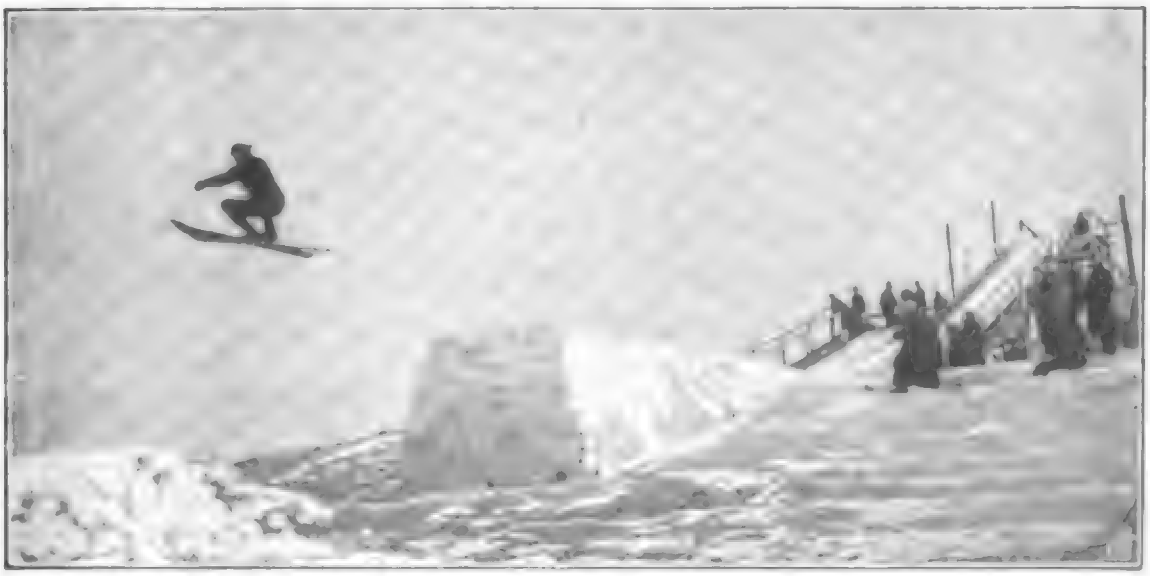
In Gedanken hatte ich uns vor Abend bei Kap York ankommen sehen, wo wir dann die Nacht über geblieben wären; aber wir erreichten das Kap nicht. Zehn Seemeilen davon lagen wir mit doppelt gerefftem Großsegel, gerefftem



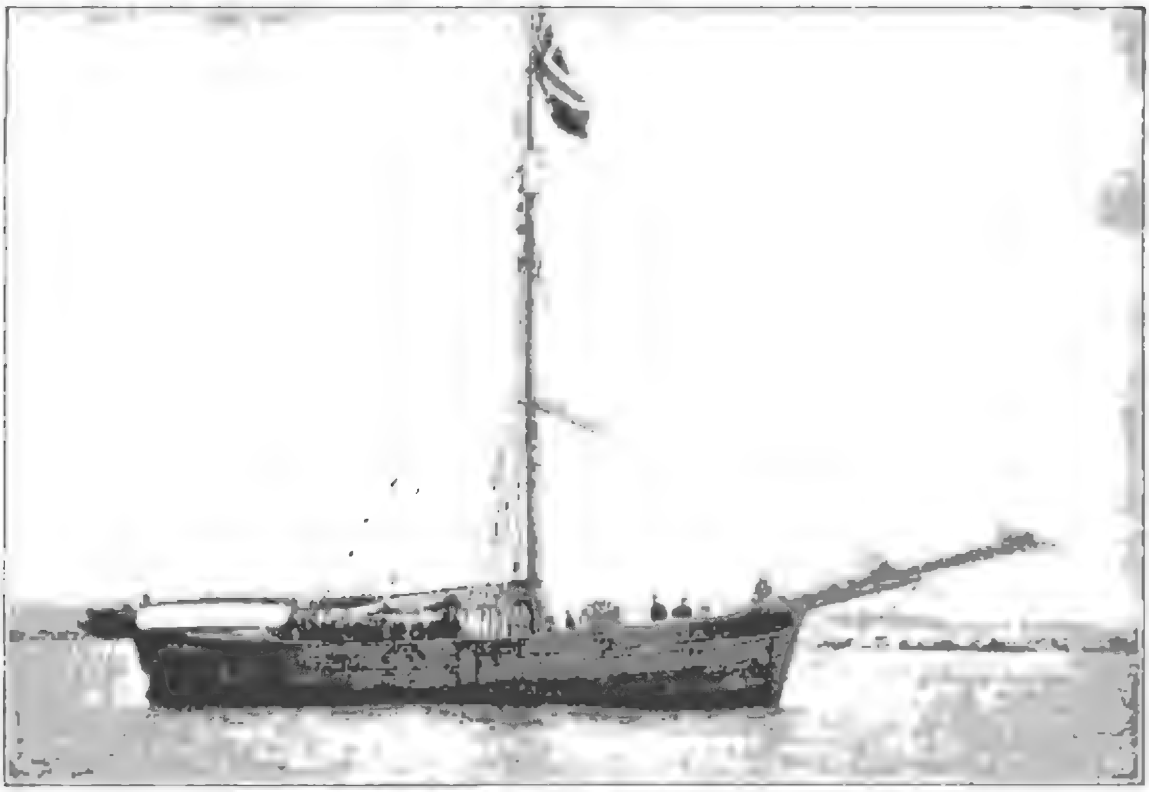
Bei der Ankunft in Nome
Godfred Hansen Anton Lund
Roald Amundsen Peder Ristvedt Adolf Lindström Helmer Hansen

Stagsegel und Backklüver. Kap Prince of Wales schützte uns vor den schlimmsten Wellen. Als wir bei Tagesgrauen das Großsegel setzen wollten, brach die Gaffel; diesmal war die Katastrophe wohl durch das eigne schwere Gewicht der Gaffel herbeigeführt worden. Wir mußten nun hoffen, daß der Wind sich halte, bis wir Nome erreichten, wo wir uns dann eine neue Gaffel beschaffen könnten; die alte war jetzt nicht mehr auszubessern. Vor dem Sturmsegel und sonst allen kleinen Segeln, die wir hatten, ging es nun südwärts auf Nome zu. Ich hatte eigentlich nicht in Nome anlegen wollen, aber nach diesem Mißgeschick mit der Gaffel blieb uns nichts andres übrig. Bei Point Barrow hatte ich von Nome her ein Schreiben bekommen, in dem wir freundlich eingeladen wurden, die Gäste der Stadt Nome zu sein, wenn wir auf unserm Weg Nome passieren sollten. Das paßte ja nun ganz gut. Wir wählten den kürzesten Weg und fuhren zwischen Sledje-Island und dem Festland hin. Als wir am Nachmittag ostwärts von Nomeland fuhren, flaute der Wind allmählich bis zu einer ganz kleinen Brise ab, und nun ging es nur noch sehr langsam vorwärts.

„Nun, Lund," sagte ich, als ich an dem wunderschönen Nachmittag auf Deck umherging, „Sie sind ja ein Tausendkünstler; könnten Sie denn nicht das Großsegel wieder in Ordnung bringen und setzen?"



Ein Winterfest in Nome



Die Gjöa bei Nome vor Anker

Dieser Auftrag schmeichelte Lund allzusehr; und es dauerte wirklich nicht lange, da war das Großsegel gesetzt. Wir nahmen uns allerdings noch nicht wie ein Lustkutter aus, aber es ging doch bedeutend besser als vorher; für die leichte Brise, die wir hatten, ging es sogar rasch vorwärts. Jetzt tauchten die Häuser von Nome auf. Noch eine Stunde bei dieser Brise, und wir konnten dort sein. Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen: es wurde ganz windstill. Man mußte uns jetzt von der Stadt aus sehen können, und wir hißten unsre Flagge. Ein kleiner Windstoß brachte uns ab und zu ein wenig vorwärts, aber viel war es nicht. In der Stadt wurden jetzt die Lichter angezündet, und unsre Lage war recht unangenehm. Plötzlich tauchte dicht neben uns eine kleine Dampfschaluppe auf — Pfeifen — Praien — Rufen — amerikanische Rufe der Begeisterung — klangen uns entgegen.

Trotz der großen Dunkelheit konnten wir doch neben dem Sternenbanner auf der Schaluppe die norwegische Flagge wehen sehen — man hatte uns also erkannt.

Ich habe nicht Worte genug, den Empfang zu be-

schreiben, der uns in Nome zuteil wurde. Die Herzlichkeit, mit der wir aufgenommen wurden, und die endlose Begeisterung, deren Gegenstand die Gjöa war, wird für alle Zeiten zu den schönsten Erinnerungen unsrer Heimreise gehören. Nome hat keinen Hafen, die Stadt liegt an der offnen Küste; wir mußten deshalb eine gute Strecke von Land ankern und zum Ankerlichten bereit sein, falls der Wind zunähme. Nachdem wir den Anker ausgeworfen hatten, begaben Leutnant Hansen und ich uns zu den liebenswürdigen Wirten an Bord der Dampfschaluppe, und dann ging es dem Lande zu. Ein elektrischer Scheinwerfer war vom Lande aus beständig auf das Boot gerichtet. Wir näherten uns dem Strand, aber von dem uns in die Augen scheinenden hellen Licht geblendet, sahen wir zuerst gar nichts. Das Boot legte an. – Noch weiß ich nicht recht, wie ich an Land kam; ein jubelndes Willkommen aus tausend Kehlen tönte uns entgegen. Und dann erbrauste durch das Dunkel der Nacht eine Melodie, bei deren Tönen ich am ganzen Körper zu zittern begann und mir die Tränen in die Augen traten, das alte patriotische Heimatlied:

„Ja, wir lieben dieses Land!“

Schlittenreise nach Kong Haakon VII.-Land

Von

Premierleutnant Godfred Hansen,
Zweitkommandierendem der Expedition

Während der Fahrt durch die Untiefen und die schmalen Wasserstraßen der Nordwest-Passage war an Bord jeder von uns vollständig von der Führung des Schiffes in Anspruch genommen, und zwar in des Wortes buchstäblicher Bedeutung. Was deshalb an kartographischen Arbeiten auf der Gjöa-expedition vorgenommen wurde, ist wesentlich auf Schlitten- und Bootausflügen ausgeführt worden; und deshalb sind mehrere von diesen Reisen mir zugefallen.

Die wichtigsten davon waren:

1. Eine Schlittenreise nach Point Richardson auf dem amerikanischen Festland im März 1904, auf der zwei Inseln in der Simpsonstraße entdeckt wurden, die nach dem Kommandeur A. P. Hovgaard genannt wurden. Die Reise dauerte zehn Tage, und wir beiden, mein Begleiter Ristvedt und ich, mußten unsre Schlitten selbst ziehen, da die von der Hundekrankheit verschont gebliebnen Tiere schon mit Kapitän Amundsen auf einer Schlittenreise unterwegs waren.

2. Eine Bootfahrt westwärts nach Kap Crozier. Der Zweck dieser Reise war: erstens, die Verhältnisse an der Enge der Simpsonstraße zu untersuchen in Beziehung auf die Durchfahrt der Gjöa im nächsten Sommer, und zweitens, einen Vorrat Pemmikan und Hundefutter von zweihundertdreißig Kilogramm auf Kap Crozier niederzulegen. Die Reise

dauerte vom sechsten August bis Mitte September 1904 Hansen begleitete mich und war der Führer des Bootes.

Auf dem Wege fanden wir die Schädel und eine Anzahl Knochen von zwei weißen Männern. Sie lagen auf einem niedrigen Strande bei Point C. F. Hall zerstreut umher, und es waren dieselben Knochen, die der Polarforscher Hall selber seinerzeit in einem Steinhaufen geborgen hatte. Nicht weit davon fanden wir auch den Stein, in den die Worte eingeritzt standen: „Eternal honour to the discoverers of the North-West-Passage". Wir sammelten die Knochen wieder zusammen und errichteten einen Steinhaufen darüber. Oben darauf legten wir Halls Stein.

3. Eine Schlittenreise im Frühjahr 1905 nach Viktorialand und der Ostküste dieses unbekannten Landes entlang.

In den folgenden Blättern will ich diese Reise näher beschreiben. Ristvedt begleitete mich. Seiner Gemütsruhe, seiner guten Laune, seinem sichern Gewehr und seinem unerschütterlichen Mut habe ich sehr viel zu verdanken.

Ehe wir auszogen, übergab ich Kapitän Amundsen den folgenden Bericht:

An

den Chef der norwegischen Gjöaexpedition.

Hiermit habe ich die Ehre, Sie von den Veranstaltungen in Kenntnis zu setzen, die für die von Ihnen angeordnete Schlittenreise zur kartographischen Aufnahme der unbekannten Küstenstrecke an der Westküste des Mc. Clintock-Kanals getroffen worden sind.

Die Expedition wird von zwei Mann mit zwei Schlitten und zwölf Hunden unternommen.

Der Proviant für die Menschen ist hauptsächlich nach Ihrer Normalliste bemessen worden und stellt sich folgendermaßen dar:

Normalliste über den täglichen Verbrauch pro Mann:

Margarine	30 Gramm
Schokolade	200 „
Brot	300 „
Pemmikan	200 „
	730 Gramm

Übertrag	730	Gramm
Gemüse	25	"
Erbsenmehl	25	"
Getrocknete Heidelbeeren	5	"
Zucker	5	"
Kaffee	5	"
Salz / Pfeffer	5	"
	800	Gramm

Die Proviantliste für zwei Mann auf siebzig Tage sieht demgemäß so aus:

Margarine	4	Kilogramm
Schokolade	28	"
Brot	42	"
Pemmikan	28	"
Gemüse	3,5	"
Erbsenmehl	3,5	"
Getrocknete Heidelbeeren	1	"
Zucker	1	"
Kaffee	1	"
Salz / Pfeffer	1	"
	113	Kilogramm

Das im Sommer bei Kap Crozier niedergelegte Depot enthält:

Fisch und Talg zusammengeschmolzen: 100 Kilogramm.

Pemmikan (zu Hundefutter): 130 Kilogramm.

Angenommen, der Weg von Ogchioktu (Gjöahavn) nach Kap Crozier betrage sieben Tage, und es werde auf dem Depotplatz bei Kap Crozier auf sieben Tage Proviant für die Heimreise niedergelegt, dann kann die Expedition von dem Depot auf fünfundzwanzig Tage ausgerüstet werden.

Wenn das Depot bei Kap Crozier vernichtet sein sollte, könnte die Reise von da aus nur noch vierunddreißig Tage lang fortgesetzt werden, und überdies müßten vier Hunde geschlachtet werden.

Der Reiseplan ist folgender:

Am ersten April ist die Expedition zum Abgang bereit.

Sie folgt der Simpsonstraße bis Kap Crozier, wo ein Bericht niedergelegt werden soll. Dann wird der Kurs rechtsweisend nach Osten auf die höchste Insel der Gruppe „Land seen by Rae“ gerichtet. Diese Inselgruppe wird untersucht und dann der Kurs rechtsweisend nach Norden über Driftwood Point, Kap Alfred und Pelly Point nach Collinson farthest und von da in das Unbekannte nach Glenley Bay gerichtet.

Die Entfernung in der Luftlinie beträgt achthundertfünfzig Seemeilen; die Expedition wird also voraussichtlich im Juni wieder im Gjöahavn eintreffen.

Sollte die Viktoriastraße sich bei der Rückkehr als unpassierbar erweisen, oder sollte sonst etwas eintreffen, was die Expedition verhinderte, am fünfzehnten Juni wieder in Ogchioktu zu sein, dann wird sie sich nach Kap Colborn (Dease Strait) begeben, das nach Collinsons Angabe niedrig und sandig sein soll. An einer weithin sichtbaren Stelle wird dann dort eine Warte errichtet werden.

Hierauf folgte eine Liste darüber, was bisher vermessen worden war. Es war ja nicht so ganz sicher, daß man wieder zurückkehrte.

Am ersten April waren unsre Schlitten gepackt. Ristvedts Ladung betrug zweihundertdreißig Kilogramm, die meine zweihundertsechs. Ich sollte vorausfahren, und wir meinten, es sei am leichtesten die hintersten Hunde anzutreiben. An die Schlittenkufen hatten wir auf Eskimoweise eine Eisrinde anfrieren lassen. Aber es stürmte und schneite; das Wetter war wirklich zu schlecht, um die Reise anzutreten. Wir wollten daher bis zum nächsten Tag warten.

* *
*

2. April. Der nächste Tag brachte Reisewetter. Es wehte eine frische südliche Brise, und es war ziemlich nebelig; aber die Temperatur zeigte minus vier Grad Celsius. Das bißchen Wind betrachteten wir wie einen Hauch aus jenem fernen Sommer des Südens, der nur lind und weich auf uns abgehärtete Polarfahrer wirken konnte. In unsern Breitegraden – wie übrigens in allen Breitegraden, wo ich gewesen bin – ist der schlimmste Moment immer das Aufstehen. Als das

überstanden war, ging ich hinaus, das Wetter zu prüfen, und fand es zur Abreise geeignet. Als dann Ristvedt herauskam, sagte ich: „Nun ja, dann ziehen wir also aus?" Gut, von seiner Seite stehe dem nichts im Wege, lautete die Antwort. Wir wußten sehr wohl: jetzt ging es weg von den Fleischtöpfen und den warmen Kojen, dem Ofenplatz und der heimeligen Lampe; aber uns war nach dem langen Winter Luft nötig, Luft in die Lungen, aber auch Luft unter die Flügel. Wir liebten alle beide leidenschaftlich die Natur und wollten sehen, was wir ausrichten könnten, wenn wir sie in ihrem eignen Reiche aufsuchten. Denn da draußen ist sie nicht nur hinreißend schön, – sie ist auch scharf und rauh. Wir waren sehr gespannt, zu erfahren, ob die Kälte unser Gehirn



Leutnant Hansen (Frühling 1906)

umnebeln, die Entbehrungen unsre Kraft brechen und die Einsamkeit unser Gemüt niederdrücken würden, oder ob wir wirklich, wie wir glaubten, die Herren wären; ob hinter dem Glauben an uns selbst auch wirklich der Mann stünde. Und wir waren ja reisefertig. Die Schlitten waren so gut ausgerüstet, wie sie es unsern Erfahrungen gemäß und unter Benützung aller der vielen Hilfsmittel, die die Hauptausrüstung der Expedition uns gewährte, überhaupt sein konnten.

Wenn man so zur Abfahrt bereit ist, aber wegen Aufschubs der Reise absolut nichts andres zu tun hat, als die Hände in den Schoß zu legen, dann wird man ungeduldig und hat keine rechte Ruhe mehr. Jeden Augenblick muß man hinaus und nach dem Wetter sehen. Ist der Wind etwas abgeflaut, fragt man sich gleich, ob man nun nicht aufbrechen sollte. Der sehr menschliche Hang, vor andern nicht zurückstehen zu wollen, macht einen gleich unruhig, sie könnten vielleicht denken, es sei sonderbar, daß man sich noch nicht auf den Weg gemacht habe. Ein solcher Gemütszustand ist nicht sehr angenehm. Als darum die Abreise wirklich endgültig beschlossen war, fiel uns gleichsam ein Stein vom Herzen.

Lindströms ausgezeichneter Kaffee und seine herrlichen Renntierschnitzel schmeckten zum Abschied ganz besonders gut. Kuchen hatten wir ja schon gestern bekommen, und Lindström war zu vernünftig, uns heute noch einmal Kuchen zu geben. „Denn," sagte er, „jetzt haben sie einmal Abschiedskuchen bekommen, und damit ist es fertig. Sonst könnte jeden Tag einer kommen und sagen, er wolle abreisen." Als nun das Frühstück vorüber war, gingen wir an Land, die Schlitten anzuschirren. Hansen und Wiik holten die Hunde und spannten sie vor die Schlitten. Wir beiden Reisenden sollten bis zuletzt aller Mühe enthoben sein. So ein Abreisetag ist ja, wenn es sich um eine größre Reise handelt, eigentlich immer eine Art Festtag. Die Kameraden wollen durch diese Dienstleistungen zeigen, daß sie einem die besten Wünsche für einen guten Erfolg und eine glückliche Rückkehr mit auf den Weg geben. Sie wissen, was einem bevorsteht, denn sie sind ja selbst schon draußen

gewesen und haben Erfahrungen gemacht; und sie zeigen ihr Wohlwollen bis zum letzten Augenblick dadurch, daß sie einem alle Arbeit abnehmen. Nicht einmal die Schlitten durften wir selbst in Gang setzen. Leider fiel in demselben Augenblick, wo die Schlitten herausgezogen wurden, alles Eis von den Kufen ab. Das milde Wetter hatte den Eisüberzug erweicht, deshalb glitt er herunter, als die Schlitten gedreht wurden. Dieses Drehen nennt man „den Schlitten freimachen". Wenn der Schlitten lange unbenützt dasteht, frieren die Kufen am Schnee fest. Dann muß der Schlittenführer das hintre Ende des Schlittens nach der einen oder der andern Seite drehen. Nur sehr selten kann man die Hunde zu dieser Arbeit verwenden, die meistens zu anstrengend für sie wäre. Die Hunde ziehen auch erst an, wenn sie merken, daß der Schlitten los ist.

Nun war also alles zur Abfahrt bereit. Das Zeichen wurde gegeben, das heißt, ich steckte eine norwegische Flagge hinten an meinen Schlitten über das Distanzrad. Dann stellte ich den photographischen Apparat ein, damit die Zurückbleibenden ein gutes Andenken von uns hätten. Noch ein Händedruck rings im Kreise, ein letzter Abschiedsgruß vom Kapitän mit auf den Weg, – und dann ging es in langsamem Schaukeltrab vor den Hunden her nach Framnäs, der äußersten Landspitze.

Der erste Halt wurde gemacht, als wir Framnäs passiert und den Hügel erreicht hatten, wo wir vom Schiff aus nicht mehr gesehen werden konnten.

Während wir nun bei Framnäs ausruhten, sahen wir Talurnakto daherstürmen, so schnell ihn seine kurzen Beine zu tragen vermochten. Er brachte Ristvedt ein Iglumesser als einen letzten Abschiedsgruß vom Kapitän. Diese Iglumesser waren von Hansen aus den Klingen von einigen großen Tranchiermessern gemacht und an einem langen flachen hölzernen Griff befestigt worden. Wir hatten nur wenige solche Messer, und sie standen sehr hoch im Kurs bei den Eskimos; deshalb war es sehr gut, wenn wir einige davon im Vorrat hatten, falls uns etwas angeboten würde, was wir für die ethnographischen Sammlungen der Expedition als sehr wert-

voll erachteten. Jedem von uns war eines übergeben worden, aber Ristvedt hatte unglücklicherweise das seinige schon nach kurzer Zeit verloren. Jetzt wurde es ihm also für die Reise erstattet. Talurnakto wurde der schönste Dank aufgetragen und viele Grüße an die Zurückgebliebenen. Jetzt mußte den Schlitten ein ordentlicher Stoß gegeben werden. Ein Zuruf an die Hunde, — und dann ging es über die Petersen - Bucht hinüber nach dem Seehundhügel.



Peder Ristvedt (Frühling 1906)

Als wir diesen erreichten, waren Ristvedts Hunde schon sehr ermattet. Aber ich meinte, es sei doch noch zu früh, den Tag jetzt schon zu beschließen. Wir hatten die Absicht gehabt, bei Svarteklid in der Iglu zu übernachten, die wir im Februar auf der Observationsreise gebaut hatten. Wir fuhren auf dem Eise der Küste entlang, bis wir bei der nördlichen Kaorka-Landenge wieder an Land abbogen. Auf dem Hügel dort wendeten wir uns um und sahen da den Mast der Gjöa als eine deutliche schwarze Linie zwischen all dem Grau. Die grauen Wolken, die graue nebelige Luft dämpften das Licht bedeutend, und dadurch sah auch der Schnee grau aus. Durch das Fernrohr sahen wir die Flagge auf dem Maste wehen. Dann ging es weiter,

den Hügel hinab nach dem Kaorkabecken, und von da in südlicher Richtung an dem Svarteheia-Abhang hin. Es dauerte nicht lange, bis meine Hunde die Iglu witterten. Sie liefen rascher vorwärts, und das war höchst angenehm, denn wir waren des ewigen Peitschenknallens und Anfeuerns den ganzen Tag hindurch recht müde geworden. Aber diese Eile hatte eine traurige Folge. Mein Schlitten wurde zweimal umgeworfen; ich mußte ihn dann hübsch wieder aufrichten, und zweihundertdreißig Kilogramm sind ein Gewicht, das einem schon etwas Rückenschmerzen verursachen kann. Beim ersten Umwerfen fiel der Schlitten sehr günstig, und ich konnte ihn allein wieder aufrichten. Aber beim zweiten Mal mußte mir Ristvedt helfen. Dann war aber auch die Mühe des Tages zu Ende. Fünf Minuten später waren wir vor unserer Iglu, und der erste Tagesmarsch von neun und einer halben Meile war vollendet. Meine Hunde waren frisch und wohl und hätten noch weitermachen können; Ristvedts Gespann dagegen war so gut wie am Ende seiner Kräfte angekommen. Aber mit einiger Übung würde es schon besser gehen, das hofften wir bestimmt.

Als wir Rast gemacht hatten, hielt ich eine hübsche kleine Rede. Wir hatten allerdings nur ein Gläschen Rum, und mit diesem einen mußte auf alles, was hochleben sollte, angestoßen werden. Wir tranken auf den Mann, der uns auf diese Reise geschickt hatte, wir tranken auf gute Kameradschaft in den kommenden Zeiten, wir tranken auf den Erfolg unsrer Reise: daß wir unser Ziel droben bei „Wynniats Farthest“ erreichen möchten, sowie auf eine glückliche Rückkehr zur Ehre für die Flagge, unter der wir ausgezogen waren! Damit glitt der Rum hinunter.

Wenn man mich jetzt fragen würde, ob er geschmeckt habe, dann würde ich getrost mit ja antworten. Solche Schlittenreisen wie die unsrigen sind nicht so, wie man sie sich nach den Bildern von Grönland denkt, wo die Leute, in dicke Pelze gehüllt, warm und behaglich im Schlitten sitzen und mit der Peitsche knallen, worauf dann die Hunde über Stock und Stein lustig davonrennen. Mit so schwerbeladnen Schlitten, wie man sie auf unsren Reisen hatte, wo man für

längere Zeit ausgerüstet sein muß, handelt es sich nicht um ein flottes Dahinjagen. Nur auf ausnahmsweis gutem Eise kann man sich überhaupt auf den Schlitten setzen, und im Anfang muß man sich mehr als einmal selbst als Zugtier vorspannen, wenn es über Strecken von weichem Schnee oder über holperigunebnes Eis hinführt.

Selbst hier, wo wir nur neun und eine halbe Meile zurückgelegt hatten — eine an und für sich unbedeutende Entfernung —, waren wir doch tüchtig müde und auch tüchtig hungrig. Der Kaffee am Morgen und Ristvedts Renntierschnitzel, das war alles, was wir an diesem Tage genossen hatten, und unser Hunger war daher sehr erklärlich.

Dann tranken wir das Gläschen Rum! Goldbraun blinkte er uns aus den silberschimmernden Aluminiumbechern entgegen. Die Hand führt den Becher an den Mund, und bei dem würzigen Duft, der einem in die Nase steigt, ist es, wie wenn ein Hauch von sonnendurchglühten Plantagen weit drunten vom Süden über die öden Eisflächen herwehte. Der Becher wird sicher zum Munde geführt, die Hand eines Polarfahrers zittert nie. Und dann gleitet der Trunk hinunter, eiskalt, erquickend, wärmend, belebend . . .

Rümpft nur die Nase, ihr Abstinenzler! Ich weiß, von welchem Nutzen der Alkohol in einem solchen Moment sein kann! Denn ich will euch etwas erzählen! Ich weiß, was es heißt, gesund und frisch am Morgen aufstehen und mit seinem Schlitten hinausfahren; ich habe tief aufgeatmet, habe gefühlt, wie sich meine Lungen mit der frischen Luft füllten, wie das Blut schneller kreiste, und es war mir, als hätte ich Kräfte genug, bis ans Ende der Welt zu fahren. Die Schönheit des Himmels und des Schnees, die ganze gewaltige Natur hatte in meiner Seele erhabne Gedanken geweckt. Und dann bin ich noch vor Abend ein gebrochner Mann gewesen. Der Glaube an mein Glück war zerschellt; todmüde, mit schweren Gliedern, das Gehirn umnebelt, und mir nichts mehr wünschend, als immer so weiter zu wandern, bis ich zu Boden stürzte, und doch bei dem Gedanken schaudernd, mich von der einförmigen Anstrengung des Ziehens losreißen zu müssen, um das Lager

aufzuschlagen; obgleich ich doch wissen mußte, ja aus Erfahrung wußte, daß der Schlafsack die Hilfe für alle meine Not wäre. In einer solchen Lage, da ist der Alkohol an seinem rechten Platz, das habe ich erfahren, und da habe ich auch gelernt, ihn anzuwenden, selbst wenn die Müdigkeit und Erschöpfung noch nicht ganz so groß waren, wie ich eben beschrieben habe. Die belebende Wirkung auf einen überanstrengten Menschen mit leerem Magen ist geradezu verblüffend; das Zelt aufrichten, die Hunde füttern, das Essen aufs Feuer setzen sind Kleinigkeiten und werden in der halben Zeit, die man sonst gebrauchen würde, getan; das Durchgeblasenwerden und das Erstarren vor Kälte, das von jedem Lageraufschlagen unzertrennlich ist, schadet einem viel weniger, wenn man von der Anstrengung etwas erhitzt am Lagerplatz ankommt. Wenn sich dann die Reaktion des Alkohols einstellt, liegt man längst in seinem Schlafsack, und dann wirkt diese Reaktion nur günstig, weil man oft gerade wegen der Übermüdung nur schwer einschlafen kann.

An diesem Lagerplatz besonders hatte der „Magenwärmer" noch eine zweite gute Wirkung: wir benahmen uns wie Christen, als wir entdeckten, daß die hohen Herren, die die Iglu zuletzt benützten, vergessen hatten, sie wieder ordentlich zu verschließen, demzufolge eine große Menge Schnee hineingeweht worden war. Unter andern Umständen wären wir wohl kaum so rücksichtsvoll in unsern Ausdrücken gewesen. Nun brachen wir einfach ein Loch in die Wand, denn der Eingang war ganz mit Schnee zugeweht, und man konnte nicht durchkommen. Ziemlich viel Schnee war allerdings auch in die Hütte selbst eingedrungen, aber für zwei Schlafsäcke fand sich doch noch genügend Platz. Wir richteten uns also für die Nacht ein, fütterten die Hunde, krochen ins Haus hinein und verschlossen den Eingang mit einem Schneeblock. Der Verschluß wurde sehr sorgfältig gemacht; wir hatten ja jetzt schon wiederholt erfahren, welche durchdringende Kälte durch eine nur schlüssellochgroße Öffnung hereindringen kann. Die Bewohnbarkeit einer Iglu hängt von ihrer absoluten Dichtheit ab.

Am vierten April legten wir eine etwas größere Strecke zurück, nämlich elf Meilen. Ristvedt hatte von seiner Militärzeit her die Ansicht, beim Felddienst sei der zweite Tagesmarsch immer der schlimmste, und das schien sich zu bewahrheiten. Am dritten Marschtage hatten wir wirklich das Gefühl, als gehe alles ein wenig leichter voran. Wir passierten Point C. F. Hall mit dem Grabe der Männer von der Franklinexpedition, wo wir unsre Flagge aufsteckten. Sonst aber schonten wir sie. Sie würde von Wind und Wetter gewiß noch genug mitgenommen werden, daß sie sich als Trophäe würdig ausnähme. Außerdem war da auch noch ein Nachteil: meine Peitschenschnur wickelte sich immer um die Fahnenstange, gerade wenn mir besonders daran lag, die Hunde mit einem flotten Peitschenknall nach irgend einer Seite hin aufzumuntern. Aber hier bei dem Grabe mußte die Flagge wehen; und so haben wir jedesmal gehalten, so oft wir an dem Steinhügel vorüberkamen. Wir haben es nicht ein einziges Mal versäumt; denn über diesem einsamen Grabe dort an der steinigen Klippe am äußersten Meer ruht ein tiefer Ernst. Wer einmal diese steinige Landzunge mit ihrem kleinen Becken, die dicht dabeiliegende Bucht mit dem niedrigen, im dämmrigen Schein des Winterlichts sich ins Innre des Landes hinein verlierenden Felsenrücken von King Williams-Land gesehen hat, der wird diesen Anblick nie wieder vergessen. Schwer, furchtbar schwer war das Schicksal dieser Männer, und das allein schon drängte uns zu einem ehrerbietigen Gruß.

Aber die Flagge wehte auch zur Ehre ihrer unvergessenen Taten.

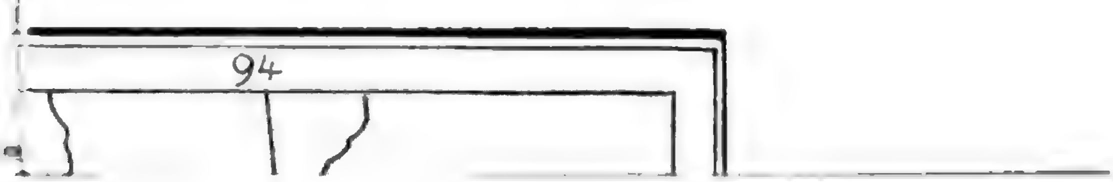
14. April. Dann kam endlich der wichtige Tag, wo wir das Depot erreichen und erfahren sollten, ob unsre Weiterreise gesichert wäre.

Es war sehr schönes Wetter, als wir aufbrachen. Das Eis hatte sein Aussehen jetzt ganz verändert. Gegen das Meer zu war es in eine Menge ganz kleiner Schollen zusammengebrochen. Aber da, wo wir fuhren, war in einem schmalen Streifen am Lande hin die Bahn gut. Ristvedt

war gleich nach unserm Aufbruch hinter einem Strich Schneehühner her, die auf einem kleinen Hügelkamm saßen. Aber sie entwischten ihm alle miteinander. Doch wurden wir bald für diesen Verlust entschädigt; denn während ich ganz ruhig weiterfuhr und damit Ristvedt schon ein Stück vorausgekommen war, sah ich plötzlich in ziemlicher Entfernung etwas, was einem Stein glich; doch hätte es, der Entfernung nach zu urteilen, ein sehr großer Stein sein müssen. Und ich konnte mich nicht erinnern, daß wir auf unsrer Bootfahrt einen besonders großen Stein an dieser Stelle gesehen hätten. Ich nahm also mein Fernglas vor, und siehe da: es war wahrhaftig ein Renntier! Rasch ließ ich die Hunde halten, damit sie das Tier nicht witterten und uns die Jagd verdürben. Ich wartete ganz ruhig, bis Ristvedt herankam, und übernahm dann die Aufsicht über beide Schlitten. Ristvedt hatte sich schon längst als ein besserer Jäger ausgewiesen als ich; und so gern ich auch selbst auf das Tier gepirscht hätte, -- hier handelte es sich nicht um den Jagdsport, sondern im Gegenteil darum, mit seinen Patronen haushälterisch zu sein und so viel wie möglich zu erlegen; Fehlschüsse waren nicht erlaubt. Deshalb mußte, wenn etwas Lebendiges in der Landschaft auftauchte, immer Ristvedt heran. Einer mußte bei den Schlitten bleiben, sonst hätte man die Hunde nicht ruhig halten können. Dies war sowieso schwer, selbst wenn man dicht daneben stand, besonders späterhin, nachdem die Hunde begriffen hatten, was es bedeutete, wenn Ristvedt mit seinem Gewehr davonging.

Das Renntier, um das es sich nun handelte, stand mitten auf einer weiten Ebene. Eine Deckung war nirgends zu erlangen, und wenn man wie ein schwarzer Punkt über eine weiße Fläche daherkommt, dann ist eine Entdeckung unausbleiblich. Aber nun wendete Ristvedt die Jagdmethode der Eskimos an. In einem großen Bogen ging er um das Renntier herum, bis er die Sonne im Rücken hatte. Dann ging er mit vorgebeugtem Kopfe, damit dieser nicht über die Schultern hervorragte, die Beine nur von den Knieen an bewegend, in gerader Richtung auf das Tier zu. Diese

es



Methode ist recht gut; die Eskimos erlegen auf diese Weise viele Renntiere, obgleich sie sehr nahe herankommen müssen, bis sie mit ihrem Bogen schießen können. Ristvedt aber mußte, um sicher schießen zu können, nur auf eine Entfernung von zweihundert Meter heran.

Ich verfolgte alle seine Bewegungen mit größter Spannung. Wind gab es in diesem Augenblick fast gar keinen; ein leichter Hauch kam von der Seite, wo das Renntier keine Witterung bekommen konnte. Als er auf die oben beschriebne mühselige Weise eine Strecke weit gegangen war, sah ich das Renntier den Kopf erheben und Ristvedt aufmerksam ansehen. Offenbar überlegte es, was da wohl daherkomme. Das Ding war ja ungefähr von gleicher Höhe wie es selbst. Und die Breite war auch ungefähr die eines Renntiers, wenn ein solches daherkam. Die Sonne schien ihm freilich gerade in die Augen, so daß es blinzeln mußte; aber es war gewiß keine Gefahr, das dort drüben war wohl nur ein Kamerad. Und jetzt legt es sich überdies nieder; da kann ich ruhig im Schnee weiter graben; denn ich muß ohne Zeitverlust Moos herausscharren, wenn ich heute satt werden soll. Dies war des Tieres letzter Gedanke; durch das Fernrohr sah ich, daß es wie vom Blitz getroffen umsank. Dann tönte der Knall des Schusses über die Ebene hin und traf kurz und scharf mein Ohr!

Die Hunde fuhren auf, sie streckten den Kopf vor, spitzten die Ohren und bewegten witternd die Nasenlöcher. Ein Peitschenknall, und dann ging es in sausender Karriere der Stelle zu, woher der Schuß ertönt war. Ich konnte mich gerade noch auf den Schlitten werfen, ehe es davon ging. Als wir Ristvedt, der neben dem Renntier stand, erreicht hatten, hielten die Hunde von selbst an und leckten gierig den Schnee, auf den das Blut des erlegten Tieres gelaufen war. Aber ich mußte die Peitsche ordentlich anwenden, bis ich sie dazu brachte, sich ruhig zu verhalten, so lange wir das Tier auf den Schlitten hoben. Wir suchten nun den Horizont mit dem Fernglas ab und entdeckten noch ein Renntier. Der Jäger Ristvedt ging auch diesmal gerade so drauf zu wie vorhin, und auch dieses Renntier kam in den „Rucksack“.

Das war eine flotte Schlittenladung! Zwei frischgeschossene Renntiere – ein Herrenessen für uns, und ein herrlicher Fraß für unsre Hunde! Wir hatten nicht sehr weit zu dem Kap mit unserm Depot; so legten wir die Tiere unzerteilt auf die Schlitten und fuhren mit ihnen weiter. Wenn wir sie auf der Stelle geöffnet hätten, wäre gewiß viel Blut über die Schlitten hinabgelaufen; und wir waren auch zu gespannt darauf, ob das Depot noch da sei, um gleich hier ein Lager aufzuschlagen, obgleich durch diesen Proviantzuwachs unsre Reise sozusagen einige Tage länger dauern durfte.

Wir fuhren also quer über Seichtwasser-Creek, eine Bucht in nächster Nähe südlich von unsrem Depotkap. Den Namen Seichtwasser-Creek hatte sie, weil das Wasser bei der Einfahrt äußerst niedrig war; im Sommer hatten wir nicht einmal mit einem Boot hineinfahren können.

Plötzlich witterten meine Hunde irgend etwas. Silla war die erste. Sie hob den Kopf und schnupperte, zog dann aber ruhig weiter, und ich dachte schon, ich hätte mich getäuscht. Doch bald wurde sie wieder unruhig; und jetzt hoben auch Mylius und Gjöa die Köpfe. Ich hielt es deshalb für das beste, Halt zu machen und Ausschau zu halten, ob ihre Nasen besser seien als meine Augen. Ich hatte doch gemeint, ich könne alles ganz deutlich sehen, bis hin zum Felsenrücken von Kap Crozier, der sich in einer Entfernung von mehreren Meilen wie eine scharfe, weiße Linie vom Horizont abhob. Mit dem Fernglas vor den Augen sah ich, daß die Hunde recht hatten. Ganz draußen, oben auf dem Felsenkamm wanderten zwei Renntiere friedlich dahin. Eine schwache Brise wehte von ihnen gerade zu uns her. Ristvedt hatte mich jetzt eingeholt, einige von seinen Hunden hatten gleichfalls Unrat gemerkt. Sie liefen ganz von selbst, als es jetzt auf die Renntiere zuging. In scharfem Trab ging es über den Schnee hin. In einer passenden Entfernung hielten wir wieder an, und Ristvedt ging allein weiter.

Schon nach einer kleinen Strecke mußte er sich auf den Bauch legen. Nur so ohne weiteres einen Hügel

hinaufgehen, während das Tier einen aus der Vogelperspektive sieht, das geht nicht an. Aber die Renntiere, die wahrscheinlich die Schlitten schon aus weiter Entfernung gesehen hatten, waren sehr neugierig und wären gerne etwas näher herangekommen, um herauszubringen, was denn das Schwarze dort eigentlich sei. Ich lag mit dem Fernglas in der Hand über dem einen Schlitten.

Während man so ruhig Ausschau hält, kann man nicht begreifen, warum der Mann, der dort drüben liegt, nicht schießt. Denn im Fernglas erscheint der Abstand zwischen ihm und seinem Ziel ganz klein. Jetzt – endlich krachte der Schuß, und da lag das eine Tier! Das andre lief rasch zurück, hielt an und überlegte wahrscheinlich, warum sein Kamerad sich niedergelegt habe. Es kam wieder näher; wenn sein Kamerad so ruhig liegen bleiben konnte, war sicher keine Gefahr im Anzug. Schritt für Schritt kam es näher, mit hocherhobnem Kopf, das Geweih weit im Nacken – hielt an – ging einen Schritt zurück – hielt an –

Da knallte der Schuß!

Blitzschnell wendete es sich, und in sausendem Galopp jagte es davon.

„Da läuft es hin! Er hat nicht getroffen,“ dachte ich.

Aber man entgeht dem Tode nicht. Ristvedts Büchse hatte den Tod entsendet, dieser saugte nun dem Tier das Herzblut aus und goß es auf den weißen Schnee. Fünfzig Meter – schneller und immer schneller – hundert Meter – dann war es vorbei. Ein schwerer Fall – „Der Schuß hat also doch getroffen!“ dachte ich.

Ich ließ Silla los, damit sie das Renntier aufspüre, falls es noch einmal aufstehen würde. Aber das war überflüssig. Dann fuhr ich mit dem Schlitten zu dem Jäger hin, und wir luden die beiden eben erlegten Renntiere auf. Schwerbeladen ging es über den Felsenkamm hin. So, nun müßten wir bald da sein. Nur noch um die nächste Kuppe. Ganz recht, dort war die Warte, groß und breit auf dem Strande. – Und das Depot? – Das hatten die Bären geholt.

Wir schlugen unser Lager auf, zogen den Renntieren das Fell ab und legten uns schlafen. Aber in dieser Nacht

32*



Unsre getreuen Begleiter
Baj Silla Per

schlief ich zum erstenmal schlecht, denn die vier armen magern Renntiere ersetzten mein herrliches Depot bei weitem nicht. Wie hätte ich mir da Hoffnung machen können, eine Strecke neuen Landes zu überwinden! Immer neue Pläne kreuzten sich unaufhörlich in meinem Kopfe. Gesetzt nun, die Hunde rissen sich los und fräßen das Fleisch auf, das da draußen unbeschirmt im Schnee lag. Bei jeder Bewegung, die die Hunde machten, wurde ich hell wach und lauschte ängstlich. Und dann — der Heidelbeergeist, den wir uns zuerst als Freudenbecher über die unerwarteten Renntiere, und dann als Sorgenbrecher über das zerstörte Depot gewährt hatten! Das hätten wir doch lieber unterlassen sollen!

Am nächsten Tage, dem fünfzehnten April, hatten wir herrlichen Sonnenschein. Wir benützten ihn zum Trocknen aller unsrer nassen Fellkleider, die um diese Jahreszeit recht feucht werden, teils durch die Transpiration von innen, teils von außen durch aufwirbelnden Schnee, der sich an einen anhängt und schmilzt, wenn die Sonne scheint, die durch den dunkeln Stoff, einen der wenigen schwarzen Punkte in der Landschaft, angezogen wird. Das Fleisch der Renntiere wurde zerlegt, und dann mußten die Schlitten umgepackt

werden. Mit dem, was wir vor der Jagd gehabt hatten, reichte unser Hundefutter jetzt wohl für dreißig Tage; das erlaubte uns ein Vordringen von zwanzig Tagen, wenn wir gewillt waren, zum Vorteil ihrer Kameraden einige von unsern Hunden zu schlachten, das heißt, wenn uns das Glück ungnädig war und uns keine weitere Jagdbeute in den Weg schickte. Oben auf der Höhe legten wir ein Depot an, das Proviant auf vier Tage enthielt; Renntierfleisch für uns selbst und auch für die Hunde. Das Depot wurde in den losen Steinen einer alten Uferlinie errichtet. Durch das Wegschaffen der Steine wurde ein großes Loch geschaffen, der Fleischvorrat hineingelegt und daneben ein Behälter mit zehn Litern Petroleum, die wir entbehren zu können glaubten, da wir ja nur noch etwa zehn Tage weiterreisen wollten. Dann wälzten wir Steine darüber, so große wie nur möglich. Füchse konnten nicht an dieses Depot kommen, und wir hofften es so weit drinnen im Lande errichtet zu haben, daß auch die Bären es nicht wittern könnten. Der Eisbär geht überhaupt nur ungern vom Eise weg; das wurde in Betracht gezogen, und darauf bauten wir unsre Hoffnung, das Depot unversehrt wiederzufinden.

Wie man sich freilich vor den Bären schützen soll, das weiß ich wahrhaftig nicht. Das Depot bei Kap Crozier, das wir auf unsrer Bootfahrt errichtet hatten, bestand, wie oben gesagt, aus zweihundert dreißig Kilogramm in zwei zugelöteten Blechkisten, die teils Pemmikan, teils Hundefutter — Fische und Talg zusammengeschmolzen — enthielten. Bei Kap Crozier tritt der nackte Felsengrund zutage, der in großen flachen Schichten verwittert. Die beiden Blechkisten hatten wir auf den Strand gestellt und dann ganze Grabkammern darum aufgeführt, von schweren Steinen, die nur zwei wirklich kräftige Männer aufheben konnten. Dann hatten wir einen halben Tag lang immerfort schwere Felsblöcke auf das Depot gewälzt, so große Blöcke, wie wir überhaupt tragen konnten. Es war ein ganzer Berg, als wir damit fertig waren. Aber dies alles hatten die Bären weggeschafft. Ein einziges zusammengerolltes Stück Blech fanden wir noch. Der Bär hatte sein Zeichen darin zurückgelassen, fünf lange Risse

mitten hindurch! Auf diese Weise war es ihm gelungen, die Kiste zu erbrechen. Warum er dann das Blech zusammengerollt und hineingebissen hatte, weiß ich nicht; ich hoffe, er tat es aus Wut, weil er sich daran geschnitten hatte.

Obgleich wir dreizehn Tage gebraucht hatten, um Kap Crozier zu erreichen (ich hatte auf acht gerechnet gehabt), war ich doch noch immer sanguinisch und hoffte, den Rückweg in fünf Tagen zurücklegen zu können; es waren ja schließlich nur hundert Seemeilen! Zu einer bessern Jahreszeit und mit besseren Schlitten hätte es sich machen lassen, selbst wenn wir einige der Hunde hätten schlachten müssen; deshalb ließ ich nur Proviant auf vier Tage zurück.

Zum Mittagessen gab es an diesem Tage Marksuppe aus den Markknochen der vier Renntiere. Man hüte sich aber, von einem solchen Gericht allzugierig drauf los zu essen! Der herrliche brühheiße Stoff glitt uns gar so lind den Hals hinunter; hungrig waren wir ja auch nach dem anstrengenden Tag. Aber die Suppe glitt in einem zu großen Maßstab hinunter. Ristvedt, der einen „Magen wie eine Ziehharmonika" hatte, obgleich er kein Seemann war, erzählte mir boshafter Weise erst, nachdem das Gericht verzehrt war, er habe bei der Schlittenreise im vergangnen Jahre den Kapitän auch mit so einer Suppe „traktiert", und der Erfolg sei ein gründliches Magenweh gewesen. Jawohl, und ich entging ihm auch nicht . . .

Am Sonntag, dem sechzehnten April, mußten wir einen Rasttag machen wegen allzuschlechten Wetters. Wir machten nur einen kleinen Gang landeinwärts, und da sahen wir, daß sich hinter der Hügelkette bei Kap Crozier von der Alexanderstraße bis zur Simpsonstraße eine Talsenkung quer durchs Land hinzieht. Zwei Schneehühner flogen an uns vorbei. Es schien kein Mangel daran zu herrschen. Wir hatten ja schon immer welche gesehen und also alle Aussicht, einige davon in den Kochtopf zu bekommen, sobald wir Jagd auf sie machen wollten. Hier sahen wir auch den ersten Schneespatz. Er flog vor uns her, setzte sich da und dort nieder und pickte im Schnee.

Da wo der Felsenkamm gleichsam basteiartig gegen

die Landspitze mit dem Depot auslief, bauten wir eine Warte. Ich hoffte von da aus „Land seen by Rea“ wahrnehmen zu können, um einen bestimmten Punkt zu haben, auf den ich losgehen könnte. Dann kehrten wir in unser Lager zurück und legten uns in unsre Schlafsäcke. Wir froren, denn es blies tüchtig; auch schneite es, und die Temperatur war fast minus zwanzig Grad Celsius; aber droben auf der Warte saß ein Schneespatz und zwitscherte.

* * *

Drüben lag das Packeis und wartete auf uns. Wir hatten gesehen, wie die glatte Oberfläche des Eises langsam ihr Aussehen veränderte, seit wir Fitz James Eiland verlassen hatten. Aber erst jetzt von dem Felsenrücken bei Kap Crozier aus suchte das Auge in der Richtung auf „Land seen by Rea“ vergebens eine ebene Fläche. Und doch schliefen wir ruhig in dieser Nacht, denn wir wußten noch nicht, was Packeis war. Wir hatten ja wohl gehört, wie mühselig man sich durch das Packeis hindurcharbeiten müsse, und wie man, während man vorwärts dränge, von der Strömung ebenso hurtig in entgegengesetzter Richtung weiter getrieben werde. Die Leute, die uns diese Schwierigkeiten erzählt hatten, waren, wie wir genau wußten, lauter Leute, die sich nicht leicht erschrecken ließen. Doch trösteten wir uns in dem Gedanken, daß das Eis, über das wir hinüber mußten, nur Sundeis sei. Nirgends sahen wir bergeshohe Eispackungen; was wir sahen, – das konnten im Vergleich zu den Eisbergen, die sich in dem großen Eismeer bildeten, nur kleine Hügel sein. Und dann lag es ganz ruhig da. Der Frost hatte es in der schmalen Straße sicher von Küste zu Küste gespannt; wir riskierten also nicht, davongetrieben zu werden. Möglicherweise könnten wir keine großen Tagesmärsche machen, aber so zehn Meilen täglich würden wir doch gewiß erreichen. Viel mehr als ein halbes Hundert Meilen konnte die Entfernung nach Victorialand hinüber überhaupt nicht betragen, und zu dieser Strecke gehörte überdies „Land seen by Rea“. Das waren Trostgründe genug, und wir schliefen, wie gesagt, in der letzten Nacht bei Kap Crozier recht gut.

Am nächsten Abend waren wir freilich nicht so getrosten Herzens – denn – nun ja, kurz gesagt, dort drüben lag das Packeis und wartete auf uns, und nach einer eintägigen Reise darauf wußten wir, was unser wartete.

17. April. Am ersten Tage fuhren wir von neun Uhr bis drei Uhr. Da konnte ich nicht mehr. Während dieser Zeit hatten wir per Stunde die schwindelnd große Strecke von einer halben Seemeile zurückgelegt. Das machte im ganzen drei Meilen.

An diesem Abend sprachen wir nicht viel miteinander; dazu waren wir zu müde. Aber darüber waren wir vollständig einig, daß es so nicht weitergehen konnte; wir mußten eine andre Marschmethode finden, wenn wir uns bei solchen Eisverhältnissen noch weiter hindurcharbeiten wollten.

Am nächsten Tage versuchten wir, immer nur mit einem Schlitten, an den alle Hunde gespannt waren, eine Strecke weit zu fahren. Das machte aber den Weg dreimal so lang, weil wir dann immer wieder zurück und den andern Schlitten holen mußten.

19. April. An diesem Tage machten wir den Versuch, auf Ski einen Weg zu bahnen, dann drehten wir um und holten die Schlitten. Die Hunde liefen dann auf der von uns gemachten Bahn von selbst vorwärts, und wir konnten unsre ganze Aufmerksamkeit den Schlitten zuwenden, die demzufolge verhältnismäßig selten umstürzten. Aber mühselig war es, wie wir so, halb gelähmt von Schmerzen, im Schnee weiter wateten. Es war ein strahlend heller Tag bei fünfundzwanzig Grad Kälte. Vor uns lag das Land so nahe, daß es schon seinen einförmig weißen Ton verloren hatte. Wir sahen schon die Einzelheiten in der Landschaft. Nach drei Stunden harter Arbeit waren wir aus dem Packeis heraus, und für diesmal war die Plackerei vorbei; denn nach allem, was wir durchgemacht hatten, war das Fahren über die flache Eisstrecke, die uns noch vom Lande trennte, nur ein Kinderspiel. Nach einer mehrstündigen Fahrt erreichten wir denn auch das Ufer. Da mußten wir aber zu unsrer großen Überraschung zuerst noch über zwei Holme von etwa zwanzig Metern Höhe, ehe wir die Insel erreichten, an deren Uferrand

sich der sehr leicht kenntliche Mount Rea hundert Meter über die Meeresfläche erhebt. Bei der einförmigen Beleuchtung hatten wir die beiden kleinen Inseln unmöglich sehen können. Die ganze Landschaft sah aus, als bilde alles zusammen bis zu dem Gipfel des Berges hinauf einen einzigen, gleichmäßigen Abhang.

20. April. Am nächsten Tage richteten wir unsern Kurs auf das Land, das wir von dem Gipfel des Mount Rea im Westen gesehen hatten. Auf dem Wege trafen wir zwar frische Bärenspuren, aber von den Bären selbst sahen wir nichts. Dagegen kam ein Schneehuhn dahergeflogen, als wir eben auf einer kleinen Insel mitten im Sunde Halt machten; es ließ sich dicht neben Ristvedts Schlitten nieder, wo es allerdings nicht lange sitzen blieb, weil Ristvedt es sogleich erlegte. Aber während des kurzen Augenblicks verwunderte ich mich doch, wie merkwürdig diese Tiere sind; manchmal sind sie so scheu, daß man fast gar nicht zum Schuß kommen kann, und zu andern Zeiten fürchten sie sich nicht im geringsten, setzen sich gackernd neben einen nieder und bleiben da sitzen, selbst wenn man mit seinem Gewehr nicht gleich bei der Hand ist.

Als wir das Land jenseits des Sundes erreicht hatten — eine große niedrige Insel, die wir später Osterinsel nannten



Auf dem Wege nach Victorialand
Godfred Hansen

— sahen wir einige Renntiere, und zwar ehe die Hunde etwas davon entdeckt hatten. Wir dachten deshalb, diese würden sich ruhig verhalten, wenn wir sie so zusammenschnürten, daß sie mit den Schlitten nicht nachkommen könnten. Als das getan war schlug jeder von uns eine eigne Richtung ein; aber keiner hatte Glück: Ristvedt verscheuchte sein Tier zuerst; in vollem Galopp jagte es auf mich zu. Ich machte mich so klein wie möglich, aber es hielt sich schließlich doch außer Schußweite. Dann sah ich Ristvedt zu unsern Schlitten zurückkehren, und da die beiden Renntiere, auf die ich es abgesehen hatte, noch sehr weit entfernt waren, wartete ich ruhig, bis er zu mir herangekommen wäre. Hierauf ging er den Renntieren nach. Diese mußten aber doch das andre haben davonlaufen sehen, denn sie waren so scheu, daß sie lange bevor er in Schußweite war, auf und davon jagten. Jetzt wollte ich zu Ristvedt hinfahren. Auf dem Wege sah ich Renntierspuren, die meiner Ansicht nach von den Tieren herrührten, hinter denen Ristvedt her war. Ich ließ deshalb die Hunde so eifrig, wie sie wollten, auf diese Spuren losgehen, da sie mich ja ohne Zweifel zu Ristvedt hinführen müßten. Aber darin täuschte ich mich. Die Spuren rührten von dem ersten von uns verjagten Renntier her, das längst in der Ferne verschwunden war. Diese Spur war jedoch noch ganz frisch, und die Hunde folgten ihr mit rasender Geschwindigkeit; ich konnte weder abbiegen, noch sie anhalten, der Blutdurst war in ihnen erwacht. Die Schnauze dicht am Schnee, jagten sie dahin wie ein Rudel hungriger Wölfe. Ristvedt wurde kleiner und kleiner, und bald sah ich rings umher nur noch das weiße Schneefeld. Ristvedt hatte seinen Schlitten längst zum Stehen gebracht. Seine Hunde hatten keine Energie, und das war in diesem Falle ja gut. Na, endlich gelang es mir doch, den Schlitten umzustürzen. Das hemmte die Hunde, und nun kam ich an die Reihe. Nach einer Zurechtweisung mit der Peitsche gelang es mir, den Schlitten zu drehen, in der Richtung auf Ristvedt zu. Dann richtete ich den Schlitten auf, und nun ging es zurück. Ich lief neben dem Schlitten, um ihn sogleich wieder umwerfen zu können; aber als die Hunde

Ristvedt entdeckten, ging es den Rest des Weges wie geschmiert. Ristvedt hatte sich die ganze Zeit über gewundert, wo ich eigentlich hinwolle. Jetzt fuhren wir in der gewohnten Marschordnung weiter, im Schein der untergehenden Sonne, die drüben im Westen wie eine rotglühende Kugel über einen niedrigen Felsenrücken glitt. Der Felsen wendete uns seine rabenschwarze Schattenseite zu, wo alle Einzelheiten im nächtlichen Dunkel verschwanden. Aber sein Rücken zeichnete sich von Kuppe zu Kuppe in einer scharfen, ungleich gezackten Linie von dem leuchtenden Nachthimmel ab.

Plötzlich stand ein Renntier mitten in der Sonne. Silhouettenartig hob es sich von dem Himmel dahinter ab. Es mußte dort am Boden gelegen haben und jetzt unruhig geworden sein. Sonderbar riesenhaft, wie ein gewaltiges Tier aus den ersten Tagen der Schöpfung, stand es dort oben, mit erhobnem, etwas zurückgebeugtem Kopf, so daß das Geweih auf dem Rücken lag. Einen Augenblick stand es so da. Die Hunde sahen es, begriffen aber nicht, was für ein gewaltiges Wesen das wäre. Mit gespreizten Beinen standen sie unbeweglich, wie wenn sie mitten im Ziehen plötzlich versteinert wären. Die Sonnenstrahlen überfluteten uns — Menschen und Hunde — mit goldnem Schein. Und doch bekam das Renntier keine Angst. Es wendete sich nur um und verschwand langsam hinter dem Bergrücken. Jetzt kam wieder Leben in die Hunde; sie begriffen, daß die Erscheinung ein Renntier gewesen war, und wollten hinter ihm her. Ich mußte mich quer über Per und Bay werfen und sie zu Boden drücken. Silla und Gjöa, beide außer sich vor Jagdeifer, umschlang ich, jeden mit einem Arm, drückte alle zu einem kämpfenden Knäuel zusammen und wälzte mich über ihnen hin und her, um die Hunde am Bellen zu verhindern. Jetzt kam Ristvedt herbei; seine Hunde hatten nichts gesehen und waren daher ruhiger. Ich bat ihn, das Renntier zu verfolgen. Viel Hoffnung, daß es auf der andern Seite noch nahe genug wäre, hatte ich freilich nicht, denn das vereinzelte Aufheulen, das aus den Kehlen von Bay und Gjöa drang, war schauerlich genug, ein Tier zu erschrecken, dessen Geschlecht seit Jahrhunderten von

der Angst vor dem höllischen Geheul der Wölfe verfolgt wird, jenen durchdringenden, ohrenzerreißenden, schneidenden Tönen — dem einzigen Laut in der großartigen Stille der Winternacht.

Ristvedt ging auf den Hügelkamm; dort legte er sich nieder und stützte sein Gewehr auf einen Stein. Nun würde das Tier nicht mehr lange leben, das wußte ich. Als der Schuß ertönte, ließ ich die Hunde los. Ich konnte mich gerade noch auf die Seite werfen. Wie der Wind jagten sie dahin, man hätte nicht geglaubt, daß dies dieselben Hunde waren, die vor zehn Minuten ganz ermattet, und kraftlos gewesen waren, und denen die Zunge weit zum Halse herausgehangen hatte. Jetzt waren sie wild. Keine Anstrengung war ihnen zu groß. Wir brauchten nicht weit zu fahren: nur über den Hügelkamm. Auf der andern Seite stand Ristvedt und zog dem Renntier das Fell ab. Wir schlugen ein Lager auf und nannten den Ort nach dem Admiral Sir William Wharton R. N.

22. April. Am Ostersamstag kam ein Sturm aus Süden dahergezogen, und es blieb uns nichts andres übrig, als im Zelt zu bleiben.

24. April. Endlich am Montag hatten wir keine Entschuldigung mehr für längeres Verweilen; wir mußten aufbrechen. Im Anfang ging es auch ganz gut. Die eine Seemeile bis zur Küste, das war gar nichts, und die ersten anderthalb Meilen auf dem Eise draußen ging es auch noch einigermaßen leicht; aber von da an wurde es schwerer und immer schwerer. Schließlich kamen wir gar nicht mehr weiter. Ich mußte den Pfadfinder machen; und nach einem Weg von ungefähr zweihundert Metern gelangte ich in eine gleichmäßig aussehende Straße. Aber was für ein Weg war das! Die Strecke zwischen den Eisschollen sah zwar ziemlich eben aus, man sank jedoch immer bis zu den Hüften ein. Wir brauchten zwei Stunden, bis wir mit den Schlitten diese zweihundert Meter zurückgelegt hatten.

Donnerstag, der vierte Mai, war der große Tag der Expedition.

Zuerst fuhren wir in der Art, wie wir in den alten guten Tagen — so nannten wir das jetzt — in der Simpson-

straße gefahren waren. Da war jeder neben seinem Schlitten hergegangen, ja manchmal hatte er sich auch darauf gesetzt. Aber bald mußte ich vorausgehen, denn in der Nähe des Landes war die Bahn nicht ganz so eben, wie sie zuerst ausgesehen hatte. Es gab Eisblöcke und Eispackungen zwischen den glatten Flächen, und es ging noch am leichtesten, wenn einer von uns vorausmarschierte. Und dann hatten die Hunde eine ganz erstaunliche Lust, immer nach Nordwesten zu laufen, anstatt dahin, wo wir wollten, nämlich dem nächstliegenden Ufer zu.

Als wir an einer besonders hohen Eispackung ankamen, wollte ich hinaufsteigen, nach dem Weg auszuschauen. In dem Augenblick, wo ich meinen Schlitten anhielt, rief Ristvedt, er sehe etwas Schwarzes, das sich weit draußen auf dem Eise bewege. Was das wohl sein könnte! Ich glaube wahrhaftig, mein Herz begann schneller zu klopfen. Denn gleichviel was, es war etwas Lebendiges hier draußen in der Schneewüste. Das gab uns die Aussicht auf ein weiteres Vordringen. Ich nahm mein Fernglas zur Hand. Aber das Schwarze dort draußen war nicht ein einzelner Punkt: es waren viele in einem Halbkreis auf dem Eise zerstreute Punkte. Eskimos auf dem Walfischfang! Da war es nicht so verwunderlich, daß die Hunde in dieser Richtung hatten weiter laufen wollen.

Wir steckten die Flagge auf den Schlitten. Als eine schwache Möglichkeit schwebte uns vor, es könnten vielleicht Weiße darunter sein; und in diesem Gedanken rieben wir uns die Gesichter mit Schnee ab, um womöglich etwas von dem Petroleumruß wegzuwischen. Dann fuhren wir weiter. Offenbar hatten uns die Eskimos auch gesehen, denn sie kamen, den Kreis immer enger ziehend, eilends auf uns zu.

Als sie in einer Entfernung von vier- bis fünfhundert Metern alle versammelt waren, hielten sie an. Wir unsrerseits taten dasselbe. Da draußen in der Wildnis, wo das Recht des Stärkeren Gesetz ist, weiß man nie, ob man Freunde oder Feinde antrifft. Das beste ist also, gewappnet zu sein; von dem arktischen Begegnungszeremoniell darf nicht abgewichen werden. Die Schlitten wurden mit der

Breitseite gegen die Fremden aufgestellt. Ristvedt kauerte, die Patronen neben sich und den Karabiner in der Hand, dahinter. Dann nahm ich meinen ganzen Mut zusammen, und, die Hände hoch über dem Kopf erhoben, zum Zeichen, daß ich keine Waffen trug, schritt ich vorwärts. Von den Eskimos wurde nun auch einer ausgeschickt. Auch er hielt die Hände empor; es war also nichts zu befürchten. Mitten auf der Arena trafen wir zusammen. Seine weißen Zähne leuchteten mir entgegen, so breit war das Lächeln auf seinem platten liebenswürdigen Eskimogesicht. Er fürchtete sich nicht vor mir; meine Züge müssen also für ihn nichts Schreckenerregendes gehabt haben. Der Schmutz, der mein Gesicht bedeckte, war außerdem derselbe, der auch auf den seinigen lag. Und überdies lächelte ja auch ich. Ich war vergnügt, denn ein solches Zusammentreffen bedeutete Lebensmittel, so viele wie wir auf unsern Schlitten unterbringen konnten.

Als wir einander erreicht hatten, sagte der Eskimo etwas von „Kiilniermun-Jnnuit", das war der Name seines Stammes. Ich verstand ihn, weil ich den Namen früher schon gehört hatte, und so erwiderte ich, wir seien „Kabluna". Dann fielen wir uns um den Hals und rieben unsre Wangen aneinander. Man muß mit den Wölfen heulen! Der Mann war während der zwei Tage, die wir bei den Eskimos zubrachten, mein Freund; er war des festen Glaubens, ich verstehe jedes seiner Worte, nur weil ich ihm, nachdem er mir seinen Stamm genannt, gesagt hatte, wir seien Kabluna. Aber natürlich verstand ich kein Wort. Unser Norwegisch-Eskimo verstanden sie indes auch nicht, und so bekamen wir leider keine weitern Aufschlüsse über das vor uns liegende Land. Gespräche, die zu irgend einem Resultat führen sollten, mußten in der Fingersprache geführt werden.

Als nun unsre beiden Gefolgschaften, das heißt, Ristvedt und die übrigen Eskimos, sahen, daß die Sache eine friedliche Wendung nahm, näherten sie sich — die Eskimos eifrig sprechend und gestikulierend — der Stelle, wo wir standen. Jubelnd und glücklich rieben wir die Wangen im Kreise herum und fuhren dann mit den Eskimos in ihr ein paar

Meilen entfernt liegendes Igludorf. Es ging sehr schnell vorwärts, denn sie spannten alle Hunde, die sie bei sich hatten, vor unsre Schlitten. Als wir uns dem Dorfe näherten, kamen uns noch mehr Eskimos entgegen, was ein weiteres Wangenreiben zur Folge hatte. Unsre Wangen waren fast ganz sauber, nachdem die Reihe durch war.

Wir wollten nicht in die Iglu der Eskimos hineinziehen; um diese Jahreszeit sind sie ein miserabler Aufenthaltsort. Das Dach ist geschmolzen, und statt dessen muß eine Felldecke herhalten. Der Schnee wird von der hohen Temperatur, die sich bei so geringer Kälte drinnen rasch bildet, sehr feucht; wir zogen daher unser Zelt vor. Von einem großen Haufen Neugieriger umringt, richteten wir es auf. Die Zuschauer ergötzten sich königlich; zum Glück hatten wir Lilli, die sie von den Schlitten abhielt, deshalb bereitete uns ihre Neugier keine Widerwärtigkeiten.

Die Eskimos wohnten in zehn Iglu; einige davon standen leer, weil ein Teil des Stammes gen Norden nach dem „Admirality Island“ gezogen war. Es waren wohl zwanzig bis dreißig Menschen in diesem Lager, und soweit wir verstehen konnten, war eine ähnliche Anzahl abgezogen. Aber im ganzen war dies nur ein kleiner Teil des großen Kiilniermunstammes, der diesen Winter hierhergezogen war und auf der Albert Edward-Bay dem Seehundfang oblag. Im Laufe des Winters waren sieben von ihnen gestorben. Der Eskimo, der mir dies erzählte, legte dabei die Hand auf die Brust und hustete, um mir anzudeuten, an welcher Krankheit sie gestorben wären.. Die Leute müssen also einer Lungenkrankheit erlegen sein.

Sie waren in allem womöglich noch primitiver als unsre Netschjillifreunde und mußten sich weit mehr als diese mit kupfernen Nadeln und Messern behelfen. Nur ihre Bogen standen über denen der Netschjillieskimos; der Kiilniermunstamm konnte sich unverkennbar leichter Holz verschaffen als die Netschjillieskimos.

Ihre Kleidung war von der der Netschjilli etwas verschieden. Die Kapuzen hatten eine abgestumpfte Spitze hinten am Kopf, der Bund ihrer Beinkleider ging hoch über

die Hüften herauf; dagegen aber waren die Anorakke so kurz abgeschnitten, daß sie noch mehr als die der Netschjilli Fräcken glichen.

Ich kaufte einen Seehund, mit dem der glückliche Jäger eben von der Jagd zurückkehrte, und bezahlte ihn dafür mit einem zwei und einen halben Zoll langen, aus unsern Eissägen fabrizierten Messer. Das war vielleicht keine sehr glänzende Bezahlung. Aber wenn ein Geschäft ehrlich ist, sobald beide Teile davon befriedigt sind, dann war unser Geschäft ehrlich; denn es wäre schwer zu sagen gewesen, welcher von uns beiden der vergnügtere war. Ich brauchte den Seehund sehr notwendig, und er, der arme Kerl, hatte noch nie in seinem Leben ein stählernes Messer besessen. Später kauften wir noch einen Vorrat Speck. Der Preis für eine halbe Speckseite war ein drei Zoll langer Nagel; aber dieser Preis trieb selbst mir die Schamröte ins Gesicht. Als der Handel abgeschlossen war und wir soviel Speck hatten, wie wir überhaupt gebrauchen konnten, schenkte ich diesem Verkäufer noch eine Operationsschere als Zubuße. Darüber waren nicht allein er und seine Frau hochbeglückt, sondern der ganze Stamm freute sich über das Kleinod, das sich nun in ihrer Mitte befand.

Als wir schließlich in unsern Schlafsäcken lagen, bekamen wir doch immer noch Besuch von Damen, die uns kleine Leckerbissen von gekochten Vorderflossen des großen Seehunds brachten. Diese Stücke schmeckten ungefähr wie Schweinshaxen. Zuerst waren wir so naiv, zu glauben, wir hätten diese Leckerbissen unsrer eignen Liebenswürdigkeit zu verdanken; dann aber fand ich die eigentliche Absicht heraus: eine Zündholzschachtel voll Perlen war der Anziehungspunkt. Ich schenkte den Frauen, so oft sie kamen, etwa zehn Stück davon; mehr konnte ich nicht geben, denn ich mußte haushälterisch damit umgehen. Nach und nach wurden die Bissen kleiner, aber dafür um so häufiger, und schließlich mußten wir sie ohne Bezahlung zurückweisen. Das half; nun durften wir schlafen.

Zum Abendessen hatten wir uns von dem erhandelten Seehund selbst etwas Speck gekocht. Das war meine erste aus-

schließlich aus Seehundfleisch bestehende Mahlzeit. Als Braten hatte ich allerdings auch früher schon Seehundfleisch gegessen, aber noch nicht so ganz à l'eskimo. Es ist keine Polarprahlerei, wenn ich sage, daß es mir herrlich gemundet hat. Das Fleisch schmeckt wie Muscheln, und wenn der Speck ganz frisch benützt wird, ist er, wenn auch nicht ganz so fett wie Schweinespeck, doch ganz ebenso delikat. Wir mußten uns geradezu davor hüten, nicht zu viel auf einmal in den Kochtopf zu stecken. Es glitt so glatt hinunter, und wenn wir nicht aufgepaßt hätten, wäre es uns vielleicht wieder ergangen, wie nach der Marksuppe bei Kap Crozier.

5. Mai. Den nächsten Tag verbrachten wir in dem Lager. Unsre Hunde hätten auch nicht leicht weiter können. Sie hatten so viel Speck fressen dürfen, wie sie nur konnten, und das war nach der langen Renntierdiät nicht wenig gewesen. Aber es hatte eine etwas kräftige Wirkung. Wir zerlegten unser Fleisch und packten unsre Schlitten für den nächsten Tag. Die Schlitten mußten vollständig umgepackt werden, weil wir die meisten unsrer Blechdosen zum Aufbewahren des Specks brauchten.

Die Reserveschlittenkufen nahmen wir ab. Da der Schnee jetzt recht naß war, hielten wir die neusilbernen Kufen für praktischer. Alles in allem hatten wir jetzt Proviant für anderthalb Monate; mehr konnten wir nicht mitnehmen, die Schlitten waren vollständig bepackt. Aber wir hätten gut noch mehr bekommen können. Die Eskimos hatten riesiges Glück beim Seehundfang gehabt und besaßen daher große Vorräte an Speck.

In der zweiten Nacht schliefen wir ebensogut wie in der ersten. In dem Bewußtsein, daß es jetzt dem glatten Eise der Albert Edward-Bucht zuging, konnte man sich ruhig schlafen legen. Jetzt hatten wir wieder einen Weg vor uns, der einen Zweck haben würde; wir hatten Aussicht, neues Land zu entdecken. Mit solchen freundlichen Gedanken schliefen wir ein.

6. Mai Am nächsten Tage verabschiedeten wir uns von unsern Freunden. Über die Kleinigkeiten, die sie von uns erhalten hatten, waren sie hochbeglückt. Eine Schere, ein Messer,

einige Nadeln und eine Zündholzschachtel voll Perlen, — welche Reichtümer! Diesen Tag vergassen sie nie wieder! Ich wünschte, wir hätten ihnen mehr geben können! Aber wir waren nicht für den Tauschhandel ausgerüstet. An ein Zusammentreffen mit Eskimos hatten wir nicht im entferntesten gedacht. Wenn wir sie aber auf dem Rückweg noch einmal treffen sollten, dann wollten wir ihnen, das hatten wir uns fest vorgenommen, alles geben, was wir entbehren könnten. Mit diesen guten Vorsätzen fuhren wir auf das Eis hinaus. Die Eskimos folgten uns mit den Blicken, solange sie uns noch wahrnehmen konnten. Sie grübelten wohl darüber nach, wer wir seien, und was wir wollten. Wenn sie noch ein paar hundert Jahre ungestört in ihrem armen Land bleiben dürfen, kann es darum wohl sein, daß Ristvedt und ich dann unter wunderbaren Namen den Sagen ihres Stammes einverleibt sind.

* * *

6. Mai. Unsre Absicht war, soweit in die Albert Edward-Bucht hineinzufahren, bis wir das Packeis umgangen hätten. Dieses hatten wir gründlich satt; und wenn wir auch mitten in die Bucht hineinfahren müßten, so war das immer noch besser, als den Weg abzukürzen und dabei zu der verhältnismäßig kürzeren Strecke eine unsäglich viel längere Zeit zu gebrauchen.

7. Mai. Am nächsten Tag richteten wir unsern Kurs direkt auf Kap Adelaide. Wir wären gerne etwas höher hinaufgekommen, um einen Überblick über die Landschaft zu gewinnen. Schon lange hatten wir uns mit dem bißchen an Aussicht begnügen müssen, was eine hohe Eispackung gewährt. So erreichten wir die südliche Anhöhe, die im Sommer ein wahres Paradies sein muß. Schon jetzt war auf großen Plätzen der Schnee geschmolzen, und man sah langes Gras vom vorigen Jahre. Der Erdboden war allerdings noch festgefroren und das Gras verwelkt, aber vor unsern schneemüden Augen entrollten sich Phantasiebilder von grünen Rasenflächen und plätschernden Bächen, von Blumen und Heidelbeeren, von weidenden Renntieren, von

Hasen, die leichtfüßig dahinliefen, von spielenden Schneehühnern, — und das alles von der Sonne überstrahlt, so wie es sich an einem herrlichen Augusttag ausnehmen müßte. Wie eine Fata Morgana zog das alles durch meine Seele. Und doch nicht ganz wie eine Fata Morgana, denn wir sahen wirkliche Schneehühner, und zwei davon wanderten in unsern „Rucksack".

Am achten Mai gegen Mittag entdeckte ich plötzlich in einiger Entfernung zwei schwarze Punkte. Ich betrachtete sie eine Weile durchs Fernglas; da ich aber keine Bewegung an ihnen wahrnehmen konnte, hielt ich sie für Steine. Sie lagen allerdings merkwürdig isoliert, ziemlich weit im Lande drinnen. Aber ich hatte es längst aufgegeben, bei Winterbeleuchtung irgend eine Entfernung beurteilen zu wollen; und außerdem wurde man immer wieder von langen niedrigen Landzungen überrascht, die sich weit ins Wasser hinein erstreckten, Landzungen, von deren Dasein man keine Ahnung hat, bis man darüber hinfährt und einzelne Steine aus dem Schnee hervorragen sieht.

Zugleich war die Sonne hervorgebrochen, und wir machten Halt, damit ich eine Mittagsbreite aufnehmen könnte. Während ich den Theodoliten aufstellte, benützte Ristvedt das Fernglas, und er kam zu einem ganz andern Resultat: die Steine bewegten sich, es waren Seehunde. Drei Riesenkerle lagen dort drüben und sonnten sich, die Sonne konnte ihnen ordentlich auf ihre breiten dunkeln Rücken brennen. All das Weiße ringsum, Schnee und Eis, warfen die Sonnenstrahlen zurück, aber das Schwarze fing sie auf. Da lagen sie nun, die Seehunde, und schliefen in der Art, wie diese Tiere zu schlafen pflegen, immer nur eine halbe Minute auf einmal. Nach jeder halben Minute heben sie den Kopf, schauen sich um, schnuppern und lassen den Kopf müde wieder sinken. Unaufhörlich geht es so auf und ab, auf und ab. Wenn der Kopf drunten ist, soll man sich zu ihnen hinschleichen, denn dann sehen und hören sie nichts. Aber um so wachsamer sind sie, wenn der Kopf erhoben ist. Da muß man sich mäuschenstill verhalten, womöglich hinter einem Eisblock oder sonst etwas versteckt. Aber vor allem

33*

muß man still, ganz still sein! Der Seehund erschrickt beim geringsten Geräusch; und so ruhig, schwerfällig und faul er vorher ausgesehen hat, – weg ist er wie der Blitz! Deshalb hatte ich auch keinen rechten Glauben an Ristvedts Erfolg; eines Versuches war es aber immerhin wert. So ging er, während ich beobachtend zurückblieb.

Er hatte seine Hunde quer an seinen Schlitten gebunden; und ich hatte Silla so kurz vor den Schlitten geschirrt, daß sie nicht ausziehen konnte, ohne mit den Hinterbeinen anzuschlagen. Gjöa hatte eine Laufstange um den Hals. Diese beiden hielt ich für die schlimmsten; wenn sie nicht weiter konnten, blieben die andern wohl auch stehen. Aber darin täuschte ich mich. Während ich gerade eifrig durch das Instrument, das neben dem Schlitten auf seiner Kiste aufgestellt war, nach der Sonne sah, bekamen Kiste und Instrument einen heftigen Stoß; sie flogen beide in den Schnee, und der Schlitten fuhr davon. Die Hunde hatten einen Schuß gehört, ich aber nicht; und trotz Gjöas und Sillas Anstrengungen, den Lauf zu hemmen, ging es Ristvedt entgegen, genau in der von ihm ausgetretnen Spur. Diesmal war ich aber den Rackern doch zu hurtig: ich holte sie ein und warf den Schlitten um; ich glaube, das Packeis hat mich diese Kunst gelehrt. Jedenfalls ging es ganz leicht, und die Hunde wurden zum Halten gezwungen. Ristvedts Hunde, die ihren Schlitten quer hätten schleifen müssen, verloren von selbst die Lust zum Durchgehen. Hierauf kehrte ich zu dem alten Platz zurück, stellte das Instrument wieder auf und brachte eine gute Breitegradbestimmung zustande. Das Instrument war in weichen Schnee gefallen und hatte keinen Schaden gelitten. Nachdem der Breitengrad aufgenommen war, fuhr ich zu Ristvedt hin. Er hatte einen großen Seehund geschossen, ein Tier von zwei und einem halben Meter Länge und zwei Metern Umfang an den Vorderflossen; es war ein ganzer Fleischberg! Einzelne Eisblöcke hatten so günstig verstreut dagelegen, daß sich Ristvedt bis auf Schußweite hatte heranschleichen können. Er hatte sich dann den von den drei Burschen ausersehen, der an seinem Loch im Eise lag, hatte auf seinen Kopf gezielt und ge-

troffen! Ein Seehund muß gleich tötlich getroffen werden, das ist die Hauptsache. Mausetot muß er auf den ersten Schuß sein, sonst bringen die letzten Zuckungen den glatten Körper noch in das Loch hinunter, und dann hat man ihn hoffnungslos verloren. Ristvedt hatte in dem Augenblick geschossen, wo der Seehund den Kopf hob. Es hatte ordentlich aufgeklatscht, als der Kopf wieder aufs Eis fiel; jeder Muskel war in demselben Augenblick erschlafft, und das Tier war tot. Ristvedt war rasch hingelaufen, dem Seehund die Harpune in den Leib zu stoßen, die wir für alle Fälle mitgenommen hatten. Aber um seiner Sache ganz sicher zu sein, hatte er ihm doch auch noch aus der Nähe eine Kugel durch den Kopf gejagt. Die Größe des Seehundes hatte ihn erschreckt; wenn er die Harpune hineingestoßen hätte, wäre das Tier vielleicht noch einmal lebendig geworden und hätte diesen Augenblick benützt, mitsamt der Harpune und der Leine – und vielleicht Ristvedt dazu, wenn er zu bremsen versucht hätte – in dem Loch zu verschwinden. Das Loch wäre groß genug dazu gewesen; über zwei Meter im Umfang und mit einer Abschrägung auf der einen Seite, wo die Seehunde herauskrabbeln konnten. Als der Schuß losging, verschwanden die beiden andern dem Anschein nach in demselben Augenblick. Ein kleiner Zeitunterschied muß aber doch gewesen sein, denn das Loch konnte nur einen von ihnen zur Zeit aufnehmen.

9. Mai. Als wir am nächsten Morgen aufbrachen, blies uns ein frischer Nordwind ins Gesicht. Es war sehr kalt, so kalt, daß von einem Sitzen auf den Schlitten keine Rede sein konnte, selbst dann nicht, wenn wir ganz in unsre Pelze vermummt waren; höchstens während der kurzen Augenblicke, wo wir auf der Karte nachsehen mußten. Ob die Temperatur wirklich, wie wir annahmen, dreißig Grad Kälte hatte, kann ich nicht sagen; es wäre ja auch möglich, daß uns die milde Temperatur des vorhergehenden Tages verwöhnt hätte.

Es handelte sich nun für uns darum, jene tiefe, schmale Bucht zu finden, die Rea angegeben hat, und die sich an der Nordküste von Albert Edward-Land in nördlicher Rich-

tung erstrecken sollte. Diese Bucht wollten wir durchqueren, denn ich dachte, es könne dann jenseits nicht mehr weit bis zum Wasser sein. Collinson hat dort eine Bucht verzeichnet. Nachdem wir ungefähr anderthalb Stunden gefahren waren, tauchte in unsrer Kursrichtung Land auf. Es ging hurtig darauf zu, nachdem die Hunde ihren „Freßkater“ ein wenig abgeschüttelt hatten. Sie hatten keine kleinen Portionen vertilgt und mußten tüchtig mit der Peitsche aufgemuntert werden, bis sie sich ordentlich in die Zügel legten. Sie konnten offenbar nicht begreifen, warum man einen Ort verließ, wo es so viel zu fressen gab. Ganz denselben Grund hätte auch ein Eskimo vorgebracht; also war das wohl das naturgemäßeste. In unsrer bewußten Sehnsucht, weiterzukommen, zeigte sich also Kultur. Dies war ein Gedanke, den sich immer wieder vorzuhalten nützlich sein konnte. Es konnte einen wirklich manchmal die unwiderstehliche Lust überkommen, sich selbst davon zu überzeugen, daß man ein Kulturmensch war; denn das Bild, das ich von meinem Reisegefährten vor Augen hatte, und das Bild, das er von seinem Reisegefährten vor Augen hatte, sowie unsre Reiseausstattung und unser Hausrat, alles fettig und beschmutzt, voller Petroleumruß, Renntierhaaren und Hautfetzen, – das alles hätte einem wirklich einige Zweifel darüber beibringen können. Die Unterhaltung über Wind und Wetter und Jagd, das heißt: Essen und Schlafsäcke und Hunde und weiter nichts, hätte wohl manchmal den Gedanken in einem erwecken können, daß man wirklich nichts andres sei, als was man nach seinem Aussehen darstellte. Und daß man sich überdies höchst wohl und behaglich dabei fühlte, so wohl, daß man meinte, man habe in seinem ganzen Leben noch nie so gut gegessen, und Sonnenschein, Wärme und Essen enthalte alles, was man vom Leben verlangte, – das hätte einen manchmal bang deswegen machen können, wie es mit dem Streben nach einem höhern Leben aussehe. Aber dann erinnerte man sich wieder an die Fußtapfen zweier müden Wanderer und an die schmalen Linien, die die Schlittenkufen auf dem jungfräulichen Schnee gezogen hatten, sowie an die unbetretne Erde darunter, an die Schlittenspuren, die

vor unserm Zelt aufhörten, aber morgen weiter über die schimmernden Ebenen geführt werden sollten . . . Das gab doch ein Bild von einer Sehnsucht, die weiter hinaustrieb. Das Leben so zu nehmen, wie es ist, und damit zufrieden zu sein, — das wird eine Tugend genannt. Ja, natürlich ist es bis zu einem gewissen Grad eine Tugend, aber doch eine ziemlich instinktmäßige Tugend. Die Hunde haben sie, und die Eskimos haben sie; aber die Menschen, in deren Herzen das Wort „Vorwärts" nicht geschrieben steht, stehen auch nicht auf einer viel höhern Stufe.

Als das Land allmählich aus dem Eisnebel auftauchte, wurde die Fahrt unterhaltender. Es war viel mehr zu sehen als auf dem flachen Eise, das uns von allen Seiten umgeben hatte. Ein Gebirgsland war es allerdings nicht, aber es war hügelig und wellenförmig. Die Hügel erhoben sich bis zu ungefähr hundert Metern. Wir erreichten das Ufer und fuhren in eine Bucht hinein, links von der, in die wir eigentlich hineingewollt hatten. Dem Anscheine nach gab es nur diese eine Einfahrt an der Küste. Da wir indes schon nach einer Meile ganz drinnen waren, sahen wir ein, daß wir einen verkehrten Weg eingeschlagen hatten, und Ristvedt erstieg einen kleinen Hügel, um sich zu orientieren. Von dort oben sah er die richtige Bucht. Er konnte das Land von dem Eisfuß unterscheiden, der sich der Küste entlang erstreckte.

Der „Eisfuß" ist sozusagen durch und durch gefrornes Wasser an dem niedrigen Uferrand. Wenn das Wasser zur Flutzeit am höchsten ist, gefriert es; bei der Ebbe zieht das Meer dann seinen breiten Rücken unter dem Eis zurück; dieses kann aber sein eigenes Gewicht nicht tragen, es fällt auf das Wasser hinunter und bricht drinnen am Ufer ab, wo es auf dem Grund aufliegt und nicht weiter hinunter kann. Das dicht am Ufer abgebrochne Eis bleibt da liegen, während das etwas weiter draußen liegende noch etwas tiefer hinabsinkt, wodurch sich eine Stufe bildet, über die man hinauf muß, wenn man vom Eis ans Land will. Die Höhe der Stufe hängt genau von dem Unterschied zwischen Ebbe und Flut ab. An dieser Stelle belief sie sich auf ein paar

Fuss, und dadurch konnte Ristvedt von dort oben aus sehen, daß sich eine schmale Wasserzunge in den Talgrund hinein erstreckte. Wir brauchten also nur über eine schmale Landenge zu fahren und waren dann auf dem rechten Wege.

Ich hatte bis in die Tiefe der Bucht hineinfahren wollen. Als wir aber eben aufs Eis gelangt waren, sahen wir am jenseitigen Ufer eine Insel mit einem höchst eigentümlichen Aufbau, der einer Warte ganz ähnlich war. Das mußte natürlich näher untersucht werden. Die Eskimos bauen keine solche Warten; sie legen nur einzelne Steine aufeinander. Die dort drüben aber sah ganz monumental aus. Wir fuhren also quer über die Bucht und schlugen am Ufer ein Lager auf. Dann erstiegen wir den Gipfel.

Ja, es war eine Warte, wenn auch nicht so hoch, wie sie uns im ersten Augenblick erschienen war. Quer über den Gipfel der Insel zog sich nämlich ein Strandwall gleich einem schmalen Bergrücken von fünf Meter Höhe. Auf dem westlichen Ende dieses Kammes war außerdem noch eine pyramidenförmige Erhöhung, und auf dieser stand die aus großen, flachen Kalksteinen errichtete Warte.

Wir rissen die Warte nieder. Ein solches Einreißen ist mir immer schwer geworden. Warten -- ärmliche Steinhaufen nur -- sind doch Zeichen von Menschen, ein Menschenwerk mitten in den wilden Einöden. Aber nicht nur das; in dem Zögern, mit dem man sie einreißt, liegt doch immer eine Ehrerbietung für die Vorgänger. Für sie haben die Warten eine Bedeutung gehabt; gerade wie die Warten, die man selbst baut, für einen selbst etwas zu bedeuten haben. Jede bedeutet eine überwundne Schwierigkeit, jede einen Schritt vorwärts, dem Ziel entgegen. Sie sind Wegspuren, die den Jahrhunderten trotzen sollen, wenn der Schnee längst geschmolzen ist, in dem die Schlittengeleise waren, und auch die Namen derer dahin sind, die diese Spuren hinterlassen haben. Diese Warten sind Siegeszeichen in dem Lande, das dem Dunkel, den bösen Mächten entrissen worden ist.

Aber es ging nicht anders: die Warte mußte eingerissen werden. Wir mußten ja nachsehen, ob etwas darin wäre; vielleicht eine Nachricht über unsern stolzen Vorgänger

Rea. Aber es war nichts darin. So gingen wir denn in unser Lager zurück. Während des Abstiegs sahen wir einen Hasen und machten einen vergeblichen Versuch, Gjöa als Jagdhund zu gebrauchen. Sie konnte der Sache nicht das geringste Interesse abgewinnen, und als der Hase aufs Eis hinauslief, mußten wir auf diesen Braten verzichten.

10. Mai. Am nächsten Tag legten wir unter dem „Reastein" ein Depot an. Alles, was wir an selbstgemachtem Hundefutter bei uns hatten, ungefähr hundert Pfund, wurde da niedergelegt. Es sollte bei der schwierigen Fahrt über das Victoriaeis verwendet werden.

Zwei Tage wurden wir hier gefangen gehalten, und während dieser Zeit überlegten wir eifrig, wie wir uns einrichten wollten, falls das Eis in der Viktoriastraße aufginge, ehe wir zurückgekehrt wären. Es war freilich noch lange bis dahin, aber jetzt, nachdem wir mit dem neuen Land wirklich einen Anfang gemacht hatten, und nachdem wir die Möglichkeit, uns selbst mit Lebensmitteln zu versorgen, erprobt hatten, war es allzu verlockend für uns, die kartographischen Arbeiten noch bis ins Frühjahr hinein auszudehnen.

Am dreizehnten Mai konnten wir weiter. Schon am vorhergehenden Tag hatten wir die Schlitten gepackt, und am Morgen weckte uns das Gackern der Schneehühner vor dem Zelt. Das klang ja ganz sommerlich; aber draußen war es trotzdem noch vollständig Winter. Es schneite heftig, aber wir hatten den Wind im Rücken, und so entschlossen wir uns doch zum Weiterreisen. Unser Weg führte über einzelne isolierte Hügel, und von einem von ihnen, dem Alice-Hügel, sahen wir Packeis im Norden. Es war aber immerhin noch eine Entfernung von acht Meilen, bis wir es erreicht hatten. Da, wo Collinson eine Bucht angegeben hatte, war nämlich gar keine eigentliche Bucht. Er hatte seine Karte von diesem Teil aus der Ferne gezeichnet. Der Punkt „Collinson farthest" lag eine Strecke ostwärts von der Stelle, wo wir das Wasser erreichten. Von da aus hat er die isolierten Hügel für Inseln und Kaps gehalten, die Talsenkungen dazwischen aber für Wasser. Aus

der Ferne kann man die niedrigen Seen und die moosbewachsnen Strecken, die wir passierten, nicht unterscheiden. Wenn sich eine solche Niederung in ein Meer mit wenig Unterschied zwischen Ebbe und Flut, wie es hier der Fall ist, verliert, dann weiß man nicht, wo das Land aufhört und das Wasser anfängt, es sei denn, daß man über die Grenzlinie selbst fährt.

Wir erreichten den Uferrand bei einer kleinen Landzunge und fuhren dann in nordwestlicher Richtung aufs Eis hinaus. Nach kurzer Zeit sahen wir Land, das sich aber schließlich doch nur als eine Ansammlung von Holmen und Scheren auswies. Von da aus sahen wir im Westen dicht bei der Küste des Hauptlandes einen etwas höheren Punkt. Wir fuhren dorthin und richteten uns da für die Nacht ein. Die Beobachtungen des Tages waren nicht viel wert. Wegen des Schneegestöbers hatten wir nichts ordentlich sehen können.

Am fünfzehnten Mai war es sehr kalt; das Thermometer zeigte dreißig Grad. Es wehte zwar etwas, aber das Wetter war hell; wir konnten also weiterfahren. Ehe wir den Lagerplatz verließen, steckten wir die eine Reserveschlittenkufe auf eine große Eisklippe, damit wir etwas hätten, wonach wir uns mit dem Vermessungsfernglas richten könnten. Ich hatte früher schon erfahren, wie rasch man selbst mannshohe Schneewarten aus den Augen verliert; in einer Entfernung von nur ein paar Meilen kann man sie auch bei klarem Wetter nicht unterscheiden. Aber die Schlittenkufe sollte uns helfen, unsre Eispackung aus weiter Ferne zu erkennen. Nach ein paar Stunden erreichten wir einen niedrigen, leicht kenntlichen Hügel ganz außen an der Landzunge, Kap Kofoed-Hansen. Dort bauten wir eine Warte und fuhren dann über eine Bucht (Homann-Bucht), deren jenseitige äußerste Spitze wir in Nordnordwest sahen. Mitten in der Bucht machten wir Halt, um zu messen. An zwei Stellen konnte ich das Ende der Bucht sehen; aber bei einer solchen kartographischen Aufnahme hat man keine Zeit, sich in Details einzulassen. Die Hauptsache ist, die Strandlinie so gut wie möglich einigermaßen zu skizzieren.

16. Mai. Am nächsten Tag mußten wir wieder Rast



Auf Victorialand
Peder Ristvedt

machen, denn das Wetter war abscheulich. Wir sahen unsre Kleider gründlich durch; das war aber auch das einzige Gute an diesem Tag. Eigentlich hatten wir gar keine Zeit zum Rasten. Unser Brennmaterial ging allmählich auf die Neige. Durch Ungeschicklichkeit hatten wir einen Teil unsres Petroleums verschüttet, und als wir es am dreizehnten Mai maßen, hatten wir nur noch sieben Liter; es mußte also haushälterisch damit umgegangen werden.

Am siebzehnten Mai, dem Freiheitstag Norwegens, öffneten wir gleich in der Frühe eine kleine Kiste, die uns Lindström für diesen Tag mit auf den Weg gegeben hatte. Wir hatten sie schon oft neugierig betrachtet und einander weiszumachen versucht, wie dumm es sei, sie mit auf dem Schlitten herum zu schleppen, anstatt sie sogleich zu öffnen. Aber zum Glück war es immer so gewesen: wenn der eine schwach war, war der andre stark und sagte, wie unmoralisch es wäre, wenn die Kiste zur unrechten Zeit geöffnet würde. Tatsache ist, daß die Kiste uneröffnet blieb. Doch heute kam sie mit Fug und Recht an die Reihe. Sie enthielt einen Fischpudding, zwei Büchsen kondensierte Milch, Zitronenpuddingpulver, etwas Kaffeekuchen und sechs Zigarren, lauter Delikatessen in unsrer Lage. Wir zündeten uns sogleich eine Zigarre an, und nachdem sie geraucht war, brachen wir auf. Das Wetter war nicht besonders gut, und im Anfang kamen wir nur sehr schwer vorwärts.

Der gestrige Sturm hatte eine Menge losen Schnee zwischen die hohen Schneewehen, die um den Eisberg her lagen, hineingeweht; und alle, Menschen und Hunde, mußten förmlich hindurchschwimmen, bis eine bessere Bahn erreicht wurde. Und diese bessere war überdies auch die ganze Zeit über herzlich schlecht. Wir fuhren bald eine Weile den Strand entlang, bald auf dem Eise draußen; aber hier wie dort war es gleich miserabel, und man mußte bis an die Kniee im Schnee waten.

Schließlich erreichten wir eine Landzunge, Kap Christian Mikkelsen. Nördlich davon schnitt ein tiefer Fjord ins Land hinein. Er wurde später von unserm Kapitän „Dänemark-Fjord“ genannt. An seiner Mündung lag eine Insel, die gegen Süden steil abfiel. Die Insel war wohl sechzig Meter hoch, ziemlich viel höher als das Land, und wir konnten von dem Gipfel die Ufer weithin überschauen. Dem heutigen Tage zu Ehren fragte ich Ristvedt, wer der bedeutendste Mann bei der Einführung des norwegischen Grundgesetzes gewesen sei. „Falsen,“ sagte er, und so bekam die Insel den Namen „Falsen“.

Wir fuhren noch eine Strecke weiter in der Richtung eines hohen Landes, das wir an der nördlichen Küste des Fjords sahen, machten dann aber schon um fünf Uhr abends Halt. Seit langen Zeiten hatten wir immer nur deshalb unser Lager aufgeschlagen, weil wir zum Weiterfahren zu müde und ermattet waren. Heute kochte Ristvedt im Schokoladetopf Zitronenpudding, von dem wir natürlich alle beide zu viel aßen.

18. Mai. Am nächsten Morgen war das Wetter so schön, daß wir wirklich hofften, es werde nun einige Zeit so bleiben. Ich machte einige Vermessungen, und dann steuerten wir wieder auf das hohe Land zu, auf das wir auch gestern schon unsern Kurs gerichtet hatten. Aber bald verschwand alles in einem rasch aufsteigenden Nebel, und wir mußten nun von einem Eisberg zum andern, so gut es eben ging, die Richtung einhalten. Es ist nicht gut, wenn man zu häufig anhält, um die Richtung nach dem Kompaß zu kontrollieren. Bei einer so schwierigen Bahn, wie wir sie hier

hatten, ist es, als würden die Hunde durch das Warten nur noch steifer, anstatt sich auszuruhen.

Ich traute mir nun soviel Erfahrung zu, daß ich mich nicht mehr zwischen Land und Wasser täuschen könnte, wie viel Schnee auch darauf geweht sein mochte. Aber da hatte ich mir zu viel eingebildet. Während ich in dem guten Glauben, mich noch immer auf Eis zu befinden, dahinfuhr, ragte plötzlich ein Stein aus dem Schnee heraus. Hier konnte also kein Wasser sein. Kurz nachher sah ich eine kleine Eisscholle, die abgebrochen war und auf der Kante stand. Hier konnte also kein Land sein. Ich hatte die Übergänge gar nicht bemerkt und zeichnete jetzt das Ganze als einen aus Scheren und kleinen Inseln bestehenden Streifen ein, der rings um die Nordspitze des Fjords, um Kap Anker, herumlief. So nahm sich die Gegend meiner Meinung nach im Sommer aus.

Wir übernachteten bei Kap Nyegaard. Von Kap Anker aus hatten wir gesehen, daß dort das Land aufhörte; denn es erstreckte sich da ein Felsenrücken von Mount Dirckinck-Holmfeld herüber. Weiter hinaus sahen wir nichts mehr. Himmel, Land und Eis verschwammen in einem undeutlichen grauen Dunst. Wetterwolken zogen herauf. Am Nachmittag war die Sonne von einem großen Ring umgeben; Kap Anker hinter uns war nur noch an seinen Riffen zu erkennen, die an dieser Landzunge das schwere Eis zurückhielten, so daß die Oberfläche davor eben war. Nur Mount Dirckinck-Holmfeld lag mit seiner schroffen Wand von silberhellem Licht übergossen da. Dies alles deutete auf Sturm; wir waren wirklich von schlechtem Wetter verfolgt.

Am zwanzigsten Mai stand das Thermometer zum erstenmal beinahe auf Null. Als wir erwachten, regnete es, das heißt, es regnete und schneite durcheinander. Auf das Zeltdach fielen große Schneeflocken, die sogleich schmolzen und einen nassen glänzenden Flecken auf dem Zelttuch hinterließen. Aber trotzdem besserte sich das Wetter. Durch den Wind hellte es sich etwas auf; aber vor Abend konnte darum doch von Weiterreisen keine Rede sein. Der nasse Schnee hätte sich unter den Schlittenkufen zu sehr zusammen-

geballt. Erst abends um neun Uhr konnten wir aufbrechen. Das Thermometer war im Laufe des Nachmittags gefallen, und es lag jetzt eine Eisrinde auf dem Schnee; das gab eine herrliche Bahn. Als wir abfuhren war großartig schönes Wetter. Düstre Wolkengebilde von gewaltigen Formen hingen unter dem Himmelsgewölbe, und die Sonne warf helle und dunkle Strahlengarben über das Eis hin. Das war sehr schön, aber es machte einen unheimlichen, unsichern, sturmverkündenden Eindruck. Wir konnten nicht hoffen, daß das Wetter lange so schön bleiben würde; und es blieb auch nicht lange so. Um elf Uhr versank die Sonne hinter einer blauschwarzen Wolke. Wir waren eine Strecke aufs Eis hinausgegangen bis zu einem Eisberg, von dem ich der Küste entlang Peilungen vorgenommen hatte. Jetzt aber richteten wir unsern Kurs direkt auf ein hohes Kap vor uns. Auf diesem Wege kamen wir, gerade als es zu schneien anfing, an eine lange, niedrige Landspitze, Point Diedrichson. In der Hoffnung, es sei nur ein Regenschauer, der bald vorüberziehe, bauten wir indessen hier eine Warte. Aber statt besser wurde es immer schlimmer. So fuhren wir denn aufs Geratewohl in das Schneegestöber hinein, und zum Glück gelangten wir wirklich an das hohe Land. Es war ein isolierter Hügel, den ich zuerst für eine Insel hielt; er erwies sich aber später als der letzte Ausläufer des Höhenzuges rings um Mount Dirckinck-Holmfeld. Dieses Kap ist der kenntlichste Punkt der Küste; es bekam den Namen Kap Sverdrup.

21. Mai. Es war vormittags zwei Uhr, als wir unser Lager aufschlugen. Die Nachtfahrt hatte uns so schläfrig gemacht, daß wir nur Pemmikan zum Essen kochten. Wir hatten keine Lust, eine Stunde zu warten, bis das Fleisch glücklich fertig wäre. Als wir wieder erwachten, waren inzwischen gewiß elf Stunden vergangen, und wir hatten alle beide einen wahren Wolfshunger. Es war, als hätte die Pemmikanmahlzeit nicht recht vorgehalten. Wir hatten uns nur die gewohnte regelmäßige Portion von vierhundert Gramm zugemessen. Aber zu dieser Portion gehörte dann noch Schokolade, und die hatten wir aus Rücksicht auf unser

Brennmaterial nicht gekocht. So viel war klar, die Tagesration Pemmikan von achthundert Gramm als Hauptmahlzeit durfte keinesfalls beschnitten werden. Für diesmal spendierten wir uns eine extra Tasse Schokolade.

Der Gedanke, nun bald den Rückweg antreten zu müssen, stimmte uns traurig. Das schlechte Wetter hatte nur einen Vorteil: man wurde nicht zu weit von seiner Basis weggelockt. Aber schmerzlich war es doch, daß man sich mit solchen Gründen trösten mußte, die einem energischen tüchtigen Polarfahrer unbekannt sein sollten.

22. Mai. Wir kamen mit einem Rasttag bei Kap Sverdrup weg, am zweiundzwanzigsten konnten wir die Reise fortsetzen. Bei einer frischen Brise, die uns gerade ins Gesicht pfiff, ging es über die breite, flache Bucht hinüber, über „Norwegens Bucht", nördlich von Kap Sverdrup. Vor der Abreise erstieg ich Kap Sverdrup, um dort Vermessungen vorzunehmen, und fand da einen alten Zeltring. Oben auf dem Gipfel lag ein sehr großer eratischer Block. Auf diesen stellte ich einen hohen, länglichen Stein von dem Zeltring. Diese Art Warten bleiben am längsten stehen und werden am weitesten gesehen.

Der Bucht entlang war das Land ganz flach, desgleichen auch die nördliche Landspitze, Point Isachsen. Als wir diese erreicht hatten, sah ich plötzlich Ristvedt hinter mir herlaufen, und ich hielt sogleich an, zu hören, was er wollte. Er bat mich um das Fernglas. Da wußte ich, daß er irgend etwas gesehen hatte. Als ich jedoch auf das Eis hinausspähte, sah ich nichts, und ich dachte, er müsse sich getäuscht haben. Er aber hatte schon genug gesehen. „Bären," sagte er, und zwar mehr nur mit den Lippen als mit der Stimme, so sehr hatte die Jagdleidenschaft schon Besitz von ihm ergriffen, und er fürchtete, er könnte die Bären verscheuchen. So ängstlich hätte er nun nicht zu sein brauchen; es war allerdings ein Bär da, aber er war sehr weit weg. Er stand auf einer mächtigen Eisfläche, die sich von Point Isachsen weit hinauserstreckte und mit dem Packeis erst ganz weit draußen am Horizonte zusammentraf. Den Kopf mit dem sonderbar langen Hals hatte der Bär tief auf das Eis

herabgesenkt. Die Beine glichen vier kurzen Säulen. In dieser Stellung machte der Bär keinen schreckenerregenden Eindruck; aber er schlief wohl. Sein gelblicher Pelz hatte ganz dieselbe Farbe wie eine zerbrochne, schmutzige Eisscholle, und der Bär war von den andern Eisblöcken ringsum fast gar nicht zu unterscheiden. Plötzlich drehte er den Kopf nach uns um, und da sahen wir verblüffend deutlich seine schwarze Schnauze. Nichts andres im Reich der Schneekönigin, kein Stein, kein vom Schnee befreiter Fleck Erde, kein noch so tiefer Schatten ist so schwarz wie die Schnauze des Eisbären. In meilenweiter Entfernung kann man sich darüber nicht täuschen. Der Bär sah nach uns; wahrscheinlich hatte er etwas von dem Hundegebell gehört. Aber bald wendete er den Kopf wieder weg und schlief weiter.

Ristvedt ging mit Silla auf den Bären zu. In angemeßner Entfernung ließ er den Hund los, nachdem er ihm vorher die Richtung angegeben hatte. Der Hund lief zuerst nur langsam vorwärts; aber dann schien er plötzlich den Bären wahrgenommen zu haben, denn jetzt schoß er wie ein schwarzer Strich über den Schnee hin. Ich ließ noch ein paar Hunde los; sie hatten allmählich verstehen lernen, was es bedeutete, wenn Ristvedt sich mit dem Gewehr entfernte. Sausend jagten sie in seinen Fußspuren hinter ihm her – an ihm, der mühselig durch den Schnee stapfte, vorbei, und weiter, Silla nach. Ich sah durch mein Fernglas, wie der Bär den Kopf langsam den Schlitten zuwendete. Die Hunde bellten nicht, der Bär hatte seinen Kopf vielleicht nur zufällig umgedreht. Aber was er sah, brachte plötzlich Leben in seinen Körper. Er drehte sich ganz herum und erhob den Kopf. Doch nur einen Augenblick stand er so da. Aus Erfahrung oder aus Instinkt mußte er die Wölfe kennen, die, so erbärmlich klein jeder einzelne auch im Verhältnis zu der majestätischen Größe des Bären ist, selbst einen Bären so lange jagen können, bis er erschöpft zusammenbricht. Hier sah dieser nun eine Koppel von sechs, sieben, acht solchen Geschöpfen wie schwarze Punkte auf dem Eise in sausender Eile daherkommen. Jetzt galt es das Leben! Der Frieden der Eiswüste war schrecklich gebrochen worden!

Der Bär sprang auf, mit allen vier Beinen auf einmal, und warf sich herum. Dann ging es im Galopp auf das Packeis zu – nur fort, fort, das Leben zu retten!

Aber Silla war hurtiger als der Bär. Als dieser gerade an dem Rande des rettenden Packeises angekommen war, in dessen Wirrwarr die Hunde dem hier weggewohnten Bären nicht hätten folgen können, – gerade als ihn nur noch ein paar Meter von der Rettung trennten, wurde er eingeholt. Mit einem großen Satz sprang Silla auf ihn hinauf und biß sich an seinem Halse fest. Der Bär mußte anhalten und sich herumwerfen, den Feind abzuschütteln. Und er warf sich mit solcher Geschwindigkeit herum, daß Silla loslassen mußte und auf das Eis hinausflog. Aber kaum hatte der Bär sich wieder umgedreht, um weiter zu fliehen, da hing Silla schon wieder an ihm. So ging es noch zweimal; doch jetzt waren die andern Hunde herbeigekommen, und damit war alle Hoffnung für den Bären zu Ende. Die Hunde umringten ihn; und wohin er sich auch wendete, überall hatte er einen Hund an den Fersen. Ich sah durchs Fernrohr, wie er mit einer Geschwindigkeit, die man einem solchen schwerfälligen Geschöpf gar nicht zutrauen sollte, herumtanzte und von dem Eise wie ein Gummiball aufsprang. Er wurde immer wütender. Jetzt kam Ristvedt herbei und drückte los. Die Kugel traf aber nicht tödlich. Der Bär setzte sich nur auf die Hinterbeine und focht mit den Vordertatzen in der Luft. Der Hundekreis wurde immer enger, und Silla, die ganz rasend war, sprang dem Meister Petz ans Maul. Der Bär schlug mit seiner breiten Tatze nach ihr; er mußte aber schon geschwächt sein, sonst hätte er den Hund sicher getötet. So aber dauerte es nur einige Minuten, bis Silla wieder zu sich kam. Wir hatten sie schon aufgegeben gehabt. Da war aber auch ihr Eifer für die Bärenjagd vollständig geschwunden. Der Bär starb in dem Glauben, den von seinen Feinden getötet zu haben, der ihn zuerst eingeholt und in seiner Flucht vor dem Tode aufgehalten hatte; denn Ristvedts zweiter Schuß wurde in dem Augenblick abgefeuert, wo die Hunde sich nach dem Schlag, der Silla getroffen hatte, etwas furchtsam zurückhielten; deshalb

konnte Ristvedt auch herbeikommen und dem Bären, ohne einen Hund zu treffen, eine Kugel durch den Kopf schießen.

Es war eine junge magere Bärin, ohne eine Spur von Nahrung in ihrem Magen und mit einer sonderbar hautartigen, fast fettlosen Specklage. An diesem Abend aßen wir Bärenfleisch. Eine Bärensuppe schmeckt recht gut; aber das Fleisch selbst ist grob und faserig. Und dann war es äußerst mager; trotzdem wir tüchtig davon aßen, wurden wir bald wieder hungrig. Wenn die Suppe wirklich kräftig hätte sein sollen, hätte noch ein gutes Stück Seehundspeck mit in den Topf gesteckt werden müssen.

An demselben Abend bekamen wir einen Beweis davon, wie schwer es ist, bei einer gewissen Beleuchtung Größenverhältnisse zu beurteilen. Wir hatten uns eben zum Schlafen niedergelegt, und Ristvedt wollte nur noch einmal durch das kleine Loch in unsrer Tür hinaussehen, um sich zu überzeugen, daß alles in Ordnung sei. Da sah er wieder Bären. Rasch war die Tür geöffnet, – und ganz recht, draußen auf dem Eise sahen wir etwas schmutzig Gelbes hin und her laufen. Per, Bay und Silla waren sogleich dahinter her. Gegen unsre Gewohnheit hatten wir diesmal die Hunde nicht angebunden. Wir konnten nämlich den erlegten Bären nicht ganz mitnehmen, dazu war er zu groß; so durften die Hunde nach Belieben in der Nacht daran herumknappern, und zweifellos zogen sie das Fleisch irgend einem Stück Segeltuch oder einem geteerten Tauende vor. Jetzt aber jagten sie wie rasend davon. Der Gelbe wurde eingeholt; und dann begann ein Tanz auf dem Eise, gerade wie bei dem Bären vorher. Plötzlich hörte der Tanz auf, und die Hunde kamen eilig zum Zelt zurückgelaufen, Per sogar mit dem Bären im Maule. Ich weiß nicht, woher es kam, ob es die Beleuchtung allein machte, oder ob ich bei dem raschen Ankleiden nicht so recht beobachtet hatte, oder ob der blinde Jagdeifer, der einen unweigerlich ergreift, wenn man einem so großen Wild wie dem König der Bären gegenübersteht, – aber der Bär war nur ein weißer Fuchs.

Siegesstolz kam Per mit dem Fuchs im Maule daher

und lieferte ihn ab, und am nächsten Tag wanderte die Beute in den Kessel.

Fuchsfleisch hat einen aparten Geschmack, es riecht ungefähr, wie die Luft in einem Raubtierkäfig. Aber abgesehen davon ist es an Konsistenz das beste Fleisch, das man im Winter bekommen kann. Das Bärenfleisch ist faserig, das der Schneehühner zäh und Renntierfleisch hart wie Holz. Aber der Fuchs hält sich auch im Winter wohlgenährt, das Fett ist am ganzen Körper angemessen verteilt, und das Fleisch ist mürbe. Es ist jedoch nicht viel Fleisch an so einem Fuchs; das Tier ist nicht größer als ein großes Kaninchen.

23. Mai. Am nächsten Morgen kostete es ordentlich Mühe, bis die Tiere in Gang gebracht waren, wie immer, wenn sie sich hatten satt fressen dürfen. Sie stöhnten und pusteten in dem warmen Sonnenschein. Aber es war ja nur eine Art „Katzenjammer“; deshalb genierte ich mich nicht, die Peitsche zu gebrauchen und sie damit etwas aufzumuntern. Man genierte sich freilich auch sonst nicht, aber man fühlte leichter Gewissensbisse, wenn die Hunde schon längere Zeit auf schmale Kost gesetzt waren.

An diesem Tage waren wir ordentlich vorwärts gekommen. Wir hatten zehn Grad Kälte; aber an dem schönen, stillen Tag hatte die Sonne doch schon so viel Macht über den Schnee gehabt, daß dieser sich an vielen Stellen unter den Kufen zusammengeballt hatte; die Hunde hatten auch unter der Wärme gelitten; deshalb beschlossen wir, künftig nur noch bei Nacht zu reisen.

25. Mai. An diesem ganzen Tag herrschte wunderschönes Wetter, und wir versprachen uns daher von unserm letzten Marsch noch einen großen Erfolg. Aber kaum hatten wir uns am Abend auf den Weg gemacht, als auch schon am nördlichen Himmel eine schwarze Wolkenwand mit rasender Schnelligkeit aufstieg. Es war, als sei die Sonne vom Himmel herabgefallen – so rasch wurde sie von den Wolken verhüllt. Ehe wir es merkten, war der herrliche Abend mit seiner rotglühenden Mitternachtssonne und dem leuchtenden Purpurschein und aller sonstigen Herrlichkeit in einen kalten, feuchten,

34*

traurigen Herbstabend verwandelt. Aber vorwärts mußten wir trotzdem, wir hätten doch so gerne noch zwanzig Meilen zurückgelegt. Ab und zu regulierten wir unsern Kurs wieder nach meinem Taschenkompaß; allen Anzeichen nach waren wir auf einer Bucht mit ganz ebenem Eis. Kurz nach Mitternacht kamen wir an ein Land, und gleichzeitig lichtete sich der Nebel ein wenig. Da sahen wir zu unsrer Überraschung auf allen Seiten Land. Wir waren in eine vollständig von Land umgebne Bucht hineingefahren. Sie erhielt den Namen Greeley Harbour. Ihrer ganzen Lage nach war sie ein ausgezeichneter Winterhafen, der einzige gute an der ganzen Küste. Das Wasser mußte tief genug sein, das sahen wir an zwei bis drei großen Eisbergen, die in die Bucht hineingeraten waren und unter Wasser mindestens fünf Faden Tiefe haben mußten.

An der Westseite der Bucht war das Land hoch, und ebenso auch gegen Osten. Aber zwischen zwei Hügeln war eine ganz schmale Landenge, über die wir wieder aufs Eis hinaus und dann in nördlicher Richtung weiter fuhren. Leider klärte sich das Wetter nicht auf; kalt, düster und feucht senkte sich der Nebel wieder auf alles herab und verhüllte die ganze Landschaft. Das raubte mir den Mut. Warum sich noch weiter so mühselig hindurchplagen, wenn man das Land ringsum nicht einmal sehen konnte! Und es hätte sich überhaupt nur noch um einige Meilen handeln können. Wir hielten also an und schlugen ein Lager auf, an einer niedrigen felsigen Landzunge, die den andern, die wir schon passiert hatten, sehr ähnlich war, und die nun also „Hansen farthest“ wurde.

Wer ist in seinem Leben nicht schon auf dem Punkt angekommen, wo es hieß: Bis hieher und nicht weiter! Wer das erlebt hat, weiß, wie niederdrückend es ist. Wir hatten zwar schon lange gewußt, daß wir unser Ziel nicht erreichen würden. Als wir uns in der Victoriastraße durch das Packeis hindurchplagten, hatten wir mehr als einmal gesagt, wir würden mit nur einem oder zwei Tagemärschen auf neuem Lande zufrieden sein. Obgleich wir aber so viel mehr erreicht hatten, waren wir doch niedergedrückt, weil wir nicht

bis zur Glenely-Bay gelangen konnten. Die hundert Seemeilen, die uns noch davon trennten, mußten wir leider in ihrer unbetretnen Reinheit liegen lassen: sie waren uns zu viel.

Als ich an diesem Tag mein Tagebuch mit einem „bis hierher und nicht weiter“ schloß, war es mir fast, als ob unsre ganze Arbeit umsonst gewesen wäre. Bei der Losung „vorwärts“, – da spannen sich die Muskeln, da klopft das Herz mit rascheren Schlägen, das Blut rinnt rascher durch die Adern, Kopf und Rücken richten sich auf. Das „Zurück“ aber macht einem mit einen Schlag zu einem alten, gebrochnen Mann. Es vergingen auch wirklich einige Tage, ehe Björnsons schöner Vers seinen rechten Klang wieder für mich hatte:

„Hebe den Kopf, verzage nicht,
Ob eine Hoffnung in Stücke dir bricht, –
Es glänzt dir rasch eine neue!“

Wir schrieben folgendes Dokument, das hier in einer Warte niedergelegt werden sollte:

Bis zu diesem Punkte gelangte eine Schlittenexpedition am sechsundzwanzigsten Mai 1905, die von der norwegischen Gjöaexpedition ausgeschickt worden war, und die diesen Ort „Kap Nansen“ getauft hat.

Die Lage ist $\begin{cases} 72^0 \;\; 2' \text{ N.} \\ 104^0 \; 45' \text{ W. (Grw.)} \end{cases}$

Die Küste scheint sich im Nordwesten zu verlängern.

An diesem Tag wird der Rückweg nach dem Schiff angetreten.

Kap Nansen, 26. Mai 1905.

Godfred Hansen. Per Ristvedt.

* * *

Zurück! Dieses Wort macht einen, wie ich schon gesagt habe, auf einmal zu einem alten, gebrochnen Manne Aber: heimwärts! – das klingt gleich ganz anders. Jetzt ging es heimwärts, wirklich und im Ernst heimwärts! Kap Nansen war auch für uns der äußerste Punkt; die Reise endete jetzt

nicht im Gjöahavn, sie ging weiter mit der Gjöa, sobald sich das Eis öffnete, weiter — heim —

Auf Kap Nansen erlegten wir einen Bären. Es war am Abend des sechsundzwanzigsten, als wir uns gerade zum Aufbruch fertigmachen wollten. Ristvedt sah zur Türe des Zeltes hinaus; aber anstatt Schlitten und Hunde im Halbkreis um das Zelt zu sehen, sowie die unklaren Umrisse einiger Eisblöcke und weiterhin das graue Nichts — Schnee und Luft im Nebel zusammenfließend — statt alles dessen erblickte er einen Bären nur fünf Schritte von der Zelttüre entfernt. Geladne Gewehre hatten wir jederzeit bei der Hand; einen Augenblick nur, — da hatte Ristvedt angelegt und drückte los. Der Bär fiel zu Boden, stand aber wieder auf und trabte dem Packeis zu. Das Blut lief ihm aus dem Maule. Eilig — und barfuß, wie wir waren, — liefen wir vors Zelt hinaus, die Hunde loszulassen. Aber unsre Eile war unnötig; der Bär lief etwa dreißig Schritte, dann fiel er um und war mausetot.

27. Mai. Nördlich von Kap Nansen war das Land wieder ganz flach. Gegen Süden konnten wir das hohe Land um Greely Harbour her sehen. Am deutlichsten war Mount Ovidea, der hoch über der zu seinen Füßen sich meilenweit ausbreitenden ganz flachen Ebene aufragt; er ist der auffallendste Punkt an der ganzen Küste.

Dann kehrte ich ins Zelt zurück, und die Heimreise begann.

Bei Kap Anker bogen wir in den Danmark-Fjord ein und übernachteten zehn Meilen von der Insel Cloette entfernt. Trotz des klaren Wetters konnten wir nicht bis in die Tiefe des Fjords sehen, und wir beschlossen daher, am nächsten Tag noch eine Strecke weiter hineinzufahren. Nach der Kartenskizze, die ich auf der Herfahrt gezeichnet hatte, sollte weiter drinnen nichts sein als, zwischen der Homan-Bucht und dem Danmark-Fjord, eine vier Meilen breite Landzunge. Ich wollte dorthin fahren und die Arbeit kontrollieren, die nur nach den Peilungen von außen her entworfen worden war.

1. Juni. Als wir der Küste entlang fuhren, sahen wir zu

unsrer Überraschung, wie schnell das gute Wetter das Aussehen des Landes verändert hatte. Die Sonne, die nun wieder den ganzen Tag am Himmel stand, schien mit voller Kraft auf den Schnee, der nun rasch der schwarzen Erde unter sich Platz machen mußte. Allerdings war aus dem Schnee noch kein Wasser geworden; er fiel nur an den Stellen, wo er aufgehäuft lag, mit jedem Tage mehr zusammen; und wo nur eine dünne Lage Schnee war, verschwand er völlig. Auf den Gipfeln der Hügel weiter drinnen im Land war es schon ganz schwärzlich, und nach kurzer Zeit konnten wir unser Lager auf das Erdreich verlegen. Es kam nämlich öfters vor, daß unsre Körperwärme durch Schlafsack und Zeltboden hindurchdrang und den Schnee schmolz, wodurch dann die Schlafsäcke naß wurden. Deshalb war ein Lager auf dem schneefreien Lande vorzuziehen. Und wenn man auf diese Weise auch keine ganz ebne Ruhestätte bekam, so war man deswegen doch immer noch nicht „die Prinzessin auf der Erbse". Ein kleiner Stein im Rücken ließ sich schon ertragen.

Während wir der Küste entlang fuhren, sahen wir öfters Hasen, meistens drei bis vier Stück zusammen. Einige von ihnen wanderten in unsern Kochtopf. Aber es war nicht leicht, mit den Schrotgewehren zum Schusse zu kommen, und mit unsrer andern Munition durften wir nicht zu verschwenderisch sein; sie war für grösseres Wild bestimmt.

Bei Kap Kofoed-Hansen erlegten wir noch einen Bären.

Am fünften Juni kamen wir an der Insel mit der Rea-Warte vorbei und fanden da unser Depot ganz unversehrt. Die Wühlmäuse hatten sich einige Mundvoll davon geholt, aber nicht mehr, als man ihnen wohl gönnen konnte. Die Wühlmaus ist nämlich ein Tier, für das ich eine gewisse Hochachtung empfinde. Verletzt man ihr Selbstgefühl, indem man ihr über den Weg läuft, so setzt sie sich entschlossen aufrecht, am liebsten mit dem Rücken gegen einen Stein. Auf den Hinterbeinen sitzend, ficht sie mit den Vorderpfoten in der Luft, genau wie ein Bär, fest entschlossen, ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Während man nun so dasteht und der Wühlmaus gegenüber bis in die

Wolken ragt -- sie reicht einem ja kaum bis an den Knöchel – lächelt man natürlich über diesen Mut. Aber trotzdem – mir hat sie Respekt eingeflößt.

Am nächsten Morgen erreichten wir draußen auf dem Eise unser Depot mit dem Seehundfleisch; es dauerte aber eine gute Weile, bis wir es fanden.

Am elften Juni fuhren wir gleich nach Mitternacht weiter der Insel Taylor entlang. Wir trafen Spuren von zwei nach Süden ziehenden Eskimoschlitten und folgten diesen Spuren in der Hoffnung, die Eskimos einzuholen. Aber diese waren aus irgend einem Grunde sehr eilig südwärts gezogen. Vielleicht wollten sie mit Stammesgenossen zusammentreffen, hatten aber die Reise in der Hoffnung auf unsre Rückkehr so lange wie möglich aufgeschoben. Bis herunter zum Delhavn Point hatten sie sich keine nächtliche Rast gegönnt. Von dieser Spitze aus richteten wir unsern Kurs quer hinüber auf die Insel Lind, die im Süden hoch und deutlich aufragte. In der Mitte des Weges machten wir Rast.

Am vierzehnten Juni fuhren wir nun zwischen das Packeis hinein. Mit Herzklopfen hatte ich bisher an alle die damit verbundnen Plackereien und Anstrengungen gedacht. Aber wahrhaftig! wir kamen sehr gnädig davon; zwei Tage brachten uns hinüber nach „Land seen by Rea“.

Gleich am ersten Tag auf dem Packeis fingen wir einen Seehund, der uns höchst willkommen war, denn unser Vorrat an Seehundspeck schmolz allmählich sehr zusammen. Gesehen hatten wir übrigens viele Seehunde seit unserm Lager unter den „vier Winden“. Kam man an einigermaßen größere ebne Stellen, so konnte man sicher sein, dort Seehunde anzutreffen, die sich sonnten. Aber sie waren äußerst scheu; und nur wo einzelne Eisblöcke dem Jäger Deckung boten, konnte er hoffen, zum Schuß zu kommen.

Sehr früh am Morgen des fünfzehnten Juni erreichten wir Land. Es war nur ein ganz kleines Inselchen; aber nach Norden, Süden und Osten sahen wir größere und kleinere Inseln. Auf dem Inselchen war vollständiger Sommer eingekehrt und fast nirgends mehr Schnee zu erblicken – frisches, grünes

Moos, Schneehühner und Eidervögel! Es kam uns wie ein wahres kleines Paradies vor, und wir gaben ihm den Namen Insel Prinzeß Ingeborg. Ich bestimmte die Breite und Länge der Insel. Die weitere karthographische Aufnahme davon wurde nur im Fluge gemacht, denn unsre Lebensmittel gingen jetzt stark auf die Neige. Wir kochten jetzt mit Speck als Brennmaterial, denn unser letzter halber Liter Petroleum mußte für so schlechtes Wetter, daß man im Freien überhaupt nicht kochen könnte, aufbewahrt werden. Unser Brot war aufgezehrt, Schokolade hatten wir nur noch für zwei Mahlzeiten, und auf der Gjöa wurden wir sicher mit Ungeduld erwartet. Aus allen diesen Gründen beeilte ich mich tunlichst.

Durch eine Menge von Inseln und Inselchen hindurch legten wir in südlicher Richtung eine Tagereise von einundzwanzig Meilen zurück. Die letzten zwei bis drei Meilen fuhren wir über eine Straße (Markham Strait), die mir vorkam, als ob sie Tiefe genug für die Gjöa haben müßte. Im Süden dieser Straße erreichten wir die Insel Brydes, von deren Spitze aus ich im Süden mehrere Inseln sehen konnte, sowie ganz draußen, in einer Entfernung von etwa fünfzehn Meilen, ein hohes, hügeliges Land, wahrscheinlich eine Insel von größerer Ausdehnung. Ich verspürte große Lust, die Inselgruppe weiter im Süden näher zu untersuchen, und wir setzten uns bereits in Bewegung. Da ich aber eigentlich der Überzeugung war, daß sich die Inseln bis zum Festland hin erstreckten (des Vorkommens von Renntieren auf den Osterinseln wegen), so dachte ich mir, die Aufgabe würde für die vorgeschrittne Jahreszeit zu weitläufig sein; und wir zogen also wieder nach Norden, östlich um die Inselgruppe herum.

Dem Archipel im Süden von der Insel Brydes gaben wir den Namen Nordenskjöld-Inseln, die Gruppe nördlich von Markham-Strait nannten wir „Royal Geographical Society's Island“, und die wichtigsten Spitzen der Insel erhielten englische Namen. Wir hielten das für passend, weil das Land zuerst von einem Engländer entdeckt worden war.

Auf dem Wege der Ostküste entlang verloren wir einen

Hund. Ristvedt hatte ihn aus seinem Gespann ausgeschirrt, weil er nicht vorwärts zu bringen gewesen war und nur Unfrieden zwischen seinen Kameraden gestiftet hatte. Es war ein brandroter, kurzbeiniger Geselle, der auf den Namen Inaksajak hörte. Faul war er schon die ganze Zeit über gewesen; und da die Hunde schon lange äußerst kräftiges Futter in Gestalt von Speck erhalten hatten, war er überdies auch recht fett geworden. Nun lief er eine Weile hinter dem Schlitten her, aber bald war ihm selbst dies zu viel; er legte sich aufs Eis und blieb da liegen. Später sahen wir nichts mehr von ihm. Mit Sicherheit hatten wir ihn am Abend beim Zelt erwartet; aber er kam nicht. Er hatte sich also wohl draußen niedergelegt und war gestorben. Im Anfang machte uns das einige Gewissensbisse; da dem Hund aber, als er ausgespannt worden war, augenscheinlich nichts gefehlt hatte, trösteten wir uns damit, daß die eigentliche Ursache seines Todes, wenn er wirklich da draußen zugrunde gegangen wäre, Faulheit gewesen sein müßte.

Am achtzehnten Juni ging es quer über die Alexanderstraße. Der Schnee im Packeis hatte sich traurig verändert. Die Eisrinde, die sich über Nacht bildete, war nicht dick genug, uns und die Hunde zu tragen. Aber glücklicherweise glitten die Schlitten darüber weg, und wir kamen doch einigermaßen vorwärts.

Unser Renntierfleisch, unser Petroleum und unsre Schokolade fanden wir bei Kap Crozier in bester Verfassung vor Nun war alle Not zu Ende; jetzt mußten wir nur noch über das ebne Eis der Simpsonstraße fahren, und dann ging es in Eilmärschen der Küste entlang.

Ein großes Ungemach war aber doch mit dem Reisen in so später Jahreszeit verknüpft. Die Hunde bekamen wunde Pfoten. Auf dem Eise lag kein Schnee mehr, und das Schneewasser hatte seine Oberfläche rauh und uneben gemacht; außerdem standen unzählige kleine Eisnadeln senkrecht empor, auf denen sich die Hunde die Ballen wund liefen. Wohin sie traten, ließen sie eine blutige Spur zurück, und einer nach dem andern mußte ausgespannt werden. Zuerst Mylius, dann Gjöa, dann Silla. Wir mußten froh

sein, daß sie wenigstens den Schlitten nachliefen. Ist eine Reise durchaus nötig, nachdem einmal die Schneeschmelze so weit vorgeschritten ist, dann muß man praktische Schuhe für die Hunde haben, sonst bringen diese die Aufgabe nicht zustande.

Während wir nun allmählich weiter kamen, tauchten immer mehr bekannte Punkte in der Landschaft auf. Die Küste bis zur Meerenge hatten wir ja früher häufig besucht. Als wir an der Insel Todd vorbeikamen und in die Pettersenbucht hineinbogen, fühlten wir uns eigentlich schon daheim. Unser letzter Lagerplatz war auf Svartheia.

Am Morgen des fünfundzwanzigsten Juni hatten wir nur noch zehn Meilen Weges vor uns. Die allmählich etwas stark mitgenommne Schlittenflagge flatterte vom Schlitten auf der Spitze eines Skis. Wir wollten doch gerne von der Gjöa so früh wie möglich entdeckt werden. Und sie sahen uns auch sehr bald; denn wir wurden mit Ungeduld erwartet. Vormittags um sieben Uhr stieg auch an Bord die Flagge auf. Lund war an diesem Morgen der erste auf Deck gewesen und hatte uns sofort gesehen. Später hörten wir, wie oft Ausschau nach uns gehalten worden war, aber immer vergebens. Immer war nichts weiter in dem wogenden Nebel zu entdecken gewesen, als das flache Eis und ganz draußen die Insel Todd. Aber nun kamen wir doch endlich daher. Um acht Uhr langten wir an der Hafenmündung an, und nun ging es eilig dem Schiffe zu. Die Hunde hatten den Ort plötzlich erkannt und verstanden, daß jetzt eine ordentliche Ruhezeit ihrer wartete.

Vom Schiffe her kam uns mit langen Schritten ein Mann entgegen, unser Chef. „Guten Tag und herzlich willkommen!“ rief er. Ja, willkommen waren wir, das konnten wir an allem merken!

Damit hatte nun unsre Reise ihr Ende erreicht. Es war eine anstrengende Zeit gewesen, denn so lange man sich in jenen Eiswüsten aufhält, muß man die Augen offen halten. Man braucht gar nichts besonders Ungeschicktes zu machen, und doch kann es einem das Leben kosten. Ein einziger Fehltritt wird mit dem Tode bestraft.

Aber es ist das Leben des freien Mannes! Frei fühlt man sich dort draußen, wo der eigne Wille Gesetz ist, ob auch das Leben hart sein mag, weil der Weg über alle Arten von Hindernissen führt. Hunger, Kälte, Nässe und Erschöpfung lernt man dort kennen. Einförmig ist die Nahrung. Der Reinlichkeit muß man Valet sagen, dort wo ein Tropfen Wasser das teuerste Gut — Brennmaterial — kostet. Aber trotzdem geht es vorwärts; jede Meile wird als ein Sieg empfunden. Und das Leben —: „La vie n'est pas un plaisir ni une douleur, mais une affaire grave, dont nous sommes chargés et qu'il faut conduire et terminer à notre honneur."

So war es uns nun wirklich gelungen, auf dem leeren Weiß der nördlichen Halbkugel eine neue Küstenstrecke einzuzeichnen, den Menschen neues Land unter die Füße zu breiten, und die Geologie, die Geographie und die natürliche Beschaffenheit dieses Landes bekannt zu machen. Achthundert Meilen hatten wir auf unsrer Reise zurückgelegt.

* * *

Als ich dort draußen auf meinem Schlitten saß, ohne irgend einen Wegweiser vor mir, weil meine Schlittenkufen die erste Spur in den Schnee jener Gegenden schnitten, da dachte ich immer, es werde mir sehr leicht fallen, nach meiner Rückkehr in die Heimat diese Reise zu beschreiben. Mir war, als sei sie von großer Bedeutung. War auch die Küste, der wir entlang fuhren, sozusagen eine eiserne, sturmumbrauste, nebelverhüllte, im Sommer und Winter in Eis geschlagne Küste, war auch das Land, das wir der Dunkelheit und dem Unwetter entrissen und in unsre Karte einzeichneten, öde und steinicht, ohne wirkliche Schönheit, ohne Nutzen für die Menschen — so war es mir doch, als stiegen aus diesen unendlichen Weiten Gedanken auf über das Große, das Schöne, das Gute, — und diese wollte ich niederschreiben. So wollte ich schreiben, daß der Leser gewissermaßen an Eindrücken reicher würde, daß er ein Gefühl von der gewaltigen Größe jener Gegenden bekäme, so wie sie sich in meiner Erinnerung für immer festgesetzt haben. Von jenen Gegenden, wo weder Weg noch Steg

zu finden ist, wo aber Gottes Sonne oder die glitzernden Sterne uns den Weg weisen.

Jetzt, am Ende meiner Arbeit, sehe ich, wie wenig ich zu geben vermocht habe; denn die Gedanken, die mich zu überwältigen gedroht hatten, waren keine Gedanken, die in Worte gekleidet werden konnten; es waren meist nur Stimmungen. Sollte es mir aber gelungen sein, in meiner Erzählung von den zwei Menschen und den zwölf Hunden, die durch den Schnee wateten, über das Eis krochen, in dem einsamen sturmumbrausten Zelt ruhten, ein lebendiges Bild zu geben, — sollte es mir auch nur ein einziges Mal gelungen sein, das festzuhalten, was dort auf jenen endlosen Weiten wohnt, in dem wilden Wind, in dem strahlenden Sonnenschein — dann habe ich doch mehr mit heimgebracht, als bloß ein paar Meilen neuen Landes auf der Karte, nördlich von „Collinson farthest“.

Ende

Ich erlaube mir hiermit, allen denen, die — in Form von Geldbeiträgen, Waren, Geschenken und Garantien — die Gjöaexpedition unterstützt haben, meinen warmen ehrerbietigen Dank auszusprechen.

S. M. König Haakon VII.	Kr.	10 000
S. M. König Oskar II.	„	10 000
Der norwegische Staat	„	40 000
Großkaufmann N. A. Stang	„	10 000
Gutsbesitzer P. M. Anker	„	10 000
Großkaufmann Mads Wiel	„	5 000
Minister Fridtjof Nansen	„	5 000
Aus dem Nansenfond	„	5 000
Frau Olava Christiansen	„	3 000
Verlagsbuchhändler W. Nygaard	„	2 500
Kammerherr Haaken Mathiesen	„	2 000
Anonym	„	2 000
The Royal Geographical Society	„	1 800
Fabrikbesitzer Kr. Berg	„	1 000
Kandidat Kristen Irgens	„	1 000
Kammerpräsident Gunnar Knudsen	„	1 000
Ostländische Petroleum-Kompagnie	„	1 000
Oberlandesgerichtsrat C. H. Homan	„	1 000
Hofjägermeister Ths. Fearnley	„	1 000
Großkaufmann Th. Schjelderup	„	1 000
Telegraphendirektor Johs. G. Heftye	„	1 000
Frau Evenstad	„	1 000
Seeversicherungsgesellschaft in Christiania	„	1 000
	Kr.	116 300

Übertrag	Kr.	116 300
Großkaufmann Hans Kiar	"	1 000
Staatsminister Karl Lövenskiold	"	1 000
Konsul M. W. Stang	"	1 000
Konsul Axel Heiberg	"	1 000
Staatsrat Joh. Thorne	"	1 000
Brauereibesitzer Ellef Ringnes	"	1 000
O. Mustad & Sohn	"	1 000
Fabrikbesitzer Chr. Skou	"	1 000
Großkaufmann Thr. Meyer	"	1 000
Fräulein Harriet Wedel Jarlsberg	"	1 000
Großkaufmann J. C. Juel	"	1 000
Großkaufmann H. F. Dessen, London	"	1 000
Schiffsreeder Th. Fagelund, London	"	1 000
Großkaufmann Jakob Heßler, West Hartlepool	"	1 000
Großkaufmann J. Jörgensen, London	"	1 000
„Ein Freund" durch Schiffsreder Fagelund	"	500
Großkaufmann J. C. Pharo, London	"	500
Ingenieur Joh. Anker	"	500
Großkaufmann J. Holst durch Schiffsreeder Fagelund	"	456,30
Großkaufmann J. W. Constantin Schröter, Cardiff	"	200
L. W. Longstaff	"	180
Union Internationale, Antwerpen, durch Kjeld Stub & Co.	"	100
Die Kgl. octr. Seeversicherungskompagnie (durch Arvid Bergvall)	"	100
The British Dominions Marine Ins. Co. (durch Arvid Bergvall)	"	100
Allgemeine Deutsche Seeversicherungsgesellschaft (durch Arvid Bergvall)	"	50
Zusammen	Kr.	133 986,30

Beiträge in Form von Waren und Instrumenten:

Proviant und Instrumente von Konsul Axel Heiberg und Gebrüder Ringnes. Instrumente von dem meteorologischen Institut und dem astronomischen Observatorium

sowie von dem internationalen Centrallaboratorium für Hafenversicherung.

Schokolade von Gebrüder Cloetta.

Tabak von F. L. Tiedemann (Inhaber Joh. H. Andresen) und Johs. N. Withs Tabakfabrik A/S.

Zündhölzer von der Zündholzfabrik Nitedal.

Apothekerwaren von Apotheker Ths. O. Alstad und Apotheker Tillies. Apotheken-Ausstattung von Nyegaard & Co. Chirurgische Instrumente und Verbandsachen von Christian Falchenberg.

Instrumente von Fr. Aug. Michelet.

Schießpulver von der Pulverfabrik Nitedal.

Bücher von H. Aschehoug & Co., Jacok Dybwad sowie Feilberg & Landmark.

Weihnachts- und Geburtstaggeschenke von den Anverwandten, Freunden und Bekannten.

Anleihen und Bürgschaften:

Bankanleihe durch Schiffsreeder O. Ditlev-Simonsen mit folgenden Mitbürgen:

Direktor Einar Björnson	Schiffsreeder Th. Peddersen
Schiffsmakler Hans Br. Blehr	Schiffsreeder Fred Olsen
Schiffsreeder Johann Bryde	Schiffsreeder Hj. Siegwarth
Schiffsreeder Ludw. Castberg	Schiffsreeder O. Ditlev-Simonsen
Schiffsreeder Joachim Grieg	
Schiffsreeder Ivar Klaveneß	Schiffsreeder Chr. V. Staubo.

Als unverzinsliches Kapital erhalten von dem Schiffsreeder Jens Amundsen, Frederikshald Kr. 1 000.

Wechselobligationen durch Minister Fridtjof Nansen:

Minister Friedtjof Nansen	Kr.	6 000
Witfrau Evenstad	„	4 000
Bankier Johs. Heftye	„	3 000
Marinekapitän Scott Hansen	„	1 000
Zusammen	Kr.	14 000

Garantie zur Deckung von Schulden durch Herrn Oberlandesgerichtsrat C. H. Homan Kr. 2 120,65.

Roald Amundsen

durch die

